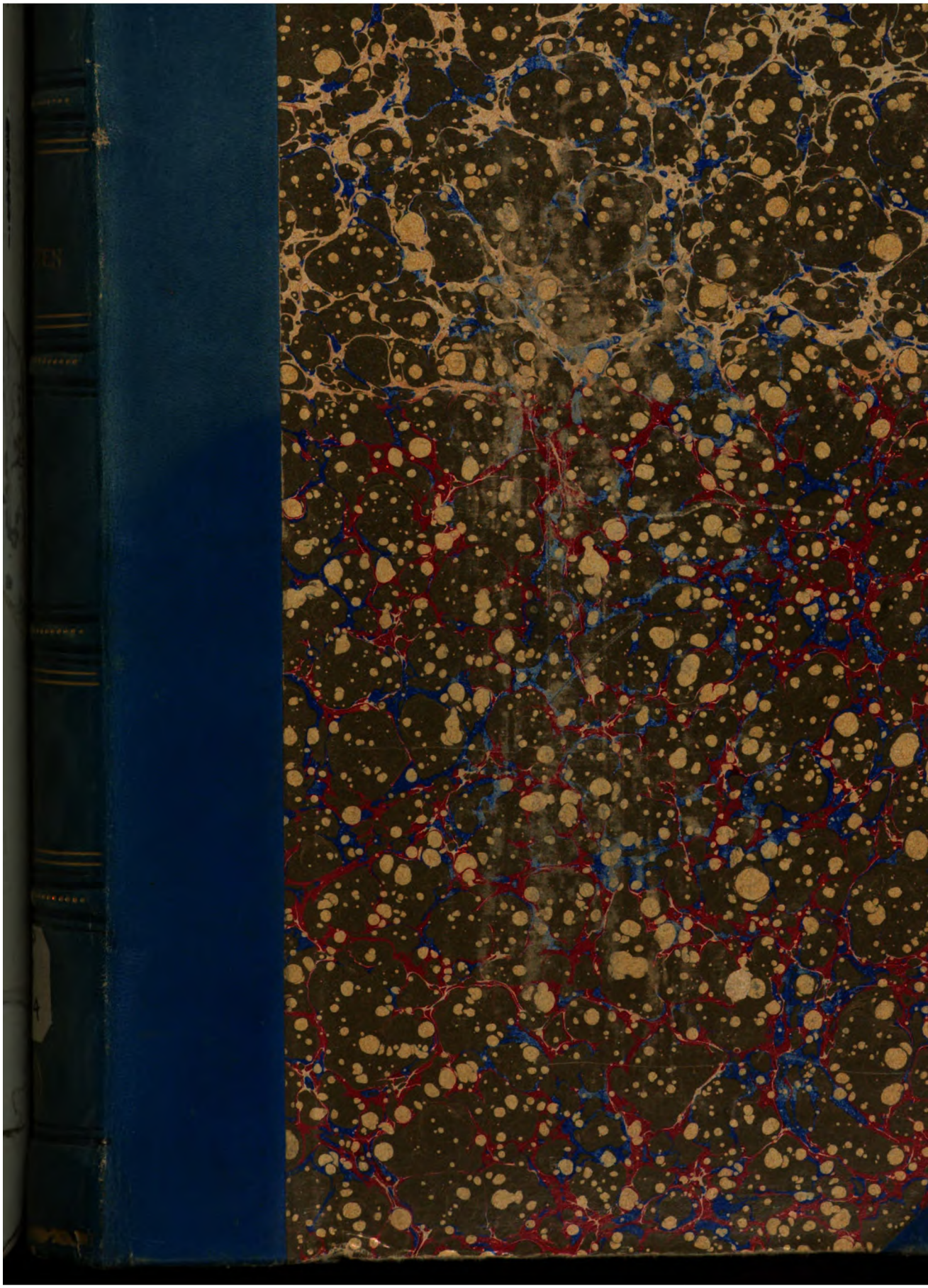


AP
30
G84

Cornell University Library

BOUGHT WITH THE INCOME
FROM THE
SAGE ENDOWMENT FUND
THE GIFT OF
Henry W. Sage
1891

A.71134 11/6/94.

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 065 543 724

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang

Erstes Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1894

A.71134

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1894. Erstes Vierteljahr

Politik, Volkswirtschaft, Rechtspflege

Neue Ziele, neue Wege. 1. Die Grundlagen unsers Staates. S. 1. — 2. Die Selbsttäuschung der Herrschenden. S. 168. — 3. Die Parteien. S. 220. — 4. Die Wege zum großen Ziel. S. 273.
Die Büreaukratie in Preußen. S. 91.
Die Versöhnung. S. 258.
Die deutsche Rechtspartei. S. 404.
Der russische Handelsvertrag eine nationale Gefahr. S. 417.
Die Grundlagen des deutschen Reichs. Von einem sächsischen Historiker. S. 482.

Schäffle über die orientalische Frage. S. 57.
Die Maßregeln gegen die Anarchisten. S. 113.
Das Ministerium Windischgrätz und die Parteien in Österreich. S. 161.
Unsre deutschen Brüder in Österreich. S. 513.

Gedanken eines Grundbesitzers von 35 Ar und 49 Quadratmetern. S. 15.
Die bevorstehende Organisation des Handwerks. S. 22.
Die Leistungsfähigkeit bei der Einkommensteuer. Von Heinrich Freiherrn von Zedtlitz. S. 115.
Das Ergebnis der Börsenenquete. Von O. Bähr. S. 321.
Die Landarbeiterfrage in Mecklenburg. S. 369.
Der Identitätsnachweis und die Staffeltarife. S. 465.
Die Währungsfrage. Von O. Bähr. S. 471.
Die Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse und die Edelmetallwährungen. Von Otto Gerlach. S. 561.
Homo animal possidens. S. 617.

Die Gerichte und die Justizverwaltungen. S. 217.
Das preußische Landrecht. Zu seinem hundertjährigen Bestehen. Von Ernst Kayser. S. 232. 284.

Litteratur

Goethes Lilienmärchen. S. 31.
Ein deutscher Dichter der Reformationszeit. Von Adolf Stern. S. 82. 187.
Die Weltanschauung der Romantik und Friedrich Hebbel. Von J. Collin. S. 141. 244.
Kotzebue. S. 304.
Georg Forster. S. 354.
Herr von Müller und ein Hohenzollerndrama. S. 396.
Julian der Abtrünnige. Ein Klagelied Jeremiä vom historischen Roman. S. 495.
Für Freunde zeitgenössischer Litteratur. S. 595.
Otto Roquettes Selbstbiographie. S. 629.

Kunst

Vom Hexentanzplatz der neuen deutschen Malerei. Von Adolf Rosenberg. S. 435.
Sir Joshua Reynolds und unsre moderne Kunstanschauung. Von Konrad Lange. S. 531. 596.
Ein Wort für die neue deutsche Kunst. Nebst Entgegnung. S. 633.

Verschiednes

Die ethische Bewegung. S. 61.
Der Tierschutz. 1. S. 69. — 2. S. 125.
Das evangelische Deutschtum in Palästina. S. 181.
Schwarmgeister im Buchhandel. S. 198.
Unser Apothekerwesen. S. 296.
Rußland in Persien. S. 337.
Verlorne Kräfte. Von Charles Fink. 1. S. 343.
Die Medizinalverfassung in Preußen. S. 375.
Einiges Christentum. S. 424.
Die Sklaverei bei den antiken Dichtern. 1. S. 384. — 2. S. 573.
Die Frauenfrage. S. 517.
Unser Schiffbau. S. 625.
Gigerl. S. 641.

Am Leuchtfeuer. Von Charlotte Niese. S. 443.
Bilder aus dem Westen. Von E. Below. 9. Beim Verschollnen. S. 542. 601.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die böhmische Frage. S. 41. — Französische Ansichten. S. 44. — Vom Reichstage. S. 46. — Die Spione. S. 47. — Bildungsschwindel. S. 48. — Meisenbach. S. 49. — Fürst Bismarck und Graf Arnim-Schlagenthin. S. 97. — Handwerk und Ackerbürgertum. S. 98. — Familie und Gesellschaft in der materialistischen Wissenschaft. S. 99. — Zum philologischen Studium. S. 103. — Gewerbegerichte. S. 103. — Der Schillerpreis. S. 104. — Meisenbach überall. S. 104. — Zur Landwirtschaftslehre. S. 152. — Juristendeutsch. S. 152. — Herr Carl Bleibtreu als Abschreiber. S. 153. — Mißstände an der Breslauer Universität. S. 154. — Vom Weltkern. S. 205. — Die Touristenvereine. S. 207. — Die Skandalpresse. S. 209. —

Regungen des Partikularismus. S. 260. — Zukunftsbilder. S. 263. — Zur Charakteristik Goethes als Politiker. S. 266. — Mittelschulen. S. 269. — Jüdische Moral und christlicher Staat. S. 269. — Konservativ und liberal. S. 312. — Ein hervorragender Publizist. S. 313. — Polnischer Adel. S. 314. Archemoros. S. 314. — Ein lustiges Buch. S. 316. — Mehr Schutz für unsre Seeleute. S. 363. — Zur Irrengesetzgebung. S. 365. — Das neue Erbrecht. S. 410. — Zur Universitätslaufbahn. S. 411. — Reklame oder mehr? S. 412. — Englische Verschämtheit. S. 412. — Berichtigung. S. 413. — Die Kapitulation des Liberalismus. S. 455. — Die brasilianische Revolution. S. 456. — Der Assessorismus in Preußen. S. 462. — Preußisches Ministerialdeutsch. S. 463. — Unsre Kolonien. S. 504. — Die Archivlaufbahn. S. 507. — Zum Wagnerkultus. S. 507. — Gummiräder. S. 510. — Das rote Gespenst. S. 550. — Schulchan Aruch. S. 551. — Geistige Arbeit. S. 553. — Das Volkslied auf dem Gymnasium. S. 555. — Eine nationaldeutsche Oper. S. 557. — Vlamen und Reichsdeutsche. S. 608. — Zur Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes. S. 608. — Der Wert gerichtlicher Entscheidungen. S. 611. — Arbeitsmangel in den höhern Ständen. S. 613. — Ersatz-Leipzig vor dem Reichstage. S. 650.

Besprochene Bücher

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt worden)

*O. Lorenz, Goethes politische Lehrjahre. S. 31. 266.
H. Blum, Das deutsche Reich zur Zeit Bismarcks. S. 49.
O. O., Sibirische Briefe. S. 50.
J. v. d. Osten, Luise Dorothee, Herzogin von Sachsen-Gotha. S. 51.
L. Hevesi, Von Kalau bis Säkkingen. S. 52.
H. Reimann, Das deutsche Lied und Internationales Liederbuch. S. 53.
*F. Schnorr von Carolsfeld, Erasmus Alberus. S. 82. 187.
H. Kohl, Die politischen Reden des Fürsten Bismarck. S. 106.
H. Gebauer, Die Volkswirtschaft im Königreich Sachsen. S. 107.
F. Engels, Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates. S. 99.
F. Tönnies, Gemeinschaft und Gesellschaft. S. 99.
E. Einert, Ein Thüringer Landpfarrer im dreißigjährigen Kriege. S. 108.
Erzherzog Karl von Österreich, Aphorismen. S. 108.
C. Stern, Aus dem modernen Rußland. S. 109.
H. Griebenow, Perlen griechischer Dichtung. S. 110.
F. Rückert, Aus Sadis Diwan. S. 110.
E. Düboc, Klänge aus der Fremde. S. 110.
O. Braun, Aus allerlei Tonarten. S. 110.
v. d. Goltz, Die Aufgaben der Landwirtschaftslehre in der Gegenwart. S. 152.
Briefwechsel des Generals Leopold von Gerlach mit dem Bundestagsgesandten Otto von Bismarck. S. 156.
Otto Nippold, Wanderungen durch Japan. S. 157.
P. Weisengrün, Das Problem. S. 205.
H. Kratz, Das Weltproblem und seine Lösung in der christlichen Weltanschauung. S. 205.
J. H. Kennedy, Gottesglaube und moderne Weltanschauung. S. 205.
A. Niemann, Manas. S. 211.
E. Uchtomskij, Orientreise des Großfürstenthronfolgers von Rußland. S. 212.
M. v. Berg, Ulanenbriefe von der ersten Armee. S. 212.
H. F. Müller, Beiträge zum Verständnis der tragischen Kunst. S. 214.
M. Haberlandt, Vasantasena. S. 214.
F. Waldmann, Lenz in Briefen. S. 214.
V. Hehn, Über Goethes Hermann und Dorothea. S. 215.
J. Moser, Erinnerungen. S. 270.
*C. Rabany, Kotzebue. S. 304.
H. Oeser, Des Herrn Archemoros Gedanken. S. 314.
H. Oeser, Am Wege und abseits. S. 314.
A. Biese, Die Philosophie des Metaphorischen. S. 318.
R. Eckart, Niederdeutsche Sprichwörter und volkstümliche Redensarten. S. 320.
*A. Leitzmann, Briefe und Tagebücher. S. 354.
K. Stieler, Kulturbilder aus Bayern. S. 367.
*E. Wichert, Herr von Müller. S. 396.
*E. Wichert, Aus eignem Recht. S. 396.
N. Remy, Das jüdische Weib. S. 413.
W. Sievers, Amerika. S. 415.
*F. Dahn, Julian der Abtrünnige. S. 495.
E. Schmidt und B. Suphan, Xenien 1796. S. 511.
*J. Reynolds, Zur Ästhetik und Technik der bildenden Künste. S. 531.
O. Prange, Das rote Gespenst. S. 550.
*Neue litterarische Blätter. S. 595.
R. Koser, König Friedrich der Große. S. 655.
U. von Wilamowitz-Möllendorf, Philologie und Schulreform. S. 656.
Just Bing, Novalis. S. 657.
Batsch, Deutsch Seegras. S. 659.
C. Siegfried, Quer durch die Geographie. S. 659.

Schwarzes Bret

S. 55. — S. 158. — S. 271. — S. 320. — S. 368. — S. 464. — S. 512. — S. 558. — S. 615. — S. 660.

Neue Ziele, neue Wege

I. Die Grundlagen unſers Staates

Sind wir an dem für uns erreichbaren Ziele angelangt, und wird nun ein neuer Abweg zu neuen Leiden führen? giebt es noch Ziele, und ſtehen uns noch Aufgaben bevor? So fragten die Grenzboten in der Jubiläumsnummer am 1. Oktober 1891 und antworteten zunächſt mit dem Hinweis auf die ſoziale Frage. Aber dieſe Antwort bedarf der Erweiterung. Täglich wird es deutlicher, daß die Löſung der Jahre 1866 und 1870 nur eine vorläufige geweſen iſt, und daß uns daraus neue, rieſengroße Aufgaben erwachſen ſind, die unſre geſamte äußere und innere Politik umfaſſen. Die maßgebenden Kreiſe verſchließen vor dieſen Aufgaben beharrlich ihre Augen und weigern ſich, ſie anzuerkennen. Daran iſt zum Teil die Selbſtſucht und Bequemlichkeit der beati possidentes ſchuld, zum Teil ein Ideal — wir werden noch Gelegenheit haben, es näher zu bezeichnen —, das ſich nicht verwirklichen läßt. Und ſo beſchränkt man ſich denn darauf, über den Verfall des nationalen Gedankens, über die Verblendung der Maſſen, über die Zerfahrenheit der Parteien, über die Ideen- und Kraftloſigkeit der Regierung zu jammern. Einem Mitarbeiter der Grenzboten, der wiederholt die ſozialen Fragen behandelt hat, möge es geſtattet ſein, jenem Gejammer eine gründliche Kritik der politiſchen Lage und die ſich nach ſeiner Meinung daraus ergebenden Aufgaben und Ziele entgegenzuſtellen. Die ſozialen Verhältniſſe bilden einen weſentlichen, vielleicht ſogar den weſentlichſten Beſtandteil der Lage, aber ſie machen keineswegs die ganze Lage aus. Für heute beſchränke ich mich auf eine Unterſuchung der Grundlagen unſers Staates, wobei ich der Einfachheit wegen das deutſche Reich als Staat betrachte und von den beſondern Schwierigkeiten, die aus ſeiner Gliederung in eine Anzahl halb ſelbſtändiger Staatsweſen entſpringen, ganz abſehe.

Ein Staat kann auf die Gesamtheit seiner Bewohner, oder auf eine privilegirte Minderheit, oder auf einen unumschränkten Monarchen gegründet sein. Im letztern Falle bilden ein stehendes Heer und eine Büreaukratie das Nerven- und Muskelgeflecht, das die an sich tote Füllung des Staatsgebietes, den Nährstand, mit dem Haupte verbindet und zu einem lebendigen Leibe macht. Die reine demokratische Republik ist, von der einen Seite her gesehen, das vollkommenste, indem hier der Staat auf der denkbar breitesten Grundlage, auf dem Willen aller ruht und, da alle Staatsangehörigen lebendige Glieder sind, kein totes Füllsel enthält. Allein da sie Gleichheit der sozialen Lage voraussetzt, hat sie bis jetzt immer nur in kleinen Bauernrepubliken durchgeführt werden können, schließt also höhere Kultur, Größe und Mannichfaltigkeit aus. Die Städterepubliken des Altertums und des Mittelalters waren mit Kämpfen zwischen der Aristokratie und der Volksmasse erfüllt, und immer haben sich die am längsten und besten behauptet, die ihre ursprünglich aristokratische Verfassung aufrecht zu erhalten vermochten. Bremen, Hamburg und Lübeck haben einen Selbständigkeitsrest bis in unsre Tage herein gerettet, und in allen dreien macht die „Bürgerschaft" nur einen winzigen Teil der Einwohnerschaft aus. Die Unterthanen der durch Handel reich gewordnen Kaufherren befanden sich im allgemeinen nicht schlecht, denn diese waren meistens klug und hochherzig und handelten nach dem Grundsatze: leben und leben lassen.*) Der Rat von Venedig machte einmal in großer Kriegsnot den unterthänigen Gemeinden des Festlandes bekannt, er habe keine Truppen, sie zu schützen, und stelle es ihnen frei, sich mit den Feinden zu vertragen; sie aber erwiderten einmütig, sie würden der Republik treu bleiben und sich der Feinde erwehren, so gut es ginge.

Das alte deutsche Reich war kein Staat, sondern eben ein Reich: eine Gesamtheit von städtischen und bäuerlichen Republiken und großen Gutsherrschaften. Letztere wuchsen sich zu Staaten aus, verschlangen die Republiken und sprengten das Reich. Gleichzeitig bildete sich der Absolutismus aus, in den europäischen Großstaaten wie in den deutschen Kleinstaaten. Um 1700 gab es in Europa keine Völker mehr, sondern nur noch verschiedensprachige

*) Vor etwa dreißig Jahren, als die Arbeiterschaft schon anfing, sozialdemokratisch zu werden, aber noch nicht von fanatischem Religionshaß erfüllt war, äußerte einmal ein Arbeiterführer in der Frankfurter Zeitung: „Mit den katholischen Pfaffen können wir uns vertragen, denn die haben den Grundsatz: leben und leben lassen. Aber mit der liberalen Bourgeoisie können wir uns nicht vertragen, denn die hat den Grundsatz: selber leben und sonst niemanden leben lassen." Das ist aber heute nicht bloß Grundsatz der Bourgeoisie, sondern auch des Großgrundbesitzes von altem Adel. Wir haben heute gar keine Aristokratie mehr, keine Hochherzigkeit, keine Freigebigkeit, keine Opferwilligkeit für allgemeine und große Zwecke, sondern nur noch schäbige, plumpe, grobe, dumme Habgier, die nichts in aller Welt versteht, als, mit Luther zu reden, „schinden und schaben." (Ausnahmen bestätigen die Regel.) Das ist von großer Wichtigkeit für die Beurteilung der Lage.

Unterthanen von Majestäten und Hoheiten. Der erste, der das Volkstum wieder aufweckte, war Joseph II.; durch das Übermaß seiner unsinnigen Uniformirungswut, die keinen Rest von Volkssprache und nationaler Eigentümlichkeit mehr dulden wollte, machte er das scheintote Tschechentum, das Magyarentum, das katholische Volkstum der Niederländer wieder lebendig. In allen Winkeln der habsburgischen Monarchie erinnerten sich alle Volksreste ihrer historischen Rechte und machten sie geltend „bis auf Karl den Großen zurück," wie Josephs Nachfolger, Leopold von Toskana, klagte, der zwar in demselben liberal-absolutistischen Gedankenkreise aufgewachsen war wie sein Bruder, aber von dessen Eigensinn frei war und seine Überstürzungen verwünschte.

Dann kam die französische Revolution und erweckte alle Völker Europas zu neuem Leben. Die Franzosen stellten, zum erstenmale in der Weltgeschichte, der Politik die ungeheure Aufgabe, in Staaten von vielen Millionen Menschen eine Verfassung durchzuführen, die bis dahin nur in Gemeinwesen von wenigen tausend, höchstens von einigen hunderttausend Bewohnern für möglich gehalten worden war. Daß sich die französischen Staatsmänner geirrt haben, indem sie ihre neue Verfassung für etwas altes, für englisch hielten, wird heute allgemein anerkannt. Allein der irrigen Auffassung lag immerhin eine Wahrheit zu Grunde. Ein Hauch der Freiheit ging in der That von England aus, sobald die Geister des Festlandes mit ihm in Berührung kamen. Nur bestand die englische Freiheit nicht in der Teilnahme des Volkes an der Gesetzgebung — gerade in der großen Zeit des englischen Parlaments war es vollständig davon ausgeschlossen —, sondern in der Abwesenheit büreaukratischer Bevormundung und polizeilicher Beaufsichtigung und in der Fortdauer von Gewohnheiten kommunaler und genossenschaftlicher Selbstregierung, die wieder aufblühte, sobald sich das Volk aus seiner vorübergehenden Ohnmacht erholte, ferner in der Weite des Spielraums, der jedem unternehmenden Geiste in einem großartigen Kolonialbesitz offen stand. Die festländischen Konstitutionen aber waren kein englisches Gewächs; umgekehrt haben die Engländer in diesem Jahrhundert angefangen, durch stete Erweiterung der Wahlberechtigung ihre Verfassung den festländischen Konstitutionen ähnlich zu machen und sich dadurch in die Schwierigkeiten zu verwickeln, die diesen anhaften. Der Abscheu der Tories vor Homerule wurzelt in der klaren Erkenntnis, daß diese Maßregel einer der entscheidensten Schritte in dem Prozesse sein würde, der allmählich alle Privilegien aufhebt. Sie würde das Privilegium der den irischen Boden beherrschenden englischen Minderheit beseitigen, und hinter ihr sehen die Lords auftauchen: die Aufhebung der wallisischen, der schottischen, zuletzt der englischen Staatskirche und zu allerletzt: die Verstaatlichung des Grund und Bodens von England, dessen größter Teil einigen hundert Familien gehört.

So wenig befriedigend nun auch bisher die von der französischen Revo-

lution gestellte Aufgabe: sämtliche männliche Bewohner eines 40 bis 50 Millionen Köpfe starken Volkes zu lebendigen Gliedern des Staates zu machen, im allgemeinen gelöst sein mag, so muß man doch einräumen, daß die Lösung dort, wo die Aufgabe gestellt worden war, noch am besten ausgefallen ist. Im einzelnen betrachtet, erscheint das französische Verfassungsleben so lächerlich wie irgend eines in Europa; der französische Spießbürger ist vollkommen unschuldig an den Gesetzen, die seine Vertreter machen, und er kann meistens auch nicht einmal etwas für diese seine Vertreter, die Geschöpfe teils der Regierung, teils von Cliquen sind. Aber so weit wenigstens drücken die Kammern den Volkswillen aus, als sie die Fortdauer des Staates verbürgen. Die Franzosen in ihrer Gesamtheit wollen, daß eine Staatsregierung bestehe, die leidliche Ordnung im Innern erhält, die Landesverteidigung und die unentbehrlichen Verwaltungszweige besorgt, und sie wollen, daß ihr Staat keine Monarchie, sondern eine Republik sei, sodaß sie es in der Hand behalten, die Spitze zu wechseln, wenn sie ihnen nicht mehr gefällt. Der Franzose ist keineswegs entzückt von der Beschaffenheit seines Staatswesens, er jammert, er lacht und er schimpft über seine Minister, über seine Deputirten, über die Gesetze, über den Steuerdruck und über tausend andre Dinge, aber in Ermangelung eines bessern läßt er sich diesen Staat gefallen und zieht ihn der Anarchie wie der Monarchie vor. Gerade die Erbärmlichkeit aller französischen Regierungen seit 1870 ist ein Beweis dafür, daß die ungeheure Mehrzahl der Franzosen den Fortbestand des gegenwärtigen Staates will. Denn fände ein bedeutender Bruchteil des Volkes, ein Drittel oder die Hälfte, die Lage unerträglich, so wäre nichts leichter als eine Revolution. Das Heer ist ein Volksheer, und die Regimenter würden sich auf die Seite der Volksmassen stellen, aus denen sie sich rekrutiren. Das Heer steht im Dienste nicht eines Königs oder einer Dynastie, sondern der Republik, die das organisirte französische Volk ist, und die untadelhaft gestärkte weiße Halsbinde des Herrn Sadi Carnot ist kein Heiligtum, das französische Soldaten bewegen könnte, treu bis in den Tod zu sein — gegen die Interessen des Volkes, dessen bewaffneter Teil sie sind, und auf die eignen Brüder und Väter zu schießen. Beim Einfall eines auswärtigen Feindes würden selbstverständlich alle französischen Regimenter wie ein Mann zusammenstehen, aber von diesem Falle abgesehen giebt es nichts, was die Truppen abhalten könnte, entweder eine mißliebige Regierung zu stürzen oder einem unterdrückten Teile des Volkes zu seinem Rechte zu verhelfen. Wenn keins von beiden geschieht, so kann es nur daran liegen, daß kein Anlaß vorhanden ist. Die Regierung ist weder so mißliebig, noch so unerträglich, daß das Volk sie um jeden Preis los sein wollen müßte, und wenn es auch ohne Zweifel, wie überall in der Welt, unterdrückte Volksklassen giebt, so sind sie doch nicht zahlreich genug, einen Aufruhr wagen, einen ansehnlichen Teil des Heeres für sich gewinnen zu

können. Unter Boulanger hatten sich die unzufriednen Elemente gesammelt, aber als es zum Schlagen kam, da fand sich, daß sie zu schwach waren.

Diesen Beharrungszustand verdankt Frankreich seiner gesunden sozialen Schichtung und dem Umstande, daß bei der Langsamkeit seiner Volksvermehrung diese Schichtung keine rasche Veränderung zum schlimmern erleiden kann. Frankreich hat unter allen Ländern Europas (abgesehen vom halbasiatischen Osten) den zahlreichsten Stand kleiner Bauern und kleiner Gewerbtreibenden und die wenigsten besitzlosen Lohnarbeiter; sogar die berüchtigten sozialistischen Bergarbeiter von Carmaux sind kleine Grundbesitzer. Für ein Volk von lauter kleinen Besitzern aber versteht es sich ganz von selbst, daß es konservativ ist, seine Staatsordnung zu erhalten strebt, so lange sie nur irgend hält, und sich nicht ohne zwingende Notwendigkeit in revolutionäre Abenteuer einläßt. Den Sozialdemokraten ist dieser Zustand Frankreichs höchst unbequem. Denn da Frankreich in vielen Beziehungen das fortgeschrittenste Land Europas, da es das klassische Land der Revolution, die Pflanzstätte der kommunistischen Lehren und der Schauplatz des großmäuligsten großstädtischen Demagogentums ist, da es außerdem des mächtigen Bollwerks gegen den Umsturz entbehrt, das in einer kraftvollen Dynastie und in der Anhänglichkeit des Volkes an sie besteht, so scheint Frankreich berufen, mit der kommunistischen Revolution voranzugehen. Aber die große Zahl der Besitzenden bildet ein mächtigeres Bollwerk als die stärkste monarchische Gewalt. Daher beeifern sich die deutschen wie die französischen Sozialdemokraten bei jeder Gelegenheit, dieses Bollwerk als schadhaft darzustellen. In der Kammersitzung, in der Dupuy sein konservativ-reformatorisches Programm entwickelte, antwortete ihm Jaurès, der sozialistische Deputirte von Carmaux, in einer langen Rede und suchte namentlich den zahlreichen konservativen Bauernstand als Legende darzustellen: die Kleinbauern besäßen nur ein Viertel des anbaufähigen Bodens und seufzten unter dem Drucke der Steuern, des Wuchers und der Hypotheken; die Zahl der besitzlosen Landarbeiter, die keine Hoffnung auf Selbständigkeit hätten, berechnete er auf 4 Millionen. Die vollkommne Ruhe des Landes läßt jedoch unter den oben dargelegten Umständen diese Schwarzmalerei als übertrieben erscheinen. Wenn allerdings die Panamisten den fleißigen Weinbauern die mühsam zusammengesparten Fünffrankenstücke noch öfter aus den Strümpfen locken, so können sie nach etlichen Jahren etwas erleben; vorläufig aber werden unsre Sozialdemokraten klug handeln, wenn sie nicht zu kühne Hoffnungen auf die französischen Genossen laut werden lassen.

Bei allen andern Völkern Europas, auch bei uns, beruht der Staat in weit geringerm Maße auf dem Willen der ganzen Nation. Als 1867 der Norddeutsche Bund und 1871 das Reich durch das allgemeine Wahlrecht auf den Volkswillen gegründet ward, da lagen die Dinge noch ungefähr so wie heute in Frankreich; die Besitzenden bildeten eine so überwiegende Mehrheit,

daß, wenn man nur an den Augenblick und nicht an die Zukunft dachte, das Proletariat außer Rechnung gelassen werden konnte. Zwar hatte die Sozialdemokratie, dank Lassalle, schon in den sechziger Jahren Lärm gemacht, aber die maßgebenden Kreise brauchten sich vor einer Partei, die zum Teil ihr Geschöpf war, nicht zu fürchten; war es doch ein der Kreuzzeitung nahestehender Mann, der die Losung ausgegeben hatte, man müsse die Canaille gegen die Roture ausspielen. Allein man soll den Teufel nicht an die Wand malen; den Junkern ist ihr Plan nur allzu vollkommen geglückt, die „Roture" ist politisch tot; so mausetot, daß Dinge wie bürgerliche Freiheit in ihrem Wörterbuche gar nicht mehr vorkommen, daß sie sich blindlings dem Schutze und der Herrschaft des absoluten Militärstaats übergeben hat, und daß trotz ihrer phänomenalen Schäbigkeit aus ihren beiden Hauptkreisen, der Großindustrie und der Börse, zwei schüchterne Anläufe genommen worden sind, dem Reiche eine freiwillige Spende zur Deckung der Kosten der letzten Militärvermehrung anzubieten. Allein ist die Bourgeoisie politisch tot, so ist sie dafür wirtschaftlich desto lebendiger und eben daran, die Güter der ostelbischen Junker zu verspeisen; das Sprühteufelchen aber, womit man die Geldsäcke zu schrecken und militärfromm zu machen gedachte, hat sich zur größten politischen Partei ausgewachsen.

Dieser letzte Erfolg ist nun allerdings nicht eine Wirkung jener übermütigen Junkerpolitik, sondern der natürlichen Volksvermehrung. Da im Jahre 1870 der anbaufähige Boden Deutschlands vollständig verteilt und kein Raum für Schaffung neuen Grundbesitzes mehr vorhanden war, so mußte seitdem alle weitere Volksvermehrung proletarisch ausfallen. Denn das Nationalvermögen besteht, abgesehen von Schuldforderungen an andre Nationen, der Hauptsache nach im heimatlichen Grund und Boden. Dieser wird teils unmittelbar besessen, teils mittelbar durch Hypotheken, Renten u. s. w. Besoldungen sind Anweisungen auf einen Teil des Bodenertrages, den der Staat in Form von Steuern vorwegnimmt. Sobald die Zahl der Landgüter nicht mehr vermehrt werden kann, kann der fernere Menschenzuwachs nur noch mit Hypotheken ausgestattet werden, also durch steigende Belastung des Grundbesitzes, und die Not der Landwirtschaft, so weit eine solche wirklich vorhanden ist, besteht in weiter nichts, als darin, daß die Gutsbesitzer immer mehr Messer bekommen, indem ihre eignen Söhne samt denen der Bourgeoisie nur auf ihre Kosten mit Vermögen ausgestattet werden können. So sehr nun auch der Grundbesitzerstand durch die steigende Last bedrückt und teilweise erdrückt werden mag, so kommt dieser hypothekarische Mitbesitz doch immer nur einer Minderheit zu gute; die ungeheure Mehrzahl der Zuwachsenden gelangt nicht in den Besitz eines kleinen Kapitals. Denn je größer die Reservearmee der Lohnarbeiter wird, desto mehr sinken die Löhne, damit auch der Arbeitsverdienst der Handarbeiter, desto mehr verfällt der Mittelstand und

wird die Kapitalanhäufung begünstigt, desto mehr kommt also die steigende Belastung des Grundbesitzes nicht der Gesamtheit der industriellen Bevölkerung, sondern nur solchen zu gute, die so schon reich sind.

So wächst also die Zahl der Besitzlosen, d. h. der Feinde der Gesellschaft und des Staates, alljährlich um einige Hunderttausend. Wenn der Proletarier notwendig ein Staatsfeind ist, so ist damit natürlich nicht gesagt, daß er auch ein schlechter Patriot sein müsse. Aber gerade je leidenschaftlicher ein Besitzloser sein Vaterland liebt, desto grimmiger wird er die Einrichtung hassen, die ihn hindert, ein Stück dieses Landes als Eigentum zu erwerben, und diese Einrichtung ist eben der Staat.

Die revolutionäre Gesinnung der Besitzlosen ist etwas naturnotwendiges; sie ist überall und immer hervorgetreten, wo sich größere Massen von Besitzlosen angesammelt haben. Nur Sklaven machen eine Ausnahme, nicht allein deswegen, weil denen gewöhnlich Ehrgefühl und Energie fehlen, sondern auch deswegen, weil ihre Existenz gesichert ist, und weil das, was sie etwa zu leiden haben, nicht auf Rechnung der öffentlichen Einrichtungen, sondern auf Rechnung des Charakters ihres Herrn kommt, weshalb unzufriedne Sklaven gewöhnlich nicht Revolution machen, sondern sich durch Verbrechen an ihren Herrschaften rächen; zum Staate haben sie gar kein Verhältnis. Alle Besitzlosen dagegen, die nicht Sklaven sind, sind notwendig Feinde des Staates, und darum ist es ausnahmslos Grundsatz aller verständigen Völker gewesen, größere Massen Besitzloser nicht aufkommen zu lassen. Darauf beruhten die Koloniengründungen der Griechen, Phönizier, Karthager, die innere Kolonisation Sullas, Cäsars und einiger römischen Kaiser, die Völkerwanderung, die weiter nichts gewesen ist, als die großartige Koloniengründung der germanischen Stämme, die Gründung Neudeutschlands östlich von Elbe und Inn, die Kolonialpolitik der Holländer, Engländer und Franzosen. Es gehört ein unglaublicher Grad von Beschränktheit dazu, wenn sich unsre heutigen deutschen Politiker einbilden, im neunzehnten Jahrhundert werde sich ihnen zu Gefallen die Menschennatur plötzlich ändern, und die Proletarier würden sich dazu hergeben, als gehorsame und treu ergebne Unterthanen einen Staat zu stützen, der ihnen weder in seinem eignen Bereich eine Existenz darbietet, noch ihnen ein Kolonisationsgebiet eröffnet, ja der ihnen sogar Hindernisse in den Weg legt, wenn sie auf eigne Faust ihr Glück in der Ferne suchen wollen. Diese notwendige revolutionäre Gesinnung und Bewegung mit Eugen Richters „Irrlehren," mit frommen Traktätlein und landrätlichen Belehrungen bekämpfen, das ist genau dasselbe, wie wenn sich eine dumme katholische Dorfgemeinde vor Wasserfluten und Felsstürzen mit Weihwasser, Kreuzzeichen und kirchlichen Segenssprüchen schützen will.

Die revolutionäre Gesinnung aller Besitzlosen — ich wiederhole es — ist Naturnotwendigkeit; sie ist eine der Grundkräfte des politischen Lebens. Die sozialdemokratische Form der heutigen Proletarierbewegung ist etwas zufälliges

und nebensächliches; die englischen Arbeitermassen sind den dortigen Landlords und Kapitalisten nicht weniger gefährlich, obwohl ihre Gewerkvereine von Grundsätzen und Anschauungen ausgegangen sind, die zu denen eines Karl Marx im schärfsten Gegensatze stehen. Die hauptsächlichste Wirkung der vortrefflichen Organisation der deutschen Sozialdemokratie besteht darin, daß sie solche Thorheiten verhütet, wie Dynamitattentate sein würden. In einer Zeit, wo alle Fürsten weiter nichts als Soldaten, alle Staaten Militärstaaten sind und die Kräfte der Völker vorzugsweise für die Vorbereitung zum Kriege, d. h. zum Massenmord angestrengt werden, wo man auf allen Feldwegen mit Menschengestalten bemalte Scheiben sieht, auf die entweder bloß gezielt oder auch scharf geschossen wird, wo die Erfindung und Herstellung neuer Mordwaffen und furchtbarer Sprengstoffe zu den wichtigsten Aufgaben der Wissenschaft und der Industrie gehört, wo endlich die Lohnarbeiter in Fabriken und Gruben alljährlich zu Tausenden verbrennen, in die Luft fliegen oder Verstümmelungen erleiden, in einer Zeit, wo der verzweifelten Kerls, die nichts zu fürchten und nichts zu hoffen haben, immer mehr werden, in einer solchen Zeit und in Erinnerung der häufigen politischen und sozialen Verbrechen früherer Zeiten muß man sich über nichts mehr wundern, als daß sich der Groll der Besitzlosen so selten in Attentaten Luft macht. Für Deutschland liegt die Erklärung in der vortrefflichen Organisation und Disziplin der Sozialdemokratie, die nicht gestattet, daß mühsam errungne oder zu erringende soziale und politische Erfolge durch Thaten der Ungeduld, der Leidenschaft, des Wahnwitzes in Frage gestellt werden. Deshalb sind auch alle Berechnungen jener „Staatserhaltenden" eitel, die da hoffen, ein großes Attentat oder ein großer Putsch der Sozialdemokraten werde ihnen den Vorwand zu einem großen Gemetzel unter den Arbeitern und zu einem Staatsstreiche darbieten. Was nach dieser Richtung hin möglich war, scheint unter Puttkamer versucht worden zu sein; aber die wunderbare Selbstbeherrschung und Vorsicht, die sich die Arbeiter unter dem Sozialistengesetze anerzogen haben, hat alle jene Versuche vereitelt. In der Reichstagssitzung vom 30. November vorigen Jahres sprach Liebknecht: „Der Lockspitzel Ihring-Mahlow, der in eine andre Stelle versetzt, aber nicht bestraft worden ist, hat den Sozialdemokraten gesagt: »Ihr seid lauter Feiglinge, man muß das Schloß in die Luft sprengen,« und er hat ihnen gezeigt, wie man Bomben dazu macht." Niemand hat ihn widerlegt, und auch die Berichte über zahlreiche andre ähnliche Lockspitzeleien, die der Vorwärts von Zeit zu Zeit bringt, sind unwiderlegt und — unverfolgt geblieben. Wären sie unwahr, dann wären sie so abscheuliche Verleumdungen der Staatsregierung, daß keine Strafe schwer genug erscheinen würde, sie zu sühnen, und die Staatsanwälte, die so oft wegen lächerlicher Kleinigkeiten dreinfahren, würden sich eine solche Gelegenheit nicht haben entgehen lassen, Leute wie Liebknecht für immer unschädlich zu machen. Also das Lockspitzelsystem ist bankrott, und wer auch keine sittliche Scham mehr

kennt, den sollte wenigstens die Klugheit zurückhalten, die Wiederholung solcher Versuche auch nur andeutungsweise zu empfehlen. Das einzige, was in den Gemütern der Armen und Unterdrückten dem Keimen revolutionärer Gesinnung vorzubeugen vermöchte, das wäre die Religion, oder wenn man will, die Bigotterie. Aber die haben unsre Liberalen im protestantischen Teile des Volkes so gründlich zerstört, daß an ihre Wiederbelebung gar nicht mehr zu denken ist. Wenn man jetzt durch zahlreiche Kirchenbauten für die Berliner Heiden und durch Kirchenbesuche hoher Personen unter militärischer Bedeckung die Religion geschwind wieder herzustellen gedenkt, so — ist es schwierig, bei diesem Experiment ernsthaft zu bleiben.

Aber das Proletariat ist nicht der einzige Gegner des neuen deutschen Staates. Wir haben noch den konfessionellen Gegensatz. Diesen zu überwinden, war die Meinung der ideal gestimmten unter den Kulturkämpfern. (Was die weniger Idealen dabei dachten und wollten, mag hier unerörtert bleiben.) Der auf falschen Voraussetzungen gebaute Plan ist gescheitert, und der einzige Erfolg hat darin bestanden, daß der katholische Teil der Bevölkerung Deutschlands, der dem Preußentum vorher nur kühl und mißtrauisch gegenüberstand, jetzt von tiefer Abneigung und unversöhnlichem Groll dagegen erfüllt ist. Auch die Katholiken Westfalens und Schlesiens, die durch die weise Politik Friedrichs des Großen für die preußische Regierung und das Haus Hohenzollern innerlich gewonnen worden waren (das Volk der Rheinprovinz ist dem Preußentum stets abgeneigt geblieben), sind durch den Kulturkampf beiden gründlich entfremdet worden. Diese Leutchen sind soweit loyale Unterthanen, daß sie sich nichts werden zu schulden kommen lassen, aber von Liebe, Anhänglichkeit und Vertrauen — keine Spur mehr.

Die Abneigung des katholischen Teils beruht aber nicht bloß auf konfessionellen, sondern zugleich auf landschaftlichen und politischen Rücksichten, die nicht wenige protestantische Landsleute mit ihnen teilen. Aus Baiern werden zahlreiche Ausbrüche des wütendsten Hasses gegen Preußen gemeldet, und der bekannte bairische Revolverjournalist hat nur dadurch Einfluß erlangt, daß er sich zum Mundstück dieser Stimmung macht. Wie viel Boden die preußenfreundliche nationalliberale Partei Badens in dem Volke hat, das sie seit dreißig Jahren beherrscht, hat die Reichstagswahl von 1890 gezeigt, die die nationalliberale Vertretung wegfegte, und in den letzten Steuerdebatten des badischen Landtags haben nicht einmal die nationalliberalen Abgeordneten die neue Reichssteuer-„Reform“ zu empfehlen gewagt. Die geheimnisvollen Andeutungen endlich über Spannungen zwischen Berlin und Stuttgart besagen weiter nichts, als daß sich die württembergische Regierung der Umarmung Preußens einigermaßen zu entziehen suchen muß, wenn sie nicht den Boden im eignen Volke verlieren will. Auch in Hessen und Hannover, und zwar in rein protestantischen Kreisen dieser Provinzen, regt sich der Partikularismus.

Aber es giebt für diese Opposition noch einen höhern politischen Gesichtspunkt, der, wie gesagt, auch von manchen Protestanten, und nicht den schlechtesten, geteilt wird: den großdeutschen. Der Fehler der Großdeutschen hat seinerzeit darin bestanden, daß sie der für den Augenblick allein möglichen Lösung der deutschen Frage widerstrebten. Aber die Kleindeutschen begehen einen noch größern Fehler, wenn sie diese vorläufige Lösung für endgiltig ansehen. Ein deutsches Reich, dem von dem frühern Deutschland noch beinahe 5000 Quadratmeilen und 20 Millionen Einwohner fehlen, ist noch nicht das deutsche Reich, und der Deutsche von heute hat das Lied des alten Arndt: „Sein Vaterland muß größer sein" einstweilen weiter zu singen. In militärischer Beziehung ist das neue Reich nur eine neue Auflage des alten Preußens: ein Staat mit ganz unmöglichen Grenzen und in einer so übeln Lage, daß seine Sicherheit nicht auf der Wucht seiner Volksmassen und der Abrundung seines Gebietes beruht, sondern auf erschöpfenden Rüstungen, künstlichen Allianzen und jenem Toujours en vedette, das im Volke keine behagliche Stimmung aufkommen läßt. Endlich bringt es diese militärische Lage auch mit sich, daß sich die Deutschen den preußischen Eigentümlichkeiten mehr anbequemen müssen, als ihnen lieb und als ihnen für ihr Volkstum heilsam ist. Diese sehr achtungswerten Eigentümlichkeiten haben dem deutschen Volke in der Zeit von 1813 bis 1870 große Dienste geleistet, aber eben dasselbe, wodurch sie die Zusammenfassung der Massen zu Kraftwirkungen nach außen befördern, hindert die innere Assimilation, und vor allem: sie sind nicht eigentlich deutsch. Preußen kann und darf daher so wenig Deutschland werden, als ehedem Mazedonien Hellas werden konnte; wohl aber ist mit dieser Vergleichung der weltgeschichtliche Beruf Preußens ausgesprochen.

Und auch mit diesem berechtigten Partikularismus sind die Quellen der Unzufriedenheit noch nicht erschöpft. Preußen hat drittehalb Millionen polnischer Unterthanen. Der gemeine Mann in Posen und Westpreußen weiß die Wohlthaten einer geordneten verständigen Verwaltung, die ihm Preußen erwiesen hat, wohl zu schätzen, und bei ruhigem und geduldigem Abwarten würde die an Zahl und Kultur schwächere Nationalität von der stärkern allmählich und unmerklich absorbirt worden sein, wie das im Mittelalter in den ehemals slawischen, jetzt deutschen Landesteilen überall geschehen ist. Eines schönen Tages aber hat der preußischen Regierung, wahrscheinlich weil der Kulturkampf und das Sozialistengesetz noch nicht genug Haß gegen Preußen erregt hatten, eine stürmische Germanisirung nach dem Muster Josephs II. beliebt, und der Erfolg ist natürlich derselbe gewesen;*) der großpolnische Ge-

*) Ein konservativer Abgeordneter begründete damals seine Zustimmung zu den Regierungsvorlagen mit einem halb biblischen Spruche, der etwa lautete: „Herr, deine Wege sind dunkel, aber wir folgen dir blindlings, denn wir vertrauen dir." Dunkel war die Sache allerdings, aber doch nicht so dunkel, daß man nicht verschiedne Zusammenhänge gespürt hätte,

danke hat auch Oberschlesien ergriffen, das ehedem ganz frei davon war, die Reste des verlumpten polnischen Adels nehmen sich sittlich und wirtschaftlich zusammen, mit dem Gelde, das ihnen die Ansiedlungskommission gezahlt hat, helfen sie in den Städten ihren ärmern Landsleuten auf und begründen einen polnischen Gewerbestand, der früher nicht vorhanden war, der die Konkurrenz mit dem deutschen Gewerbestande und dem jüdischen Handelsstande aufnimmt, und die polnische Fraktion, die nach dem bewährten Rezepte der galizischen Brüder arbeitet, hat sich zum Zünglein an der Wage zu machen gewußt; sie bewilligt der Regierung alles, was sie haben will, und läßt sich dafür auf dem nationalen Gebiete bezahlen.

Nicht glücklicher ist die preußische Regierung in Elsaß-Lothringen gewesen. Aus zwei Zuschriften an die Berliner Morgenzeitung Nr. 228 vom September vorigen Jahres teilen wir folgende Sätze mit. Ein Pfälzer, der sich in Lothringen niedergelassen hat, schreibt, er kenne die Stimmung der Landleute genau, „vor allem wollen sie nicht »preußisch« sein; gegen die Beamten preußischer Herkunft hegen sie alle mehr oder weniger Haß und Mißtrauen. Für einen großen Mißgriff halte ich es, daß man die Militärpflichtigen nur in preußische Regimenter einreiht. Fast die Hälfte aller Militärpflichtigen wandert aus, manche gehen, um nicht als Preußen zu dienen, nach Baiern; haben doch dieses Jahr bei einem in Zweibrücken garnisonirenden Infanteriebataillon achtzig Mann aus dem Elsaß gedient.“ Und ein Elsässer schreibt: „Wir werden uns nicht sobald an das Gift des Religionshasses und des Kastengeistes gewöhnen, das mit der preußischen Herrschaft eingeschleppt worden ist. Bei uns konnte der Sohn eines Handwerkers so gut Offizier werden wie der Sohn eines Grafen, die katholischen Priester wurden nicht Schweinehunde geschimpft, und es wurden keine offiziellen Religionshetzen unter den Augen der Regierung veranstaltet. Um Religion haben wir uns sonst überhaupt nicht gekümmert; die war Sache jedes einzelnen; es war nicht Sitte, daß Verwaltungs-, Polizei- und Militärbehörden einem bei jeder Gelegenheit die Frage: »Welcher Konfession?« vorgelegt und, wenn man sich nicht zur Staatsreligion bekannte, einen Querkopf und Juden gescholten hätten.“

In gewissen Kreisen, die die „nationale“ Gesinnung in Erbpacht haben, ist man mit dem Bescheid auf solche Beschwerden schnell fertig. „Die Kerls sind zu nachsichtig behandelt worden und darum frech geworden; hauen, daß sie sich nicht rühren können, das ist die allein richtige Politik!“ Nun, diese Politik ist es eben, was es soweit gebracht hat, daß weiten Kreisen des

die anzudeuten damals gefährlich war. Nachträglich ist einer davon an maßgebender Stelle mit erstaunlicher Offenherzigkeit eingestanden worden, und vor einigen Wochen haben sogar die Preußischen Jahrbücher, ja! die Preußischen Jahrbücher! einen Aufsatz gebracht, dessen Grundgedanke war, auf die Dauer gehe es doch wohl nicht an, daß Preußen seine innere Politik nach den Wünschen Rußlands einrichte.

deutschen Volkes die Namen Preußen und National, oder wenigstens National-liberal, ein Greuel sind. Hätte die Regierung alle Herzenswünsche dieser „nationalen" Herren erfüllt, so würde sich heute vielleicht das Volk von Danzig bis Colmar und von der Emsmündung bis nach Oberschlesien im offnen Aufruhr befinden. Ich könnte diese Politik mit einem Worte Macaulays kritisiren; weil dieses aber die betreffenden Herren, von denen uns einige befreundet sind, tief kränken würde, so will ich sie nur mit einem Kalenderwitz abfertigen. Was fehlt dir? fragt der Pfarrer den betrübten Peter. „Meine Frau will fort von mir." So suche sie doch eines bessern zu belehren! „Das thu ich ja alle Tage; ich versuche alles mögliche; ich schimpfe sie und haue sie, und ich prügle sie alle Tage derber; aber jedesmal, wenn ich aufhöre, schreit sie: bei dir bleib ich nicht!"

Für unsre „Nationalen" ist es Glaubenssatz, daß die Regierung verpflichtet sei, bei jeder Gelegenheit gerade das zu beschließen, was ihnen angenehm und den Gegnern unangenehm ist; ja nicht einmal Gesetze, die sie an sich billigen würden, mögen sie, wenn ihnen die „Reichsfeinde" zugestimmt haben. Als der Antrag, die Ausnahmebestimmungen gegen die Jesuiten aufzuheben, vom Reichstage angenommen worden war, da riefen die Männer der Kölnischen Zeitung: Was, sollen wir uns von Ultramontanen, Polen und Sozialdemokraten Gesetze vorschreiben lassen? Und als die drei „kleinen" Handelsverträge von einer Mehrheit angenommen worden waren, für die „die Sozialdemokraten, der Freisinn, die Welfen und die Polen" den Ausschlag gegeben hatten, da betrachtete das die Schlesische Zeitung als ein Unglück und eröffnete ihre nächste Sonntagsnummer mit einem Klageliede über „den Niedergang des Reichsgedankens." Nun, das ist eben der Kernpunkt der innern politischen Krisis. Der Staat, so habe ich eingangs gesagt, kann entweder auf der Gesamtheit seiner Bewohner, oder auf einer privilegirten Minderheit, oder auf dem Monarchen ruhen. Im heutigen Deutschland befinden sich die Kreise, die sich mit Vorliebe national nennen, in der Minderheit; die Mehrheit besteht aus Katholiken, Sozialdemokraten, Polen, Elsaß-Lothringern, andern Partikularisten, Demokraten.*) Wollen die „Nationalen" auf diese Mehrheit den Staat nicht bauen, so müssen sie sich selbst als herrschende Kaste konstituiren und folgende zwei Sätze zur Grundlage der deutschen Verfassung machen: 1. Um das aktive und passive Wahlrecht zu genießen, muß man Protestant und deutscher Abstammung sein und mindestens 3000 Mark Einkommen entweder aus Grundbesitz oder von Kapitalvermögen oder als Besoldung vom Staate

*) Anhaltepunkte für die Berechnung der Stärke dieser Mehrheit giebt die von der Regierung vier Monate lang verheimlichte Statistik der letzten Reichstagswahl an die Hand. Frühere „nationale" Mehrheiten sind durch Kunststücke zustande gebracht worden, die, ein oder zweimal angewandt, nicht mehr ziehen. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die oppositionelle Mehrheit aus den oben angeführten Gründen stetig wachsen muß.

haben. 2. Um für ein höheres Reichs- oder preußisches Staatsamt befähigt zu sein, muß man außerdem Sprößling entweder des ostelbischen Adels oder einer alten vornehmen Beamtenfamilie oder eines Großindustriellen sein. Wagen das die „Nationalen" nicht, dann bleibt für sie nur der monarchische Absolutismus übrig, den wir ja thatsächlich auch schon haben, und bei dem sie ihre persönlichen und Standeswünsche durch unverantwortliche Ratgeber durchsetzen, wie sie das bei der Beseitigung des Kultusministers von Zedlitz gemacht haben. Aber diese Art Regierung unter der Maske des Konstitutionalismus durchzuführen, das wird je länger desto schwieriger; die Herren werden sich also schon zu einem Staatsstreich aufraffen müssen.

Die absolute Monarchie kann sich aber nur auf ein Heer stützen, das nicht auf der allgemeinen Dienstpflicht beruht, nicht das Volk in Waffen ist; hier liegt die Hauptschwierigkeit. Vorläufig allerdings bildet das Heer noch ein Gegengewicht gegen die Zersplitterung des Volkes in oppositionelle Parteien, denn die preußischen Heereseinrichtungen sind so vortrefflich, daß viele aus oppositionellen Volkskreisen stammende Rekruten durch den Militärdienst dem Staate — wenigstens vorübergehend — gewonnen werden. Allein die offenbare Ängstlichkeit, mit der seit etwa fünfzehn Jahren die Hüter des Staates ihrerseits vor „Verführung" behütet werden, bezeugt nur zu deutlich, wie sehr man sich an leitender Stelle der drohenden Gefahr bewußt ist; es mag gehen, so lange es geht, aber schließlich wird das „Volk in Waffen" von derselben politischen Gesinnung durchdrungen sein wie das Volk überhaupt.

Die Grundlage des deutschen Staates ist also zu schmal und wird immer schmäler; und diese schmale Grundlage scheint durch die rücksichtslose Selbstsucht des einen Bestandteils auch noch in zwei Stücke zerrissen werden zu sollen. Der Bund der Landwirte kämpft mit leidenschaftlichem Ungestüm gegen die Großindustrie, denn nicht mehr und nicht weniger bedeutet ihr Widerstand gegen den Abschluß von Handelsverträgen. In den Grenzboten ist vor kurzem auf die Künstlichkeit der Grundlage des englischen Volkslebens hingewiesen worden, und daß auch in Deutschland die natürliche Grundlage mehr und mehr durch eine künstliche ersetzt werden muß, beklage ich als ein großes Unglück. Aber da nun einmal die natürliche Grundlage vorläufig nicht ausreicht, so bleibt doch nichts übrig, als die künstliche zu Hilfe zu nehmen, wenn man nicht jedes Jahr ein paar hunderttausend überzählige Menschen totschlagen will. Der Freiherr von Stumm, der weit entfernt ist von jeder Neigung zur Schwarzmalerei — hält er doch unsre Gesellschaftsrdnung für die beste und den Sozialismus für eine heillose Verirrung —, hat dem Reichstage vorgerechnet, daß durch die Ablehnung der drei kleinen Handelsverträge 100000 Arbeiter brotlos werden würden, und der Reichskanzler hat in einer seiner Reden den Gedanken ausgeführt: die Landwirtschaft ist nicht imstande, in ihrer Produktion mit unserm Bevölkerungszuwachs von jährlich einer halben Million gleichen Schritt

zu halten (nämlich in einem Staate, der nicht für jeden Neugebornen einen weitern Morgen Landes urbar zu machen hat, ist sie das nicht imstande, andernfalls wäre sie es); dieser Zuwachs kann nur durch eingeführtes Getreide ernährt werden, das nur mit Industrieerzeugnissen bezahlt werden kann, deren Ausfuhr also steigen muß. Der Bund hat es mit seiner unredlichen Agitation (daß er geradezu Lügen verbreitet, haben ihm im Reichstage die Regierungsvertreter nachgewiesen) so weit gebracht, daß ein Teil des Bauernstandes, des konservativsten, ruhigsten, geduldigsten und loyalsten aller Stände, der Regierung in Dingen opponirt, in denen sie unbedingt Recht hat, und womit sie nur eine dringende Pflicht erfüllt; der Bund hat also die berechtigte Opposition der schlecht behandelten Bevölkerungsgruppen noch durch die gänzlich unberechtigte Opposition eines Standes verstärkt, der, wenigstens in dem vorliegenden Streitpunkte, schlechterdings keinen Grund zur Klage hat.

Die Abneignng der Mehrzahl der deutschen Reichsangehörigen gegen Preußen, gegen die Regierung und gegen die herrschenden Bevölkerungsklassen ist nicht so zu verstehen, daß die Opposition die Zertrümmerung des Reichs wünschte oder geneigt wäre, Deutschland an das Ausland zu verraten; mit dem Auslande konspirirt haben zwar oft genug deutsche Fürsten und Minister, aber niemals deutsche Bürger und Bauern, und diese werden es auch in Zukunft nicht thun. Daß die deutschen Volkskräfte zur Verteidigung des Vaterlandes und aus wirtschaftlichen Gründen zusammengefaßt werden müssen, erkennen auch alle oppositionelleu Gruppen an, und in einem Kriege gegen Rußland würden sogar die Sozialdemokraten mit ganzem Herzen dabei sein. Jene Abneigung gilt nicht dem Vaterlande, auch nicht dem Reiche, auch nicht dem Staate an sich, sondern eben bloß den oben genannten drei Gewalten im Vaterlande: Preußen, dem Bundesrate und der herrschenden Klasse. Aber es ist klar, daß bei dieser Zwiespältigkeit zwischen Regierung und Volk fröhliches Schaffen, zu dem alle Volkskräfte zusammenwirken müßten, nicht möglich ist. Das deutsche Volk kann in seiner jetzigen Lage nicht gesund werden, weil das Gewand, das man ihm 1867 und 1871 zugeschnitten hat, zu eng ausgefallen ist, und zwar in einem dreifachen Sinne zu eng: indem ein wichtiger und unentbehrlicher Teil des deutschen Landes und viele Millionen Deutsche vom Reiche ausgeschlossen worden sind, indem das den Reichsdeutschen zugemessene Gebiet für ihre wachsende Bevölkerungszahl nicht ausreicht, und indem den Deutschen insgesamt zugemutet wird, sich von spezifisch preußischen Gedanken, Einrichtungen und — Familien beherrschen zu lassen.

Gedanken eines Grundbesitzers

von 35 Ar und 49 Quadratmetern

Eingeweihte sehen schon aus der Überschrift, daß mein Grundbesitz gerade groß genug ist, bei bescheidnen Ansprüchen meinen eignen Kohl zu bauen. Wenn ich mich trotzdem dem Bunde der Landwirte angeschlossen habe, so ist das nicht etwa deshalb geschehen, weil ich aus diesem Anschluß für meine eigne Lage Verbesserung hoffte, sondern weil ich hier zwischen Reichen, d. h. Millionären, Luxuslandwirten und fleißigen, um ihr Dasein ringenden Bauern lebe, sehe wie der Hase läuft, und nach dem Sprichwort „Einigkeit macht stark" von dem Bunde Nutzen für unsern Bauernstand, ja seine Erhaltung und damit die Erhaltung unsers Volks hoffe. Ich selbst bin sehr zufrieden mit meiner Lage. Ich habe keinen Anschluß an die Wasserleitung, die mein Dorf versorgt, sondern trinke aus der Quelle, die meiner Scholle entsprudelt, sodaß ich mich im vorigen Jahre höchst unabhängig von der allgemeinen Cholerafurcht gefühlt habe. Ich habe auch keinen Anschluß an das Siel genommen, in das seit einigen Jahren unsre Dörfer, auf Anregung der ortsansässigen Millionäre und sonstigen Städter, ihren Dung in den schiffbaren Fluß führen, der bei uns vorbeifließt, sondern benutze den Dung meiner Familie, meines Pferdes, meiner Ziegen und Hühner zur Kräftigung meiner Kartoffeln, Äpfel und Birnen, meiner Gurken und meines Kohls. Etwaige Schlacken und Steine werden zur Befestigung der Wege verwandt, sonst wird alles Laub, Asche, Unkraut u. s. w. zur Dungmite verarbeitet. Meine Ziegen liefern mir meine Milch, meine Hühner die Eier, mein Pferd trägt mich zu meinem Beruf, mein Feld liefert mir meine Früchte und Gemüse, mein Garten das Reisig zur Heizung, und das alles bei 35 Ar und 49 Quadratmetern! Aber ich stehe fest auf meinem Grund und Boden, treu meinem Kaiser und obersten Kriegsherrn, ein König selbst in meinem eignen Reiche, und hier ist der Punkt, wo ich den Herrn Reichskanzler ad absurdum führen möchte. Vor sechshundert Jahren waren meine Vorfahren das mächtigste aus bäuerlichem Stande emporgewachsene Rittergeschlecht zwischen Elbe und Weser, und nur der vereinigten Macht der Hanse, deren Zorn sie durch kühne Raubzüge herausgefordert hatten, sind sie unterlegen und mußten Urfehde schwören. Aber

welche Wandlungen auch im Laufe der Jahrhunderte das alte Rittergeschlecht vom Bauern bis wieder zum Bauern durchgemacht hat, auch im Urenkel lebt noch der alte Glaube an einen Gott, den weder Pfaffen noch Laien in seiner Größe zu erkennen vermögen, das alte Freiheitsgefühl, auf der eignen Scholle König zu sein, die alte Treue zum obersten Herzog, der alte Sachsenstolz, keinem unterthan zu sein als seinen Mannespflichten und seinem Gewissen. Das entspricht nach Darwin dem Gesetz der Vererbung, Herr Graf, und da sich dieses Gesetz bei mir noch nach sechs Jahrhunderten bewährt, und bei Tausenden und Millionen im deutschen Vaterlande, Gott sei Dank, noch in gleicher Weise bewährt, so wird man gut thun, die, die die alten Vätertugenden der Germanen bewahrt haben, in ihrem Bestande zu schützen, wie es die hohen Herren heutzutage mit edelm Wild zu thun belieben. Noch hat unser Bauernstand diese Vätertugenden bewahrt trotz aller Einflüsse der Städte und ihrer Verführungen, noch ist er das Bollwerk gegen die Fluten der körperlichen, geistigen und sittlichen Entartung, noch ist er der Urquell, aus dem nicht nur dem Städteleben, nein, der ganzen Nation immer neue Kraft zufließt, noch ist er der waffentragende Hort, wenn es gilt, dem Feinde die Stirn zu bieten. Hüte man sich, das Gesetz der Vererbung für nichts zu achten und zu meinen, wenn sich der Bauer auf seiner Scholle nicht halten könne, so kämen andre, die sie billiger kauften und sich dann halten könnten. Nur wenige Geschlechter, und die freien Bauern sind in Proletarier verwandelt, in Lohnknechte, in vielen Fällen in Lohnknechte krummnasiger Geldfürsten, die in Champagner, Austern und Hurerei in den Städten den Schweiß unsers Volkes verprassen und die Kraft unsrer Landestöchter zu Grunde richten. Soll Ihr Schatten etwa, Herr Graf, nach hundert Jahren den Fehler, den eine jetzt blinde Regierung verursacht, wieder gut machen und die vernichteten Reste alter Germanentugenden zur Rettung und Erhaltung des Vaterlandes neu erwecken?

Nicht aus vorübergehenden volkswirtschaftlichen Gründen ist der heute noch vorhandne Bauernstand wie ein köstliches Überbleibsel vergangner Zeiten zu erhalten und zu schützen, nicht, weil er in Zeiten der Kriegsgefahr am besten geeignet ist, den feindlichen Sturmlauf abzufangen, es genügt auch nicht, ihn in Lohnarbeit zu erhalten, indem „kapitalkräftige“ Städter, gleichviel ob Juden oder sogenannte Christen, den Grund und Boden aufkaufen, dessen Schuldzinsen er mit allem Schweiß seiner Arbeit nicht mehr aufzubringen vermag, sondern es ist die Pflicht des Staates, zur Erhaltung unsers gesamten deutschen Volkes und Landes den jetzt noch vorhandnen freien Bauernstand wie ein heiliges Vermächtnis unsrer Väter und Urväter gegen die Stürme des kapitalistischen Zeitalters zu schützen und zu bewahren, und zwar einzig und allein um seiner selbst willen, um seiner körperlichen, geistigen und sittlichen Gesundheit willen, die der Urquell aller Kraft ist und bleiben wird, die allein imstande ist, unser Vaterland in den Zeiten der Stürme vor dem Untergange zu bewahren!

Über das „Wie“ läßt sich streiten und viel reden. Im kapitalistischen Zeitalter scheint der Hauptpunkt der Geldpunkt zu sein. Wir würden aber der Frage nach dem Verfall des Bauernstandes nicht auf den Grund gehen, wenn wir die fachmännische Bildung und den Charakter unsrer Bauern in zweite Reihe stellen wollten. Wie ein bis über die Ohren verschuldeter Hof, den sein Besitzer, jeder kaufmännischen Rechenkunst bar, im Vertrauen auf seine kräftigen Arme und die gütige Mutter Natur übernommen hat, nicht oder kaum die Zinsen seiner Schuld aufbringen kann, so wird umgekehrt ein schuldenfreier Hof, dessen Besitzer nichts von der Landwirtschaft versteht oder seine Einkünfte verjubelt, im Rausch Wiesen und Vieh verschleudert, sehr bald ein Raub des ewig beutelüsternen Juden werden. Das Bibelwort: „Wo das Aas ist, da sammeln sich die Geier“ bewahrheitet sich auch in der ländlichen Judenfrage. Wo der Jude in der hassenswerten und gehaßten Form des Güterschlächters auftritt, da ist eine Wunde in unserm Volksleben, eine faule Stelle in unserm Bauernstande, da hat in vielen, vielen Fällen Dummheit, Trägheit, Verschwendung, Liederlichkeit dem Juden die Thore geöffnet. In bäuerlich gesunden Gegenden ist der Jude nur der gern gesehene Vermittler von Handelsgeschäften, weiter nichts. Hebt das geistige, sittliche und wirtschaftliche Niveau des Bauern, dann haltet ihr auch den Juden fern. Ein Antisemitismus, der meint, er nütze dem Bauernstande, wenn er nur den Juden fern halte, ihn außer Landes dränge, gleicht dem Arzt, der sich bemüht, die Bacillen aus der Luft wegzufangen, um eine Wunde vor dem Eindringen der Spaltpilze zu schützen, anstatt darauf bedacht zu sein, die Wunde zur Heilung zu bringen. Die Hauptsache im wirtschaftlichen Leben sind und bleiben die Menschen mit ihren Trieben und ihrem sittlichen Wirken. Dieses zu stärken und zu heben ist die Hauptaufgabe. Wo aber der Lehrer oder der Pfarrer mit dem Bauern säuft, da geht bald die ganze Gegend zu Grunde, denn „wo das Aas ist, da sammeln sich die Geier“: der Jude ist da, und der Hof kommt unter den Hammer.

Freilich giebt es auch weite Strecken in unserm Vaterlande, wo der Bauer von Hause aus fleißig und nüchtern war oder ist, wo ihm aber die geringe Fruchtbarkeit des Bodens nicht gestattet, die nötigen Dungmittel zur Verbesserung seiner Ernteerträge zu kaufen, wo mit den Felderträgen der Viehstand und damit wieder in erschreckender Beschleunigung, oft im Verlaufe von wenigen Jahren, die Erträge bis zum völligen Ruin abnehmen. In andern Gegenden ist durch einseitige Forst- und Waldwirtschaft des Staats oder durch Aufkauf der Gemeindeforsten zu Jagdgebieten hoher Herren den Bauern diese Urquelle zur Verbesserung ihres ärmlichen Gebirgsbodens verschlossen und damit die Möglichkeit abgeschnitten worden, ihn in ertragfähigem Zustande zu erhalten. Nur gar zu schnell wird dann aus dem fleißigen, aber verarmten Bauern — oft genug unter der Verführung des gleichzeitig mit

Vieh, Höfen und Branntwein handelnden Juden — ein verbitterter, träger, versoffner Lump.

Wir sehen schon aus der Mannichfaltigkeit der Ursachen des Verfalls des Bauernstandes, wie mannichfaltig die Hilfe sein muß, die ihm vonnöten ist. Aber zunächst muß der Staat helfen, damit der Bauer lernt, sich wieder selbst zu helfen, und wieder fähig wird, sich selbst zu helfen.

Die Hilfe hat mit der Schule anzufangen. Der deutsche Schulmeister, „der die Schlacht von Sadowa gewonnen hat," ist und muß für alle Zeiten eine Säule unsers deutschen Volkstums bleiben. Aber statt des vorzugsweise mechanischen Auswendiglernens obrigkeitlich festgesetzter Gedächtnismengen, z. B. der Regierungsbezirke in Preußen, lehre man das Kind seine nächste Umgebung nicht nur kennen, sondern lieben, lehre es in den Wundern, die das vor dem Stadtkinde wahrhaft gottbegnadete Landkind täglich und stündlich umgeben, statt es unverstandne Glaubensbekenntnisse auswendig lernen zu lassen, seinen Gott erkennen und ihn dankbar lieben für all den Segen, der durch die Arbeit seiner Väter und Brüder dem Schoße der Erde entquillt, den Segen, der alle nährt, den Gott als Lohn für ihrer Hände Arbeit, für ihr Denken und Sorgen ihnen Jahr für Jahr aufs neue beschert. Der Lehrer muß über die Elemente der modernen Landwirtschaft, über das, was die moderne Wissenschaft als feststehend anerkannt hat, unterrichtet sein, und er muß den gereiftern unter seinen Schülern diese Elementarkenntnisse beibringen, damit sie alle, ob später Knecht oder Bauer, mit einer Grundlage von Kenntnissen aus der Schule ins praktische Leben treten, auf der sie nachher selbst weiterbauen können, und die ihnen gleichzeitig die Schule in lebendigem Zusammenhange mit dem praktischen täglichen Leben erscheinen läßt. Damit würde auch das heranwachsende Geschlecht am ehesten einen gesunden Fortschritt in das oft in hartköpfiger Weise am hergebrachten Schlendrian hängende ältere Geschlecht hineintragen. Welch ein Verhältnis, von dankbarer Erinnerung erwärmt und gehoben, würde dann zwischen Lehrer und Gemeinde bestehen!

Ich streife hier nur ferner die Notwendigkeit, in weit umfassenderer Weise, als bisher, durch staatlich angestellte, am zweckmäßigsten im Dialekt unterrichtende Wanderlehrer in Winterszeiten von Dorf zu Dorf oder gemeindeweise regelmäßige landwirtschaftliche Lehrkurse einzurichten, sowie durch Prämien, zeitweilige Steuererlasse, landwirtschaftliche Maschinen und Geräte, Zuchtvieh, Saatkorn, landwirtschaftliche Lehrbücher und Zeitschriften für besondre landwirtschaftliche Tüchtigkeit und besonders gute Instandhaltung des Hofes nebst lebendem und totem Inventar die Thätigkeit des Bauern anzuspornen und unter dem Sonnenschein des Bewußtseins, daß nicht nur der Staat, sondern das ganze Volk mit Stolz und Freude an seinem Leben und Treiben teilnimmt, seine Schaffenslust neu zu wecken.

Auch die Notwendigkeit, das Genossenschaftswesen von Staats wegen zu

fördern, kann ich hier nur kurz berühren. Wenn wir aber sehen, wie in manchen Gegenden, wo es bisher fehlte, für Milch und Butter verhältnismäßig nur geringe Preise erzielt wurden, nun dieselben Erzeugnisse infolge der bessern und wohlfeilern Herstellung und des weiterreichenden Vertriebs namhafte Erträge abwerfen, so erscheint das Verlangen, dem Genossenschaftswesen von Staats wegen größere Ausdehnung zu geben, gewiß gerechtfertigt. Das Genossenschaftswesen ist berufen, der wirksamste Konkurrent des Juden zu werden, den Gewinn, der bisher den Juden zugeflossen ist, in die Tasche des Bauern zurückzuleiten. Auch ist zu hoffen, daß es auf genossenschaftlichem Wege gelingen wird, verschiedne stellenweise bisher arg vernachlässigte Zweige der Landwirtschaft, wie die Geflügelzucht und die Eierproduktion, die Obst- und die Bienenzucht, für deren Erträge jetzt jährlich viele Millionen ins Ausland wandern, für unsern Bauernstand fruchtbar zu machen.

Ferner müßte durch staatlich begünstigte Konsumvereine, wie es in einzelnen Kreisen angebahnt ist, den Bauern, die infolge ihrer Beschäftigung trotz aller Sprichwörterweisheit von Handel und Einkauf herzlich wenig verstehen, die Möglichkeit zweckmäßigen Einkaufs von Dungmitteln, Zuchtvieh, Maschinen u. s. w. erleichtert und gewährleistet werden, nach derselben Gerechtigkeit, nach der der Staat den Städter, der sich infolge seiner Beschäftigung nicht auf die Begutachtung von Schlachtvieh, Milch, Butter u. s. w. versteht, durch Marktpolizei und Schlachthofgesetze vor Übervorteilung durch das Landvolk schützt.

Ja es scheint mir sogar dringend der Erwägung wert, ob der Staat nicht auch aus andern Gründern geradezu die Pflicht habe, eine rationelle Düngung des Ackerlandes zu verlangen und geeigneten Falls durch wirksame Unterstützung zu veranlassen. Durch mangelhafte Düngung des Bodens wird nicht nur der Ertrag für den Bauer geringer, sondern das Korn wird auch seinem Gehalte nach minderwertig. Auffallend ist in manchen bäuerlichen Bezirken der Niedergang der Rasse. Es ist zu erwägen, ob, außer sonstiger mangelhafter Lebensweise in Nahrung und Wohnung, nicht die durch mangelhafte Düngung verschlechterte Beschaffenheit des Getreides schuld oder mit schuld ist an der Verschlechterung nicht bloß der Rasse des betreffenden Landvolks, sondern auch der Bewohner der Ortschaften, die vorzugsweise mit diesem Getreide ernährt werden. Anerkanntermaßen sind Phosphorsäure und Kalk für die Ernährung des Organismus mindestens ebenso wichtig, wie die Reinheit des Fettes der Butter oder der Eiweiß- und Fettgehalt der Milch. Wir wissen seit Jahren, daß Jungvieh auf kalkarmen Weiden rachitisch wird, und erklären den für einen schlechten Landwirt, der hier nicht durch reichliche Kalkdüngung für schleunige Abhilfe sorgt. Für uns Menschen aber, für unsre Kinder ist es, so viel ich weiß, noch nicht für der Mühe wert gehalten worden, diese wichtige Frage unsrer Volksernährung, der Kraftерhaltung unsrer Rasse, in Erwägung zu ziehen.

In den ärmern Gebirgs- und Waldgegenden, wo es die Erhaltung der Bauernhöfe erheischt, dürfen die Interessen der privaten Land- und der staatlichen Waldwirtschaft nicht getrennt, sondern sie müssen mit einander in Einklang gebracht werden, und zwar nicht nur für äußerste Notfälle, wie vorigen Sommer, sondern dauernd, zur dauernden Erhaltung eines lebenskräftigen, freien Bauernstandes.

Der Vollständigkeit halber sei mit auf die Notwendigkeit hingewiesen, abgelegnen Gemeinden durch Schaffung von Verkehrsanschlüssen, Straßen, Kanälen, Bahnen Absatzgebiete zu erschließen, und zwar, wenn die Kreismittel nicht genügen, von Staats wegen. Es ist dies einer von den Punkten, die immer wiederholt werden müssen, damit sie allen und endlich auch der Regierung in Fleisch und Blut übergehen: wir müssen dafür sorgen, daß kein Glied unsers Volkskörpers krank werde, absterbe — denn wie der menschliche Körper vergiftet und verseucht wird von einem Gliede aus, das von Brand oder Blutvergiftung befallen ist, so auch unser Volkskörper. Deshalb ist der Staat verpflichtet, seine von Krankheit, d. h. wirtschaftlicher Schwäche befallnen Teile durch die Gesamtheit für die Gesamtheit zu halten und gesunden zu lassen.

Der Trunksucht, diesem Krebsschaden unsers Volkskörpers, muß endlich durch eine energische Gesetzgebung ein Ziel gesetzt werden. Es genügt nicht, daß in der Schule der Charakter gestählt werde, wenn dies auch eine Hauptaufgabe der Schule ist und bleibt, und wenn auch die Kinder schon hier über die alles Glück zerstörenden, die Gesundheit untergrabenden Wirkungen der Trunksucht aufgeklärt werden müssen, der Staat muß durch drakonische Gesetze den Hausir- und Schänkenhandel mit Branntwein aufs äußerste erschweren, muß gesetzlich ein Verfahren schaffen, das es leichter als bisher ermöglicht, notorische Trinker, die nicht nur ihre eigne Existenz, sondern auch die ihrer Familie gefährden, durch Entmündigung, und wenn nötig, durch Abführung in ein Trinkerasyl unschädlich zu machen. Solche Menschen sind nicht nur verderblich für sich und die Ihrigen, sie sind für unsre Bauern gemeingefährlich.

Die zweite Hauptfrage zur Erhaltung unsers freien Bauernstandes ist natürlich die: Wie können wir die Schuldenlast, die den Bauern jetzt drückt, erleichtern? Nach Möglichkeit wirken ja schon in dieser Richtung die ländlichen Darlehns- und die Raiffeisenschen Kassen. Aber auch hier könnte der Staat viel thun, wenn er, wo die genannten Kassen fehlen oder nicht ausreichen, auf ortsbehördliche Bescheinigung, daß der Betreffende fleißig und strebsam, kein Trinker und Spieler sei, dem Nachsuchenden aus dem großen Fonds der Alters- und Invalidenversicherung Geld, anstatt wie bisher auf dem Lande üblich zu 3 und 4 Prozent und darüber, zu 2 Prozent liehe, selbstverständlich nur in einer dem staatlichen, d. h. dem allgemeinen Gewissen genügenden Sicherheitsgrenze und nur an Grundbesitzer bis zu einer gewissen Größe des Hofes,

die sich je nach der Fruchtbarkeit des Bodens etwa zwischen dreißig und sechzig Hektar zu erstrecken hätte. Das Privatkapital, das dadurch von der Belehnung frei würde, könnte sich sofort den bis jetzt von der Alters- und Invalidenversicherung belegten Werten zuwenden, sodaß also gewissermaßen nur eine Verschiebung der Belegung stattfände, bei der der Staat ein paar Prozente einbüßte, die aber bei den hier vorhandnen kolossalen Summen kaum ins Gewicht fallen dürften, während die 2 Prozent gerade für den kleinen Grundbesitz in den meisten Fällen von lebensrettender Bedeutung sein würden. Industrie und Handwerk, die sich über die scheinbare Ungerechtigkeit in der Verwendung des zum größten Teil von ihnen zusammengetragnen Geldes beschweren möchten, mögen daran erinnert werden, daß ein lebenskräftiger Bauernstand ihr bester Abnehmer ist.

Ein zweiter Vorschlag ist der, eine Verschiebung in der Grundsteuer eintreten zu lassen, und zwar so, daß auch hier der kleine und mittlere Grundbesitz zu Ungunsten des größern entlastet würde, ein Vorschlag, der nach der neuen Landgemeindeordnung leider nicht völlig durchführbar sein wird. Kann in einzelnen Landesteilen oder Gemeinden der Großgrundbesitz durch eine derartige wirklich progressive Grundsteuer gar nicht oder nicht genügend getroffen werden, so hätte hier eine progressive Einkommensteuer ausgleichend einzugreifen. Man werfe nicht ein, daß der Großgrundbesitz diese nicht tragen könne. Handelt es sich doch nicht um Versteuerung der Bruttoeinnahme, sondern des Nettoverdienstes, und ist dieser groß genug, den Rittergutsbesitzer „repräsentiren“ zu lassen, so ist er auch groß genug, zu einem Bruchteil für seine notleidenden oder im Kampfe um ihre Existenz verkümmernden Volksgenossen von Staats wegen in zweckentsprechender Weise verwendet zu werden.

Die größere Belastung des größern Grundbesitzes würde voraussichtlich die Folge haben, den großen Grundbesitzern die Lust zum „Arrondiren“ etwas einzudämmen und durch Abgabe und Neuschaffung kleiner Bauernstellen gleichzeitig dem jetzigen Arbeitermangel in manchen Gegenden abzuhelfen. Dieser Punkt fällt zusammen mit der im Osten des Vaterlandes brennenden Frage des Zuzugs polnischer und slawischer Zuwandrer, die von den östlichen Provinzen her unser gesamtes Vaterland zu überfluten beginnen, dabei infolge ihrer mehr als bescheidnen, ihrer knechtischen Lebensansprüche unsre mit altem Germanenstolz und Freiheitsbedürfnis begabten deutschen Arbeiter und kleinen Bauern immer weiter nach Westen, ins Ausland drängen. Hat der Großgrundbesitz im Osten noch Geld genug, selbst oder durch seine Herren Söhne in der Garnison oder der Hauptstadt in Spiel und Gelagen den Adel zu „repräsentiren,“ so hat er auch noch Geld genug, seinen Volksgenossen, die ihm durch ihrer Hände Arbeit die Existenz ermöglichen, ebenfalls eine menschenwürdige, eine deutschenwürdige Existenz zu bereiten. Auf den Einwurf, daß unser Großgrundbesitz unsre Offiziere, der kleine und mittlere aber den Stamm an Mann-

schaften für unsre Armee zu decken habe, erwidern wir, daß der Edelsinn und die Tüchtigkeit des Offiziers schwerlich nach den Hunderten von Hektaren seines Herrn Vaters zu bemessen ist, und daß unsre Bauernhöfe von hundert und zweihundert Hektaren eine genügende Anzahl von tüchtigen Offizieren, Gelehrten und Beamten geliefert haben.

Ein dritter Vorschlag, der kürzlich schon von andrer Seite vorgebracht worden ist, ist die staatliche Regulirung der Kornpreise durch den alleinigen Ankauf von auswärtigem Getreide durch den Staat. Der Staat würde so billig einkaufen müssen, wie es die internationale Konkurrenz auf dem Getreidemarkt, die Billigkeit gegen den fremden Staat, sowie das friedliche Verhältnis in handelspolitischer Beziehung erlaubte. Er müßte so viel einkaufen, daß er für Zeiten des Kriegs und etwaiger Mißernten immer mit Rücksicht auf die einheimische Produktion und Konsumtion gedeckt wäre, und würde dann den Preis des Getreides nach Berechnung der Existenzfähigkeit der Landwirtschaft sowohl wie der Industrie festsetzen.

Aber eines steht fest: das alte Sprichwort hat Recht: „Hat der Bauer Geld, hats die ganze Welt," denn der Bauer prägt Geld, es muß ihm nur zu gehörigem Kurs eingewechselt werden. Und hat er Geld, so wird er auch verbrauchen, und verbraucht er, so hat wieder die Industrie zu leben. Wir leiden nicht — und das muß immer und immer wieder gesagt werden — an Überproduktion, sondern an Unterkonsumtion, wir leiden in unserm Volksorganismus nicht an Zehrfieber, sondern an Blutstauung und Verfettung einzelner Organe. Wir doktern an unserm Volkskörper mit allerhand Mittelchen herum: Strafgesetzen und Armenpflege, Trinkerasylen und Irrenanstalten, Krankenhäusern und Kinderasylen, aber wir wagen es nicht, eine ursächliche Behandlung einzuleiten, die uns von Grund aus Heilung gewährleisten würde. Das ist Volksmißwirtschaft. Möge uns in unsrer Regierung mit Gottes Hilfe gegen diese Krankheit endlich der rechte Arzt erstehen!

Die bevorstehende Organisation des Handwerks

Es ist die Pflicht der Gesellschaft, alles zu thun, um den Todeskampf des Kleinbetriebs nicht allzu schmerzhaft zu machen. Mit dieser Phrase geht ein bekanntes Berliner Blatt, dessen Gleichgiltigkeit gegen alles Nationale seit langem ruchbar ist, über die Erregung hinweg, die seit einigen Monaten angesichts der ihnen zugedachten Organisation die deutschen Handwerker ergriffen hat. Wenn die journalistischen Vorkämpfer des internationalen Großkapitals das schwere

Ringen unsrer gewerblichen Mittelstände als ein Sterben bezeichnen, das man weniger schmerzhaft machen oder gar abkürzen müsse, so verrät das von neuem, wie wenig man in jenen Kreisen imstande ist, sich über eine ebenso kurzsichtige wie brutale Geldschrankpolitik zu erheben und in ernsten Dingen einmal national, nicht egoistisch zu denken. Der Kampf, von dem wir hier reden, ist von Jahrzehnt zu Jahrzehnt heftiger entbrannt. Auf vielen Gebieten hat ja der kapitalistische Großbetrieb zum Nutzen des Ganzen Erfolge errungen, die ohne ihn vielleicht nicht möglich gewesen wären; aber damit nicht zufrieden, ist er auch dort eingedrungen, wo sich das Handwerk zu seinem Verderben eine Zeit lang sicher glaubte, und hier droht er überall, wo er sich ausdehnt, nach der Art solcher Riesen die Kleinen zu ersticken. Daß diese Entwicklung des Großbetriebs eine unermeßliche Gefahr in sich birgt, wird nur noch von wenigen bestritten; erstens von jenen Sonderlingen, die sich in der Rolle von Charakterhelden gefallen, wenn sie auch jetzt noch, bei durchaus veränderten Verhältnissen, an den veralteten Lehren des Freihandels festhalten, sodann von jener Sorte von Leuten, denen an der Erhaltung des deutschen Volkstums vermutlich deshalb nicht viel gelegen ist, weil ihnen ihre Schmarotzernatur überall und unter allen Umständen Gedeihen verspricht. Für alle übrigen steht es fest, daß der Staat dem drohenden Untergange der kleinen und mittlern Betriebe nicht mit verschränkten Armen zusehen darf, sondern auf Mittel und Wege sinnen muß, die es dem Handwerk ermöglichen, dem bisher übermächtigen Gegner unter günstigern Kampfbedingungen entgegenzutreten.

Wer die Geschichte der letzten fünfzig Jahre mit Aufmerksamkeit verfolgt, wird erkennen, daß die deutschen Regierungen im allgemeinen die Vorwürfe, die ihnen neuerdings wegen der Behandlung der Handwerkerfrage gemacht zu werden pflegen, nicht verdienen. Die Versuche, dem Handwerk durch eine besondre Organisation mehr Widerstandskraft zu geben, reichen z. B. in Preußen bis in die vierziger Jahre zurück. Aber die Innungen, die man damals ins Leben zu rufen gedachte, waren totgeborne Kinder. „Nicht das Interesse des Handwerkerstandes, seine technische und soziale Fortbildung, sondern das Verlangen nach Exklusivrechten und schlimmeres war die Ursache des Zusammentritts. Mit der Erkenntnis, daß die Innung diese selbstsüchtigen Wünsche nicht erfüllte, schwand mehr und mehr die Teilnahme, die Versammlungen wurden nicht mehr besucht, die Beiträge nicht mehr geleistet, und die meisten dieser Vereine schrumpften bis auf das Schattengerüpp der Innungsprüfungskommission zusammen.“ So urteilte damals auf Grund der Beobachtungen, die er im Auftrage der Regierung in der Rheinprovinz angestellt hatte, der Regierungsrat Mülmann; und Schmoller, dessen Ansicht vor allen andern maßgebend sein dürfte, hat, dies bestätigend, sein Urteil dahin zusammengefaßt, daß die Innungen der vierziger Jahre nicht anregend, sondern störend und hemmend gewirkt hätten.

So nahmen die Dinge ihren Lauf. Während der Mangel an genossenschaftlichem Geist, den die Handwerker bei dieser Gelegenheit verraten hatten, auch in der Folgezeit dem Großbetriebe sein Spiel erleichterte, führten die Innungen selbst in völliger Verkennung der neuen Verhältnisse ein erbärmliches Scheinleben weiter. In den gesetzgebenden Körpern aber stritt man darüber, ob die veralteten Institute als Privatgesellschaften oder als öffentlich-rechtliche Verbände behandelt werden sollten. Erst das Jahr 1869 brachte in dieser grundlegenden Frage für das Gebiet des Norddeutschen Bundes eine einheitliche Auffassung. Der Entwurf, den die Bundesregierung damals dem Reichstage vorlegte, ging von der zuletzt erwähnten Ansicht aus und wollte den Innungen einen öffentlich-rechtlichen Charakter hauptsächlich aus dem Grunde geben, weil sie eine gemeinnützige Thätigkeit entfalten könnten. Am 20. April fand die Verhandlung statt, deren Verlauf auf allen Seiten dadurch überraschte, daß der Reichstag die Ansicht der Regierung über den rechtlichen Charakter der Innungen nicht gelten ließ, sondern den Paragraphen 81 bis 96 der Gewerbeordnung eine Fassung gab, die dem Grundgedanken des Regierungsentwurfs schnurstracks zuwiderlief. Daß dies geschah, war vor allem das Werk des heutigen Finanzministers Miquel, der in einer Reihe von Anträgen den Satz verfocht, daß die Innungen lediglich privatrechtliche Vereinigungen seien. Miquels Auffassung war aber nicht etwa aus Gleichgiltigkeit gegenüber den Innungen hervorgegangen — es ist bekannt, daß er sich als Bürgermeister von Osnabrück große Verdienste um die Förderung der dortigen Innungen erworben hat —, sondern es widerstrebte seiner logischen Schärfe, diesen Körperschaften Dinge zuzumuten, die sie nach ihrer Natur unmöglich leisten könnten.

Dem Staat war mit rein privatrechtlichen Verbänden nicht gedient, und so wird man es erklärlich finden, daß er ihnen kein thatkräftiges Wohlwollen zuteil werden ließ. Dennoch wurde es von Jahr zu Jahr deutlicher, daß die unaufhaltsam fortschreitende Entwicklung des Großbetriebs in den Kreisen der Gewerbetreibenden eine erschreckende Verheerung anrichtete, eine Wahrnehmung, die bald nach der Hochflut des kapitalistischen Gründungstaumels, in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre nochmals zu dem Versuch geführt hat, den Innungen eine Bedeutung für das gesamte Handwerk beizulegen.

Die Erhebungen, die die preußische Regierung im Jahre 1878 anstellen ließ, lieferten freilich ein Ergebnis, das viele von vornherein mit Mißtrauen erfüllen mußte. In dem vorgelegten Berichte fand sich nämlich das Geständnis, daß „eine nicht geringe Zahl von Handwerkern, darunter gerade die strebsamen und vorgeschrittnen, von den Innungen nichts mehr wissen wollten, sondern eine völlig ungebundne Stellung wünschten oder in der losen Form der Gewerbevereine ein ihren Interessen mehr zusagendes Mittel erblickten." Dem entsprach es, daß in den Jahren 1869 bis 1878 nur 157 Innungen neu

errichtet worden waren; auch war es mehr als ein bloßer Zufall, daß im Westen der Monarchie, wo das gewerbliche Leben größere Bedeutung hatte, seltsamerweise das Innungswesen den geringsten Anklang zu finden schien: während es am 31. Dezember 1878 in Schlesien 1428 Innungen mit 22948 Mitgliedern gab, zählte man in der Rheinprovinz an dem genannten Tage nur 34 mit 1718 Mitgliedern. Trotzdem glaubte man angesichts der Thatsache, daß von Jahr zu Jahr eine größere Zahl selbständiger Meister in das unheimlich anschwellende Heer der Fabrikarbeiter hinabgedrängt wurde, mit einer zweckmäßigern Organisation des Kleingewerbes nicht länger zögern zu dürfen. Den verbündeten Regierungen war daher die Anregung, die sie auf den Antrag der Abgeordneten von Seydewitz, von Helldorff und Ackermann aus dem Schoße des Reichstags empfingen, aufs höchste willkommen, und schon im nächsten Jahre legten sie einen Entwurf vor, der, wie es in den Erläuterungen hieß, mit den ursprünglich nicht beabsichtigten Vorschriften der Gesetzgebung des Jahres 1869 endgiltig brechen und den Innungen zur Erfüllung der Aufgaben, die sie zum Wohl des gesamten Handwerkerstandes zu übernehmen hätten, ihren öffentlich-rechtlichen Charakter zurückgeben wollte.

Schon bei der ersten Lesung des Gesetzes am 26. März 1881 platzten die Meinungen heftig auf einander. Aus der erregten Debatte, die zu lesen gerade gegenwärtig vielen von Nutzen sein würde, wollen wir hier nur die Sätze anführen, womit der Abgeordnete Ackermann seine Stellung zur Innungsfrage begründet hat: „Was nützt dem Handwerker die volle Freiheit der Bewegung, wenn ihm dabei der Gemeinsinn, das Standesbewußtsein immer mehr verloren geht, wenn sich die Gesellen- und Lehrlingsverhältnisse immer mehr lockern, und die ganze politische, soziale und sittliche Bedeutung des Mittelstandes dahinschwindet? Für das Wohlbefinden dieser Klassen zu sorgen, gehört zu den höchsten Aufgaben des Staates, und wer sich der Lösung dieser Aufgabe entziehen will, indem er sich und andre glauben macht, es stehe die Reaktion vor der Thür, der kennt die Bedürfnisse des Volkes nicht.“

Die Herrschaft der Manchesterleute war auch hier zu Ende. Am 18. Juli 1881 traten die neuen Bestimmungen in Kraft, und als man bald nachher erfuhr, daß auf Grund des neuen Gesetzes eine große Zahl von Innungen ins Leben gerufen wurde, daß allerwärts die Handwerker selbst mit freudiger Zuversicht die Sache angriffen, da mochten sich manche der Hoffnung hingeben, daß eine der gefährlichsten Quellen des sozialen Elends verstopft sei. Von dieser Trughoffnung verleitet, ging die Gesetzgebung der folgenden Jahre in der Ausstattung der Innungen mit öffentlich-rechtlichen Befugnissen noch einige Schritte weiter. So brachte ihnen das Jahr 1884 das heißersehnte Vorrecht, daß nur ein Innungsmeister Lehrlinge halten dürfe, eine Bestimmung, die der Reichstag drei Jahre vorher aus dem Regierungsentwurf entfernt und ebenso noch im Jahre 1883 zurückgewiesen hatte.

Die Innungen hatten nunmehr den Beweis zu liefern, daß sie dem Staate thatsächlich in der Erfüllung seiner sozialen Aufgaben zu helfen vermöchten. Während nun erfreulicherweise manche den Schwerpunkt der neuen Gesetzgebung in jenen Aufgaben erblickten, die ihnen im § 97a der Reichsgewerbeordnung zugewiesen worden waren, mehrten sich auf andern Punkten die Anzeichen, daß Kräfte thätig waren, die die Handwerker von der Erfüllung dieser naheliegenden Aufgabe in eine aussichtslose Agitation hineinzudrängen suchten. Und wie es in der Regel geschieht, daß die Führer einer Bewegung, die auf die Massen zu wirken sucht, eine Zeitlang schieben, um zuletzt geschoben zu werden, so geschah es auch hier. Obgleich Herr Ackermann noch im Jahre 1884 erklärt hatte: „Wenn uns die Liberalen eine Vorliebe für Zwangsinnungen andichten, so verbinden sie damit die Vorstellung der mittelalterlichen Monopolzunft, an die heute kein vernünftiger Mensch mehr denken kann," so hatte er doch weder den Willen noch die Macht, zu verhindern, daß die Zwangsinnung in jenem von ihm getadelten Sinne die Chimäre wurde, von der die deutschen Handwerker eine Besserung ihrer Lage erwarteten. An diesem Punkte jedoch schieden sich die Geister. Viele, die bis dahin die Innungsbestrebungen unterstützt hatten, machten Halt und erklärten, daß die Zwitternatur, die die Gesetzgebung der achtziger Jahre den Innungen aufgeprägt habe, jene Vermengung von privat- und öffentlich-rechtlichen Befugnissen, vor der im Jahre 1869 der Oberbürgermeister von Osnabrück gewarnt hatte, die Wurzel des Übels sei, weil sie zuerst die Innungen von ihren nächsten Zielen abgezogen und zu unaufhörlichen Reibereien Veranlassung gegeben habe. Wir wollen es nicht verschweigen, daß diese Ansicht uns mit allem Nachdruck von Männern, die gegenwärtig in der Mitte und an der Spitze der Innungsbewegung stehen, bestätigt worden ist. Die §§ 100e und f, von denen man anfangs eine Förderung des Innungslebens erwartete, haben sich in Wirklichkeit als ein zweischneidiges Schwert erwiesen, das den Innungen, die es gegen draußenstehende Meister anwandten, mehr, als man glauben sollte, geschadet hat.

Die Reichsregierung, auf die es vor allem ankam, setzte der Forderung obligatorischer Innungen zuerst eine kühle Zurückhaltung, dann auf wiederholtes Drängen ein deutliches Nein entgegen. Die mißtrauische Unzufriedenheit, die darauf in den beteiligten Kreisen laut wurde, suchte sie wiederholt durch die Erklärung zu beschwichtigen, daß ihr die Hebung des Handwerks nach wie vor am Herzen liege, und daß sie den Gedanken an eine zweckmäßige Organisation nicht aufgegeben habe. Die Ungeduld, mit der man einer entscheidenden Maßregel entgegensah, wurde natürlich durch derartige Äußerungen eher angefacht, als gedämpft.

So standen die Dinge, als am 18. August vorigen Jahres der Reichsanzeiger die Vorschläge veröffentlichte, die der preußische Minister für Handel und Gewerbe wenige Tage zuvor den Oberpräsidenten der Monarchie für die

Organisation des Handwerks und die Regelung des Lehrlingswesens hatte zugehen lassen. Die Veröffentlichung im Reichsanzeiger geschah ausdrücklich zu dem Zweck, daß sich die interessirten Kreise mit den Vorschlägen, die als „das unverbindliche Ergebnis vorläufiger Erwägungen" dargestellt wurden, beschäftigen und ihrer Auffassung unverhohlenen Ausdruck geben möchten; die von ihnen zu erwartende Kritik werde gleich den Gutachten der Behörden bei der endgiltigen Ausarbeitung des Gesetzes Beachtung finden.

Was die Behörden auf die Vorschläge des Ministers erwidern werden, entzieht sich noch unsrer Kenntnis; dagegen hat die andre Instanz, an die sich der Minister wandte, mit ihrer Meinung so wenig hinter dem Berge gehalten, daß uns hierüber schon heute ein abschließendes Urteil möglich erscheint. Ehe wir uns aber dazu wenden, heben wir in wenigen Sätzen die entscheidenden Punkte der Vorschläge hervor.

1. Es sollen Fachgenossenschaften errichtet werden, denen nach dem Gesetz die sämtlichen Gewerbetreibenden angehören sollen, die sich nach der Art und dem Umfange ihres Betriebs als Handwerker bezeichnen lassen. 2. Den Fachgenossenschaften oder ihrem Vorstande sollen im Interesse der materiellen und sittlichen Hebung des Handwerkerstandes eine Reihe obligatorischer und fakultativer Aufgaben übertragen werden. 3. Den Gehilfen soll innerhalb der Organisation eine angemessene Vertretung zu teil werden. 4. Aus der Mitte der Fachgenossenschaften sollen Handwerkerkammern gewählt werden, denen gegenüber den Fachgenossenschaften und den übrigen Handwerkervereinigungen — Innungen und Gewerbevereinen — ein Aufsichtsrecht zusteht, und die den Behörden gegenüber die berufnen Vertreter des Handwerks sind. 5. Die Befugnis, Lehrlinge zu halten, soll an eine Reihe von Bedingungen geknüpft sein, aus deren Erfüllung im allgemeinen hervorgehen würde, daß der betreffende Meister die zur Erziehung der Lehrlinge erforderlichen Eigenschaften besitzt. 6. Nur das Bestehen einer Gesellen- und einer Meisterprüfung soll zur Führung des Meistertitels berechtigen. 7. Die Innungen sollen neben den Fachgenossenschaften bestehen bleiben, jedoch sollen ihnen die Befugnisse genommen werden, die sich über den Kreis ihrer Mitglieder hinaus erstrecken, mit andern Worten, sie sollen ihren rein privatrechtlichen Charakter zurückerhalten.

Namentlich mit diesen Punkten, die wir als den Kern aus den Vorschlägen des Handelsministers herausschälen, hat sich die öffentliche Meinung teils in zustimmendem, teils in ablehnendem Sinne beschäftigt. Einer durchaus ungeteilten Anerkennung sind wir, offen gestanden, nirgends begegnet. Beginnen wir die Übersicht auf dem linken Flügel, so sehen wir die Angriffe der freisinnigen Blätter und der ihnen verwandten Börsenpresse namentlich gegen folgende Punkte gerichtet. Die obligatorische Fachgenossenschaft sei im Grunde genommen eine obligatorische Innung, und alles, was gegen diese spreche, lasse sich auch gegen jene ins Feld führen; überdies sei der vom Mi-

nister ausgeklügelte Apparat zu schwerfällig, sodaß er seine eigne Wirkung beeinträchtigen werde und den beabsichtigten Erfolg in Frage stelle; jedenfalls werde man ohne die Fachgenossenschaften mit den Handwerkerkammern allein dem Ziele ein gutes Stück näher kommen, besonders dann, wenn man den Regierungskommissar, dem nach den Vorschlägen eine allzu wichtige Rolle zugedacht sei, ganz aus dem Spiele lasse.

Auch wir wünschen den Handwerkskammern die Ellenbogen etwas freier, als es der Minister für gut zu halten scheint, doch stoßen wir uns weniger an dem Kommissar, wenn dieser, wie wir bestimmt erwarten, kein Büreaukrat sein soll, als daran, daß man es ausschließlich dem Gutdünken der Regierung überlassen will, ob die Kammern in Dingen, die das Kleingewerbe betreffen, gehört werden sollen oder nicht. Was sonst von jener Presse über die Identität von Fachgenossenschaften und Zwangsinnungen gesagt worden ist, erscheint uns als nichtiges Gerede. Denn während in die jetzt beabsichtigten Körperschaften ohne weiteres die sämtlichen Fachgenossen eintreten sollen, würde die obligatorische Innung zwar gleichfalls alle umfassen, die das Gewerbe treiben, aber ob sie es überhaupt treiben dürften, darüber hätte die Innung, da sie über die Aufnahme neuer Mitglieder entscheidet, das letzte Wort. Daß gewisse Blätter diesen Unterschied übersehen, beweist nur, wie sehr sie sich daran gewöhnt haben, über alles, was ihnen in den Wurf kommt, mit einer durch keine Fachkenntnis getrübten Un—befangenheit zu schreibseln. Der andre Vorwurf dagegen, daß der Mechanismus der neuen Organisation zu verwickelt sei, erscheint auch uns berechtigt; man wird darauf bedacht sein müssen, ihn zu vereinfachen, ohne zugleich das Interesse an der Sache in den beteiligten Kreisen herabzustimmen.

Die meiste Zustimmung haben die Vorschläge in den gemäßigt liberalen und freikonservativen Blättern gefunden, die sich im allgemeinen der wichtigen, aber wenig dankbaren Aufgabe unterzogen, der abfälligen Kritik derer entgegenzutreten, die sich sonst, nicht ohne Grund, als die Gönner der Handwerksbestrebungen hinstellten. Wir können einem Teil der konservativen und klerikalen Zeitungen den Vorwurf nicht ersparen, daß sie bei dieser Gelegenheit das Kind mit dem Bade ausgeschüttet haben; zu solchen Ausfällen, wie wir sie z. B. in den Spalten der Germania und der Kreuzzeitung gefunden haben, liegt nicht der geringste Anlaß vor, und wir beklagen derartige Übertreibungen doppelt, weil sie dazu beigetragen haben, die gährende Mißstimmung zu erhöhen. Daß eine Organisation, die sich auf alle Berufsgenossen erstrecken soll, eine segensreiche Thätigkeit entfalten kann, wird nur von wenigen bestritten, am wenigsten vielleicht von den Innungen selbst. Woher nun die abfälligen Urteile, die an dem Plan, der diesen Gedanken zu verwirklichen strebt, kein gutes Haar lassen möchten?

Damit kommen wir zum Angelpunkt der ganzen Frage. Das Bekannt-

werden der Vorschläge rief in den Reihen der Innungsfreunde zunächst eine vollständige Panik hervor. Die einen sprachen von der Undankbarkeit der Regierung, die die Körperschaften, deren Dienste sie jahrelang in Anspruch genommen habe, nun leichten Herzens fallen lasse, andre dachten an die Schadenfreude derer, denen die Innungen von jeher ein Dorn im Auge gewesen waren, alle aber hatten im ersten Augenblick das unbestimmte Gefühl, daß die Tage der Innungen gezählt seien. Bei einem solchen Gemisch verdrießlicher Empfindungen war es nicht zu verwundern, daß die Aufforderung einzelner Heißsporne, schon jetzt die Flinte ins Korn zu werfen, lauten Wiederhall fand. Zum Glück hielt diese Stimmung nicht lange vor, und an ihre Stelle tritt allmählich, von besonnenen Männern genährt, die Überzeugung, daß man auch nach der Einführung der Fachgenossenschaften keineswegs auf die Beseitigung, sondern auf die Erhaltung und Kräftigung der Innungen hinzuarbeiten habe, da es ihnen bei einer richtigen Würdigung ihrer Aufgaben voraussichtlich gelingen werde, sich gegenüber den neuen Rivalen in einer vornehmen Stellung zu behaupten. Wir pflichten dieser Meinung im allgemeinen bei, glauben aber, daß von einer Rivalität zwischen Fachgenossenschaft und Innung überhaupt nicht die Rede sein kann. Es ist schon oben angedeutet worden, daß sich die Verquickung von privat- und öffentlich-rechtlichen Befugnissen, die durch die Gesetzgebung der achtziger Jahre in die Innungen hineingetragen worden ist, dadurch als ein Danaergeschenk erwiesen hat, daß sie einerseits die Innungen zu einer Zersplitterung ihrer Kräfte verleitete, andrerseits die nie versiegende Quelle gehässiger Streitigkeiten wurde. Je entschlossener man jetzt durch eine gründliche Operation dieser Rechtsvermengung ein Ende macht, je schärfer man die Wirkungskreise beider Körperschaften von einander trennt, desto weniger werden künftig Reibereien zu befürchten sein, und desto mehr werden die neuen Körperschaften zur Wohlfahrt des Ganzen, die alten zur Förderung ihrer Mitglieder beitragen.

Ein vergleichender Blick auf die Aufgaben der beiden Körperschaften wird zeigen, daß wir die Dinge nicht durch schön gefärbte Gläser betrachten. Durch § 97 der Reichsgewerbeordnung sind den Innungen die folgenden Aufgaben als obligatorische übertragen: 1. Die Pflege des Gemeingeistes sowie die Aufrechterhaltung und Stärkung der Standesehre unter den Mitgliedern; 2. die Förderung eines gedeihlichen Verhältnisses zwischen Meistern und Gesellen, sowie die Fürsorge für das Herbergswesen und die Nachweisung von Gesellenarbeit; 3. die nähere Regelung des Lehrlingswesens und die Fürsorge für die technische, gewerbliche und sittliche Ausbildung der Lehrlinge; 4. die Entscheidung von Streitigkeiten zwischen Innungsmitgliedern und ihren Lehrlingen. Mit diesen Aufgaben stimmen die der Fachgenossenschaften zum Teil wörtlich überein. In den Verhältnissen, die unter 2, 3 und 4 erwähnt werden, würde sich allerdings eine Rivalität ergeben können, doch nehmen wir als selbstverständlich

an, daß in derartigen Fällen der Gesell oder Lehrling, dessen Meister einer Innung angehört, auch selbst bei der Innung sein Recht zu suchen hat. Zu verhüten, daß sich hier verschiedne Auffassungen geltend machen, sodaß es unter Umständen dem rechtsuchenden Gehilfen erwünscht wäre, seine Sache vor der Fachgenossenschaft statt vor der Innung zu führen, ist Sache der Handwerkskammer, an deren Zusammensetzung die Innung im Verhältnis zu ihrer Bedeutung beteiligt werden müßte. Wir halten eine solche Bestimmung, die wir in den Vorschlägen vergebens gesucht haben, für unerläßlich, denn nur auf diesem Wege läßt sich verhüten, daß eines Tages die in den Innungen thatsächlich vorhandne Erfahrung und Opferwilligkeit von der Mehrheit der übrigen Fachgenossen zum Schweigen verurteilt würde. In dieser Hinsicht ist es von Bedeutung, daß die Innungen nach wie vor die, die sich nicht im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte befinden oder infolge gerichtlicher Anordnung in der Verfügung über ihr Vermögen beschränkt sind, auf Grund des § 100 der Gewerbeordnung nicht als Mitglieder aufnehmen dürfen. So bleibt ihnen gegenüber den Fachgenossenschaften nicht nur eine Ehrenstellung gesichert, sondern sie erweisen sich gerade dadurch zur Erfüllung der ersten Aufgabe, den Gemeingeist und die Standesehre zu pflegen, den neuen Körperschaften bei weitem überlegen.

Auf alle Fälle bedeutet es für die Innungen einen Gewinn, daß sie künftig ihre Kraft und Aufmerksamkeit auf den Kreis ihrer Mitglieder beschränken sollen; vielleicht werden sie dadurch noch mehr, als es bis jetzt der Fall war, an die Aufgaben gehen, die ihnen durch den § 97a der Gewerbeordnung als fakultative zugewiesen worden sind. Dabei denken wir nicht so sehr an die Möglichkeit, Fachschulen für Lehrlinge zu errichten oder Gesellen- und Meisterprüfungen zu veranstalten — gegenüber diesen und ähnlichen für die Gesamtheit wichtigen Aufgaben haben die Fachgenossenschaften, da sie die sämtlichen Berufsgenossen umfassen, eine natürliche Überlegenheit —, vielmehr erblicken wir in den Bestimmungen, die von der Einrichtung eines gemeinschaftlichen Geschäftsbetriebs und von der Bildung gegenseitiger Unterstützungskassen handeln, das künftige Rückgrat der Innungen. Und mehr als das: wenn die Innungen, die demnächst alle über ihren Kreis hinausgehenden Aufgaben mit Fug und Recht den neuen Körperschaften überlassen dürfen, sich mit aller Entschlossenheit diesen rein privaten Aufgaben zuwenden, so werden sie an ihrem Teil zur Gesundung des erkrankten Organismus unsrer gegenwärtigen Gesellschaft beitragen und zugleich vielleicht den Weg entdecken helfen, wie aus dem Elend der individualistischen Produktion herauszukommen ist, ohne daß die unentbehrliche Triebfeder des menschlichen Fortschritts, das persönliche Interesse, in ihrer Spannkraft geschwächt wird.

Wir glauben nachgewiesen zu haben, daß eine gefährliche Rivalität zwischen Fachgenossenschaften und Innungen nur dann zu befürchten wäre, wenn die

bevorstehende Operation nicht mit der nötigen Entschlossenheit vollzogen würde. Zu einer solchen Annahme liegt aber kein Anlaß vor. Im Gegenteil, wir glauben, daß die Verfasser der Vorschläge sich gerade über diesen Punkt durchaus klar gewesen sind und mit vollem Bewußtsein darauf hingearbeitet haben, die Fachgenossenschaften zu öffentlich-rechtlichen, die Innungen zu privatrechtlichen Körperschaften zu machen. Je besser und gründlicher diese Scheidung gelingt, desto mehr wird die beabsichtigte Organisation zum Wohle des Ganzen ausschlagen. Zu Klagen und Vorwürfen aber haben die Freunde der Innungen am wenigsten Anlaß; für sie gilt es jetzt, durch Anspannung ihrer ganzen Kraft aus der gegenwärtigen Krisis zu einem gesundern Dasein zu erstarken.

Goethes Lilienmärchen

Wenn in den Tannenbäumen die Lichter flimmern, wenn die letzten Glockenschläge des scheidenden Jahres tönen, dann darf man es wohl trotz unsrer Zeiten Nüchternheit ausnahmsweise einmal wagen, ein altes Märchen kurz wiederzuerzählen, ein Märchen, von dem uns halbverschollene Kunde meldet, daß es einst die besten Geister unsers Volks beschäftigt habe. Zwar hat es gewiß jeder Leser dieser grünen Hefte schwarz auf weiß in seinem Bücherschranke stehen, aber eben so gewiß hat es unter hunderten von ihnen kaum einer im Gedächtnis: das Märchen Goethes von der schönen Lilie.

Vom Regen angeschwollen, ist der große Fluß über seine Ufer getreten. Der alte Fährmann, der in seiner Hütte schläft, wird in der Nacht von zwei großen Irrlichtern geweckt. Sie haben es sehr eilig, ans andre Ufer übergesetzt zu werden. Während der Überfahrt ziscbeln sie in einer fremden Sprache, sie lachen, schaukeln den Kahn, und beim Landen werfen sie, sich schüttelnd, glänzende Goldstücke in das feuchte Fahrzeug. Der alte Fährmann, höchst erschreckt, verlangt, daß die Irrlichter das Gold, weil der Strom dieses Metall nicht leiden kann, zurücknehmen. Als aber die Irrlichter leichtfertig erklären, nichts wiedernehmen zu können von dem, was sie abgeschüttelt haben, trägt der Alte das gefährliche Gold ins Gebirge und schüttet es in eine Felsenkluft, wo es von der grünen Schlange verschlungen wird. Vorher aber haben sich die Irrlichter verpflichten müssen, statt in Gold nachträglich in „Früchten der Erde“ zu bezahlen.

Die Schlange, leuchtend und durchsichtig geworden, verläßt die öde Felsen-

gegend, macht die Bekanntschaft der Irrlichter, ihrer Verwandten von der vertikalen Linie, erhält von ihnen noch mehr Gold, verzehrt auch dieses und wird immer leuchtender. Dagegen verlangen die Irrlichter zur schönen Lilie geführt zu werden, sie hören mit Erstaunen, daß diese an dem jenseitigen Ufer wohnt, von dem sie selbst gekommen sind. Die Schlange begiebt sich nun allein nach jenem unterirdischen Tempel, den sie bisher wohl durch ihren Tastsinn kennen gelernt hat; nun aber, da sie leuchtet, erblickt sie im Tempel die geheimnisvollen Bildsäulen. Die Tempelwand öffnet sich, und ein als Bauer gekleideter alter Mann mit einer Lampe tritt ein, deren wunderbarer Schein den ganzen Dom erhellt, ohne Schatten zu werfen. Nach bedeutungsvollen Gesprächen versinkt der Alte nach Westen, die Schlange nach Osten; sie durchstreifen die Felsen mit großer Schnelligkeit. Der Alte tritt in seine Hütte draußen am Berge und findet sein Weib in Thränen, denn die beiden Irrlichter sind bei ihr gewesen, zuerst höflich, dann zudringlich, sie haben alles Gold von der Wand geleckt, sind davon viel größer geworden, haben Goldstücke von sich geschüttelt, die hat dann der Mops, das Lieblingstier, verschluckt und ist daran verendet. Sodann aber hat die Alte den Irrlichtern versprechen müssen, ihre Schuld beim Fährmann, Früchte der Erde, Kohl, Artischocken und Zwiebeln abzutragen. Du kannst ihnen den Gefallen thun, sie werden uns gelegentlich auch wieder dienen, meint der Alte. Dann läßt er seine Lampe im schönsten Glanze leuchten; dadurch bekleiden sich die Wände der Hütte neu mit Gold, und der tote Mops wird in einen herrlichen Onyx verwandelt.

Als der Morgen tagt, macht sich die Alte auf ihres Mannes Geheiß mit ihrem Korbe auf den Weg, um die Früchte dem Fährmann und den Onyx der schönen Lilie zu bringen; die Lilie wird, wie der Alte sagt, den Mops durch ihre Berührung wieder lebendig machen, wie sie alles Lebendige, das sie berührt, tötet. Um zur Lilie am jenseitigen Ufer zu gelangen, will sich die Alte zur Mittagsstunde von der Schlange, die alsdann als mächtige Brücke den Strom überspannt, hinübertragen lassen. Unterwegs hat die Alte schwer zu tragen an der Last im Korbe auf ihrem Haupte, denn die frischen Früchte drücken sie sehr, aber der tote Mops schwebt leicht über ihr. Im Flusse hat sich gerade ein gewaltiger Riese gebadet; bei Sonnenaufgang fällt sein Schatten weit ins Land, und plötzlich nehmen die Hände des Schattens eine Artischocke, ein Kohlhaupt und eine Zwiebel aus dem Korbe des alten Weibes. Der Fährmann, der soeben mit einem fremden Reisenden im Kahn landet, versichert, die unvollständige Zahlung nicht annehmen zu können oder nur dann, wenn die Alte ihre Hand in den Fluß tauchen wolle mit dem Gelöbnis, das Fehlende in vierundzwanzig Stunden nachzuliefern. Die Frau taucht die Hand ins Wasser und sieht beim Zurückziehen mit Schrecken, daß sie schwarz und zusammengeschrumpft geworden ist. Um diese Qual loszuwerden, gelobt sie um so feierlicher, die fehlenden Früchte nachzuliefern.

Als die Alte ihren Weg fortsetzt, um mittags rechtzeitig an der Brücke zu sein, gesellt sich der fremde, seltsam aussehende Reisende zu ihr; es scheint ein edler Jüngling von herrlicher Gestalt zu sein, von dem bloßen Haupte wallen braune Locken, von den Schultern ein Purpurmantel, die Brust bedeckt ein glänzender Harnisch, durch den sich alle Teile des schönen Leibes durchbewegen. Aber das holde Gesicht und die zarten, schönen Füße sind der heißen Sonne ausgesetzt, ein innerer tiefer Schmerz bedrückt den Jüngling so, daß er gegen alles Äußere abgestumpft ist. Er klagt der Alten sein Unglück, daß die blauen Augen der schönen Lilie ihn zum Schatten verwandelt haben, doch verzehrt er sich in Sehnsucht nach ihr, und dann wieder jammert er, daß ihm das Schicksal Krone, Szepter und Schwert geraubt habe. Wie er hört, daß die Alte zur Lilie wandert, beschließt er, dies auch zu thun, und um Mittag überschreiten sie voller Ehrfurcht die majestätische Brücke der Schlange, die sie nie zuvor so glänzend gesehen haben. Unsichtbar sind auch die Irrlichter über die Brücke geeilt, dann sinkt diese ins Wasser und taucht jenseits wieder als Schlange ans Ufer; alle begeben sich nun nach dem herrlichen Garten der Lilie, die tief traurig ist über ihr Schicksal, daß sie alles Lebende durch ihre Berührung töten muß. So liegt wieder ein neues Opfer entseelt zu ihren Füßen, ihr Liebling, der Kanarienvogel, der, vom Habicht geschreckt, sich an ihren Busen geflüchtet hatte. Ermannt euch, schöne Lilie, ruft die Alte mit dem Korbe, mein Mann läßt euch sagen, daß ihr das größte Unglück als Vorbote des größten Glücks ansehen sollt, denn es sei an der Zeit! Den toten Mops berührt die schöne Lilie; sogleich wird er lebendig und begrüßt munter seine Wohlthäterin. Doch der Kummer der Schönen weicht nicht; wehmütig singt sie:

Was helfen mir die vielen guten Zeichen?
Des Vogels Tod, der Freundin schwarze Hand?
Der Mops von Edelstein hat er wohl seines gleichen?
Und hat ihn nicht die Lampe mir gesandt?
Entfernt vom süßen, menschlichen Genusse,
Bin ich doch mit dem Jammer nur vertraut.
Ach, warum steht der Tempel nicht am Flusse!
Ach, warum ist die Brücke nicht gebaut!

Bei dem Liede wird die Alte ungeduldig, und die Schlange ruft der Lilie zu: Die Weissagung von der Brücke ist erfüllt. Doch Lilie bleibt traurig und sagt: Ist nicht auch von Pfeilern geweissagt, die aus dem Flusse selbst heraussteigen werden?

Die Schlange ruft: Der Tempel ist erbaut!

Nach weitern prophetischen Wechselreden erscheint der träumerische Jüngling mit dem Habicht auf der Hand. Unmutig darüber, daß Lilie dem Mops ihre Aufmerksamkeit zuwendet, berührt er die Schöne und sinkt wie entseelt zur Erde.

Die Schlange zieht mit ihrem geschmeidigen Körper einen Zauberkreis um den Leichnam und verhütet dadurch das schlimmste. Denn ehe Fäulnis eintritt, erscheint der alte Mann mit der Lampe. Hoch in den Lüften schwebt der Habicht und fängt mit purpurrotem Gefieder die letzten Strahlen der Sonne auf.

Drei liebliche Dienerinnen suchen die verzweifelnde Lilie zu trösten. Als der Morgen naht, begeben sich alle an den Fluß und erreichen mit Hilfe der Schlange wieder das andre Ufer, während von fern der alte Fährmann erstaunt die vielen Lichter erblickt. Der Leichnam des Jünglings schwebt im Korbe über dem Haupte der Alten, die Schlange, von Lilie berührt, zerfällt in tausend leuchtende Edelsteine, die der Mann mit der Lampe sorgsam in den Fluß wirft. Der Korb mit dem Leichnam senkt sich zur Erde, und Lilie ruft den Jüngling ins Leben zurück.

Der Alte führt nun den ganzen Zug zum Tempel, den die Irrlichter mit ihren spitzen Flammen aufschließen. Im Tempel erfolgt eine großartige Verklärung, der Jüngling wird festlich mit dem Schwert und dem Eichenkranz als Herrscher geschmückt, der Tempel schwebt unter dem Flusse ans andre Ufer, nimmt die Hütte des Fährmanns in sich auf, die zum Altar verwandelt wird, während der Fährmann selbst als Jüngling mit silbernem Ruder erscheint. Lilie vermählt sich dem königlichen Jüngling; das alte Weib wird durch ein Bad im Flusse in die allerschönste der Gespielinnen Lilies verwandelt. Auch der Alte mit der Lampe ist verjüngt und reicht zu neuem Bunde seinem jung gewordnen Weibe die Hand. Aus dem Strome haben sich die leuchtenden Edelsteine als stolze Pfeilerbrücke erhoben, das Volk zieht fröhlich herüber und hinüber. Nur einmal noch giebts eine Störung, der Riese taucht auf, sein Schatten richtet Unheil unter den Wanderern auf der Brücke an, dann aber stolpert er zum Tempel und bleibt im Vorhof als Säule, deren Schatten fortan die Zeiten zeigt, für immer stehen. Alles Volk ist glücklich, und der Mann mit der Lampe ruft aus: Gedenke der Schlange in Ehren! Der Habicht schwebt mit dem Spiegel über dem Dom, und die Irrlichter streuen von Zeit zu Zeit Gold unter die Menge.

Dieser Auszug des Märchens soll dem Leser nur als Leitfaden dienen, ich verzichte hier auf die Beleuchtung der künstlerischen Seite und habe es nur mit der Deutung des Sinnes zu thun.

Goethe schrieb das Märchen 1795. Es erschien als Schluß der „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ in demselben Jahre in den Horen. Die meisten Erklärer haben sich durch die Form verleiten lassen, in der Dichtung eine Verherrlichung des Freimaurertums zu sehen, eine andre Gruppe hat Beziehungen zur französischen Revolution nachweisen wollen, und zuletzt hat ein hochverdienter Mann, Karl Goedeke, das große Wort gelassen ausgesprochen: Das Märchen ist nur dazu bestimmt, mit seinen bunten, lustigen Erfindungen

den Deutenden zu necken. Damit scheint die Angelegenheit abgethan zu sein; ich habe wenigstens seit vielen Jahren auf Reisen die Gelegenheit wahrgenommen, mir ein Urteil zu verschaffen, ob die „Gebildeten" unsers Volkes eine Ahnung davon haben, welchen Wert diese Schrift des „Dichterfürsten" hat, ich habe aber selbst unter Künstlern, Gelehrten, Buchhändlern u. s. w. ganz vergebens darnach gesucht.

Die Goethelitteratur ist schon so gewaltig angewachsen, daß selbst fachmännische Forscher den Stoff nicht mehr beherrschen können. Das scheint in Widerspruch zu stehen mit der im Eingang geäußerten Klage über Vernachlässigung der alten Klassiker. Doch ist der Widerspruch nur scheinbar, denn es werden viel mehr solche Schriften gedruckt als gelesen. Nur ein verschwindend kleiner Teil wird nach und nach geistiges Eigentum des Volkes, und so ist es denn gekommen, daß ein höchst verdienstvolles Buch: Goethes Märchen, ein politisch-nationales Glaubensbekenntnis des Dichters, von Dr. Hermann Baumgart (Königsberg, Hartungsche Druckerei, 1875) völlig unbeachtet geblieben ist. Allerdings ist das kleine Buch nicht volkstümlich geschrieben und nur für den Kenner des Märchens genußreich. Im folgenden gebe ich frei nach Baumgart die Deutung so prosaisch wie möglich und beginne, wie es sich gehört, mit folgendem

Personenverzeichnis
zum Lilienmärchen von J. W. Goethe

Die schöne Lilie	Die Muse der Kunst
Dienerinnen der Lilie	Die einzelnen Künste: Musik, Malerei, Bildnerei
Der Mann mit der Lampe	Die Wissenschaft
Sein Weib	Die christliche Kirche
Der Mops	Der biblische Wunderglaube
Die Schlange	Die klassische deutsche Litteratur
Zwei Irrlichter	Die Tagespresse
Der Fluß	Der Zeitgeist
Der alte Fährmann	Der alte Notstaat am Ende des vorigen Jahrhunderts
Der schöne, träumerische Jüngling	Der Genius des deutschen Volkes
Die Bildsäulen: Der goldne König	Die Weisheit, besonders der alten Germanenfürsten
Der silberne König	Die ererbte, äußerliche Majestät alten Herrschertums
Der eherne König	Die Kriegstüchtigkeit
Der gemischte König	Das alte, heilige römische Reich deutscher Nation
Der Kanarienvogel	Das Minnelied
Der Habicht	Die gewaltige volkstümliche Dichtung in Zeiten großer nationaler Erhebung
Der Riese	Die Sage
Der Schatten des Riesen	Uralte Vorurteile, Aberglaube

Wenn man sich diese Rollenbesetzung fest einprägt, so erstaunt man, je mehr man in den Geist der wunderbaren Dichtung eindringt, über die Ab-

rundung, Folgerichtigkeit und prophetische Offenbarung des symbolischen Märchens, und der ehrliche Deutsche mag sich vor die Stirn schlagen und rufen: Die alte, zugeknöpfte Exzellenz von Weimar, der Geheimderat, der unpatriotische Aristokrat, der konnte das schreiben? der sah, als alle um ihn her blind waren, die Zukunft seines Volkes mit seinem Seherauge schon voraus?

Wer einmal den richtigen Faden des Märchens in den Händen hat, der entdeckt immer neue Schönheiten und verheißungsvolle Tiefen. Ich darf an dieser Stelle nur in kurzen Zügen den allgemeinen Gang der Dichtung durchnehmen.

Anno 1795! Hoch gehen die Wogen des Zeitstroms, und dem alten Fährmann Notstaat ist es trotz seiner Schläfrigkeit wohl bekannt, wie leicht die rauschenden Gewässer seinen morschen Kahn zertrümmern können, wenn durch die leichtfertigen Irrlichter, die verdammten „Gazetten," noch mehr blanke Goldstücke, neue Ideen, in den Fluß geschleudert werden. Gern legt er die bösen, neuen Geistesgoldstücke unter polizeilichen Verschluß, er trägt das schlimme Metall, das der Fluß nicht leiden kann, weit fort in die Felsen, wohin nie das Wasser gelangt. Dennoch verlangt er einen Zoll von den Irrlichtern, er will von ihnen frische Früchte der Erde, er will praktische materielle Vorteile, die dem Volke nach hergebrachter Weise Nahrung geben.

Wie fein bezeichnend ist es für die Tagespresse, daß die Irrlichter ganz das Bewußtsein eingebüßt haben, von dem Reiche der schönen Lilie abzustammen; sie sind vor lauter Geschmeidigkeit und Flatterhaftigkeit ihrer vornehmen Herkunft fast entfremdet. Wohl müssen sie sich überall das edle Gold aneignen, schütteln es aber baldigst wieder von sich, wodurch es unter die Leute gerät. Wenn es auch richtige Irrwische sind, ein edler Zug ist ihnen doch für immer eigen, sie streben zur schönen Lilie!

Weit ab vom Zeitstrom lebt in ihrer Felseneinsamkeit die grüne Schlange; die deutsche Litteratur kümmert sich nicht um vaterländische, volkstümliche Angelegenheiten. Da gelangen die ersten Goldstücke zu ihr, gierig verschlingt sie das edle Metall, und die große Veränderung, die in ihr selbst vorgeht, veranlaßt sie, die Felsen zu verlassen. Sie nimmt noch mehr Gold auf und wird nun durchsichtig und leuchtend. Klopstock tritt auf als germanischer Barde; zum erstenmale durchzittert das deutsche Volk das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Schon ist die Zeit nahe, wo der deutscheste der deutschen Dichter erscheinen wird, wo Minna von Barnhelm im Reiche der Poesie die natürliche, edle Sprache des Landes redet.

Wohl hat die Schlange schon früher in ihrer Dunkelheit wahrgenommen, daß tief unten im Felsen des Kyffhäuser ein edler Tempel steht, der Tempel des deutschen Volkes mit wunderbaren Königsgestalten. Nun, da sie selber leuchtet, will sie die geheimnisvollen Bildsäulen auch mit den Augen schauen. In einer glänzenden Nische steht ehrfurchtgebietend der goldne König über-

menschengroß; der wohlgebildete Körper ist mit einem einfachen Mantel umgeben, ein Eichenkranz hält sein Haar zusammen. Der zweite, silberne König sitzt thronend in einer andern Nische; er ist von langer, fast schmächtiger Gestalt in einem reich verzierten Gewande und mit Krone, Gürtel und Szepter geschmückt. In mächtiger Gestalt, eher einem Felsen als einem Menschen vergleichbar, sitzt der dritte, eherne König da, an eine Keule gelehnt und mit Lorbeer geschmückt. Diese Figuren brauchen nicht weiter erklärt zu werden, sie sind so deutlich vom Dichter veranschaulicht, daß jedes Kind sie erkennen kann; auch die prophetischen Gespräche im Tempel lassen sich leicht deuten.

Der Alte mit der Lampe tritt leise in den Tempel als Verkörperung der Wissenschaft. Wo das Licht der Wissenschaft für sich allein strahlt, verwandelt es alle Dinge in Gold; leuchtet neben ihr ein andres Licht, so wirkt sie einen stillen, erquickenden Schein.

Vom Tempel aus beginnen nach gegenseitiger geheimnisvoller Wechselwirkung Litteratur und Wissenschaft aufs neue ihre Bahnen.

Während die Schlange der Litteratur zunächst nur für engbegrenzte, bevorzugte Kreise Segen verbreitet, kommen die Irrlichter auf ihrer unsteten Fahrt an die Hütte des alten Weibes; die Aufklärungszeitungen beginnen sich auch mit der christlichen Kirche zu beschäftigen, erst rücksichtsvoll, bald stürmischer. Sie lecken alles Gold von den Wänden, und der alte Mops geht an ihren blanken Metallstücken zu Grunde; die neuen Ideen töten den biblischen Wunderglauben. Der Mann mit der Lampe verwandelt den Mops in Edelstein; der Wunderglaube, rein wissenschaftlich betrachtet, ist kein häßlicher Gegenstand, und er wird einst in der Hand der Lilie zu neuem, schönerm Leben erwachen.

Wohl hat sich die Kirche, wenn auch mit innerm Widerstreben, auf das Drängen der Tagespresse hin verpflichtet, dem Strom der Zeit die „Früchte der Erde“ zu liefern, und als der neue Tag (eine neue Kulturperiode) anbricht, macht sich die Alte auf den Weg. Wie leicht schwebt der geliebte tote Mops über ihrem Haupte, und ach! wie schwer lasten die neuen, gefährlichen Ideen auf ihr! Gerade am Morgen des neuen Tags hat sich der Riese gebadet; die kräftigen Schattenhände des uralten Aberglaubens rauben der aus ihrer Starrheit aufgerüttelten Kirche einen Teil der frischen Früchte. Mit einer Teilzahlung ist aber der Fährmann nicht zufrieden, und nun muß sich die Alte gar dazu verstehen, ihre Hand in den Fluß zu tauchen mit dem feierlichen Gelöbnis, das Fehlende nachzuliefern. Die Hand ist schwarz. Die Kirche, einmal gezwungen, sich dem neuen Zeitgeist wenigstens etwas anzupassen, und nicht mehr imstande, so alltäglich unmittelbar ins Leben des einzelnen einzugreifen, fürchtet, den Gebrauch ihrer Hand ganz zu verlieren. „Jetzt scheint es nur so, aber es kann wahr werden, wenn ihr nicht Wort haltet.“

Der schöne, schwermütige Jüngling steigt aus dem Kahn. Wie herrlich und

doch wie elend ist er! Kein Schwert an seiner Seite! Mit bloßem Haupt und mit nackten Füßen geht er in der heißen Sonne; der innere Schmerz drückt ihn so sehr, daß er für Äußeres abgestumpft erscheint; die blauen Augen der Lilie haben ihn zu Grunde gerichtet. Spricht hier die Goethische Anschaulichkeit nicht mit wunderbarer Stimme? O, Träumer an des Abgrunds Rand, o Deutscher ohne Vaterland! Er weiß wohl kaum, daß tief im Felsen ein mächtiger Dom steht, wo ein gewaltiges Schwert und ein heiliger Eichenkranz seiner harren!

Als es Mittag geworden ist, als endlich über dem Vaterlande die Sonne der Aufklärung in Zenith steht, da wölbt sich — einstweilen nur für kurze Zeit — die Schlange der Litteratur als Brücke über den Fluß hinüber, ins Reich der schönen Lilie.

Das Minnelied, der Kanarienvogel ist tot, denn der Habicht der vaterländischen Dichtung hat es geschreckt. Der träumerische Jüngling sinkt scheintot nieder bei der Lilie, und als das schlimmste bevorsteht, da ist nur noch bei der Schlange Rettung zu holen, sie schlingt den Zauberkreis um den edeln Leichnam. Ein großartiges Bild! Als die deutschen Stämme der völligen Auflösung entgegengingen, als im Staatsleben jeder nationale Gedanke erstorben war, da zog allein die klassische Litteratur den mächtigen Gürtel um den am Boden liegenden edeln Riesen.

Aber noch immer steht der Tempel nicht am Flusse, d. h. alles Große, Schöne, Gute ist noch immer nicht Eigentum des ganzen Volkes geworden, und noch sind alle Kräfte zersplittert, darum spricht der Mann mit der Lampe die goldnen Worte, die als ewiger Wahlspruch im Schilde der Deutschen stehen sollten: „Ein einzelner hilft nicht, sondern wer sich mit vielen zur rechten Stunde vereinigt."

Bedürfen die Vorgänge im Tempel einer Erläuterung? Als endlich die richtige Zeit gekommen ist, da setzt sich der Dom gleich einem Schiffe in Bewegung, durchstreicht den Grund des Flusses und nimmt drüben die Hütte des Fährmanns in sich auf. Also das Alte wird nicht einfach sozialdemokratisch zertrümmert und auf den Mist geworfen, es wird im neuen Staate verjüngt zum schönen Altar. Das Zerrbild des vierten, gemischten Königs, das von den Irrlichtern in einem Klumpen verwandelt worden ist, wird mitleidig mit einem Teppich verdeckt.

Feierlich und großartig vollzieht sich die Schwertgürtung, Bekränzung und Verklärung des deutschen Genius, und doch, mitten hinein klingt das heimliche Lachen des Goethischen Humors, allerdings nur für den Wissenden verständlich, mit den Worten des silbernen Königs: Weide die Schafe! Ganz ohne äußern Glanz und ohne irdische Majestät gehts nun einmal nicht mit dem Herrschertum hienieden, und das soll sich selbst Bebel gesagt sein lassen!

Wenn uns hier der Humor solch helles Licht entzündet hat, so läßt der Dichter dagegen zum Schluß die Kirche, die er nach seiner Weise durch die

ganze Erzählung als komische Alte gezeichnet hat, in wunderhübscher Art als höchst ernsthafte Gestalt erscheinen. Noch jammert sie über ihre schwarze Hand, noch weist sie den Rat ihres Mannes, sich im Fluß zu baden, weit von sich: „Ich soll wohl ganz schwarz werden und verschwinden!“ Endlich entschließt sie sich, das Unglaubliche geschieht: die Kirche taucht unter im Strom der Zeit! Niemand erkennt zuerst die schönste Gestalt unter den holden Gespielinnen; abgestreift ist alles Dogmenwesen, die alte starre Kirche ist im Zeitgeist zur Engelsgestalt der reinen Religiosität geworden. Ist es nicht ein hoher, schöner Gedanke, daß sie die Gattin der Wissenschaft ist, und daß die beiden verjüngt das neue Jahrtausend in alter Liebe beschreiten wollen?

„Gedenke der Schlange in Ehren!“ Als schönes, leuchtendes Edelgestein ist sie versunken und sternartig fortgetrieben im Fluß; als stolze, festgefügte Pfeilerbrücke ist sie aus dem Strome neu emporgewachsen, das beglückte Volk zieht herüber und hinüber, und nur einmal im Anfang richtet der Schatten des Riesen Unheil an, aber der Tempel steht ja am Flusse, dort wird der Riese zum bedeutungsvollen Stundenzeiger.

An der Seite des königlichen deutschen Genius aber herrscht für immer die schöne Lilie, und wenn sich einer wundern sollte, daß sie plötzlich nicht mehr Lilie heißt, sondern die Liebe, so gedenke er der Zueignung:

Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unsre „Liebe“ dauern!

Ich will dem Leser die Freude lassen, die Deutung von mancherlei Wendungen im Märchen selbst herauszufinden, und nur noch kurz zwei Fragen berühren. Erstens: hat Goethe bei seinen Lebzeiten nicht das Geringste gethan, um dem Publikum das Verständnis der Dichtung zu erleichtern? Diese Frage darf unbedingt mit nein beantwortet werden; es war Goethe unmöglich, der „bunten Menge“ einen Schritt entgegenzukommen; er würde das als Selbstentweihung empfunden haben. Die zweite Frage aber: hat Goethe irgend eine Zeile hinterlassen, die als Beweis für die Richtigkeit der Baumgartschen Deutung dienen kann, mag sich jeder selbst beantworten, wenn er den Brief des Dichters an Schiller vom 26. September 1795 nachliest, der mit den Worten beginnt: „Selig sind, die da Märchen schreiben.“ Von Schmerz überwältigt über die jämmerlichen politischen Zustände ruft Goethe aus: „Ach! warum steht der Tempel nicht am Flusse!“

Ja, der große Dichter war doch ein warmer Patriot, sein Herz hat oft geblutet ob der Ohnmacht des Vaterlandes, aber als ein ganzer Mann hat er das gethan, was damals allein in seiner Macht lag; er hat den Zauberkreis der Dichtung um die scheintote Germania gezogen, er hat wie kein zweiter die Brücke bauen helfen, die so stolz und leuchtend dasteht, daß auch in den Zeiten der deutschen Schmach fremde Völker sie mit Ehrfurcht angestaunt haben.

Sehr spät klären sich endlich in unsern Tagen die Ansichten über den

Politiker und Patrioten, die in dem großen Dichter steckten. Gerade in jüngster Zeit hat ein berufner Gelehrter, Ottokar Lorenz in Jena, ein lesenswertes Buch herausgegeben: Goethes politische Lehrjahre (Berlin, Wilh. Hertz, 1893), das mit großer Sorgfalt und mit wohlthuender Begeisterung die Thatsachen behandelt, bei denen Goethe geschäftsmäßig, sei es als Minister oder als Freund seines Fürsten, mitgewirkt hat. Die Schrift ist die weitere, mit dankenswerten Anmerkungen und einem Anhang „Goethe als Historiker" ausgestattete Ausarbeitung eines Vortrages, den der Verfasser im Frühjahr in der Generalversammlung der Goethegesellschaft gehalten hat; er hat auch hier, wie es jedem geht, der irgend eine Geistesrichtung des großen Mannes ganz zu erfassen sucht, die Wahrnehmung gemacht, daß das herzerfreuende Thema unerschöpflich ist. Um so mehr muß anerkannt werden, daß Lorenz sich eine weise Selbstbeschränkung auferlegt hat, sodaß sein Buch hoffentlich in recht weite Kreise dringen wird. Aber das Märchen und die Baumgartsche Deutung hätte er doch nicht ganz mit Stillschweigen übergehen sollen, er will zwar die litterarischen Sentenzen in des Dichters Werken, die politische Schlüsse zulassen, nicht in Betracht ziehen; aber er berührt doch die Epimenidesfrage. Vom Märchen kein Sterbenswörtchen! Wer den Politiker und Vaterlandsfreund Goethe würdigen will, der muß vom Märchen reden.

Wenig Leser werden übrigens von der Richtigkeit der Lorenzschen Ansicht überzeugt sein, daß der Herzog dauernd in der Politik der Meister und der Dichter der Empfangende gewesen sei. Läßt sich dies begründen, so hätte Lorenz aus den Archiven einige Aktenstücke mitteilen sollen. Mir drängte sich schon bei den Zeitungsberichten über den Vortrag in Weimar (!) der Ausruf auf: Aha! Ferrara ward durch seine Fürsten groß!

Wie Helmholtz mehrfach so hübsch das verblüffende Ahnungsvermögen des Dichters auf wissenschaftlichen Gebieten nachgewiesen hat, so läßt auch Lorenz dem tief in die Zukunft blickenden Sehergeiste alle Gerechtigkeit widerfahren, und damit hat er sich eigentlich schon dem Märchendeuter ergeben.

Einen breiten Raum nimmt in dem Lorenzschen Buche die Schilderung der ersten Anläufe zum Fürstenbund ein, die mit dem Jahre 1778 beginnen, und in der That läßt sich, wie schon Erdmannsdörffer in einer Rede am 22. November 1884 nachgewiesen hat, mit voller, streng wissenschaftlicher Sicherheit behaupten, daß der neunundzwanzig Jahre alte Dichter den Anstoß zur Gründung jenes Bündnisses gegeben hat, das, wie sich Lorenz ausdrückt, mit Recht als ein Vorbild für die Entwicklung unsres heutigen deutschen Reichs gepriesen wird. Es muß jeden deutschen Mann mit Stolz erfüllen, daß die Namen Goethe und Schiller von der Geschichte der Gründung des Reichs unzertrennlich sind, denn wie dort in den allerersten finstern Zeiten der Name Goethe auftaucht, so hat in unsern Jugendtagen die Begeisterung des Schillerfestes 1859 den idealen Mörtel zu dem festen Bau geliefert.

Gar zu kurz geht Lorenz über die Ludenschen Gespräche mit dem Dichter hinweg (Rückblicke in mein Leben, aus dem Nachlasse von Heinrich Luden; Jena, 1847). Wenn auch die Ansicht, daß die gesamte Darstellung sehr gekünstelt erscheine, gewiß begründet ist, so muß doch betont werden, daß den Ludenschen Niederschriften gerade deshalb ein gewisser Wert innewohnt, weil sie von einem Nichtverehrer des Menschen Goethe herrühren. Selbst dieser verstockte Gegner und unpraktische, das Leben nicht kennende, einseitige Professor muß nach dem mißglückten Besuch bei Gelegenheit der Nemesisgründung zugeben, daß „diejenigen im stärksten Irrtum sind, die Goethe beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine deutsche Gesinnung" u. s. w. Da das Ludensche Buch dem heutigen Publikum völlig unbekannt ist, so hätte Lorenz vor allem eine Stelle hervorheben können, die den kalten Minister in einem Lichte zeigt, das den meisten neu sein wird, die Stelle, wo er zu Luden sagt: „Es gilt, Bildung zu verbreiten, und vorzugsweise nach oben."

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die böhmische Frage. Nehmen wir auch gegenwärtig an allen Wirren und Kämpfen, von denen Österreich heimgesucht wird, mehr Anteil als früher, und zwar aus allgemein politischen Gründen, so geht uns doch das Wohl und Wehe unsrer dortigen Stammesgenossen am nächsten an, so weit wir den hie und da auftauchenden Gedanken von uns weisen, daß Deutschland das Recht und die Pflicht habe, in die innern Verhältnisse des verbündeten Nachbarstaates hineinzureden. Diese „kühle" Haltung ist uns zu zeiten ebenso verdacht worden, wie uns andrerseits Nichtdeutsche jedes Zeichen der Teilnahme verbieten wollten. Dies kann uns nicht abhalten, unsre Befriedigung darüber zu äußern, daß in der böhmischen Angelegenheit endlich eine Klärung und schon damit eine Wendung zum bessern eingetreten zu sein scheint. Die böhmische Frage ist die österreichische Frage, wurde einmal in diesen Blättern behauptet, und gewiß mit Recht. Denn gelänge es nicht, in der größten Provinz der westlichen Reichshälfte geordnete Zustände zu schaffen, vor allem die unbedingte Anerkennung der Staatsgesetze zu erreichen, so könnte mit Grund gefragt werden, ob dieses Reich überhaupt die Bedingungen der Existenz habe. Gingen aber die tschechischen Träume in Erfüllung, und setzten dann folgerichtig auch die andern slawischen Stämme ihre Forderungen durch, so wäre vollends der Zerfall nicht aufzuhalten. Eine Klärung scheint nun, wie gesagt, eingetreten zu sein, und man muß nur wünschen, daß zum Heile des Reiches und des zivilisirten Europas diesmal die Einsicht auch von Ausdauer begleitet sein möge. Denn der Rückblick auf die Geschichte des letzten Menschenalters zeigt klar, daß die Hauptschuld an den heillosen Zuständen in Böhmen das Schwanken der Regierung ist, die Geneigtheit, um eines augenblicklichen Erfolges willen verhängnisvolle Zugeständnisse zu machen.

Den Taumel von 1848, aus dem vor kurzem noch W. Öchelhäusers Erinnerungen so ergötzliche Schilderungen brachten, kann man den Tschechen nicht ernstlich zum Vorwurf machen, weil damals alle Welt den Kopf verloren hatte, Regierende wie Regierte, Gebildete und Ungebildete. Aber bemerkenswert ist, wie unverändert damals die aus der Hussitenzeit bekannten Züge des Volkscharakters hervorgetreten sein müssen: Uebermut, Gewaltthätigkeit, Größenwahn beim Erfolg, Kleinmut und Unterwürfigkeit, sobald sie eine feste Hand zu fühlen bekamen. Es ist allbekannt, daß das Bachsche Regiment die gefügigsten Werkzeuge unter den tschechischen Demokraten fand.

Blättern wir um zehn Jahre weiter, so sehen wir die Tschechen in der Reichsvertretung als mürrische Opponenten, bemüht, den Satz zur Anerkennung zu bringen, daß Landrecht Reichsrecht breche. Von der ernstern Sorge in Anspruch genommen, daß die Ungarn mitzuraten und mitzuthaten entschieden ablehnten, ließ man die böhmische Opposition grollen und endlich auch schmollen, als sie, man erkennt heute kaum mehr unter welchem Vorwande, beleidigt dem Reichsrat den Rücken gekehrt hatte. Einer andern Erscheinung hat man sogar nach den zeitgenössischen Berichten geringere Bedeutung beigemessen, als sie verdient hätte. Auch mehrere Herren vom böhmischen Adel hatten nämlich plötzlich ihr tschechisches Herz entdeckt. Im Jahre 1860 waren sie nahe daran gewesen, das Reich in ein Bündel Länder mit altständischen Verfassungen zu zerlegen, in denen die Vorrechte des hohen Adels, sachliche und äußerliche, in aller Form gewährleistet sein sollten. An dem einmütigen Widerstande der Deutschen scheiterte der Restaurationsplan, und vor die Wahl gestellt zwischen einer nach ihrer Ansicht viel zu liberalen konstitutionellen Verfassung und der Bundesgenossenschaft einer demagogisch und hussitisch angehauchten Partei, zögerten die hochkirchlichen Feudalherren nicht, in ein freundschaftliches Verhältnis zu der letztern zu treten. Sie mochten wohl hoffen, die Roture leicht gängeln zu können, auf jeden Fall leichter auf dem Prager Landtage trotz bedenklicher Erinnerungen aus dem fünfzehnten und siebzehnten Jahrhundert ihr Ideal des Feudal- und Patrimonialstaats verwirklichen zu können, als in der Reichsversammlung, wo die Deutschen den Ausschlag gaben. So wurden sie die wichtigen Hilfstruppen der Tschechen; und berücksichtigt man, daß vor dreißig Jahren die hochadlichen freiwilligen Tschechen kaum ein Wort tschechisch verstanden haben sollen, wie ihnen oft vorgehalten wurde, wogegen jetzt ein Fürst Schwarzenberg öffentlich daran erinnert wird, daß er das Glück einer tschechischen Erziehung genossen habe, so wird handgreiflich, wie sehr sich diese Partei allmählich verrannt hat, wie sie ein Werkzeug derer geworden ist, die sie zu benutzen gedachte.

Hätten alle Regierungen, die in Österreich einander gefolgt sind, soviel kaltes Blut in dieser Frage bewahrt, wie das zweite Ministerium Auersperg, wenigstens im allgemeinen, so würden sich zwar schwerlich alle bewegten Gemüter ein für allemal zur Ruhe begeben haben, aber Ausnahmemaßregeln aller Wahrscheinlichkeit nach unnötig geworden sein. Aber unüberlegtes Entgegenkommen und mehrdeutige Versprechungen belebten immer aufs neue die Einbildungen und Ansprüche, und wenn sie nicht erfüllt werden konnten, durften die Tschechenführer wenigstens mit einem Schein von Recht über Nichteinhaltung von Versprechungen klagen und ihren gläubigen Zuhörern die Vorstellung einimpfen, sie seien um ihr gutes Recht betrogen. Man kann es den Österreichern nicht verargen, wenn sie sich bei Besprechung dieses Themas mit Bitterkeit über die Einmischung Fremder äußern. Herr von Beust konnte es in seiner Vielgeschäftigkeit und Selbstgefälligkeit nicht lassen, auch die böhmische Frage in seine Hand zu nehmen, nachdem er mit Un-

garn ein Abkommen getroffen hatte, bei dem Deutschösterreich jedenfalls nicht der gewinnende Teil war. Die Aktion fiel so unglücklich als möglich aus.

Weil sie hinter dem Rücken des damaligen Ministerpräsidenten, des Fürsten Karl Auersperg unternommen worden war, zog sich dieser angesehene und einflußreiche Staatsmann zurück, und damit büßte das Bürgerministerium seinen Halt ein. Und Beust selbst kam mit seiner Versöhnung so weit, daß er vom Andiewanddrücken der Tschechen und von versuchtem Landesverrat sprach, als sich der bekannte Rieger nicht gescheut hatte, die Schmerzen seines Volkes dem Kaiser Napoleon ans Herz zu legen. Dann soll wieder Herr Schäffle als echter Professor gemeint haben, die Verhältnisse des weiten Reiches in einigen Jahren kennen gelernt zu haben, um kurzweg Ordnung machen zu können. Graf Taaffe ist allerdings kein Ausländer zu nennen. Allein es scheint doch, als ob sich das irische Blut recht kräftig in ihm erhalten habe. Mischievousness, die John Bull gern dem Vetter Paddy vorwirft, hat eine ganze Stufenleiter der Bedeutungen von lustigem Mutwillen bis zu überlegter Bosheit! Daß Graf Taaffe jemals eine Maßregel in voller Erkenntnis ihrer Schädlichkeit angeraten habe, ist selbstverständlich ausgeschlossen, aber seine Politik machte oft den Eindruck eines Hasardspiels. Bleibt die Farbe, auf die gesetzt worden ist, aus, so versucht mans mit der andern, doublirt auch, um den Einsatz zu retten, „denn einmal muß sie doch kommen." Aber diese Spielerlogik hat, wie bekannt, schon manchen zu Grunde gerichtet. Und daß der Minister manchmal die Überzeugung, die Gegner, die ihm das Leben sauer machten, dadurch in arge Verlegenheit zu bringen, zu einem verwegenen Experiment angefeuert haben möge, ist nicht unwahrscheinlich. Ein solches Experiment wird nimmer verziehen werden können: daß er, gerade als die Tschechen anfingen, mürbe zu werden, sich in ihrer Abstinenz langweilten, die Jungtschechen mit guter Manier zunächst wieder in den böhmischen Landtag kamen und über kurz oder lang auch den zweiten Schritt gethan haben würden, den unerhörten Staatsstreich ausführte, ihnen den Eintritt in den Reichsrat mit ausdrücklicher Verwahrung gegen den Rechtsbestand dieser Versammlung zu gestatten. Das Vollparlament brachte er damit freilich zustande, aber um welchen Preis!

Das Schauspiel, das seitdem der österreichische Reichsrat der Welt bot, ist noch gut in der Erinnerung. Nicht nur die tschechischen Abgeordneten, sogar ein Minister im Amt setzte das „böhmische Staatsrecht" neben oder vielmehr über die bestehende Verfassung. Und nicht das erregte das Staunen der Zuschauer, daß nun im Lande selbst ein völlig revolutionäres Treiben begann, der nationale Fanatismus sich aufs wildeste äußerte, die Austreibung der „Fremden," d. h. der Deutschen, offen gepredigt wurde, und der Pöbel beflissen war, diese Lehre nach Kräften in die Praxis zu übertragen, sondern daß die Regierung solchem Unfug mit verschränkten Armen zusah. Endlich war Graf Taaffe doch genötigt, durch Verhängung des kleinen Belagerungszustandes Halt zu gebieten. Aber er faßte diesen Entschluß augenscheinlich erst, als aus der staatsfeindlichen Tendenz die antidynastische hervorging. Was da an Verunglimpfungen des Monarchen und seines Hauses geleistet worden sein mag, darüber hört man nur Andeutungen, weil Graf Taaffe aus wenig politischer Rücksicht das Material dafür der vollen Öffentlichkeit entzogen hat, und auch das neue Ministerium glaubte, sich an dies Beispiel halten zu müssen. Daher wäre die Nichtgenehmigung der Ausnahmeverfügungen durch die Mehrheit des Reichsrates keineswegs unmöglich gewesen; die Prügeleien, das Fenstereinschlagen, die Widersetzlichkeiten gegen die Polizei erschienen vielen als Dinge, deren man auch durch Anwendung der Gesetze hätte Herr werden können —

wenn man gewollt hätte. Aber einerseits sind die drei größten Parteien des Hauses fest entschlossen, dem aus ihnen hervorgegangnen Kabinett die Wege so viel als möglich zu ebnen, andrerseits machte der Führer der Jungtschechen, Herr Gregr, die Verschwiegenheit der Regierung wieder gut. Dieser dem Vernehmen nach deutsche Abgeordnete, der die Aufnahme in die tschechische Nation mit dem Opfer eines Buchstaben e in seinem Namen erkauft hat, zeigte sich als wahres Prachtexemplar eines Demagogen. Was er und seinesgleichen durch jahrelanges Schüren und Hetzen zuwege gebracht haben: die Begriffsverwirrung in den Köpfen der Un- oder Halbgebildeten, die Auflehnung gegen alle unbequemen Gesetze, die Vergewaltigung der Deutschen, die Abwendung vom österreichischen Staatsgedanken und endlich auch vom Herrscherhause — alles dies schob er nun der Staatsgewalt zu und nahm keinen Anstand, die frechsten Bubenstücke als natürliche Ausbrüche des beleidigten Vaterlandsgefühls in Schutz zu nehmen. Die Regierung hätte sich in der That keinen bessern Anwalt wünschen können, und die Wirkung seiner Rede ist unverkennbar. Von den noch halbwegs besonnenen unter seinen Landsleuten, die längst als Verräter geächtet worden sind, gehören wohl nur noch wenige der Reichsvertretung an, und diese scheinen nicht den Mut zur Bekundung einer eignen Meinung aufgebracht zu haben, und die Gruppe der radikalen Antisemiten ließ sich von der Parteileidenschaft so weit hinreißen, mit der slawischen Opposition zu stimmen. Aber die „Deutschnationalen," die auf das mangelhafte Beweismaterial hin nicht der Regierung eine gefährliche Waffe in die Hand geben wollten, enthielten sich wenigstens der Abstimmung, und offen erklärten ihren Abfall von der tschechischen Genossenschaft die sogenannten Konservativen des großen Grundbesitzes in Böhmen, und zwar, was die Bedeutung der Erklärung erhöhte, durch den Mund desselben Prinzen Schwarzenberg, der sich in letzter Zeit durch Feindseligkeit gegen seine deutschen Landsleute eine traurige Berühmtheit erworben hatte.

Die Klärung ist also eingetreten, die Parteien haben sich geschieden nach der vom Finanzminister Plener treffend bezeichneten Parole: Ob Reform, ob Umsturz? Und wenn die Regierung außer dem entschieden ausgesprochnen Willen auch die Konsequenz bewährt, von ihren Vollmachten mit Ernst und Maß und nur so lange es nötig ist Gebrauch zu machen, dann läßt sich jetzt ein Ende der böhmischen Wirrsale absehen.

Mit Recht wies der genannte Staatsmann darauf hin, daß sich gegenwärtig in Europa die Erkenntnis offenbare, nur durch Zusammenfassung aller staatserhaltenden Kräfte seien die politischen und sozialen Krampferscheinungen zu überwinden; nur kann leider nicht gesagt werden, daß diese Erkenntnis in ganz Europa zur Herrschaft gelangt wäre. Vielleicht macht die Beweisführung, wohin man mit unsteten Versöhnungsexperimenten kommt, und der Erfolg, den das zuerst mit großen Zweifeln aufgenommene Koalitionsministerium seinem entschiednen Auftreten verdankt, auch außerhalb Österreichs nützlichen Eindruck. Pacta clara, boni amici lautet das Sprichwort, und das schließt eine Vertragstreue, „so weit es uns bequem ist" (wie einmal Graf Schwerin sagte), von vornherein aus.

Französische Ansichten.*) Lieber Freund! Es ist ziemlich lange, daß wir die alte Gewohnheit, dann und wann unsre Gedanken über die Zeitläufte auszutauschen, aufgegeben haben, weil keinem die Bekehrung des andern gelingen wollte,

*) Ein Grenzbotenleser hat die Gefälligkeit, uns folgende Übersetzung eines Briefs, den er soeben aus Paris empfangen hat, zu überlassen.

vielmehr der patriotische Eifer unsre Freundschaft in Gefahr brachte. Doch ist mit dem Briefwechsel keineswegs die Erinnerung an meinen wiederholten Aufenthalt in Deutschland und meine Achtung vor den dort gewonnenen Freunden eingeschlummert. Und da ich an die Fortdauer der alten Gesinnungen auch bei Ihnen glaube, und die Verhältnisse sich für eine Verständigung günstiger gestaltet haben, versuche ich, die Verbindung wieder anzuknüpfen.

Sie werden vielleicht lächeln, wenn ich Ihnen sage, was mich gerade in diesem Augenblick dazu veranlaßt. Ganz einfach, die jüngsten Verhandlungen im englischen Parlament über die künftige Stellung des Herzogs von Edinburg. Zuerst unterhielt mich nur der Gedanke, daß ein armer Prüfungskandidat vor die Frage gestellt werden könnte: Was geschieht in dem Reiche Koburg, wenn zwischen England und Deutschland ein Krieg ausbricht? Mein Laienverstand wäre mit der Antwort schnell fertig: Entweder wird der Herzog von Edinburg von dem Herzog von Koburg, oder dieser von jenem gefangen genommen und auf die Festung gebracht — eine Festung wird es doch in seinem Lande geben? Aber gewiegte Kasuisten würden natürlich noch eine Menge von Möglichkeiten finden, die mir entgangen sind.

Überlassen wir ihnen die Untersuchungen über diesen wenig wahrscheinlichen Fall, so bleibt die für mich viel wichtigere Thatsache übrig, daß das Parlament einem souveränen Fürsten großmütig einen Jahrgehalt bewilligt, damit er als englischer Prinz nicht in England die Einkünfte seines armen Ländleins zu verzehren braucht, und daß die englischen Kronjuristen darüber entscheiden werden, ob dieser souveräne Fürst zugleich Unterthan der Königin von England zu bleiben hat. Sie werden nicht leugnen können, daß dies an weit zurückliegende Zeiten erinnert, an die Zeiten, wo noch Ludwig XIV. fremden Fürsten Dotationen auswarf, oder wo die Rheinbundfürsten nach Paris wallfahrteten, um die Gnade ihres hohen Protektors zu erflehen, und an andres mehr, was Ihnen genauer im Gedächtnis sein wird als mir. Daß es wieder zu solchen Zuständen kommen werde, habe ich seit Jahren vorausgesehen, und ich bilde mir auf meinen politischen Scharfblick nicht wenig ein. Ich erkenne darin die Rückkehr zu der von der Natur vorgeschriebnen Ordnung der Dinge in Europa und baue darauf die Hoffnung, daß bald auch wieder erfreulichere Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland eintreten werden. Ihre nationale Eigenliebe wird sich mit dieser Auffassung nicht sofort befreunden wollen, aber Sie müssen mir unbedingt Recht geben, wenn Sie meiner Auseinandersetzung ohne Voreingenommenheit folgen wollen.

Das Vierteljahrhundert von 1864 an war ein unnatürlicher Ausnahmezustand. Daß ich keinen Grund habe, Herrn von Bismarck zu lieben, steht außer Frage, aber ich erkenne an, daß er ein großer Politiker ist. Nur schloß er daraus, daß ihr Deutschen ein politisches Volk wäret, und das war ein grober Trugschluß. Solange l'Ogre de la forêt noire Saxonne (so!) für euch dachte und euch keine eignen Gedanken erlaubte, durfte sich auch die Welt darüber täuschen. Nun habt ihr euer „Vaterland," das „größer sein muß," wie eure Studenten singen, und nun ist es euch zu groß, eine Last. Was mich stets am meisten an euerm „Reichskanzler" ärgerte, war die Schlauheit, mit der er die Eifersucht eurer verschiednen Stämme schonte. Das ist nun glücklich vorbei. Der Baier und der Schwabe und der Sachse schelten wieder auf den Preußen, wie früher, und der Preuße liefert ihnen bereitwillig Anlässe dazu. Das mag euch bekümmern, aber war es denn jemals anders? Ihr habt niemals Talent zur Einheit gehabt; oder kennen Sie ein Beispiel dafür, so nennen Sie mirs. Dann habt ihr das Unglück, Ketzer zu sein.

Wir machen von unsrer Rechtgläubigkeit nur Gebrauch, wann es uns paßt; die Geistlichkeit wettert gegen unsre Irreligiosität, aber wers nicht hören will, kümmert sich nicht darum; dennoch sind unsre Klerikalen zuerst Franzosen. Dagegen die eurigen, ihr gläubigen Leute? Sie werden immer zuerst römisch sein, bis ihr euch wieder zum rechten Glauben bekehrt.

Nun die auswärtigen Angelegenheiten. Überall sucht ihr Freundschaft und findet keine, weil man euch nicht mehr fürchtet. Ihr hätschelt die Polen und reizt dadurch Rußland. Wie lange ists nun, daß ihr mit den Polen unter einem Dache wohnt, und ihr kennt sie nicht so gut, wie wir, bei denen sie nur gelegentlich, wenn ihnen der heimatliche Boden zu heiß geworden ist, Absteigequartier nehmen. Den Herren, mit denen ihr jetzt verhandelt, will ich nichts böses nachsagen, sie wünschen vielleicht aufrichtig den Frieden, aber hinter ihnen stehen und werden, wenn es Ernst wird, über ihre Köpfe hinwegsteigen die Revolutionäre von Beruf, die euch niemals verzeihen, daß sie sich zu Sklaven der Russen gemacht haben. Oder meint ihr, daß euch Österreich Sadowa verziehen habe? daß euch Italien dankbar sei? Uns werft ihr immer aufs neue unsre Revanchegelüste vor, darüber kann ich Sie jedoch beruhigen. Daß wir unser Elsaß-Lothringen wiederhaben müssen, steht außer Frage, doch brauchen wir deshalb keinen Krieg anzufangen. Solange Herr von Bismarck regierte, mußten wir auf schlimme Überraschungen gefaßt sein. Wie leicht konnte er wieder einen maledetto Benedetti in die Mausefalle locken, um nachher behaupten zu können, wir hätten den Streit angefangen. Jetzt handelt sichs nur noch darum, zu entdecken, daß eine von drei oder vier französischen Fischern bewohnte Sandbank einmal, vielleicht zur Zeit Heinrichs des Städtegründers, deutsch gewesen ist, und ihr werdet sie freudig gegen die „Reichslande“ eintauschen. Und in der Art könnt ihr euch auch die Dänen zu Freunden machen.

Sie müssen eben bedenken, daß auch auf der politischen Bühne nicht jeder die Heldenrollen spielen kann, es giebt auch zärtliche Väter, schüchterne Liebhaber u. s. w. Ihr werdet wieder berühmte Philosophen haben und Dichter, die an Langweiligkeit mit den Philosophen wetteifern, und Musiker, deren Werke man nur nach dem Studium eines gelehrten Kommentars versteht, werdet große Erfindungen machen, Kometen aufspüren, was weiß ich! Ihr werdet wieder das Volk der Denker sein — zum Volke der That seid ihr nun einmal nicht geschaffen, höchstens, um für andre Staaten Wüsteneien urbar zu machen. Findet euch in das Unvermeidliche, ihr werdet glücklicher sein, und wir können wieder alle mit euch in Frieden leben.

Und somit drücke ich Ihnen die Freundeshand — sans rancune.

Paris, 22. Dezember 1893 E. G. O.

Vom Reichstage. Dante sagt einmal: „Die Menschen werfen sich im Politischen wie auf dem Krankenlager von einer Seite zur andern, in der Meinung, besser zu liegen.“ Die Reichsregierung hat sich, wie die letzte Abstimmung über den rumänischen Handelsvertrag zeigt, auf die Seite des Bettes geworfen, die ihr Sozialdemokraten, Polen, Welfen, Freisinnige, demokratische Zentrumsleute und mit ihnen unsre Nationalliberalen zubereitet haben. Wir glauben nicht, daß sie sich damit gut gebettet habe; die Folgen werden sich zeigen, sobald der Reichstag wieder zusammentritt. Es ist gewiß das Anzeichen einer seltsam verkehrten Politik, wenn sich alles, was konservativ ist, von der Regierung abwendet, und schwerlich läßt sich die dadurch geschaffne Lage mit dem oberflächlichen Schlagwort von der agrarischen Fronde abthun. Es sind doch königs- und reichstreue Männer, die sich

entschlossen von der Führung abgewandt haben, die heute im Reich ihre Mehrheiten zusammenstellt, als ob sich wirklich der Weisheit letztes Wort durch eine Addition ungleichwertiger Stimmen erkennen lasse. Die Absage, die von konservativer Seite in der Politik der Handelsverträge wie in der Polenfrage dem Grafen Caprivi durch die Kreuzzeitung zugegangen ist, läßt sich nicht unter den Tisch werfen, sie schafft eine politische Lage, die wohl erwogen zu werden verdient. Graf Caprivi hat wohl entschlossene Gegner, aber wir sehen nicht, welche aufrichtigen Anhänger hinter ihm stehen. Der einzige wäre vielleicht Herr Rickert; aber nach den kläglichen Ergebnissen, die die Reichstagswahlen für die Freisinnige Vereinigung zu Tage gebracht haben, ist man wohl berechtigt, gerade seiner Stimme geringes Gewicht beizulegen. Die Gefolgschaft der Polen hat an einer Stimme gehangen und ist nur durch eine sensationelle (wie wir hoffen falsche) Nachricht in zwölfter Stunde durchgesetzt worden. Diese Gefolgschaft muß versagen, sobald sich ergiebt, daß die Polenpolitik der Regierung an dem Protest des deutschen Volkes scheitert, und das könnte schon in den nächsten Sitzungen des preußischen Landtages geschehen. Daß mit den Sozialdemokraten keine aufbauende Politik zu verfolgen ist, braucht kaum bewiesen zu werden, und dasselbe scheint uns von dem demokratischen Teil des Zentrums zu gelten. So bleiben die Welfen, deren Stimmen wenig bedeuten, und die Nationalliberalen, die bei den Verhandlungen über die Handelsverträge mehr als jede andre Gruppe eigne Interessen vertraten. Ein besondres Vertrauen zur Politik des Grafen Caprivi bei ihnen zu suchen, wäre aber irrig; sobald die Interessenfrage nicht mitspielt, läßt sich eine Abwendung fast der ganzen Partei vorhersehen.

Das ist die Mehrheit, der die Regierung ihren letzten Zählerfolg verdankt! Wir sehen nicht, wie sich darauf weiter bauen ließe. Sollte es dennoch geschehen, so giebt es immer weniger natürliche Verbindnngen, und das Endergebnis wird schließlich doch ein Abwirtschaften sein, wie wir es in solchem Grade noch nicht erlebt haben.

Graf Posadowski wird wohl als erster die Folgen der Stimmung des Reichstages und, wie wir hinzufügen müssen, des Reiches zu tragen haben. Selbst angenommen, daß der preußische Finanzminister seine außerordentlichen Fähigkeiten für ihn spielen läßt, so ist auch dadurch der Erfolg keineswegs verbürgt. Tabak- und Weinsteuer nimmt niemand gern, und es wird ganz besondrer Kunstgriffe und praktischer Beredsamkeit bedürfen, um den Reichstag von ihrer Notwendigkeit zu überzeugen. Denn trotz alles Lärmens wiegt doch die Überzeugung vor, daß allen mit einer Biersteuer besser gedient wäre. Das alles ist wenig erfreulich, und weder Regierung, noch Volksvertretung, noch das Volk selbst sind in zuversichtlicher Stimmung in die Weihnachtsfeiertage gegangen. Nach dem Feste muß der Kampf wieder aufgenommen werden. Wind wurde gesät, die Ernte wird Sturm sein.

Die Spione. Die milde Strafe, die die französischen Spione getroffen hat, ist zwar von der deutschen Presse gut aufgenommen worden. In Frankreich dagegen läßt sich keinerlei erfreuliche Wirkung dieser Nachsicht beobachten. Vielmehr wird jetzt geradezu die Ausweisung aller Deutschen verlangt, weil sie sämtlich Spione seien, und zugleich die völlige Begnadigung der beiden durch den Kaiser als selbstverständlich vorausgesetzt. Wir hoffen, das wird nicht geschehen. Gerade ihre Sachkunde macht die beiden französischen Spione doppelt gefährlich. Sie haben im Kopfe, was sie gesehen haben, und würden schon dadurch unberechenbar schaden können, wenn man sie freigäbe. Schonung wäre in diesem Falle Schwäche und

könnte nur zu weitern Versuchen ermutigen. Ohnehin liegt Deutschland an der großen Straße zwischen Frankreich und Rußland, sodaß wir vor neugierigen Blicken fast schutzlos dastehen. Das französische Spionengesetz erkennt in Fällen, wie es der Kieler war, auf Tod. Wir sind humaner, aber wir wollen dem künftigen Gegner nicht die Mittel in die Hand geben, die Schutzvorrichtungen an unsern Grenzen unnütz zu machen. Jede Sentimentalität müßte nachträglich mit deutschem Blute bezahlt werden.

Bildungsschwindel. Wie der Bildungsschwindel blüht, davon hier wieder ein schönes Beispiel. Das Gubener Tageblatt vom 20. Dezember 1893 berichtet: Der Kaufmännische Verein der Hut- und Kürschnerbranche zu Berlin, Zweigverein Guben, welcher in erster Linie die Unterstützung seiner Mitglieder bezweckt, bietet in neuerer Zeit auch seinen hiesigen Mitgliedern Unterhaltung und Belehrung durch bildende Vorträge. So hörten wir in der letzten Sitzung des genannten Vereins einen psychologischen Vortrag des Herrn Rektor Reinhold Schulz unter dem bescheidnen Titel: „Vorgänge im Seelenleben." Der Herr Vortragende begann seine vorweg (!) als vorzüglich zu bezeichnende Rede mit einem Zitat von Gellert, sprach über die Fundamente der Anschauung, über Sinnestäuschungen und beleuchtete solche durch passend gewählte Zitate von unsern ersten Dichtern. Die Auffassung unsrer hervorragendsten Philosophen und Psychologen, wie Kant, Leibniz und Herbart, über das Wesen der Seele beleuchtete der Herr Vortragende in tiefdurchdachter, verständlicher Weise; ebenso brachte derselbe (!) die Reproduktionsgesetze, das Gedächtnis und seine Pflege unter Streifung der Mnemotechnik, die Phantasie und das Traumleben in belehrender Weise zur Veranschaulichung (!) und erntete großen Beifall von sämtlichen, mit gespanntester Aufmerksamkeit zuhörenden Anwesenden. Eine Fortsetzung des inhaltreichen Themas wird Herr Rektor Schulz in der nächsten Sitzung des genannten Vereins zu Gehör bringen (!), worauf wir schon jetzt aufmerksam zu machen nicht verfehlen wollen, um so mehr, als auch Gäste zu den Sitzungen und Vorträgen des obigen Vereins gern willkommen sind.

Nach diesem Bericht muß der Vortrag ein wahres Schneegestöber von Weisheit gewesen sein: Fundamente der Anschauung, Sinnestäuschungen, passend gewählte Zitate von unsern ersten Dichtern, die Auffassung der Philosophen und Psychologen über das Wesen der Seele, Kant, Leibniz und Herbart, die Reproduktionsgesetze, das Gedächtnis und seine Pflege, Streifung (!) der Mnemotechnik, die Phantasie und das Traumleben — alles „in tiefdurchdachter, verständlicher Weise"! Wir gratuliren einer Schulverwaltung, die durch solche Kräfte, wie den Herrn „Rektor" hier, die täglichen Geschäfte des Schullebens erledigen läßt. Und diese jungen Hutmacher und Kürschner — doch nein, es sind ja Mitglieder des kaufmännischen Vereins aus der Hut- und Kürschnerbranche! — was für ein tiefes und weitgehendes Interesse für wissenschaftliche Fragen muß ihnen innewohnen! Die Ärmsten! sie haben sich zusammengethan, um darüber nachzusinnen, wie sie sich am besten gegenseitig unterstützen können, und nun müssen sie sich frisch, frei und fröhlich einen solchen Kohl „zu Gehör bringen" (!) lassen. Es wäre zum Lachen, wenns nicht gar so traurig wäre, daß Menschen, deren mühsam angelernte Wissenschaftlichkeit sich sonst noch allenfalls auf Schullehrerkonferenzen anhören, aber auch da kaum ertragen läßt, geradezu an der Volksverbildung arbeiten, als wären sie eigens dazu ausgebildet. Es müßte polizeilich verboten werden, einfachen Menschenkindern solch geistiges Futter in den Trog zu schütten und noch dazu mit einer gewissen Öffentlichkeit. Es wäre das schon aus sozialpolitischen Erwägungen nötig,

ganz abgesehen von der Gefahr, daß eine geistige Fütterung und Überfütterung dieser Art die jungen Leute für ein gesundes Denken in ihrem Beruf unfähig machen muß.

Meisenbach. Weil mir die Cottasche zweibändige Ausgabe der Droste-Hülshoff für meine Lieblingsdichterin nicht hübsch genug ist, kaufte ich mir die in Münster erschienene vierbändige, die anständiger aussieht und sich besser liest, wenn man die oft recht thörichten Anmerkungen des Herrn Kreiten übersieht. Ich würde mich auch dankbar in die beiden Bilder im Eingange des zweiten und dritten Bandes vertiefen, die zwei in dem Leben Annettens so einflußreiche Orte, Rüschhaus und Haus Hülshoff, darstellen, wenn es nicht so dumpfe Zinkdrucke wären. Aber auch selbst die karrirte Luft, die schmutzigen Schattenflächen und den allgemeinen Hauch von schlechter mechanischer Abbildung unkünstlerischer Photographien nimmt man hin, denn diese billigen Nachbildungen sind am Ende nicht mehr zu vermeiden. Was thut aber der dick in weißen Lettern hingehauene Name der Zinkographenfirma Meisenbach auf diesen Bildern, auf denen selbst ein Künstlermonogramm zu groß und zu deutlich, daher störend wäre? Warum unterzeichnet sich der Mann, dessen Arbeiter durch Photographie und Ätzung das „Werk" herstellen? Das Publikum nimmt ja leider solche entstellende Geschmacklosigkeiten hin. Wir protestiren aber dagegen, daß selbst die ärmlichen paar Quadratcentimeter der harmlosen Abbildung eines Dichterheims zu Reklamezwecken benutzt werden.

Litteratur

Das deutsche Reich zur Zeit Bismarcks. Von Hans Blum. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1893

Es darf bezweifelt werden, ob schon jetzt die Zeit gekommen ist, die deutsche Geschichte der zwanzig Jahre 1870/90 in wirklich historischer, also unbefangner und den verschiednen Persönlichkeiten und Richtungen gerecht werdender Weise zu schreiben. Stehen wir doch noch allzusehr unter dem tiefen Eindrucke, den der Rücktritt Bismarcks hervorgerufen hat, und den der unwillkürliche Vergleich zwischen einst und jetzt noch immer frisch erhält. Unter diesen Umständen nicht parteiisch zu sein, ist fast unmöglich, und es ist gewiß am wenigsten möglich für einen, der persönlich mitten im Kampfe gestanden hat. Auch der Verfasser des vorliegenden Buches ist dieser Gefahr, die in dem Stoffe selber liegt, nicht entgangen. Daß er überall für seinen Helden entschieden Partei nimmt, ist für einen so warmen Patrioten natürlich und wird ihm von niemand zum Vorwurfe gemacht werden, der selbst auf diesen Namen Anspruch erhebt; aber er sieht auch alles durchweg durch die nationalliberale Brille und vermag die relative Berechtigung eines andern Standpunkts gar nicht anzuerkennen, was man ja von dem praktischen Politiker nicht verlangen darf, wohl aber vom Historiker. So kommen nicht bloß das Zentrum und die Sozialdemokratie sehr schlecht weg, sondern auch die preußische konservative Partei, und selbst Männern gegenüber wie Roon und Moritz von Blankenburg findet der Verfasser da, wo er ihre Abkehr von Bismarck schildert, nicht den würdigen Ton,

der sich auch für den politischen Gegner hier gebührt hätte. So wird das ganze Buch zu einer Tendenzschrift. Am schärfsten tritt dieser Charakter im Schlußkapitel hervor: „Der neue Kurs. Schlußbetrachtung.“ Denn da der Gegenstand des Verfassers „das deutsche Reich zur Zeit Bismarcks“ war, so gehörte eine Darstellung der letzten drei Jahre doch an sich gar nicht zu seiner Aufgabe, und sie ist offenbar nur angefügt worden, um dem „neuen Kurs“ ein beschämendes Spiegelbild vorzuhalten; das aber kann zwar Aufgabe des Parlamentariers sein, aber nicht des Historikers. Eine weitere Folge der tendenziösen Art ist der polemische Ton, der das ganze Buch durchzieht, und der oft der Ton des Leitartikels wird, nicht der der geschichtlichen Darstellung bleibt. Daß der Verfasser seinen Stoff fleißig aus den verschiedensten, wesentlich aus gedruckten Quellen zusammengetragen hat und ihn in guter Ordnung und lebendiger Sprache darstellt, ist durchaus anzuerkennen (in dem Verzeichnis fehlen merkwürdigerweise der Briefwechsel zwischen L. von Gerlach und Bismarck, sowie die Denkwürdigkeiten des Herzogs Ernst von Koburg, die doch manches Interessante über Bismarcks Entwicklungsgang bringen, während die schon mit Anfang 1861 endenden Denkwürdigkeiten L. von Gerlachs angeführt sind). Eigentliche Archivalien (soweit sie nicht gedruckt vorliegen) hat Blum natürlich noch nicht benutzen können; dafür beruft er sich im Vorwort und im Quellenverzeichnis auf „persönliche mündliche Mitteilungen des Fürsten Bismarck an den Verfasser,“ ohne daß er selbstverständlich sie an den betreffenden Stellen seiner Darstellung kenntlich machte. Darin liegt für die Beurteilung ein schwerwiegender Übelstand, und schwerlich hat der Verfasser überall die Diskretion gewahrt, die der Fürst bei solchen von ihm immer als vertraulich aufgefaßten und natürlich auch stets subjektiv gefärbten Äußerungen vorauszusetzen pflegt. Alles in allem glauben wir nicht, daß der Verfasser dem greisen Staatsmanne mit seinem Buche einen besondern Dienst erwiesen habe. Wer ihn verehrt, der braucht es zu seiner Beurteilung nicht, und seine Feinde wird es nicht bekehren, wohl aber ihnen durch seine einseitige Auffassung manche Waffe liefern.

Sibirische Briefe. Von O. O. Eingeführt von P. von Kügelgen. Leipzig, Duncker und Humblot, 1894

Der Verfasser dieser Briefe aus West- und Mittelsibirien und von der Lena ist russischer Staatsgeolog und hat im fernen Asien Goldwäschereien und Kohlenlager untersucht, nachdem er früher ein großes Werk über Transkaspien herausgegeben hatte. Wir haben es hier mit einem frischen, elastischen jüngern Naturforscher von vorzüglicher Beobachtungsgabe und einem seltnen Talent der Schilderung zu thun. Wir legten eben den letzten Band von Kennan aus der Hand, als wir diese Sibirischen Briefe erhielten, und waren aufs angenehmste überrascht von der Freiheit des Urteils und der Vielseitigkeit der Beobachtung, die sich darin zeigen. O. O. ist ein Mann von Bildung und Kenntnissen, Kennan ein Mittelding von handwerksmäßigem Aufstöberer und augenverdrehendem Methodistenprediger, der der angelsächsischen Neigung dient, die Flecken am Gewande des Nachbars aller Welt zu zeigen und die eignen scheinheilig zu bedecken. O. O. entwirft kein rosiges Bild von Sibirien, seine Schilderungen haben tiefe, traurige Schatten. Aber er hat ein Herz für das Land, für das er mit Aufopferung arbeitet, und macht weder mit den Übeln noch für das Gute, das er dort findet, Reklame. Über seinen Schilderungen aus dem intimen Leben einer sibirischen Beamtenfamilie ist der Humor eines warmen Herzens ausgegossen. Einige Briefe der Frau O. O. sind fast ebenso hübsch wie die ihres Gatten, die sich übrigens durch einen guten

Stil auszeichnen. Wir vermuten, daß O. O. keinen deutschen, sondern einen echt russischen Namen trägt, und sind daher im Zweifel, ob wir mit Freude oder mit Bedauern unsre Meinung aussprechen sollen, daß seit einigen Jahren unsre Reiselitteratur kein so gut geschriebnes Buch wie dieses aufzuweisen gehabt hat.

Luise Dorothee, Herzogin von Sachsen-Gotha (1732 bis 1767). Mit Benutzung archivalischen Materials von Jenny von der Osten. Mit sechs Bildnissen. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1893

Unter den zahllosen Deutschen, Männern wie Frauen, die von dem Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten bis zum Beginn der großen Revolution eine ausschließlich französische Bildung empfangen, gepflegt und diese Bildung als kostbarsten Schatz, als höchste Auszeichnung betrachtet haben, ist nächst Friedrich dem Großen niemand öfter genannt und hervorgehoben worden, als die geistvolle Herzogin Luise Dorothee von Gotha, geborne Prinzessin von Sachsen-Meiningen, die mit Herzog Friedrich III. von Gotha-Altenburg vermählt, von 1732 bis zu ihrem Tode im Jahre 1767 dem kleinen Hofe auf dem Schlosse Friedenstein eine besondre, wenn auch problematische und vorübergehende Bedeutung verliehen hat. Die Nachwirkungen ihrer Persönlichkeit, ihrer fortgesetzten Verbindungen mit Paris und den Häuptern der französischen Aufklärungslitteratur, Voltaire an der Spitze, waren noch bis in die klassischen Tage unsrer deutschen Litteratur, jedenfalls bis zum Tode F. W. Gotters, des letzten bewußten Vertreters der Franzosennachahmung in unsrer Litteratur (1797), zu spüren. Zwei entgegengesetzte, schlechthin unvereinbare und im innersten Kern unversöhnliche Welt- und Kunstanschauungen, an zwei kleinen und in beständigem freundnachbarlichen Verkehr stehenden Höfen, wie die von Gotha und Weimar, mußten die wunderlichsten Widersprüche und Erscheinungen zur Folge haben, eine noch fehlende Studie über den stillen und lauten Kampf beider Anschauungen auf dem engen Schauplatz der kleinen Residenzen würde unterhaltender und lehrreicher sein, als zahllose Abhandlungen über allerhand Nichtigkeiten der klassischen Litteraturperiode.

Herzogin Dorothee, deren Andenken durch die aus den Quellen geschöpfte und durch eine Reihe interessanter Briefe bereicherte Monographie von Jenny von der Osten soeben erneuert worden ist, hat diesen Kampf nicht mehr erlebt, nicht einmal die Anfänge des Sturms und Dranges gesehen. In ihr war die Bildungsrichtung und die Sinnesweise, zu denen unsre Höfe und unser Adel durch unselige politische und gesellschaftliche Zustände seit dem Ende des dreißigjährigen Krieges hingeführt worden waren, noch vollkommen rein und ungebrochen vertreten. Für sie blieb bis zuletzt der Vorrang französischen Geistes und französischer Litteratur vor der deutschen völlig unbestritten, den Philosophen Wolff und die Gottscheds — Mann und Frau — hat sie nur darum hochgeschätzt, weil diese ihre Anschauungen von der Alleinherrlichkeit französischer Bildung bis auf einen gewissen Punkt teilten. Die Herzogin von Gotha, deren Geist und Einsicht den schwachen Gemahl selbst in politischen und Regierungsangelegenheiten bestimmten und lenkten, gab ihrem in Anbetracht der Verhältnisse viel zu glänzenden kleinen Hofe durchaus das Gepräge ihres Wesens und ihrer besondern Neigungen. Aus der umfangreichen und mit Aktenstücken belegten Biographie sehen wir, daß sie keineswegs aller landesmütterlichen Gefühle entbehrte, in den schlimmen und bedrohlichen Zeitläuften des siebenjährigen Kriegs die schwerbedrängten Unterthanen ihres Herzogtums nach Möglichkeit zu schützen suchte und bald ihre guten Beziehungen zu Friedrich dem Großen, der ihr aufrichtige Verehrung und Freund-

schaft widmete, bald den Respekt, den die fürstliche Freundin und Korrespondentin Voltaires den französischen Generalen einflößte, die gegen Preußen im Felde standen, für ihr Land und ihre Residenzstadt nach Möglichkeit benutzte. Immer bleibt es ein trauriges Bild, wie hoch sich auch die kleinsten Fürstlichkeiten jener Tage über die Unterthanen erhaben fühlten, und welche Opfer man ohne jedes Bedenken diesen kleinen Ländern auferlegte, um das Fürstenhaus eine Art Weltrolle spielen zu lassen. Luise Dorothee hätte an diesen Zuständen schwerlich viel ändern können, aber sie hat, wie aus der ganzen Darstellung hervorgeht, auch keinen Versuch dazu gemacht. Daß die Würde des Hofes unter allen Umständen über dem Wohle des Landes und Volks stehe, war ein Glaubenssatz der Tage und der Lebenskreise, denen die Herzogin von Gotha angehörte. Um Freude und wärmere Teilnahme an dem Bilde der liebenswürdigen Fürstin und ihres geistig belebten Hofes zu gewinnen, muß man gewissermaßen alles vergessen, was einmal Brauch der Zeit und wofür sie persönlich nicht verantwortlich war.

Das Ostensche Buch führt uns anspruchslos und doch lebendig in eine zum guten Glück hinter uns liegende besondre Welt ein und rückt uns neben der interessanten Frau deren Umgebungen und mannichfaltige auswärtige Beziehungen vor Augen. Es ist keine künstlerisch durchgearbeitete und vollendete Biographie, aber doch mehr als bloßes Material, es bringt für jeden, der mit der Staats-, Hof- und Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts einigermaßen vertraut ist, eine Fülle neuer, bisher unbekannter Züge und reiche Belehrung. In den Sätzen: „Die Herzogin kannte Voltaire und seine rachsüchtige Empfindlichkeit, sie hatte ihre Äußerungen sogar da ertragen, wo sie sich gegen Friedrich den Großen richteten; aber sie wußte auch, daß diese kleinliche Rachsucht nur ein Accidens seines Seelenlebens war, und ihr Gemüt hatte Voltaires essentielle Persönlichkeit erfaßt; sie fühlte sich zu eng mit dieser verbunden, um einer vorübergehenden Trübung einen Einfluß zuzugestehen. Zwar treue Schülerin Wolffs, war Luise Dorothee doch Voltaire geistig verwandt, mit ihm verstand sie sich am besten," in diesen Sätzen gipfelt gewissermaßen die Charakteristik der Herzogin, und alles, was das reichausgestattete Buch sonst enthält, dient zur Bestätigung dieser Charakteristik.

Von Kalau bis Säkkingen. Ein gemütliches Kreuz und Quer von Ludwig Hevesi. Stuttgart, Adolf Bonz & Komp., 1893

Es sind hübsche und im ganzen von einem liebenswürdigen Geiste beseelte, vielfach an litterarische Erinnerungen anknüpfende Plaudereien, offenbar gesammelte „Feuilletons," die Ludwig Hevesi hier giebt. Die Muster zu dieser Art sind freilich in Heines Reisebildern zu suchen, aber es ist nur gerecht, hervorzuheben, daß die hübschen Skizzen pietätvoller, gemütswärmer erscheinen, als die große Mehrzahl feuilletonistischer Schilderungen und „pikanter" Reisefrüchte. Auch inhaltvoller sind sie, die Litteraturkenntnis Hevesis reicht nicht bloß von Heine bis Scheffel, sondern er weiß auch in frühern Tagen Bescheid; einer der frischesten und gewinnendsten Abschnitte des kleinen Buches sind die „Reiseerinnerungen an Lessing" aus Braunschweig und Wolfenbüttel. Schnoddrige Bemerkungen wie die, daß der Tempelherr im „Nathan," um sich im Gehen Datteln von den Bäumen zu pflücken, mindestens dreißig Fuß hoch sein müßte, fehlen in derartigen für die Unterhaltung eines modernen Publikums berechneten Reisebildern ja niemals ganz, doch im allgemeinen geht ein Zug erquicklicher Ehrfurcht vor allem Großen durch diese Blätter hindurch. Der Verfasser zeigt einen feinen Blick für die verborgne Poesie alter Häuser, Höfe und Gärten, hat eine lebendige Vorstellung von dem Leben vergangner

Tage und bildet sich nicht ein, daß wir durch die Stelzen, die uns Naturwissenschaften und Technik untergeschnallt haben, persönlich stattlicher und innerlich größer geworden wären. An einigen Stellen seiner Plaudereien regt sich ein so feiner und wehmütiger Humor, daß man für einen Augenblick an Yoricks „Empfindsame Reise" gemahnt wird, natürlich nur einen Augenblick, denn ein Schriftsteller von heute muß die Silberstiftlinien von Anno dazumal wenigstens mit kräftigen Pinselstrichen vertauschen. Der eigentlichen Gefahr solcher auf den Effekt gearbeiteten Skizzen entgeht er nicht ganz, die Eindrücke werden zu drastisch, zu sehr in einer Farbe wiedergegeben, um noch völlig wahr zu sein. So gichtbrüchig und greisenhaft wie z. B. in der Erinnerung an Tiefurt siehts in und um Weimar eben in Wirklichkeit nicht aus. Trotz alledem wird jeder, der das Büchlein zur Hand nimmt, ihm eine angenehme Stunde verdanken.

Heinrich Reimann: Das deutsche Lied und Internationales Liederbuch. Berlin, N. Simrock, 1893

So modern es auch in der Musik und im Musikgeschäft zugeht, zu einem Ebers und seinem üblichen Festroman hat sie es wunderbarerweise noch nicht gebracht. Wer zu Weihnachten seine Freunde mit neuen Kompositionen beschenken will, muß selbst Umschau halten und das Passende zu finden suchen. Das ist oft schwer, denn das Neue ist nicht immer gut, und das Gute paßt nicht immer für alle, z. B. nicht, wenn es in einem d'Albertschen Klavierkonzert besteht. Es sind in erster Linie Beiträge zur Hausmusik, die für den Weihnachtstisch in Frage kommen: Klavierstücke und Lieder. Und für diese ist der eben ablaufende Jahrgang am Ende noch ein guter geworden. Dort die zwei Hefte herrlicher, mitunter allerdings nicht leichter Fantasien (op. 116) von Johannes Brahms, dazu ganz neu: C. Reineckes „Biblische Bilder," die in ihrer Sinnigkeit in die alten poetisch frischen Zeiten der Kuhnauschen Sonaten zurückversetzen. Hier aber, auf dem Gesanggebiete, die beiden obengenannten Sammelwerke H. Reimanns, bei denen wir einen Augenblick verweilen wollen.

Liederfroh sind alle Völker; alle freuen sich des Gesangs, die unzivilisirten, wenn ihre Länder nicht etwa zu kalt sind, sogar am meisten. Aber für das begleitete, das sogenannte Kunstlied, wie es seit dem siebzehnten Jahrhundert ausgebildet worden ist, hat Deutschland vor allen andern Nationen einen gewaltigen Vorsprung, den unsre guten Freunde aus dem interessanten Slawengemisch und auch die talentvollen Landsleute Ibsens doch nicht so bald einholen werden, wie sie sich einbilden. Da sind die Franzosen doch gerechter: als Schuré vor einigen Jahren eine Geschichte des Liedes schrieb, da setzte er auf den Titel: Histoire du „Lied." Das französische chant, so fühlte dieser Gelehrte, deckt sich nicht mit dem Begriffe des Liedes, und obwohl den „Erbfeinden" entstammt, ließ er uns Deutschen den Ruhm, der uns gebührt. Man sollte nun denken, daß ein Volk einen Kunstzweig, der zu seinen ihm eignen und wesentlichen „Nationalgütern" gerechnet werden muß, zu schätzen wisse, daß wenigstens die deutschen Musiker den Liederschatz, aus dem die gesamte deutsche Tonkunst ihre beste Nahrung mit gesogen hat, hüten und pflegen würden. Das ist aber nicht der Fall. Der deutsche Musiker lebt auch im Lied aus der Hand in den Mund und kümmert sich um den ältern Bestand und um die Geschichte seines Liedes sehr wenig. Man darf ihm das freilich kaum zum Vorwurf machen. Denn das „Künstlerelend," das die Grenzboten kürzlich nur bei Malern und Bildhauern einer Betrachtung unterzogen haben, herrscht in dem gänzlich organisationslosen Musikerstand noch viel stärker und wirkt hier noch viel abstoßender in der Form von Unbildung und Gemeinheit. Aber auch der bessere Teil, der außer

den Aufgaben des Metiers noch andre Ziele festhält als Intriguiren und Reklamemachen, hat wenig Gelegenheit, sich in so fernliegende Dinge zu vertiefen, wie die Geschichte des Liedes. Denn die jetzigen Bildungsstätten der Musiker, die sogenannten Konservatorien — a non conservando —, entbehren vollständig der hierzu nötigen Hilfsmittel. Es sind Ausnahmsanstalten, an denen sich ein Exemplar von F. M. Böhmes „Altdeutschem Liederbuch“ in der Bibliothek vorfindet. Als vor nun fast zwanzig Jahren dieses vortreffliche Werk erschien, mußte man daran große Erwartungen knüpfen. Seit den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts hatten uns Hoffmann von Fallersleben, Zuccalmaglio, später von Liliencron und andre Gelehrte immer wieder von der Pracht des alten deutschen Liedes erzählt. Und nun lag zum erstenmale alles vor unsern Augen, was noch zu finden war aus der großen Periode des unbegleiteten einstimmigen Liedgesangs. Es war ein Melodienschatz ebenso köstlich als reich, eine Sammlung von Denkmälern einer großen Vergangenheit, aus der jung und mit einer idealen Deutlichkeit alles das entgegenklang, was noch heute das Herz des Volkes bewegt. Man konnte einer Winkelmannschen Zeit, einer Periode der Renaissance für das deutsche Lied entgegensehen, einer trotz Schubert, Schumann, Franz und Brahms wünschenswerten allgemeinen Rückkehr zur Einfachheit und Männlichkeit. Nichts von alledem! Die breiten Schichten der musikalischen Laienwelt haben von der Arbeit Böhmes kaum etwas erfahren; ihre Spuren beschränken sich bis heute auf einige Chor- und einige Klavierbearbeitungen der von ihm gebotnen Originalmelodien. Nicht einmal die Herren Juden haben den Böhme „fruktifizirt.“ Er verlangt einiges Studium und Wissenschaft, und nirgends wird unsre musikalische Jugend darin geübt, aus den eckigen Noten dieser unbegleiteten Melodien die Seele, die drin lebt, hervorzulocken.

Da hat sich nun H. Reimann mit den vier Bänden seiner Sammlung „Das deutsche Lied“ das gewaltige Verdienst erworben, Böhmes Leistungen, Ideen und Anregungen der heutigen Musikwelt mundgerecht und nutzbar zu machen. Den Liederfreunden in Deutschland sind die Vortragsabende, in denen Frau Amalie Joachim Proben aus der Geschichte des deutschen Liedes zum Gehör brachte, noch in frischer, dankbarer Erinnerung. Der geistige Vater dieses Unternehmens war Reimann. Er hat die Programme zusammengestellt und die Lieder, soweit sie dessen bedurften, bearbeitet. Es ist hier nicht der Ort, auf das Wesen solcher Bearbeitungen einzugehen. Nur so viel muß bemerkt werden, daß die Lieder, die aus der Zeit vor der offiziellen Einführung der Harmonie stammen, nicht bloß eine instrumentale Begleitung erlauben, sondern verlangen, und zwar verlangen auch im historischen Sinne. Denn unsre heutigen Vorstellungen über Entstehung und Entwicklung von Harmonie und Begleitung sind haltlos, weil sie samt und sonders das Wichtigste für die Gesangmusik des vierzehnten und der folgenden Jahrhunderte, den Anteil der Laute, ignoriren. Im allgemeinen darf behauptet werden, daß die Laute beim Sologesang jener Zeit dieselbe Stelle gehabt hat wie das Klavier bei dem heutigen. Reimann ist einer der wenigen Kenner der Lautenlitteratur, die wir in Deutschland haben. Er ist überhaupt einer der wenigen Männer, die mit starker natürlicher Begabung und einer gründlichen musikalischen Fachbildung eine allgemeine und eine besondre gelehrte Erziehung vereinigen. Solche Männer bildeten die Regel in dem Musikwesen des achtzehnten Jahrhunderts; heute sind sie selten. Belgien weiß sie, wie das Beispiel von Fétis und Gevaert zeigt, noch zu ehren. In Deutschland wird ihnen insgemein der erste beste auf dem Karren der Zeitungsberühmtheit einherfahrende Lewi vorgezogen.

Die ersten zwei Bände hat Reimann für den Bedarf der Joachimschen Konzerte zusammengestellt; durch einen dritten und vierten ist die Summe der mitgeteilten Lieder aus der deutschen Geschichte dieses Kunstzweiges auf 107 Nummern gebracht worden. Böhme hat den Ausgangspunkt gebildet. Reimann hat aber dann auch Erk und Silcher und eine große Reihe von Quellen zugezogen, die überhaupt in unserm Jahrhundert vollständig unbenutzt und unbekannt waren. Das zeigt das Verdienst des Gelehrten im Herausgeber. Noch größer, nach unsrer Meinung, ist das des Künstlers. Die vorhin erwähnten wenigen Bearbeitungen altdeutscher Lieder, die Böhmes Werk hervorgerufen hat, teilen sich in zwei Richtungen. Die einen schreiben eine gewaltsam archaisirende Begleitung, die andern eine hypermoderne. Reimann vermittelt nicht, sondern er geht absolut richtig. Sein Klavier spielt der Natur des Instruments gemäß in der Harmonik, wie sie die Chorwerke der Josquin, Senffl, Lassus und der andern Meister der Zeit zeigen. Sich selbst giebt er in kleinen Einschaltungen und Nachspielen, die ebenso dezent als poetisch sind.

Es kann nicht unsre Absicht sein, die Bedeutung von Reimanns Arbeit hier zu erschöpfen. Mit allem Nachdruck möchten wir hier nur nochmals betonen, daß es sich um ein Werk handelt, durch das zum erstenmale für das Studium der Geschichte des deutschen Liedes ein bequemer und vollständiger Apparat geliefert wird. Eine Ergänzung und Fortsetzung des Unternehmens ist ins Auge gefaßt. Kommt es dazu, wie wir im Vertrauen auf die deutsche Musikwelt doch annehmen, so möchten wir um eine etwas eingehendere Berücksichtigung des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts bitten. Adam Krieger, der erste wirkliche Meister des neuen deutschen Liedes, und die ihm nahestehenden Sachsen dürfen auf keinen Fall unvertreten bleiben. Zweitens handelt es sich aber um einen Zuwachs zur deutschen Hausmusik, wie seit vielen Jahrzehnten keiner dagewesen ist. In rein musikalischer Hinsicht ist in diesen vier Bänden des Genusses kein Ende. Auch des Studiums nicht. Um in dieser letzten Beziehung — ganz von ungefähr — einen Punkt herauszugreifen, verweisen wir auf die Übereinstimmung, die die Nummern 69 und 88 unter sich und mit einer der populärsten Kompositionen eines unsrer gefeiertsten lebenden Tonsetzer haben.

Das „Internationale Liederbuch" umfaßt 101 Stücke, die sich auf Niederländer, Franzosen, Italiener, Spanier, Portugiesen, Schotten, Skandinavier, Finnen, Böhmen, Polen, Russen, Litauer, Ungarn und Südslawen verteilen. Nach dieser Stellung zum Stoff kann es in die Gesanglitteratur der berücksichtigten Völker natürlich nicht so gründlich einführen, wie das Deutsche Liederbuch in die Liederkunst der Deutschen. Es will mehr anregen. Es ist aber, wie es ist, das reichste Werk, das wir jetzt in Deutschland für das Lied des Auslandes haben, im musikalischen Teile ebenso gelungen und rühmenswert wie das Deutsche Liederbuch.

Schwarzes Bret

In den soeben erschienenen „Verhandlungen des zehnten deutschen Geographen(!)tages zu Stuttgart am 5.—7. April 1893" findet sich auch ein Verzeichnis der Besucher. Sie sind nach Ländern und Städten geordnet, und da werden denn auf Seite XLI unter 6) Preußen folgende Orte aufgeführt: Berlin, Bockenem, Bonn, Braunschweig, Darmstadt, Dortmund, Frankfurt a. M., Friedberg (Hessen), Geisenheim, Glogau, Göttingen, Halle a. S., Hannover,

Köln, Königsberg, Mainz, Marburg, Minden, Neuhaldensleben, Oppeln, Pr.-Friedland, Sigmaringen, Solingen. Die nächste Gruppe ist 7) Norddeutschland (ohne Preußen).

Große Beunruhigung erregt die Nachricht, daß eine „Reform" der preußischen Universitäten geplant wird, die diesen einen mehr büreaukratischen Charakter geben würde. Gott bewahre uns davor! Wir haben an der Schulreform gerade genug.

Ein Problem von welterschütternder Bedeutung ist vor wenigen Tagen in aller Stille gelöst worden: der Kampf, der lange Zeit zwischen den schlesischen und den übrigen deutschen Schützen getobt hat, der Kampf um die Frage, ob zum deutschen Schützengruß „Gut Ziel!" oder „Halt fest!" gewählt werden solle, ist durch die Autorität zwei so hervorragender Kenner und Meister der deutschen Sprache wie Daniel Sanders und Felix Dahn zu Gunsten der ersten Form entschieden worden. Wie die Kegelbrüder ihr „Gut Holz!" so werden also von nun an die Schützenbrüder ihr „Gut Ziel!" einander zujauchzen. Welch erhebendes Zeichen von dem geistigen Aufschwunge der deutschen Nation, daß solche Fragen überhaupt erörtert werden, und daß es so glänzende Geister nicht verschmähen, den streitenden Parteien mit ihrer Weisheit beratend zur Seite zu stehen! Nun sollten sich aber auch andre Kreise beeilen, mit den altmodischen Grußformen: Guten Tag! Guten Abend! u. s. w. endlich zu brechen. Wir denken da vor allem an die Kreise des Handwerks. Wie schön wäre es, wenn sich die Tischler in Zukunft mit „Gut Leim!" die Bäcker mit „Gut Teig!" die Fleischer mit „Gut Schwein!" begrüßten.

Auch die Fliegenden Blätter haben es nicht erwarten können, sie feiern, genau so wie vor kurzem die Leipziger Illustrirte, ihr Jubiläum nicht beim Abschluß, sondern beim Beginn (!) des hundertsten Bandes. Darnach ist wohl mit Bestimmtheit vorauszusehen, daß es ebenso, wie am 1. Januar 1800, auch am 1. Januar 1900 wieder Tausende von weisen Leuten geben wird, die sich einbilden, ein Jahrhundert sei zu Ende, wenn 99 Jahre um sind.

Alljährlich zu Neujahr bezahlen in Leipzig ein paar hundert vortreffliche, verständige und liebenswürdige Leute je sechs Mark an das Armenamt „für die Unterlassung der Zusendung von Neujahrskarten." So viel Mut gehört dazu, sich endlich von einer Mode auszuschließen, die ihre Blütezeit in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gehabt hat (!), daß man sich die Erlaubnis dazu noch heute durch ein Geldopfer erkaufen zu müssen glaubt!

Im freien deutschen Hochstift in Frankfurt hält nach einer Bekanntmachung des akademischen Gesamtausschusses Herr Professor Dr. Cornill aus Königsberg in diesen Tagen eine Reihe von Vorträgen über: Der israelitische Prophetismus. Schade, daß das weder deutsch noch frei ist.

Die segensreiche Einrichtung unsers Schwarzen Bretes empfehlen wir auch im neuen Jahre unsern Lesern zu fleißiger Benutzung, machen aber nochmals darauf aufmerksam, daß außer an Sprachdummheiten auch an andern Dummheiten in der Welt kein Mangel ist.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Schäffle über die orientaliſche Frage

Was der Profeſſor und k. k. Miniſter a. D. Albert Schäffle in ſeinem neueſten Buche „Deutſche Zeit- und Kernfragen“ von ſozialpolitiſchen, wirtſchaftlichen und verfaſſungsrechtlichen Fragen ſagt, wird wohl noch öfter in den Grenzboten berührt werden. Anſichten über die Probleme der auswärtigen Politik werden ſeltner von hervorragenden Denkern vorgetragen, und wenn ſie uns entgegentreten, iſt ihr Weſen oft ſo flüchtig, wir ergreifen ſie nur, um ſie gleich wieder fallen zu laſſen, wie Zeitungsblätter, die man aufnimmt und nach Einblick hinlegt, um ſie nie wieder anzuſehen. Schäffles Abſchnitt über die orientaliſche Frage verdient ein beſſeres Schickſal. Er iſt das Erzeugnis ernſten, folgerichtigen Denkens und kann manchen anleiten, auch über unſre auswärtige Politik ſich eine wohlbegründete, verteidigungsfähige Anſicht zu bilden. Mindeſtens kann er lehren, daß Fragen dieſer Art nicht bloß nach der launenhaften Folge und Lage der Tagesereigniſſe, ſondern nach Grundſätzen beurteilt werden können, die hoch über dieſen ſtehen. Warum ſollen uns denn die Engländer auch darin ſoweit voraus ſein, daß ſie auf wenige wohl erkennbare Ziele in der auswärtigeu Politik ihre Blicke unverrückbar gerichtet halten? Sollen wir immer nur ſcheu um uns blicken und bald hier bald da Gefahr wittern? Wollen wir uns das zweifelhafte Lob erwerben, wie unſre vielbedrängten Landsleute im fernen Oſten vor allem prudentes et circumspecti zu ſein? Die Lage iſt aber doch ſeit 1870 klarer geworden. Wir wiſſen auch ohne Dreibund, wo die Feinde wohnen, die wir am meiſten zu fürchten haben. Schwieriger iſt es, denen, die nicht erklärte Feinde ſind, hinter die Maske zu ſchauen. England und Rußland, da liegen die Rätſel der deutſchen Geſchichte der nächſten Jahrzehnte. Klarheit bringt in unſre

auswärtigen Beziehungen nur der, der uns klar machen kann, wie unsre Stellung zu diesen sein muß. Der weit verbreitete Dunst über den politischen Leitartikeln und Broschüren rührt nur von der Schwierigkeit her, diese Klarheit zu gewinnen.

Schäffle geht nun gerade diesen Problemen mit dem kalten Blute des Denkers zuleibe, der schon mit manchem Fabeltier der Tagespolitik den Kampf bestanden hat. Er stellt an die Spitze den Satz: Der Friede Mitteleuropas hängt ab von der Versöhnung Rußlands in der orientalischen, besser vorderorientalischen Frage. Frankreich allein werde den Frieden nicht, jedenfalls nicht mit Erfolg brechen. Die friedliche Ausgleichung Deutschlands und Österreichs mit Rußland sei das A und das O des europäischen Friedens, aber auch ohne eine solche Ausgleichung dürfe die Zurückweisung eines russischen Angriffs auf Konstantinopel nur nach dem Vorgange Englands im Kampfe geschehen. Schäffle kann und will sich keinen andern Krieg Deutschlands mit Rußland denken, als einen durch Rußlands Angriff hervorgerufnen, in dem dann doch England im Vordertreffen sein müsse, für dessen wirtschaftliches Übergewicht wir auch als Besieger Rußlands gekämpft haben würden.

Schäffle vertritt die Ansicht, die den Grenzbotenlesern durchaus nicht neu ist, daß die elsaß-lothringische Wunde Frankreichs nicht vollkommen unheilbar sei, und er begegnet sich mit uns auch in der weitern Auffassung, daß die Heilung nicht in Mitteleuropa, sondern im Mittelmeer zu suchen sei. Er rechnet auf das Übergewicht der immer mehr heranwachsenden nordafrikanischen Interessen Frankreichs, mit denen verglichen die 265 Quadratmeilen Elsaß-Lothringens eine Kleinigkeit sind. Die koloniale Entwicklung hat die Aufmerksamkeit Frankreichs noch mehr nach den fremden Erdteilen gewendet, als es selbst an der Schwelle der Gründung der französisch-indischen und französisch-nordamerikanischen Weltreiche vor hundertfünfzig Jahren der Fall gewesen ist. Ein Krieg mit Deutschland würde seiner neuen Ausbreitungspolitik den größten Rückschlag bringen. Auch siegreich würde Frankreich seine ohnehin geringe Menschenkraft so geschwächt finden, daß von einer erfolggekrönten kolonialen Arbeit selbst in dem nahe gelegnen Nordafrika für Jahrzehnte kaum mehr die Rede sein könnte. Nur die Aussicht, an der Seite Rußlands kämpfen zu können, wird Frankreich veranlassen, sich in das Wagnis eines Krieges mit Deutschland zu begeben. Daher ist die Frage, ob und mit welchen Mitteln ein Zusammenstoß der mitteleuropäischen Mächte mit Rußland zu vermeiden sei, für Deutschland im Grunde noch wichtiger als die Frage, ob es Mittel gebe, mit Frankreich in Frieden zu leben. Frankreich wird Ruhe halten, so lange Deutschlands Rüstung keine Lücke oder Lockerung zeigt, die zum Angriff reizt, und so lange Rußland Ruhe hält.

Schäffle, der dem Geschlecht angehört, das den Krimkrieg erlebt und die

erfolgreiche Bearbeitung der kontinentalen Meinung durch die englischen Staatsmänner, Gelehrten und Soldschreiber gesehen hat, erinnert zeitgemäß an die Wandlungen der Anschauungen über die orientalische Frage, die zwischen 1853 und 1893 eingetreten sind. Damals herrschte in Österreich und Deutschland weithin die Ansicht, die Befreiung der Balkanslawen vom türkischen Joch, die Erschütterung der türkischen Herrschaft auf der Balkanhalbinsel, die Bildung eines selbständigen rumänischen Staats, das Heranrücken Rußlands an die untere Donau und die Öffnung der Meerengen für die russischen Kriegsschiffe seien ebenso viele Bedrohungen West- und Mitteleuropas. Hat aber nicht der Pariser Friede von 1856 eine gefährlichere Lage im Orient geschaffen, als sie früher da war? Und ist Europa nicht durch die Streichung eines Paragraphen nach dem andern dieser erbärmlichen diplomatischen Flickarbeit von schweren Sorgen befreit worden? So ungewiß die Zukunft der Balkanhalbinsel im ganzen auch scheinen mag, es geht ein gesunder Zug durch die politischen Neubildungen von Bosnien bis Bulgarien, die früher niedergehaltne Volkskräfte zu freier Wirkung entfesseln, und unter dem Eindruck der wachsenden Selbständigkeit der jungen Balkanstaaten haben sich die, die „um 1854 am lautesten gegen die politische Individualisirung der Balkanvölker und deren Selbständigkeit deklamirt haben, und dazu gehören auch leitende Staatsmänner Österreichs bis in eine sehr nahe Vergangenheit herab, seitdem in Paladine dieser Verselbständigung umgehäutet." Wer möchte heute bestreiten, daß die russische Politik in Südosteuropa sachgemäßer und folgerichtiger geführt worden ist als die englisch-österreichische? Gesamteuropa ist durch die Hinausdrängung der Türken von einer Gefahr befreit, die in der weitverbreiteten und tiefbegründeten Unzufriedenheit der unterjochten Christen beständig glimmte, und wer die Zunahme des deutschen und österreichischen Handels mit Rumänien, Bulgarien und Serbien verfolgt, sieht, wie sich Mitteleuropa ein früher sehr unergiebiges, übrigens fast nur von England ausgebeutetes Handelsgebiet mit jedem Jahre fester und mit größerm Gewinn anschließt.

Sollten denn die andern Forderungen Rußlands nicht vielleicht auch in ihren Folgen so falsch oder übertrieben dargestellt worden sein, wie die der Befreiung der christlichen Unterthanen der Türkei? Sollten nicht auch sie den guten Deutschen und Österreichern von der Seite, die einzig ein wirkliches Interesse an ihrer Nichterfüllung haben kann, nämlich Englands, durch politische Fabelbildung zu furchtbaren politischen Lindwürmern aufgebauscht worden sein? Fragen wir einmal nach der Aufschließung des Bosporus und der Dardanellen für die russische Kriegsflotte des Schwarzen Meeres. Was liegt für Mitteleuropa gefährliches in dieser Forderung? Jeder sieht ein, daß Rußland so gut eine Mittelmeermacht ist wie die Türkei, Österreich oder Frankreich, denn da die Natur keine unüberschreitbare Schranke zwischen dem Ägeischen Meer und dem Schwarzen Meer aufgerichtet hat, ist auch politisch keine dauernde

Ausschließung Rußlands vom Mittelmeer möglich. Wer die Lage Rußlands im Schwarzen Meere vorurteilslos betrachtet, wird es für eine Unmöglichkeit erklären, eine Macht von dieser Größe, die als pazifische Macht auch noch auf den Weg durch das Mittelmeer in den Indischen Ozean angewiesen ist, auf die Dauer anders als durch Gewalt in diesen Käfig des Schwarzen Meeres einzuschließen. Da aber der Staat, der den Weg der Meerenge beherrscht, durchaus nicht in der Lage ist, gegen Rußland Gewalt zu brauchen, so läuft es thatsächlich auf den Widerspruch Englands hinaus, wenn bis heute dieser Weg für die russischen Kriegsschiffe geschlossen ist. Was hat vor allem Deutschland für ein Interesse daran? Es wird daran denken, wie wenig es jemals dulden könnte, daß der Sund seiner Flotte verschlossen werde, und daß es durchaus nicht in seinem Interesse liege, sich wegen einer räumlich und sachlich so entfernten Frage mit seinem nächsten Nachbar zu verfeinden. Für Österreich kann es zwar weniger angenehm sein, eine neue Flotte im Mittelmeer auftauchen zu sehen, die eines Tages seine Küste als Feindin heimsuchen könnte. Wo aber für Englands, Frankreichs und Italiens Riesenpanzer Raum ist, da mögen auch die Schiffe von Nikolajew und Sebastopol noch unterkommen, ohne daß das Mittelmeer zu eng wird.

Eine notwendige Folge wäre die Neutralisirung der Meerengen. Seitdem durch Übereinstimmung der großen Mächte der Suezkanal neutralisirt ist, kann man die politische Sicherstellung einer Weltverkehrsstraße nicht mehr als ein unlösbares Problem bezeichnen. Und wenn Rußland selbst eine Flottenstation im Ägeischen Meer eingeräumt würde, wo England Cypern besitzt, wäre zwar England belastet, das seine Mittelmeerflotten verstärken müßte, aber Deutschland hätte davon nichts, Österreich-Ungarn und Italien wenig zu fürchten. Für sie würde auch das nur bedeuten, daß Rußland die praktischen Folgen seiner Stellung unter den Mittelmeermächten zieht, deren man längst gewärtig sein mußte. Unter der Voraussetzung der Neutralisirung der Meerengen verliert auch das Schicksal des Restes der europäischen Türkei für uns viel von dem Drohenden, das man ihm beizumessen pflegte. Dem immer bedenklichen religiösen Kern des Strebens der Orthodoxen nach Konstantinopel trägt Schäffle Rechnung durch die Bestellung der Bulgaren an Stelle der Türken zu Hütern der Meerengen.

Wir glauben zum Schluß das Wesentliche der Schäffleschen Ansichten über die orientalische Frage in den Satz fassen zu können: Für die kontinentalen Mächte Europas, besonders für die mitteleuropäischen, kommt es in dieser Frage vor allem darauf an, von ihren Interessen die Englands zu trennen, die eine auf die Verwirrung des politischen Urteils rechnende Politik so eng wie möglich mit ihnen zusammengebracht hat. Jene Mächte sind an dem Mittelmeerabschnitt der orientalischen Frage, den man auch den englischen nennen könnte, wenig, wohl aber daran interessirt, daß die neuen und alten

Reſte des türkiſchen Reichs in Europa und Aſien nicht in den Beſitz einer einzigen Macht übergehen, ſondern ein freies Feld für gemeineuropäiſche Wirtſchafts- und Koloniſationsthätigkeit bleiben.

Die ethiſche Bewegung

n Zeiten wie der unſrigen, wo ſich die Sünden der vorhergegangnen Zeit in ſchweren geſellſchaftlichen Mißſtänden offenbaren, pflegen die mannichfaltigſten Vorſchläge zur Verbeſſerung der ſchlimmen Lage aufzutauchen. Aber ſie haben faſt alle das Los gemein, daß ſie bei aller ſcheinbaren Nützlichkeit doch nur wenig Erfolg haben und in der Regel ſpurlos verſchwinden, um andern ihresgleichen Platz zu machen. Der Grund dieſer Erſcheinung iſt nicht ſchwer zu finden. Wie ein ungründlicher Arzt oft nur die Anzeichen einer Krankheit zu beſeitigen, die Urſachen dagegen gar nicht zu erforſchen, geſchweige denn zu entfernen ſucht, ſo findet es der Menſch überall bequemer, die erſcheinenden Übel verſchwinden oder wenigſtens unſichtbar zu machen, als ihren oft recht verſteckten Urſachen nachzuſpüren und durch Entfernung dieſer Urſachen das Übel von Grund aus zu beſeitigen. Die Folge ſolches Verfahrens iſt natürlich die, daß das Übel meiſtens in derſelben oder in andrer Geſtalt wiederkehrt.

Solcher Beſtrebungen giebt es heute unzählige. Man muſtere nur daraufhin den Auslegetiſch eines Buchhändlers oder gehe im Adreßbuch einer größern Stadt die Liſte der Vereine durch. Nur ſelten begegnet man ſolchen, die etwas tiefer gehen, indem ſie die mehreren Übeln zu Grunde liegende Urſache zu bekämpfen ſuchen. Zu dieſen Beſtrebungen müſſen wir heute in erſter Reihe die „ethiſche“ Bewegung rechnen. Von der Erkenntnis ausgehend, daß bei weitem die meiſten der heutigen Übelſtände entweder auf der zunehmenden Verderbnis der Sitten beruhen oder ſich doch dadurch bedeutend verſchärft haben, hat ſich eine Anzahl von Perſonen, darunter mehrere durch Stellung und Anſehn hervorragende, in der Abſicht zuſammengefunden, dieſes Grundübel unmittelbar zu bekämpfen, d. h. die Sittlichkeit des geſamten Volks auf jede geeignete Weiſe zu heben.

Unterſcheiden ſich nun wirklich die Beſtrebungen der „Geſellſchaft für ethiſche Kultur“ weſentlich von den oben gekennzeichneten? Haben ſie Ausſicht auf

Erfolg? Hat die Gesellschaft wirklich die Axt an die Wurzel unsrer gesellschaftlichen Übelstände gelegt? Zur Beantwortung dieser Fragen, die eigentlich nur eine Frage bedeuten, bedarf es einer dreifachen Untersuchung: welche Aussichten haben die Bestrebungen der Gesellschaft 1. hinsichtlich des Gegenstandes, auf den sie wirken will, 2. hinsichtlich der Mittel, mit denen sie wirken will, 3. hinsichtlich des Zieles, das sie erreichen will?

Da die „Ethiker" — nennen wir sie mit dem bei ihnen beliebten Fremdwort von nun an ohne Gänsefüßchen — auf die Unsittlichkeit in einem bestimmten Sinne wirken wollen, so müssen sie, um Aussicht auf Erfolg zu haben, vor allem deren wirkliche Beschaffenheit und alle ihre Verhältnisse im einzelnen Falle genau kennen. Dazu dürften die einzelnen Mitglieder einzelnen Personen oder Familien gegenüber oft leicht imstande sein und damit auch zu wirklicher Sittenverbesserung, vorausgesetzt, daß sie für ihren Zweck genug Seelenkenntnis und Nächstenliebe, ja Begeisterung und Opferfähigkeit haben. Nehmen wir nun an, die ethische Gesellschaft habe wirklich eine große Anzahl Mitglieder von dieser seltnen Befähigung aufzuweisen, so würden diese doch nichts andres thun, als was sie auch ohne ihre Mitgliedschaft in der Gesellschaft gethan hätten, und was edle, dazu befähigte Menschen jederzeit thun. Dazu bedürfte es also keiner Gesellschaft. Daseinsberechtigung hätte diese nur, wenn sie als Gesellschaft größere Wirkungen erzielen könnte als der einzelne, d. h. Wirkungen auf viele, auf ganze Gemeinschaften von Personen oder Familien, auf ganze Stände und Volksklassen. Die Frage ist also: vermag die Gesellschaft solche Wirkungen auszuüben?

Vergegenwärtigen wir uns, wie die ethische Gesellschaft zur Kenntnis irgend einer unsittlichen Handlungsweise einer Menschengemeinschaft kommt. Es giebt immer einige sittliche Mißstände in der bürgerlichen Gesellschaft, auf die sich die öffentliche Aufmerksamkeit bereits gerichtet hat. Diese werden auch von der ethischen Gesellschaft zuerst bemerkt und in Angriff genommen werden. Daß das in der Regel gerade die schwierigsten und undankbarsten sind, soll nur beiläufig erwähnt werden. Im besten Falle giebt nun die Gesellschaft einer Abordnung ihrer Mitglieder den Auftrag, den Fall sorgfältig zu untersuchen. Diesen gelingt es, verschiedne Gründe der unsittlichen Handlungsweise aufzufinden, solche, die in den Menschen, und solche, die in den Sachen liegen. Bei der Abfassung ihres Berichtes aber werden sie sich genötigt sehen, viele der aufgefundnen Gründe, die sich nur auf einzelne oder kleine Gruppen beziehen, wegzulassen. Denn sie müssen Rücksicht darauf nehmen, daß eine Gesellschaft mit ihren Mitteln nicht auf Einzelne, sondern nur auf Gemeinschaften wirken kann. Gelingt es nun ferner, die Wahrheit dieses Berichts unverfälscht zu erhalten, trotz Besprechung und Mehrheitsbeschlusses in der Sitzung der Gesellschaft, so werden geeignete Schritte zur Beseitigung jener Gründe eingeleitet werden. Wenn nun die Gesellschaft unter den Sachgründen die all-

gemeinen und leichter erreichbaren zu bekämpfen sucht, sei es durch Zeitungsaufsätze, durch Gesuche an Behörden und an die Volksvertretung, sei es durch Unternehmungen aus eignen Mitteln, so kann ihre Wirksamkeit ersprießlich werden. Sie thut dann aber nichts andres, als was der Staat, diese „ethische Gesellschaft" im großen, von jeher und mit weit besserm Erfolge thut. Auch sieht sie wohl darin nicht ihr eigentliches Arbeitsfeld, sondern mehr in der unmittelbaren sittlichen Einwirkung, also in der Bekämpfung der in den Menschen liegenden Gründe. Welches aber wird der Erfolg sein, wenn sie nun diese insgesamt, in Bausch und Bogen, durch Zeitungsaufsätze, Reden in Versammlungen, Aufforderungen an Vereine u. dgl. zu bekämpfen sucht, und wenn nun die, auf deren Besserung es abgesehen ist, in solcher Weise die Aufforderung, ihre Handlungsweise zu ändern, an sich herankommen sehen? Da solche Besserungsversuche auf die besondern Verhältnisse des Einzelnen keine Rücksicht nehmen können, so wird sich dieser in der Regel gar nicht getroffen fühlen. Er wird sagen, bei ihm liege die Sache anders, und an diesem von falsch geleitetem Selbsterhaltungstrieb vorgeschützten Deckmantel wird die Mahnung abprallen, statt, wie es nötig wäre, ins Innerste zu treffen. Denn der Erschütterung im tiefsten Gemüte bedarf es immer, wenn jemand von einer gewohnten Unsitte zur Sitte bekehrt werden soll.

Werden wir nun zweitens den Ethikern hinsichtlich der Mittel, mit denen sie wirken wollen und können, größern Erfolg versprechen können? Das wirksamste und wertvollste Mittel, neben dem alle nur erdenkbaren andern kaum in Betracht kommen, die Einwirkung der freien sittlichen Persönlichkeit, geht ihnen ab. Zwar wird man einwenden, daß eben durch die Mitgliedschaft in der ethischen Gesellschaft sich mancher sittlich hochstehende angeregt fühlen werde, mehr aus sich herauszugehen und auf des Nächsten Sittlichkeit bessernd einzuwirken, was er sonst unterlassen hätte. Dagegen ist zu sagen, daß jeder solche Besserungsversuch, wenn er nicht das Gepräge augenblicklicher, durch die Macht der Umstände herbeigeführter Eingebung hat, von sehr zweifelhafter, ja oft von schädlicher Wirkung sein wird. „Man merkt die Absicht, und man ist verstimmt." Die freie Persönlichkeit kann eben nur in vollster Freiheit ihren Segen entfalten. Derselbe Fehler haftet den von den Ethikern geplanten Familiengenossenschaften an. Es fehlt für diese in der heutigen Gesellschaft durchaus an den nötigen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Voraussetzungen. Solche gesellschaftliche Verbrüderung kann erst die letzte und segensvollste Folge gewaltiger gesellschaftlicher Neuerungen und Umgestaltungen sein. Sie kann von selbst werden, machen läßt sie sich nicht, eben so wenig wie sich Stämme und Völker machen lassen.

Welche Mittel bleiben denn nun der ethischen Gesellschaft als solcher? Im wesentlichen zwei: die Beseitigung sachlicher Gründe der Unsittlichkeit durch Abhilfemaßregeln aus eignen Mitteln und Vorstellungen bei Behörden und

an andern maßgebenden Stellen, und die Beseitigung persönlicher Gründe durch Belehrung. Das erste wird aber von jeher schon nicht nur vom Staat und von allen Behörden, sondern auch von einer großen Anzahl besondrer Vereine und Gesellschaften (gegen Verarmung und Bettelei, gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, für volksverständliche Gesundheitspflege, Asyle für entlassene Gefangne, die Berufsgewerkvereine und viele andre) in Anwendung gebracht. Und ob diese den größern Erfolg haben, oder ob ihn die ethische Gesellschaft haben wird, das ist eine Frage, die schon der alte Sokrates zu Ungunsten der Gesellschaft entschieden hat. Indem er nämlich den Sophisten, der in allen Wissenschaften und Künsten das erste Wort führen möchte, tiefer stellt als die, die nur einer Wissenschaft beflissen sind, urteilt er, daß der der menschlichen Gesellschaft weniger Nutzen bringe, der über dem Umfang seines Wirkens den Inhalt vernachlässigen müsse, als der, der sich in der Beschränkung als Meister zeige. Mit der sittlichen Belehrung aber ist es nun gar eine mißliche Sache. Jeder sittliche Aufschwung kommt durch Selbstthätigkeit infolge eines innern Erlebnisses unter gewaltiger Erregung des ganzen Menschen zu stande. Jede sittliche Belehrung aber, sofern sie unmittelbar wirken will, tritt von außen an den innerlich unvorbereiteten Zögling heran und kann im wesentlichen nur seine Verstandeskräfte für ihren Zweck benutzen. Sie wird also in der Gestalt einer besondern Unterrichtsstunde in der Regel erfolglos bleiben. Die mittelbare sittliche Belehrung dagegen ist von jeher auf Schulen mit Fleiß und nicht ohne Erfolg angewendet worden. Welcher gewissenhafte Lehrer wird sich die Gelegenheit entgehen lassen, bei der Behandlung geeigneter Stoffe, vor allem in der Religion, im Deutschen und in der Geschichte, sittlich auf seine Zöglinge einzuwirken? Dazu bedarf es nicht erst der Anregung durch die ethische Gesellschaft. Sollte diese es daher vorziehen, sich auf eine andre, sicherere Art sittlicher Einwirkung durch Belehrung zu beschränken, auf die Verbreitung von Volksbildung, so würde sie sich zwar anschicken, ein recht fruchtbares Feld zu bebauen, sie würde aber auch hier wieder die Rolle des Sophisten spielen. Denn die Sondervereine, die wir für Volksbelehrung und Volksbildung haben, werden bei der Beschränkung ihrer Aufgabe jedenfalls mehr leisten als die ethische Gesellschaft, die nicht so ins einzelne gehen kann.

So bleibt drittens zu untersuchen, ob das Ziel, das sich die ethische Gesellschaft gesteckt hat, Aussicht auf Verwirklichung habe. Die wesentlichste Neuerung der Ethiker ist die, daß sie die Sittlichkeit als ein durchaus selbständiges Gebiet der geistigen Entwicklung betrachten. Ihr Ziel ist also, die Menschheit „auf natürlicher Grundlage“ sittlich zu machen, indem sie die Religion als Mittel der Versittlichung gänzlich aus dem Spiele und auf religiösem Gebiete jedem völlig freie Hand lassen. Der erstrebte Endzustand würde also der sein, daß sich alle Menschen auf einer möglichst hohen Stufe der Sittlichkeit befänden und daneben je nach Belieben irgend welche oder auch

gar keine religiösen Anschauungen hätten, die aber in keinem Falle eine notwendige Grundlage der Sittlichkeit bildeten. Ist ein solcher Zustand möglich?

Zunächst erscheint es auffallend, daß die Ethiker von der Religion als Grundlage der Sittlichkeit nichts wissen wollen. Aber die Gründe dieser Ansicht sind leicht ersichtlich. Erstens nämlich läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die gebildete moderne Kulturmenschheit bei allen äußerlich oft recht grell erscheinenden Abweichungen im einzelnen doch in der Hauptsache dasselbe sittliche Bewußtsein hat. Dieser Zustand, meinen die Ethiker, wäre unerklärlich, wenn die Religion die Grundlage der Sittlichkeit bildete. Dann müßte es vielmehr so viele verschiedne Sittlichkeiten als Religionen oder religiöse Standpunkte geben. Und das stimme weder mit den Thatsachen überein, noch scheine es im Interesse der gegenseitigen Verständigung der Menschen wünschenswert. Noch mehr aber haben sich die Ethiker bei ihrer Schlußfolgerung wohl durch eine andre Wahrnehmung leiten lassen. Selbst dem oberflächlichen Beobachter kann es nämlich nicht entgehen, daß heute die Kirche die größten Anstrengungen macht, nicht nur dem weichenden Glauben sein Gebiet zu erhalten oder zurückzuerobern, sondern auch die Sittlichkeit des Volks auf ihre Weise zu stärken. Sie thut das, weil sie dadurch die ihr angetragne und von ihr bereitwilligst übernommne Aufgabe, den Arbeiterstand zu versöhnen, am besten zu lösen hofft. Wenn nun auch nicht zu verkennen ist, daß sie dabei, besonders auf dem Gebiete der innern Mission, im einzelnen oft recht guten Erfolg hat, so ist es doch eine Thatsache, vor deren unumwundner Anerkennung wir nicht zurückschrecken dürfen, daß die heutige Kirche nicht die Kraft gezeigt hat, auf dem von ihr beschrittenen Wege solche Erfolge zu erzielen, die auch nur annähernd die Lösung ihrer Aufgabe zu bedeuten hätten. Den Grund des Mißlingens sehen nun die Ethiker in der Verquickung von Religion und Sittlichkeit, und darin müssen wir ihnen in einem gewissen Sinne Recht geben. Statt nämlich in jedem einzelnen Falle zu erwägen, auf welchem Wege eine sittliche Wirkung am sichersten zu erreichen sei, bedienen sich die kirchlichen Organe in der Regel der Religion als Anreizungs- oder Drohungsmittels, um deswillen die Personen, auf die sie wirken wollen, den schweren Kampf gegen die Antriebe zur Unsittlichkeit bestehen sollen. Sie übersehen dabei, daß sie dadurch Personen gegenüber, die in dem Banne sozialdemokratischer Ideen stehen, von vornherein verlornes Spiel haben. Solche können nur dann für die Religion wiedergewonnen werden, wenn man diese als Bedingung sittlicher Besserung zunächst gänzlich aus dem Spiele läßt. Ist dann erst der nötige sittliche Grund gelegt, freilich nicht ohne mittelbare, doch unbemerkte Einwirkung der Religion, so wird sich das richtige Verhältnis zu diesem letzten Grunde aller Sittlichkeit von selber herstellen.

Ist also auch den Ethikern Recht zu geben in ihrer Kritik der Bemühungen der heutigen Kirche, sich wieder als den wahren Quell der Sittlichkeit zur

Geltung zu bringen, so müssen wir doch ihre Schlußfolgerung, daß die Sittlichkeit durchaus unabhängig von der Religion sei, als verkehrt und ungeschichtlich bekämpfen. Freilich, die heutigen Zustände auf religiösem und sittlichem Gebiete scheinen auf den ersten Blick diese Schlußfolgerung zu rechtfertigen. Insbesondre läßt sich nicht leugnen, daß sehr viele von denen, die den staatlich anerkannten Religionen den Rücken gekehrt haben oder doch in keinem innern Verhältnisse mehr zu ihnen stehen, dennoch nicht unsittlich sind, ja im Gegenteil oft einen hohen sittlichen Standpunkt einnehmen. Und gerade solche sind es, aus denen sich die ethische Gesellschaft im wesentlichen gebildet hat. Diesen will es natürlich nicht einleuchten, daß sie ihren sittlichen Besitz der Religion zu verdanken hätten. Nun ist ja zuzugeben, daß es sittlichen Besitz giebt, der ohne unmittelbare Einwirkung der Religion zustande kommt. So erzeugt der Kampf ums Dasein nicht nur allerlei Laster, sondern auch gewisse Tugenden. Immer aber, wenn es sich um wahren sittlichen Besitz handelt, läßt sich wenigstens die mittelbare Einwirkung der Religion nachweisen, und gerade der wertvollste sittliche Besitz ist ein unmittelbares Erzeugnis der Religion.

Den geschichtlichen Beweis hierfür an der Hand der alten Mythologie und Religionsgeschichte zu suchen, ist Sache der Spezialforschung, die damit ganze Bände füllen könnte. Für die, denen die alten Religionsbücher und Dichter nicht ganz fremd sind, genügt eine kurze Erinnerung an die Eindrücke, die sie hinsichtlich unsers Gegenstandes daraus gewonnen haben.

Alles, was die Menschen in dem Kindheitsalter der Völker wider ihr Erwarten geschehen sahen, schrieben sie, wenn nicht andre Gründe nahe lagen, der unmittelbaren Einwirkung der Gottheit zu. Sowie sie daher sahen, daß etwas anders gemacht werden mußte, als sie in selbstischer Neigung gewähnt hatten, sahen sie darin einen Befehl der Gottheit. Je tiefer sie nun in das Wesen der Natur eindrangen, desto richtiger bestimmten sie die Macht der Gottheit. Jedes neu erkannte Naturgesetz bedeutete einen Zuwachs dieser Macht. Denn in der Allgewalt, mit der die Naturgesetze über ihre selbstischen Unternehmungen hinwegschritten, nichts weiter als die starre Notwendigkeit eines Gesetzes zu sehen, daran hinderte sie die ihnen von Natur gegebne mythenbildende Phantasie. So erwuchs ihnen allmählich aus dem Bewußtsein, daß sie diesen Geboten Gottes wohl oder übel gehorchen mußten, der Begriff der sittlichen Pflicht. Je tierischer sie nun selbst noch waren, um so mehr galt ihnen die Gottheit noch als eine feindliche Macht, und nur widerwillig gehorchten sie ihr. Später aber erkannten sie, daß das Gute auf jener Seite lag: es geschah der Fortschritt von den Titanen zu den olympischen Göttern, von den Riesen zu den Asen, vom Gott der Rache zum Gott der Liebe, vom Judentum zum Christentum.

Welch gewaltigen Aufschwung die Sittlichkeit dort nehmen mußte, wo

der Glaube an einen liebenden Gott Wurzel schlug, wo man also erkannt hatte, daß der Zwang der Naturgesetze heilsam sei und nur ein Ausfluß der väterlichen Liebe Gottes sein könne, das muß auch der verstockteste Atheist und Materialist anerkennen, und thatsächlich heißt es mit gänzlicher geistiger Blindheit geschlagen sein, wenn man den unendlichen Segen, den uns das Christentum durch Erhöhung der Sittlichkeit gebracht hat, nicht gelten lassen will. Um wieviel roher wäre wohl das „rohe Mittelalter" gewesen, hätte nicht das Christentum mit sanfter Gewalt die wilden Triebe gebändigt! Wohl hat man die vielen schrecklichen Greuel dieser und späterer Zeiten gegen das Christentum ausgespielt, ja man hat es für sie verantwortlich machen wollen. Mit gleichem Rechte könnte man etwa der modernen Wissenschaft ihren Wert absprechen, weil sie nicht imstande ist, sämtliche Rätsel des Daseins zu lösen. Thatsache ist, daß trotz all der Greuel, ohne die die vielen und gewaltigen geschichtlichen Umwälzungen der christlichen Zeit nicht abgehen konnten, Barmherzigkeit, Mildthätigkeit, Opferfreudigkeit, überhaupt alle die Tugenden, die auf der Nächstenliebe beruhen, und das sind die höchsten, durch die Idee der väterlichen Liebe Gottes und des Opfertodes seines Sohnes für uns einen sonst unmöglichen Aufschwung genommen haben. Und dieser Aufschwung währt noch heute fort. Denn die menschenfreundlichen Bestrebungen, die seit der großen französischen Revolution auf gleiche Rechtsstellung der untern Volksschichten mit den obern dringen, sind nur zu begreifen aus der von Christus gepredigten, erst heute in der Menschheit zu voraussichtlich dauernder Verwirklichung gelangenden Liebe. Diese aber ist rein religiöser, nicht moralischer Natur im Sinne der Ethiker.

Nun glauben wir zwar, daß uns wenigstens einige von den Ethikern, wenn ihnen nicht sämtlich der geschichtliche Sinn gänzlich abgeht, bis hierher Recht geben, also zugeben werden, daß unsre heutige Moral in der Hauptsache ein Geschenk der Religionen, insbesondre des Christentums sei. Aber daran halten selbst diese wenigen fest, daß von nun an die Moral der Religion nicht mehr bedürfe und ihren selbständigen Weg bis zu ihrer höchsten Vervollkommnung gehen könne. Was wir ihnen hier einräumen können, ist nur wenig: nur so weit kann die Moral, aber auch nur vorübergehend und unzureichend, der Stütze der Religion entbehren, als sie andre Stützen gefunden hat: die Gewohnheit (auch die ererbte), die gesundheitliche und soziale Notwendigkeit, die Nützlichkeit. Doch das sind morsche Stützen, die sich dem Sturm der Leidenschaft nicht immer gewachsen zeigen. Es wird daher in Zukunft nicht anders sein, als es immer gewesen ist: die Religion ist und bleibt die einzige sichere Stütze der Sittlichkeit, ohne sie würde unsre Sittlichkeit einem langsamen, aber sichern Untergange entgegengehen. Wie kann es auch anders sein, da doch für den nicht religiösen Menschen das eigne Selbst maßgebend bleibt, das keine höhere Macht kennt, als die Leidenschaft? Denn selbst wenn ein

solcher den höchsten ihm erreichbaren Menschenrang erklimmt, den des Künstlers, so vermag er das Leben des Alls doch nur in selbstischer Weise, nämlich von der ästhetischen Seite aufzufassen. Der religiöse Mensch aber glaubt an die Bestimmung des Menschen, daß er sein Selbst völlig hingebe an ein ihm als höchste Idee vorschwebendes Leben des Alls, daß er sein eignes Leben opfre für die Vervollkommnung jenes Lebens. Erst wer ein solches Opfer bringt, erreicht die höchste Sittlichkeit. Die Tiere haben an ihrem Instinkt den untrüglichen Wegweiser, der das Leben des Einzelwesens so leitet, daß es sein Höchstes für das Gesamtleben der Natur leistet. Der Mensch aber mißbraucht seine Freiheit, unter Nichtachtung der Stimme seines Wegweisers, des Gewissens, jenen Weg zu verlassen und seinen Lüsten zu fröhnen. Nur wer sein Ohr wieder schärft, die mahnenden Worte des Wegweisers zu vernehmen, wird sich auf den rechten Weg zurückfinden. Und dort wird ihm erst klar werden, daß alle Glut der Leidenschaft nur die tötliche Kraft des Feuers hat und, wie die Kälte des Todes vor der lebenzeugenden Sonnenwärme, ohnmächtig schwindet vor dem Gefühl aller Gefühle, eins zu sein mit den Kräften — nennen wir sie nun Naturgesetze oder nennen wir sie Liebe —, die die Entwicklung des Alls gestalten in uns unbekannter, doch im einzelnen von unserm Gewissen stets geahnter Richtung. Dieses Gefühl aber ist eben Religion, und wer zugiebt, daß wir seiner bedürfen, die uns mögliche höchste Sittlichkeit und damit überhaupt die wahre Sittlichkeit zu erreichen, der giebt zu, daß die Grundbedingung der Sittlichkeit die Religion sei.

Nun könnte jemand fragen, woher denn die Ethiker den hohen Grad von Sittlichkeit hätten, den wir oben einem Teile von ihnen zugestanden haben. Nun eben daher, woher alle wahre Sittlichkeit stammt, von ihrer Religion. Nicht von der, auf die ihre Personalpapiere lauten, sondern von der, die sie, sich selbst meist unbewußt, in ihrem Herzen tragen, dem unerschütterlichen Glauben, daß ihr Wirken nicht ein bloßer Schein, eine Seifenblase in dem unendlichen Nichts sei, sondern sich einordne in ein unsrer Sinnlichkeit unfaßbares und doch im Lebensgefühl unmittelbar empfundnes Ewiges. Sie mögen sichs nur klar machen: hielte sie nicht dieser feste Anker, so verlöre auch alle Sittlichkeit für sie den hohen Wert, den sie ihr beilegen. Sie wären zage Pessimisten und Nihilisten, wie manche ihrer (wirklichen oder doch möglichen) Vereinsbrüder, die in einer notdürftigen Moral nur das Mittel sehen, das gewisse geordnete Grundlagen für ihren ungestörten Sinnesgenuß schaffe, die nur in der Sinnlichkeit die Wahrheit und den letzten Zweck der Welt erblicken. Dann wäre das Ende auch dieser notdürftigen Sittlichkeit nicht mehr weit.

Und fragt jemand, woher denn jene oben erwähnte Gemeinschaft der sittlichen Grundanschauungen in der modernen gebildeten Menschheit komme, so antworten wir ebenfalls: von der Gemeinschaft der Religion. Freilich sind es erst wenige, doch immerhin wirkliche Grundsteine, die die zusammenstrebende

Menschheit für den Bau der Glaubensburg, in der sich alle emporstrebenden Geister der künftigen Menschheit zusammenfinden werden, zusammengetragen und festgelegt hat. Nicht als ob eine künftige Menschheitsreligion die nationalen Religionen überflüssig machen müßte. Im Gegenteil, diese werden erst vollkommen werden durch die gegenseitige Befruchtung, die der innige Geistesverkehr der Nationen, den wir von der Zukunft hoffen, mit sich bringen muß. Doch das hat noch gute Wege.

Nachdem sich somit die Unmöglichkeit des von den Ethikern erstrebten Endzustandes ergeben hat, wird mancher Leser erwarten, daß wir nun die ethische Bewegung völlig verurteilen. Davon sind wir weit entfernt. Die große Bedeutung, die die ethische Bewegung unzweifelhaft hat, besteht darin, daß sie überhaupt da ist. Sie ist ein höchst bezeichnendes Anzeichen für das Vorhandensein eines starken Bedürfnisses nach religiöser Erneuerung in unsrer Gesellschaft. Freilich ist es zugleich für die Flachheit dieser Gesellschaft und die allgemeine Verzagtheit in Sachen der Religion bezeichnend, daß man sich damit begnügt, die für das „praktische" Leben notwendiger erscheinende Folgeerscheinung zu erstreben statt der Grundbedingung, ohne die diese nicht möglich ist. Bezeichnend wäre es auch für die heutige Kirche, wenn solche Eingriffe in ihr Gebiet sie aus ihrer Starrheit nicht aufzurütteln vermöchten und ihr nicht zum Bewußtsein brächten, daß sie nicht die erstorbne Hülle des Christentums darzustellen hat, sondern die lebendige Fülle wieder in freie Wirksamkeit setzen muß. Denn eine andre religiöse Erneuerung bei uns als eine solche des Christentums ist undenkbar. Über die christliche Auffassung des Zwanges der Naturgesetze als der das Weltall zusammenhaltenden ewigen Liebe vermag keine andre hinauszugehen. Freilich kann die Erneuerung nicht durch Synodalbeschlüsse „gemacht" werden, sie bleibt vielmehr der That des Genies vorbehalten. Doch diese That braucht allerlei Vorarbeiten und vorbereitende Thaten, und unter diesen steht auch die Gründung der ethischen Gesellschaft.

Der Tierschutz

1. Einleitung und Geschichte

Wie oft hört man, wenn von Tierschutzvereinen die Rede ist, ablehnende und scharfe Worte! Die Vereine seien überflüssig, ihre Bestrebungen sentimental, ihre Mitglieder Phantasten. Solche Urteile sind aber nur aus der Unkenntnis des Publikums zu erklären, über die man sich übrigens nicht zu wundern braucht, wenn man bedenkt, daß sowohl die Tagespresse wie periodische Zeitschriften

früher nur selten aufklärende und belehrende Artikel über diese Bewegung gebracht haben, daß selbst ein sonst so genau unterrichtetes Werk, wie das Meyersche Konversationslexikon, noch in seiner neuesten Auflage über die Tierschutzvereine die durchaus falsche Mitteilung macht, daß ihre Hauptaufgabe in den letzten Jahren die Bekämpfung der Vivisektion gewesen sei. Demgegenüber soll hier der Nachweis versucht werden, daß die Thätigkeit der Tierschutzvereine auf der Humanität beruht, und daß sie daher auch vom menschlichen Standpunkte aus, nicht nur vom materiellen, sondern auch vom sittlichen zu billigen und zu fordern sind, wenn auch zugegeben werden muß, daß in Thierschutzkreisen leicht Anschauungen zu Tage treten können, die das ablehnende Verhalten sonst human denkender Menschen erklären.

Schon die Erklärung des Begriffes „Tierschutz" giebt zu den größten Meinungsverschiedenheiten Anlaß. Auf der einen Seite richtet man den Schutz nur gegen die Ausrottung und Verminderung der Tiere oder bestimmter Tierarten im wissenschaftlichen Interesse, im Interesse des Fischfangs, der Jagd oder der Volkswirtschaft. Dahin gehört z. B. der Schutz der Auerochsen in Litauen, des Elentieres in den ostpreußischen Forsten, des Wison in Nordamerika, der Robben im Beringsmeere, der Hirsche, Rehe und des sonstigen Wildes bei uns, ferner die Bemühungen gegen die Vertilgung der nützlichen Insektenfresser, sowie gegen die übergroße Ausnutzung der Haustiere, kurz die Ziele, die sich die Fisch- und Jagdschutz-, die ornithologischen und landwirtschaftlichen Vereine in dieser Beziehung gesteckt haben.

Auf der andern Seite ist man bestrebt, möglichst allen Tieren Schutz zu gewähren gegen die durch die Natur und den Menschen verursachten Schmerzen und Gefahren. Aber auch hier wird die Grenze, bis zu der man gehen soll, sehr verschieden gezogen. Die einen behaupten, daß die Tiere nur um ihrer selbst willen geschützt werden müßten, daß sie ein Recht auf Schutz hätten. Andre wollen das Tier nur um des Menschen willen geschützt haben, nicht bloß des materiellen Nutzens wegen, sondern mit Rücksicht auf den sittlichen Gewinn, den wir z. B. durch den Schutz der Singvögel, durch die Erinnerung an die Elternliebe und das Familienleben mancher Tiere, ihren Fleiß und sonstige nachahmenswerte Eigenschaften erzielen können, ferner mit Rücksicht auf die Dankbarkeit, die wir ihnen für ihren Nutzen schulden, sowie aus dem Gefühle der Gerechtigkeit, die der Mensch zu pflegen verpflichtet sei, und des Mitleids des stärkern Geschöpfes gegenüber dem schwächern, endlich mit Rücksicht auf die durch das gute und schlechte Beispiel beeinflußte Jugenderziehung.

Die einen beschränken den Tierschutz auf die negative Seite, indem sie sich nur gegen die Tierquälerei wenden, die andern gehen positiv zu Werke, errichten Tierhospitäler zur Pflege kranker und abständiger Tiere, bringen Nistkästen an, sorgen für Fütterung und Tränkung hungernder und durstender

Tiere, wilder wie gezähmter; wieder andre verzärteln den Hund oder die Katze als den einzigen Freund, den sie auf Erden haben. Kurz, es herrscht hier eine bunte Mannichfaltigkeit der verschiedensten Anschauungen.

Der gemäßigte Tierschutz, der in den meisten Tierschutzvereinen Deutschlands vertreten ist, geht von der Anschauung aus, daß die Tiere allerdings zunächst nur um ihrer selbst willen da seien und nicht zum Dienste des Menschen bestimmt, da sie ja schon Jahrtausende gelebt hätten ehe der Mensch die Erde bevölkerte. Nun hat sich aber der Mensch als das höchststehende Geschöpf die Tiere dienstbar gemacht und benutzt sie, wie eben jedes lebende Geschöpf sein Mitgeschöpf benutzt, oft zum Nachteile des andern, oft zu beiderseitigem Vorteile, und zwar hat er sich der Tiere zunächst ohne jede Rücksicht auf sie bedient, später mit Rücksicht auf sie, soweit es der materielle Nutzen erforderte, dann, soweit er es gestattete. Der neuern Zeit war es, abgesehen von vereinzelten Beispielen aus der Geschichte der frühern Völker und Zeiten, vorbehalten, daß auch die Rücksicht auf die sittliche Hebung des Menschen, auf die Ausübung und Pflege der Humanität Platz griff.

Nicht nur, soweit es der materielle Nutzen erfordert und gestattet, sondern weil die Wissenschaft die Erhaltung einzelner Tierarten wünschen muß, weil die gute Sitte, die Menschlichkeit und Barmherzigkeit gegenüber hilflosen empfindenden Geschöpfen uns eine Verpflichtung zur Schonung der Tiere, zur Verhütung von Quälerei, namentlich der Haustiere, auferlegen, oft mit Hintansetzung des materiellen Nutzens, ferner weil die Ausübung des Tierschutzes die Menschheit in sittlicher Beziehung fördert, die Erziehung der Jugend bessert, der Roheit steuert, deshalb ist der Tierschutz berechtigt. Es sollen nicht die den Tieren auferlegte Arbeit, nicht die Freiheitsentziehung als solche, nicht die ihnen im berechtigten Interesse des Menschen zugefügten Schmerzen, nicht die Verfolgung schädlicher Tiere, nicht die Tötung der dem Menschen zur Nahrung dienenden aufgehoben, noch die sentimentalen Bestrebungen der Hunde- und Katzenliebhaber unterstützt werden. „Während wir es als unsre Aufgabe betrachten — sagt Pfarrer Dechent in Frankfurt a. M. —, einem siechen Menschen das Dasein nach Kräften zu verlängern, halten wir es vielmehr für eine Wohlthat, einem Tiere, das hoffnungslos krank darnieder liegt, den Gnadenstoß zu geben. Wir gehen dabei von der Überzeugung aus, daß das Leben für die niedriger stehenden Geschöpfe nur bei einem gewissen Grade des physischen Wohlseins Wert hat, während es für den Menschen, auch bei Erkrankung, noch eine große Bedeutung haben kann, weil sein geistiges und sittliches Leben ein Gegengewicht gegen die Leiden des Körpers bildet und abgesehen von Lebensgenuß und Leistungsfähigkeit einen selbständigen Wert darstellt."

Es ist daher die Aufgabe des gemäßigten Tierschutzes, die Mißbräuche bei dem erlaubten Gebrauche der Tiere zu bekämpfen, Mißhandlungen und Quälereien, die der Roheit, dem Mutwillen und dem Leichtsinn entspringen, zu

verhindern, sowie von der Verfolgung solcher Tiere abzuhalten, die entweder unbestritten nützlich sind oder deren Nutzen verkannt wird; zu bewirken, daß der Transport der Tiere und die Tötung der schädlichen oder der zu unsrer Nahrung dienenden in möglichst schonender Weise vor sich geht, für Erhaltung der Singvögel, für gute Behandlung der Haustiere, Verbesserung der Ställe, des Hufbeschlags, des Loses des Zieh- und Kettenhundes, für passendes Pferdegeschirr, geeigneten Maulkorb, Tränkung und Fütterung u. s. w. zu sorgen.

Die Mittel zur Lösung dieser Aufgaben sind mannichfacher Art. Man sucht Gesetze und Polizeiverordnungen zur Abstellung von Tierquälereien zu erlangen, man ruft die Unterstützung derer an, die durch ihre Stellung und ihren Einfluß auf das Volk und die Jugend wirken können, man regt die Bestrafung der Tierquäler an, errichtet Futterplätze und Tränkestellen für Tiere, sucht durch Belehrung in Haus und Familie Mitgefühl für die Tierwelt zu erwecken und von tierquälerischen Handlungen abzumahnen, man will endlich durch die Presse belehrend wirken, und zwar sowohl durch die Tagespresse, als auch durch die eigens zu diesem Zwecke gegründete Tierschutzpresse. In der Anwendung und Ausnützung dieser Mittel liegt die Berechtigung und die Pflicht der Gründung von Tierschutzvereinen, da der einzelne, auch wenn er die Bedeutung des Tierschutzes nicht unterschätzt, nicht imstande ist, eine genügende Wirkung zu erzielen.

Ehe wir nun auf die Thätigkeit der in diesem Jahrhundert entstandnen Tierschutzvereine näher eingehen, ist es wohl von einigem Interesse, zu erfahren, daß auch schon in früherer Zeit einzelne Personen oder Körperschaften oder auch ganze Völker, sei es aus Mitleid, sei es aus Furcht, daß rohe Tierquäler auch der Menschheit gefährlich werden könnten, oder sei es aus ihrer philosophischen oder religiösen Anschauung heraus den Tieren Schonung angedeihen ließen, zu ihrem Schutze aufforderten und Tierquäler bestraften.

In China wird das „Buch der Belohnungen und Bestrafungen“ als religiöses Gesetzbuch angesehen. Es ist um das Jahr 523 v. Chr. herausgegeben, soll von Lao-Tsee verfaßt sein und ist von dem französischen Orientalisten Stanislaus Julien übersetzt worden. Wir finden darin folgende, in der Pariser Monatsschrift von 1877 veröffentlichte Bestimmungen: „Seid menschlich gegen Tiere. Thut weder Insekten, noch Pflanzen und Bäumen ein Leid an. Zwingt die Insekten nicht, ihre Gehäuse und Wohnungen zu verlassen. Stört die auf den Bäumen schlafenden Vögel nicht auf. Tötet keinen Vogel, denn die noch im Neste befindlichen Jungen harren der Rückkunft von Vater und Mutter. Zerstört keine Nester der Vögel, noch vertilgt ihre Eier. Hetzt weder Menschen noch Tiere, noch fügt ihnen ein Leid zu.“

In den heiligen Büchern der Inder, den Veden, ist die Grundlehre enthalten, daß die einzelnen Naturkörper, auch die menschlichen Personen, im Wesen einander gleich und nur räumlich und zeitlich verschieden seien, daß der

Mensch daher in jedem lebenden Wesen sich selbst erkennen solle. Aus dieser Lehre folgt Schonung und Mitleid, wie gegenüber dem Menschen, so auch gegenüber den Tieren und Pflanzen. Daher findet sich nirgends eine so weitgehende Schonung der Tierwelt wie in Indien. Selbst wenn die Tiere Schaden anrichten, wenn z. B. die Affen die Getreide- oder Obsternte zerstören, wagen die Hindu nicht, sie zu verscheuchen oder gar zu töten. Sie haben besondre Krankenhäuser, worin alte und kranke Tiere, insbesondre Haustiere, verpflegt werden. Augenblicklich herrscht, wie der Globus mitteilt, eine starke Bewegung unter den Hindu, die sich gegen das Schlachten bei den Mohammedanern richtet. Die Gorakschini Sabhe (Kuhschutzgesellschaft), die über 100000 Mitglieder zählt, führt in ihren Flugblättern gegen das Schlachten neben den religiösen Gründen auch die Gegengründe unsrer Vegetarianer an. In vielen Distrikten ist es sogar zu blutigen Streitigkeiten gekommen.

Auch die alten Ägypter erwiesen bekanntlich manchen Tieren, wie der Katze, dem Krokodil, dem Ibis, dem Rind göttliche Ehren und belegten die Mißhandlung oder Tötung eines solchen Tieres mit den härtesten Strafen, selbst mit dem Tode.

In der Bibel ist das Verhältnis des Menschen zu den Tieren dem in den Veden gerade entgegengesetzt. Der Mensch ist von den übrigen Geschöpfen durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt und zum Herrn über alle andern Kreaturen bestellt. Trotzdem finden sich auch in der Bibel Mahnungen zur Schonung und Pflege der Haustiere: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes“ (Sprüche Salom.). „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden“ (5. Moses 25, 4). Im Neuen Testament findet sich die Anschauung, daß auch die Tiere unter göttlichem Schutze stünden: „Sehet die Vögel des Himmels, sie säen nicht und ernten nicht, und doch ernährt sie der himmlische Vater,“ und: „Ohne den Willen des himmlischen Vaters fällt kein Sperling vom Dache.“ Ebenso tritt uns in einzelnen Gleichnissen ein freundliches Verhältnis des Menschen zu den Tieren entgegen, wie in dem Gleichnis vom guten Hirten, der sein Leben für seine Schafe läßt.

Die alten Griechen*) glaubten, daß rohe Mißhandlung der Tiere von den Göttern ebenso bestraft werde, wie das an den Menschen begangne Unrecht, wie aus ihrem Sprichworte hervorgeht: „Es giebt Erinnyen auch für die Hunde.“ In Athen soll einst ein Mann zum Tode verurteilt worden sein, weil er einem lebenden Widder das Fell abgezogen hatte. Die Griechen hatten überhaupt Liebe zur Tierwelt, wie uns das Verhältnis des zwanzigjährigen Hundes Argos zu dem heimkehrenden Odysseus, das des Leitbockes zu dem Kyklopen Polyphem, der Rosse Achills zu ihrem Herrn zeigt, im Gegensatze

*) Tierbeobachtung und Tierliebhaberei bei den alten Griechen. Vortrag von Ed. Kurtz. Leipzig, A. Neumann.

zu den Römern, die das Tierreich nur in seinem Nutzen oder Schaden kannten und sich in der spätern Zeit an den rohen Schauspielen der Tierkämpfe vergnügten.*) In Eleusis sollen drei Lehren den Gläubigen übermittelt worden sein: „die Eltern hochzuhalten, die Götter mit Feldfrüchten zu ehren, die Tiere nicht zu verletzen.“ Die Griechen zeigten auch Dankbarkeit gegen die Tiere. Nach Vollendung des Parthenon waren die Maultiere, die das Baumaterial auf die Akropolis geschleppt hatten, geweiht und frei; eins, das sich besonders dabei hervorgethan hatte, wurde auf Staatskosten bis zu seinem Tode verpflegt. Kimon errichtete seinen Pferden, die ihm dreimal den Sieg in Olympia verschafft hatten, ein Grabmal neben seiner Familiengruft. Dasselbe that Xanthippus, der Vater des Perikles, seinem Hunde, der, als die Athener bei dem Nahen der Perser nach Salamis flüchteten, dem Schiffe seines Herrn nachgeschwommen und bis zum Tode erschöpft in Salamis angekommen war. Namentlich dem Ackerstiere gegenüber fühlten sich die Griechen verpflichtet. In Athen wie in der Peloponnes galt die Tötung ursprünglich als ein todeswürdiges Verbrechen; später wurde dieses Verbot natürlich durchbrochen. Die Philosophen beschäftigten sich mit der Erforschung der Tierseele. Die Platoniker lehrten, daß die Tierseele nur dem Grade, nicht dem Stoffe nach von der menschlichen verschieden sei. Plutarch führt an, daß die Tiere Gedächtnis, Furcht, Zorn, Neid, Eifersucht, sowie Elternliebe zeigten, und knüpft daran das Gebot einer schonenden, rücksichtsvollen Behandlung der Tierwelt; denn Grausamkeit gegen die Tierwelt gewöhne an Grausamkeit überhaupt, mache uns roh und stumpfe unser Mitgefühl ab.

Daß auch unsre Vorfahren die Tiere liebten und in innigem Verkehr mit ihnen standen, geht aus den Tiersagen und Tierfabeln hervor, in denen die edeln und unedeln Züge der Tiere in gemütvoller Weise dargestellt werden, sowie daraus, daß sie mit Vorliebe aus Tiernamen Personennamen bildeten, so aus „Wolf“ Rudolf, Adolf, Wolfram, Wolfgang, ferner Bernhard (Bär), Eberhard u. s. w.

Auch in der Zeit nach Christus finden wir Beweise von tierfreundlicher Gesinnung. In dem von dem Erzbischof Gregentus in Taphra verfaßten Gesetzbuche der arabischen Himjariten aus dem sechsten Jahrhundert n. Chr. findet sich folgende Stelle: „Die, die ihre Zug- und Lasttiere unbarmherzig schlagen, sollen, wenn sie dabei betroffen werden, dreißig Hiebe erhalten, damit sie durch eigne Leiden erfahren, wie schmerzlich eine grausame Behandlung ist; denn auch die Tiere, wenn sie auch nicht sprechen und sich beklagen, fühlen wie wir,

*) Diese Grausamkeit gegen die Tiere zeigt sich noch heute bei den romanischen Völkern, namentlich in Spanien und Südfrankreich; man denke nur an die Stiergefechte. Bezeichnend ist auch, daß bei der Abstimmung über das Betäuben der Schlachttiere vor dem Schlachten in der Schweiz die deutschen Kantone mit großer Mehrheit für, die französischen gegen das Betäuben eintraten.

wenn sie geschlagen werden. Von solchen ist auch zu erwarten, daß sie, wenn sie mit ihren Tieren kein Mitleid haben, sich auch der Menschen nicht erbarmen werden."

Im achten Jahrhundert wurde in England von Papst Gregor II. eine Kirchenversammlung abgehalten und das Abschneiden der Ohren und Schwänze der Pferde, sowie andre Grausamkeiten gegen Tiere verboten.

Aus dem Mittelalter sind uns, wenn auch keine Gesetze, so doch polizeiliche Verfügungen über Tierschutz bekannt. So untersagte der Rat zu Köln im Jahre 1417 das Fangen der Nachtigallen und das Jagen der Kaninchen in Hag und Hecken, bei Gefängnis in einem der Stadttürme und Geldstrafe von 40 Kölnischen Mark.

Im achtzehnten Jahrhundert (1765) verurteilte die juristische Fakultät der Universität Leipzig einen Angeklagten, der einer Kuh die Zunge zur Hälfte herausgeschnitten hatte, zu sechs Wochen, 1766 einen Postillon, der seine Pferde zu Tode gehetzt hatte, zu zwölf Tagen Gefängnis, „wegen ihres unmenschlichen Beginnens."

Solche Verordnungen und Bestrafungen finden sich jedoch nur vereinzelt; ebenso vereinzelt befassen sich Philosophen und hervorragende Gelehrte mit der Tierschutzfrage. Einzelne Aussprüche mögen genügen: „Die gewaltsame und grausame Behandlung der Tiere ist der Pflicht des Menschen gegen sich selbst entgegengesetzt, weil dadurch das Mitgefühl an ihren Leiden im Menschen abgestumpft und folglich eine der Moralität im Verhältnis zu andern Menschen sehr dienliche natürliche Anlage geschwächt und nach und nach ausgetilgt wird" (Kant, metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre). „Mitleid mit den Tieren hängt mit der Güte des Charakters so eng zusammen, daß man zuversichtlich behaupten darf: wer gegen Tiere grausam ist, kann kein guter Mensch sein" (Schopenhauer). „Zwischen Grausamkeit gegen Tiere und gegen Menschen liegt der Unterschied nur in der Verschiedenheit des Opfers. Schließt man das Tier in den Kreis der Pflichten und des Mitleids ein, so arbeitet man an der Verbesserung des Menschengeschlechts selbst" (Lamartine). „Es ist eine heilige Pflicht jedes guten Menschen, Barmherzigkeit gegen Tiere zu üben" (Newton). „Grausamkeit gegen Tiere ist eins der kennzeichnendsten Merkmale eines niedern und unedeln Volkes" (A. v. Humboldt).

Diese Aussprüche zeigen aber, daß man der Tierschutzidee allmählich näher trat. Im neunzehnten Jahrhundert beginnt ein Aufschwung. Im Jahre 1802 schrieb das Institut von Frankreich die Preisfrage aus: „In wie weit wirken die an den Tieren geübten Grausamkeiten auf den sittlichen Zustand der Bevölkerung ein, und würde es geraten sein, darüber Gesetze zu erlassen?" Die von Dr. Grandchamp verfaßte Preisschrift hatte jedoch keinen praktischen Erfolg. Nur in England scheint die Gesetzgebung bis ins vorige Jahrhundert zurückzureichen. Wenigstens teilt Archenholz in seinem Werke „England und

Italien" 1785 mit, daß es in England ein Gesetz gebe gegen die, die mit dem Vieh grausam umgehen, und sie mit fünf bis zehn Schilling oder auch mehr bestrafe. Doch ist das Gesetz in Vergessenheit geraten, oder es war überhaupt kein Landesgesetz, sondern nur eine Regierungsverordnung für einen bestimmten Bezirk. Denn im Jahre 1809 stellte Lord Erskine im Oberhause einen Gesetzesantrag gegen Tierquälerei, den er mit dem Satze begründete: „Es giebt keine wahrhaft gute Erziehung, kein wahrhaft gutes Herz ohne Mitleid mit den Tieren." Der Antrag ging aber nicht durch; erst 1822 wurde im Unterhause von Richard Martin das Gesetz gegen Tierquälerei durchgesetzt.

Dem Beispiele Englands folgten zunächst deutsche Staaten, voran Sachsen in dem Kriminalgesetzbuche von 1838, dessen Artikel 310 boshaftes oder mutwilliges Quälen von Tieren mit Gefängnisstrafe bis zu vier Wochen oder verhältnismäßiger Geldbuße bedroht. In Preußen wurde der Erlaß gesetzlicher Bestimmungen von König Friedrich Wilhelm III. durch allerhöchste Kabinettsordre vom 22. März 1836 an die Staatsminister Mühler und von Rochow angeregt: „Die Regierung in Liegnitz erzählt in ihrem letzten Zeitungsblatte wieder einen Fall von Tierquälerei und bringt den Mangel gesetzlicher Strafbestimmungen für Vergehen dieser Art in Erinnerung. Sie erhalten hierbei eine Abschrift des betreffenden Passus zur Kenntnisnahme und näherer Erwägung in legislativer Hinsicht. Berlin, den 22. März 1836. Friedrich Wilhelm." Infolge des von dem Justizminister von Kamptz erstatteten Berichts, der sich auf die von dem Dresdner Advokaten H. W. von Ehrenstein 1840 verfaßte Schrift „Schild und Waffen gegen Tierquälerei" stützte, wurden in Preußen folgende Paragraphen in das Strafgesetzbuch aufgenommen: „Boshafte und mutwillige grausame Behandlung zahmer und wilder Tiere und zu ihrem Gebrauche unnötige Mißhandlungen derselben sollen mit viertägiger bis sechswöchentlicher oder verhältnismäßiger, der Ortsarmenkasse anheimfallender Geldstrafe geahndet werden. Die Untersuchung und Bestrafung solcher Vergehen gehört vor die Polizeiobrigkeit, tritt aber nur ein, wenn dieselben öffentlich begangen oder ihr angezeigt sind."

Die meisten andern deutschen Staaten erließen ähnliche Gesetze. Den Anlaß zu diesem Vorgehen gaben in vielen Fällen die in unserm Jahrhundert entstandnen Tierschutzvereine, die sich bezeichnenderweise zunächst Vereine gegen Tierquälerei nannten. Der erste wurde von dem oben genannten Martin am 16. Juni 1824 in London gegründet unter dem Namen: Society for the prevention of cruelty to animals. Dieser Verein verbreitete sich unter dem Protektorat der Königin über ganz England, ist noch heute der größte derartige Verein auf der Erde und wird durch reiche Mittel unterstützt. (Die Einnahme des Jahres 1888 betrug 22500 Pfund Sterling, darunter 11100 Pfund Sterling Legate.) Der erste deutsche Tierschutzverein wurde am 17. Juni 1837 von Albert Knapp in Stuttgart gegründet, ihm folgten bald die Vereine in

Cannstatt und Nürnberg und am 9. Dezember 1841 der in München, vom Hofrat Perner gegründet. Doch gingen diese Vereine nach kurzer Zeit wieder ein und lebten erst später wieder neu auf. Bleibend war die Gründung der Vereine in Dresden am 9. August 1839, in Berlin am 6. Oktober 1841, in Frankfurt a. M. am 18. November und in Hamburg am 10. Dezember 1841. Bis zum Jahre 1860 nahm die Sache langsamen Fortgang; es entstanden die Vereine in Altona, Breslau, Görlitz, Oppeln, Lübeck, Stettin. Von da an zeigt sich ein großer Aufschwung, namentlich seit der Gründung des deutschen Reichs. Im Jahre 1892 gab es in Deutschland 191 Tierschutzvereine mit 70658 Mitgliedern, einer Einnahme an Mitgliederbeiträgen von 86369 Mark und einem Vereinsvermögen von 602665 Mark.

Um die Bewegung weiter ins Volk zu tragen, wurden Zeitschriften ins Leben gerufen, von denen in Deutschland 10, in Österreich 4, in der Schweiz 3, in Rußland 3, in Frankreich 1, in Italien 3 und in England 2 regelmäßig erscheinen. Daneben wurden zahlreiche Flugblätter, Kalender und sonstige kleinere Schriften von erzählendem und belehrendem Inhalt teils an die Jugend, teils an Erwachsene verteilt. Kurz, es entstand eine Litteratur, die allerdings vielfach über das Ziel hinausschießt, oft an Form und Inhalt zu wünschen übrig läßt, aber schon durch die Thatsache ihrer großen Verbreitung zeigt, wie sehr die Tierschutzbewegung die Gemüter ergriffen hat. Das beweist auch die Beachtung, die ihr in neuerer Zeit von der Tagespresse, den höchsten Behörden und den hervorragendsten Männern der Nation geschenkt wird.

Je mehr nun die Tierschutzbewegung in Deutschland wie in andern Ländern zunahm, desto mehr stellte sich das Bedürfnis heraus, einzelne Hauptpunkte gemeinschaftlich zu beraten und durch Austausch der Erfahrungen von einander zu lernen. Von diesem Gesichtspunkte aus wurden internationale Tierschutzkongresse abgehalten, 1860 in Dresden, 1862 in Hamburg, 1864 in Wien, 1867 in Paris, 1869 in Zürich, 1874 in London, 1878 in Paris, 1880 in Brüssel, 1883 in Wien, 1889 in Dresden. Der nächste wird im August 1894 in Bern stattfinden. Wenn sich auch anfangs auf diesen Kongressen eine gewisse Sentimentalität zeigte, die der praktischen Arbeit oft in den Weg trat, so zeigt sich doch seit den großen Kriegen, namentlich innerhalb der deutschen Vereine, ein erfreulicher Umschwung, der der Bewegung nur von Nutzen sein konnte und auch wohl zum großen Teile das Anwachsen der Vereine begünstigte. Der gemäßigte Tierschutz gewann immer mehr die Oberhand.

Bald brach sich nun in den deutschen Tierschutzvereinen die Erkenntnis Bahn, daß die meist theoretischen Beratungen der internationalen Kongresse allein der Sache nicht dienen könnten, sondern daß es an der Zeit sei, in den Hauptfragen des Tierschutzes praktisch vorzugehen und sich zu diesem Zwecke zu Verbänden zu vereinigen. Es entstanden Provinzialverbände, wie 1875

der rheinisch-westfälische, später der schlesische, der mecklenburgische, der schleswig-holsteinische. Und als man zu der Überzeugung kam, daß auch diese kleinen Verbände noch nicht genügten, um die Verhandlungen mit den Behörden und Regierungen mit dem nötigen Nachdruck zu führen und um auf die Gesetzgebung einzuwirken, schritt man zur Gründung des Verbandes der Tierschutzvereine des deutschen Reichs. Zunächst wurde durch einen Aufruf ein nationaler Kongreß 1879 nach Gotha berufen, um zur Vivisektionsfrage Stellung zu nehmen; dann gründeten die Vereine im Jahre 1881 auf dem zweiten Kongreß zu Wiesbaden den deutschen Verband, der dann noch unter dem Vorsitze des Kölner Vereinspräsidenten Otto Hartmann 1884 in Dresden, 1887 in Köln, 1889 in Meißen, 1892 in Karlsruhe tagte und die nächste Sitzung 1895 in Braunschweig abzuhalten gedenkt.

Ein Bild von den Bestrebungen der Tierschutzvereine im einzelnen zu entwerfen, wie es sich in den Jahresberichten der Vereine spiegelt, würde natürlich hier zu weit führen. Ebenso werden wir örtliche Fragen, wie Errichtung von Tränkebrunnen, und allgemeine Fragen von geringerer Bedeutung, wie Taubensport, Hundefuhrwerk, Hundemaulkorb u. s. w., übergehen. Nur die wichtigsten allgemeinen Fragen, die die Verbände beschäftigt haben, gedenken wir den Lesern vorzuführen.

2. Das Recht der Tiere und die Unzulänglichkeit der Tierschutzparagraphen

Wie schon bemerkt, sind im Laufe dieses Jahrhunderts in den meisten Kulturstaaten Gesetze gegen Tierquälerei erlassen worden.*) Was den Rechtsgrund für die Bestrafung der Tierquälerei angeht, so betrachten die meisten Staaten als das Strafwürdige den Angriff auf das menschliche Sittlichkeitsgefühl, einige dagegen lassen die Frage nach dem Wesen des Vergehens offen. Nach dem heutigen Standpunkte der juristischen Lehre ist aber ein Recht der Tiere überhaupt ausgeschlossen. Zwar herrschen auch unter den Juristen über den Begriff „Recht“ sehr verschiedne Ansichten, doch ist eine objektive Rechtssetzung nach der herrschenden juristischen Auffassung Voraussetzung und Grundlage des subjektiven Rechts. Daher wird ein subjektives Recht der Tiere verneint, sowohl auf dem Gebiete des Privatrechts, wie auf dem des Strafrechts. In der Gesetzgebung ist ein Recht des Menschen, nicht der Tiere, zum Ausdruck gelangt. Die frühere juristische Lehre hielt ein strafrechtliches Einschreiten

*) Die Tierquälerei in der Strafgesetzgebung des In- und Auslandes, historisch, dogmatisch und kritisch dargestellt, nebst Vorschlägen zur Abänderung des Reichsrechts, von Dr. jur. Robert von Hippel, Privatdozenten in Kiel. Berlin, Otto Liebmanns Verlag, 1891. — Die Tierschutzbewegung und § 360 Ziffer 13 des Reichsstrafgesetzbuchs, von Dr. jur. Wilh. Lange; Gerichtshalle, Bd. LVII. — Das Recht der Tiere, oder Beleuchtung des richtigen Verhältnisses zwischen Mensch und Tier in sittlicher und rechtlicher Beziehung, von Amtsgerichtsrat Wetzlich. Köln, Selbstverlag des Verbandes der Tierschutzvereine des deutschen Reichs.

gegen Tierquälerei überhaupt für unlogisch, da sie das Wesen des Verbrechens in einer Verletzung subjektiver Rechte erblickte, deren das Tier nicht fähig sei. Erst in unserm Jahrhundert drang die Ansicht durch, daß die unnötige Quälerei an sich unsittlich sei. Lange hält es für möglich, daß man den Tieren ein kleines negatives Recht gewähren könne, das Recht nämlich, von unnützer Quälerei verschont zu bleiben. Als Beispiel eines ähnlichen Rechts führt er an, daß im römischen Recht der Sklave ursprünglich eine Sache gewesen sei, gerade so wie das Tier, und der Rechtsgewalt des Eigentümers gänzlich unterworfen, die spätere Kaiserzeit habe aber die Eigenschaft des Sklaven als Sache abgeändert, indem sie ein Verbot, den Sklaven zu töten, geschaffen und damit ein subjektives Recht des Sklaven auf Schutz seines Lebens begründet habe. Daß das Tier dieses Recht nicht würde geltend machen können, sei ohne Belang, da auch in andern Fällen (bei Unmündigen und Geisteskranken im Gebiete des Zivilrechts, bei Beleidigungen und Körperverletzungen Minderjähriger im Gebiete des Strafrechts) verletzte Rechte durch Stellvertretung verfolgbar seien. Er fürchtet aber, daß diese Vorstellungsweise, die das Tier, wenn auch nur in einem Punkte, rechtlich dem Menschen annähert, auf den Widerspruch der allgemeinen Anschauung stoßen würde, wonach zwischen Mensch und Tier eine durchgreifende innere Wesensverschiedenheit besteht. Ein weiteres subjektives Recht der Tiere verneint er ausdrücklich.

Hippel hält die Tierquälerei für ein Sittlichkeitsvergehen. Der Gebrauch des Tieres innerhalb der Grenzen des Nutzens der menschlichen Gesellschaft, nicht immer des einzelnen, ist berechtigt. Verwerflich ist nur die unnötige Grausamkeit, erlaubt die harte Behandlung, soweit sie durch den menschlichen Nutzen geboten wird. Für die Notwendigkeit eines Strafschutzes beweist diese Ansicht an sich noch nichts, da das Recht nicht dasselbe ist wie die Moral, sondern hierüber entscheidet nur die Gefährlichkeit einer Handlung für die menschliche Gesellschaft. Und diese Gefährlichkeit hält Hippel für unser Volk und unsre Bildungsstufe für erwiesen, weil die Tierquälerei unser Sittlichkeitsgefühl verletzt, auch wenn sie nicht öffentlich oder Ärgernis erregend ist. „Es ist an der Zeit, jede unnötige Tierquälerei nach Reichsrecht für strafbar zu erklären."

In der juristischen und philosophischen Litteratur überwiegt die Betrachtung der Tierquälerei als Sittlichkeitsvergehen. Hommel (1769) vertritt den Standpunkt, daß wir Pflichten gegen Tiere haben, daß die Tierquälerei daher unmoralisch ist und strafbar wird durch die Folgen für das menschliche Zusammenleben, hervorgerufen durch die gefährliche Gesinnung des Thäters. Ehrenstein fordert, daß der Staat jede unvernünftige Tierquälerei auch wirklich bestrafe, während v. Mohl Beschränkung auf die Ärgernis erregenden Handlungen verlangt. Abegg will den Umfang der Strafe nach dem Kulturzustande des in Frage kommenden Staats bestimmt wissen, während Mittermayer er-

klärt, der heutige Kulturzustand erfordere überhaupt noch kein strafrechtliches Vorgehen. Die sittliche Bedeutung der Tierquälerei ist von Kant und Schopenhauer untersucht worden, die in scharfem Gegensatze zu einander stehen. Die Frage, ob die Tiere Rechte haben, wird von Krause und Schopenhauer bejaht, von Kant, Abegg, Ehrenstein verneint. Pflichten dagegen hätten wir gegen sie zu erfüllen, die thatsächlich Pflichten des Menschen gegen sich selbst seien.

Auf der Verbandsversammlung der Tierschutzvereine des deutschen Reichs in Dresden 1884 wurde nun auf Antrag des Amtsrichters Wetzlich in Bautzen ein Preisausschreiben beschlossen für den wissenschaftlich, naturrechtlich und philosophisch am besten begründeten Nachweis über das Recht der Tiere. Da sich aber herausstellte, daß bei dieser Fassung der Frage kein namhafter Jurist als Preisrichter gewonnen werden konnte, da es kein Recht der Tiere gebe, so wurde eine andre Fassung beschlossen, nämlich: Das Recht der Tiere, oder Beleuchtung des richtigen Verhältnisses zwischen Tier und Mensch in sittlicher und rechtlicher Beziehung. Auf dieses Preisausschreiben liefen fünfundachtzig Schriften von größerm und geringerm Umfang ein, von denen sich allerdings ein großer Teil als durchaus ungenügend erwies. Ein Teil der Arbeiten stellte die Rechtsfrage in den Vordergrund, ein andrer hatte zur Grundlage die Annahme einer Tierseele, wieder ein andrer ruhte auf naturwissenschaftlicher Grundlage und suchte den Rechtsanspruch durch Züge aus dem Tierleben zu begründen. Eine Arbeit, die allen Wünschen der Preisrichter genügte, war nicht eingegangen. Den ersten Preis erhielt die Abhandlung des Landgerichtsrats Bregenzer in Tübingen, den zweiten die des Amtsrichters Wetzlich in Bautzen, außerdem wurden noch drei Arbeiten lobend erwähnt. Die Abhandlung von Wetzlich ist bereits im Druck erschienen, die von Bregenzer wird in der nächsten Zeit erscheinen.

Wetzlich vermag der Ansicht, daß ein Tier niemals Rechtsobjekt sein könne, nicht ganz beizutreten, weil sie in dem Naturrechte, insbesondre in den ethischen Ideen, ebenso wenig ausreichende Begründung findet, wie in den gegenwärtig geltenden Grundsätzen der Psychologie. Das Recht zerfällt nach ihm in drei Hauptarten, das Personenrecht, das Sachenrecht und das Obligationenrecht; er hält nun die Forderung für begründet, daß den Tieren gewisse, ihrer Natur entsprechende Personenrechte eingeräumt werden, und zwar dadurch, daß in unserm Rechtssystem die Tiere nicht mehr ausschließlich als Sache bezeichnet werden, sondern einen wohlverdienten Platz zwischen Personen und Sachen erhalten.

Man sieht, die Frage nach dem Rechte der Tiere ist noch nicht endgiltig entschieden, nur das eine steht fest, daß in juristischem Sinne heute von einem Rechte der Tiere keine Rede sein kann. So entstand nun die weitere Frage, ob man innerhalb des heutigen Rechts für einen ausreichendern Schutz der Tiere sorgen könne, als ihnen durch das deutsche Reichsstrafgesetzbuch § 360, 13

gewährt wird. Der Absatz lautet: „Mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder mit Haft wird bestraft, wer öffentlich oder in Ärgernis erregender Weise Tiere boshaft quält oder roh mißhandelt.“ Vergleicht man diese Bestimmung mit denen andrer Kulturstaaten, so findet sich, wie Hippel bemerkt, der die Bestimmungen auch sämtlich anführt, daß in einer großen Anzahl von Staaten der Umfang des gewährten Strafschutzes den des heutigen deutschen Rechts beträchtlich übertrifft. Es wird in ihnen jede unnötige Mißhandlung oder Grausamkeit an sich bestraft, meist ohne Rücksicht auf Bosheit oder Roheit des Thäters, oft ohne Rücksicht auf Öffentlichkeit und Erregung von Ärgernis. Nur in wenigen Staaten ist der Strafschutz geringer. Gerade die Hauptkulturstaaten haben uns übertroffen oder werden uns demnächst übertreffen. Das Strafmaß kann in Deutschland als ein mittleres bezeichnet werden.

Die Unzulänglichkeit des Tierschutzparagraphen sprang in einzelnen besonders drastischen Fällen, wo auf Freisprechung erkannt werden mußte, weil die Kennzeichen der Öffentlichkeit oder des Ärgernisses, der Roheit oder Bosheit fehlten, so in die Augen, daß die Tierschutzvereine dagegen vorzugehen beschlossen. Der erste Abänderungsvorschlag wurde 1877 von dem Münchner Tierschutzvereine dem Reichskanzleramt eingereicht, jedoch von dem Reichsjustizamt abgewiesen, mit Rücksicht auf den Umstand, daß eine Revision des Strafgesetzbuches durch das Gesetz vom 26. Februar 1876 erst kürzlich zum Abschluß gebracht worden sei. Unter dem 20. September 1879 wandte sich der erste Kongreß der deutschen Tierschutzvereine in Gotha an den Reichstag mit der Bitte, „er möge bei dem Reichskanzleramt die Vorlage einer gesetzlichen Bestimmung über Abänderung des § 360 Nr. 13 des Strafgesetzbuches für das deutsche Reich dahin beantragen: Mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder mit Haft wird bestraft, wer Tiere mißhandelt oder quält. Die Landesregierungen der verbündeten deutschen Länder sind befugt, durch Verordnungen oder oberpolizeiliche Vorschriften zu bestimmen, welche Handlungen und Unterlassungen unter allen Umständen verboten sind.“ Auch diese Bitte wurde unter derselben Begründung abgewiesen.

Eine nochmalige Petition an das Reichskanzleramt, die die Strafbestimmung über Tierquälerei statt als „Übertretung“ als „Vergehen“ eingestellt und rückfällige Tierquäler mit stärkern Strafen bedroht wissen wollte, wurde von dem Staatssekretär des Reichsjustizamtes dahin beantwortet, daß er mit Interesse davon Kenntnis genommen und Vormerkung getroffen habe, daß die Beschwerden und Wünsche bei einer Revision des Strafgesetzbuches in Rücksicht gezogen würden. Die letzte Petition von 1892 in ähnlichem Sinne wurde ebenfalls einstweilen abschlägig beschieden.

Trotzdem betrachtete es der deutsche Tierschutzverband als eine wichtige Aufgabe, in seinen Bemühungen nicht nachzulassen und beschloß auf seinem letzten Verbandstage zu Karlsruhe 1892, sich wiederum an den Reichstag zu

wenden, zumal da er überzeugt ist, daß er in dieser Frage auch von den Tierschutzvereinen fernstehenden Kreisen unterstützt wird. Lange allerdings will nur die Worte „roh," „boshaft" und „öffentlich" streichen, dagegen „Ärgernis erregend" beibehalten, weil er fürchtet, man könne sonst auch die Qualbereitungen bestrafen, die einen von der menschlichen Gesellschaft gebilligten Zweck verfolgen. Hippel wünscht die Fassung: „Mißhandlung von Tieren wird mit Geldstrafe bis zu 300 Mark oder mit Gefängnis bis zu 3 Monaten bestraft." Hornicke (Die Tierquälerei im Lichte der Ethik und des Gesetzes. Kölnische Zeitung) ist ebenfalls für den Wegfall der genannten Worte und will die vorsätzliche und böswillige Tierquälerei unter den Begriff der Vergehen gestellt wissen.

Kurz, es zeigt sich in den letzten Jahren eine tiefgehende Bewegung für die Abänderung des Tierschutzparagraphen, sodaß zu erwarten ist, daß auch die Gesetzgebung der Frage näher treten werde.

Ein deutscher Dichter der Reformationszeit

Von Adolf Stern

Ludwig Uhland hat in seinen Vorlesungen über „Geschichte der deutschen Dichtkunst im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert" da, wo er von der deutschen Dichtung des Reformationsjahrhunderts spricht, ein schönes Gleichnis gebraucht. Er sagt: „Ein nordisches Heldenlied erzählt, wie der Jüngling Helgi, vom Stamme Odins entsprossen, einst, um sich vor seinen Feinden zu retten, die Kleider einer Magd anzog und die Handmühle trieb. Aber scharf leuchteten seine Augen, die Steine brachen, die Mühle zersprang. So werden wir das Götterkind, die Poesie, auch noch in ihrer Dienstbarkeit am leuchtenden Auge und der angestammten Kraft erkennen, und zuweilen wird sie, die Verhüllung abwerfend, in ungetrübtem Glanze vor uns stehen." So oft wir durch die Darstellung eines Dichterlebens der kampf- und getümmelvollen Zeit, durch die Neuherausgabe deutscher Dichtungen aus den Tagen Luthers und den schlimmern Tagen der Konkordienformel und der beginnenden Gegenreformation wieder unmittelbar in dieses bewegteste und für die Zukunft unsers Volkes entscheidendste Stück der deutschen Vergangenheit zurückversetzt werden, fühlen wir auch, daß neben der sichtbaren Verschiedenheit des sechzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts ein geheimer Zug der Verwandtschaft zwischen ihnen

waltet, der uns in seinen Bann zieht. Die Fähigkeit zur opferwilligsten Hingebung an einen großen Gedanken, eine große Sache und wieder mitten in dieser Hingebung der trotzigste Individualismus, bescheidner Anspruch ans Leben bei großer Kraft und Leistung, die Sehnsucht nach behaglicher Stille und dicht daneben der furor teutonicus, der manchmal zu rechter und ebenso oft zu unrechter Stunde alle Stille durchbricht — es sind lauter Erscheinungen, die uns keineswegs fremd anmuten, wenn wir ihnen in der Lebensgeschichte eines Mannes begegnen, der dreihundert Jahre und länger in seiner Gruft liegt. Die Gedanken haben gewechselt, andre Losungen als das gewaltige und verhängnisvolle: Sola fide! erklingen im Kampf, aber wieder ist es eine Zeit der Gährung, des Niedergangs nach dem gewaltigsten Aufschwung, der lastenden Sorge vor einer dunkeln Zukunft, wieder eine Zeit, in der für die heitre, seelenerquickende Kunst wenig Raum übrig ist, und die die poetische Begabung wohl oder übel in den Dienst andrer Mächte als der reinen Dichtung zwingt, wieder dreht Helgi die Handmühle. Ob wir wollen oder nicht: die harten, streitfertigen Gesellen des sechzehnten Jahrhunderts, auf deren Lippen sich im Sterben neben das letzte Gebet noch der letzte Kampfruf drängte, deren Dasein rastlose Wanderung, harte Mühsal und seltner Genuß war, stehen uns näher als die lebensfrohen Menschen des Rokoko, die auf das tausendjährige Reich der allgemeinen Menschenliebe und der siegreichen Analyse wartend, einstweilen den Tag und die Stunde froh genossen. Und darum hat auch jede neue Mitteilung über einen geistig hervorragenden Mann der Reformation vollen Anspruch auf unsre Teilnahme. Schade nur, daß die Selbstentäußerung der meisten dieser Männer soweit gegangen ist, daß es auch der sorgfältigsten Forschung und der schärfsten Quellenkritik nicht immer gelingen will, die Thatsachen ihres Lebens und den innern Zusammenhang dieser Thatsachen völlig aufzuhellen. Man muß es schon ein Glück nennen, wenn es gelingt, die Umrisse eines Lebensbildes mit Sicherheit zu treffen, Licht und Schatten richtig zu verteilen, die Gestalt deutlich hervortreten zu lassen. Auf Einzelheiten, auf Ausmalung noch so interessanter Situationen muß die Darstellung nur zu oft Verzicht leisten.

Auch die kürzlich erschienene Biographie des Erasmus Alberus*) von Franz Schnorr von Carolsfeld, die zum erstenmale mit gründlicher Untersuchung und besonnener Vergleichung der zuverlässigen Angaben und der unsichern Überlieferung, mit Auflösung aller Fabeln und Widersprüche den etwas verworrenen und wechselreichen Lebenslauf eines der zahlreichen theologischen Dichter der Reformationszeit darstellt, hat sich bescheiden müssen, manches

*) Erasmus Alberus. Ein biographischer Beitrag zur Geschichte der Reformationszeit von Professor Dr. Franz Schnorr von Carolsfeld, Oberbibliothekar an der Königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden. Dresden, L. Ehlermann, 1893.

unentschieden zu lassen und die leidenvollen Schicksale eines echten Sohnes der Glaubenskämpfe und der leidenschaftlichen Überzeugungstreue des sechzehnten Jahrhunderts mehr anzudeuten, als erschöpfend zu schildern. Doch ist es ein echter Charakterkopf, dem wir in Schnorrs Buche begegnen. Und wer etwas von der bildenden Kunst im Zeitalter dieses deutschen Äsop weiß, der weiß auch, daß und warum in vielen Fällen der energische Holzschnitt dem farbigen Bildnis vorzuziehen ist.

Erasmus Alberus, dessen Geburtsort und Geburtsjahr auch Schnorr nicht hat feststellen können, stammte nach seinem eignen Zeugnis aus der Wetterau und muß zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts geboren gewesen sein. Die Wahrscheinlichkeit, daß er in dem wetterauischen Städtchen Staden, wo er „gezogen" wurde, auch geboren sei, hat er mit dem Wort, Staden sei „sein Vaterland zum Teil," selbst wieder in Frage gestellt. Gewiß ist nur, daß er in dem hessischen Städtchen Nidda die Lateinschule besuchte („den Donat lesen lernte"), und daß es ihm als Lateinschüler nicht viel besser erging, als den zahllosen fahrenden Schülern, deren Abenteuer, Entbehrungen und grausame Behandlung wir aus Thomas Platters Selbstbiographie kennen. Der Lateinschulmeister zu Nidda muß ein Prachtexemplar einer gewissen Spezies von wandernden Humanisten gewesen sein. „Ich war acht Jahre alt — erzählt Erasmus —, da überkam ich einen Schulmeister zu Nidda, wenn der voll Weins, ja voll Teufel war, da zog er mich schlafend vom Strohsack, darauf ich schlief, und nahm mich bei den Füßen und zog mich umher auf und ab, als wäre ich ein Pflug, daß mir das Haupt auf der Erden nachschleppte und ich viel Puffe leiden mußte. Darnach fing er ein ander Spiel mit mir an, nahm eine Stange und zwang mich, daß ich hinaufklimmen mußte, darnach ließ er die Stange aus der Hand gehen und mit mir zu Boden fallen, das sollte gute Ingenia machen. Zuletzt nahm er mich und stieß mich in einen Sack und hing mich zum Fenster hinaus, wenn ich dann schrie, da hörte mich ein Priester, freilich ein frommer Mann, der rief meinem tollen Schulmeister zu und sprach: Du Narr, was treibst du mit dem Kinde! So fein ward ich aber unterwiesen, daß ich, da ich vierzehn Jahr alt war, nicht ein Nomen dekliniren konnte." Schließlich entrann der Schüler dieser Hölle und fand zu Weilburg in Nassau bessere Behandlung und bessern Unterricht. Ob die erste Universität, die er besuchte, Mainz war, muß unentschieden bleiben; die Berufung auf die vierzigste Fabel des Alberus „Von einem Frosch und Fuchs" reicht in Anbetracht, daß in der gleichen Fabel eine ganze Reihe andrer Universitäten: Köln, Marburg, Frankfurt an der Oder, Krakau, Greifswald und Rostock, Prag und Leipzig genannt und charakterisirt werden, nicht völlig aus, aber freilich muß Alberus irgendwo der humanistischen Bewegung nähergetreten sein, und es ist richtig, daß Hutten, der in der Froschfabel in erster Reihe als ein Vorkämpfer der Poeterei genannt wird, zwischen 1518 und 1520

in Mainz am Hofe des Kurfürsten Erzbischofs Albrecht (von Brandenburg) verweilte, sowie daß Alberus selbst in einer seiner theologischen Streitschriften seiner Studien in Mainz gedenkt. Jedenfalls kam er im Sommer des Jahres 1520 nach Wittenberg, damals noch ohne Ahnung, welche Bedeutung diese Stadt und ihre Universität für ihn gewinnen sollte.

Seit dem Beginn des Ablaßstreites zwischen Luther und Tetzel, vollends seit dem gewaltigen und unerschrocknen Auftreten des Reformators in der Leipziger Disputation war die Bedeutung Wittenbergs als des Ausgangs- und Mittelpunktes einer ungeheuern Zeitbewegung von Monat zu Monat gewachsen. Die Zahl der Studenten verdoppelte, ja verdreifachte sich, sie stieg nach Luthers Wort mächtig wie überflutendes Wasser, die Stadt konnte die Zudrängenden nicht mehr fassen, zu den Füßen Luthers und Melanchthons saßen gleichzeitig vier- und fünfhundert Hörer, die lebendige Rede und der Eindruck der Schriften, die die Wittenberger Pressen in ununterbrochener Folge herausschleuderten, wirkten hier am Orte des Ursprungs drängender, ergreifender, überzeugender als in dem übrigen Deutschland. Da Erasmus Alberus am 19. Juni 1520 als Student immatrikulirt wurde, so muß er das Erscheinen der Lutherschen Schriften: „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung," „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche" und „Von der Freiheit eines Christenmenschen" in seinem ersten Semester erlebt haben, muß auch einer der Augenzeugen der Verbrennung der päpstlichen Bannbulle geworden sein. Während nach außen hin die große reformatorische Bewegung, soweit sie von Wittenberg ausging, noch als eine einheitliche erschien, begannen schon die Kämpfe innerhalb der Reformpartei — von einer neuen Kirche konnte noch nicht die Rede sein; noch galt Karlstadt (Andreas Bodenstein), der bei der Leipziger Disputation an Luthers Seite gestanden hatte, als einer der vertrauten Freunde des Doktor Martinus, aber schon erregte sein leidenschaftlicher Puritanismus Zwist und Zwiespalt. Die Schärfe seiner Angriffe gegen den Bilderschmuck der Kirchen, gegen die Mehrstimmigkeit des geistlichen Gesangs („eine Taufe, ein Glaube, ein Gesang!") gewann ihm unter den Studenten Anhänger, und der junge Alberus neigte, wie er selbst bekennt, eine Zeit lang zu den Meinungen Karlstadts. Schon gab es kleine Kreise innerhalb der großen Universität, die sich von Luther geflissentlich fern hielten und ihm mißtrauten. Die ungeheure Erschütterung, die bei ihrem Urheber die höchste Glaubenskraft befestigte und stärkte, warf schwächere Geister in grimmige Zweifel; was Alberus von seinem Mainzer Freunde Philipp Eberbach berichtet, spiegelt Vorgänge wieder, die sich ähnlich mit ihm selbst zugetragen haben. „Eberbach kam gen Wittenberg und las Quintilianum. Denselben feinen Menschen führet der Teufel auch zum Karlstadt, von dem lernt er soviel, daß er sagte ego valefeci musis. Darnach fiel er immer von einer Schwärmerei auf die andre, bis er endlich dahin kam,

daß er sagt: Wer weiß, ob die heilige Schrift von Gott sei? wie, wenns erdichtet wäre?"

Wie ein Stoßseufzer oder ein wilder Aufschrei von Tausenden klingt die trostlose Frage, die Erasmus Alberus dem verführten Freunde in den Mund legt. So weit die mächtige persönliche Wirkung Luthers reichte, hielt er die erregte Jugend auf der Mitte des Wegs; weder rechts zu den Papisten, noch links zu den Schwarmgeistern ließ er sie aus- und abweichen. Aber als er, um Ostern 1521 zum Reichstage nach Worms berufen, auf der Rückreise nach der Wartburg entführt wurde, war es unausbleiblich, daß die ungestümen Geister, die über ihn hinausdrängten, denen die Revolution nicht revolutionär genug war, von denen jeder ein andres jüngstes Gericht zu verkünden hatte, auf die zweifelnden und nach dem Neuen verlangenden Gemüter einen immer stärkern Einfluß gewannen. Wenn wirklich Alberus vor 1522 die Universität Wittenberg verließ, so konnte er im Verlaufe des Jahres 1521 noch genug von den fanatischen Predigten Karlstadts und Gabriel Zwillings erlebt haben; schon ließ ja Luther eine erste „treue Vermahnung für alle Christen, sich zu verhüten vor Aufruhr und Empörung" von der Wartburg herab ausgehen. Blieb aber der junge Theologe bis zum Frühling 1522 in Wittenberg, so muß er Augen- und Ohrenzeuge eines der gewaltigsten Augenblicke aus Luthers Wirken geworden sein. Eben hatten noch Karlstadt und sein Anhang den Magistrat und die Häupter der Universität verwirrt, die Stadt in halben Aufruhr gesetzt, eben waren Anhänger der Wiedertäufer hervorgetreten, der Bildersturm hatte die Kirchen verwüstet, eben war den Studenten gepredigt worden, daß sie besser thäten, Färber und Gerber zu werden, weil Gott den Einfältigen offenbare, was den Weisen und Klugen verborgen sei, da ritt Luther, noch im Kleide des Junkers Jörg, über Jena und Borna daher und am 7. März in Wittenberg ein, stand acht Tage hinter einander auf seiner Kanzel und schaffte mit der zündenden Kraft seines Worts Ordnung. Den Stürmern und Radikalreformern erklärte er kurz und derb, daß er ihren „Geist" über die Schnauze haue, und daß man niemand mit Rumor und gestrenger Gewalt dringen und zwingen dürfe, da man den Glauben nicht ins Herz gießen könne. Da zeigte sich, wie unwiderstehlich und gewaltig der eine Mann gegenüber allen Widersachern war, da befestigte er für immer sein Ansehen bei Hoch und Gering. Wenn man das ganze spätere Verhältnis unsers Dichters zu Luther ins Auge faßt, so sollte man in der That meinen, daß Alberus den Donner von Luthers Reden wider die falschen Propheten und Schwarmgeister nicht nur von fern rollen hören, sondern eben damals den größten und bleibendsten Eindruck von der innern Macht des Lutherschen Geistes empfangen habe.

Doch wie dem auch sei, jedenfalls ging Alberus spätestens 1522 in seine Heimatgegend zurück und fand in den nächsten Jahren keine Gelegenheit, seine

theologischen, sondern nur seine humanistischen Studien anzuwenden. Er wirkte als lateinischer Schulmeister in Büdingen, Ursel und eine kurze Zeit auch in Eisenach. Die Unruhe, die den Geistlichen und Lehrern der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts meist im Blute lag, wurde durch die bewegte Zeit und die Umkehrung aller alten Verhältnisse noch wesentlich gesteigert, auch Alberus erfuhr die Einwirkungen dieser Unruhe. Die längste Zeit zwischen 1522 und 1528 scheint er in Ursel verbracht zu haben, wo er sich auch verheiratete und an seinen Äsopischen Fabeln arbeitete, die er nach seiner eignen Aussage in Büdingen begonnen hatte. 1528 beförderte der Landgraf von Hessen als Lehns- und Patronatsherr den Schulmeister zum ersten evangelischen Prediger in Sprendlingen und Götzenhain, Dörfern, die im Isenburgischen Ländchen Dreieichen südlich von der Wetterau lagen. Hier war Alberus die Aufgabe gestellt, das Land zur Erkenntnis des Evangeliums zu bringen, was er unter beständigen Kämpfen nach rechts und links im Sinne seines Vorbildes Luther vollbrachte. Durch Alberus Einsetzung wurde der Meßpfaff verdrängt, aber in dem benachbarten Dreieichenhain amtirte der katholische Pfarrer weiter und that dem eifrigen Lutheraner alles Herzeleid an. War dieser Papist, Herr Konrad Rheinbrucker, ein gewaltthätig feindseliger Herr, so trieben die radikalen Neuerer, die Wiedertäufer, Sakramentirer und wie sie alle hießen, nicht sänftlicher. „So böse Buben waren die Schwärmer, daß sie mir, als ich Pastor von Sprendlingen war, vor meine Wohnung liefen und spotteten mein, mit meinem Luther, weil ich nicht mit ihnen rasen und toben, die heiligen Sakramente schänden und gute Ordnung verachten wollte."

Auch sonst erfuhr Alberus während der elf Jahre, die er im Amte zu Sprendlingen war, mancherlei Leid. Die Frau seiner Jugend, deren leibliche Schönheit er in seiner Lobpreisung der Stadt Ursel naiv rühmt, starb im Jahre 1536, im Jahre vorher hatte er seine auch hier errichtete und mit Vorliebe geleitete Schule auflösen und wegen einer bösen Seuche die zwölf Schüler, die er bei einander hatte, heimsenden müssen. Mit dem alten Schultheiß des Ortes war kein Auskommen, der war „des Teufels Kaplan," saß als echter Schoppenstecher während der Predigt lieber beim Wein als in der Kirche, predigte den Bauern „häßliche, greuliche, schändliche Artikel," sagte, „wann die Zeit vorhanden sei, so müsse Gras wachsen, es sei Gott lieb oder leid," und glaubte gar an die Seelenwanderung. Seine gnädigsten Herren, die Grafen von Isenburg, gaben nicht minder Anlaß zu harten Beschwerden. Seiner großen Mühe und Arbeit, die rechtschaffnen Feiertage zu erhalten, setzten die Grafen und ihre Diener ziemliche Gleichgiltigkeit entgegen. „Da gebeut man dem Volk, auf die Feiertage zu jagen oder andres zu thun, und solches gebeut man in Ew. Gnaden oder Ew. Gnaden Vettern Namen. Oft, wann ich habe predigen wollen, so haben die Leute müssen Füchse oder Hasen jagen. Ascensionis Domini auf demselben hohen Fest hat man zu Langen gezimmert

und haben etliche müssen Frohndienst ausrichten. An welchen Stücken allen dem Fürsten dieser Welt ohne Zweifel sonderlich Wohlgefallens geschieht, aber mir, der ich dem Fürsten der zukünftigen Welt anhange, thut solches von Herzen weh und kann solcher teuflischer Unordnung nicht länger zusehen und bitte Gott täglich, er wolle mir davonhelfen."

In der That schüttelte Erasmus Alberus im Jahre 1540 den Staub Sprendlingens von seinen Füßen. Er war während der Jahre seines dortigen Pfarramts schon einmal in anderm Herrendienst thätig gewesen, hatte 1537 eine vorübergehende Berufung zum Markgrafen Hans von Küstrin, dem jüngern Bruder Kurfürst Joachims II. von Brandenburg, der die Neumark als selbständiges Fürstentum beherrschte, angenommen, hatte bei der Durchreise Luther in Wittenberg besucht und wiedergesehen, mochte bei Niederlegung der Sprendlinger Stelle des Glaubens leben, daß es ihm, der nun auch litterarisch als Kämpe für die Reformation erprobt war, leicht werden würde, in wünschenswertern Verhältnissen ein andres Amt zu erhalten. Er sollte im Laufe eines vielbewegten Lebens erfahren, daß die elf Jahre zu Sprendlingen die glücklichsten und friedfertigsten gewesen waren, die ihm sein Schicksal beschied.

In den dreißiger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts (1534) trat er zuerst als Dichter und zwar mit der ersten Ausgabe des Buches hervor, das sein Gedächtnis besser bewahren sollte, als alle seine theologischen Kämpfe und Streitschriften. Der nur in einem Exemplare (in der Dresdner Bibliothek) erhaltene Druck: „Etliche Fabel Esopi, verteutscht und in Reime gebracht durch Erasmum Alberum. Samt andern neuen Fabeln fast nutzbarlich und lustig zu lesen" (gedruckt zu Hagenau) brachte siebzehn Fabeln unsers Dichters, in denen er (da bekanntlich Luther im Jahre 1530 Äsopische Fabeln übertragen hatte) auch in dieser Beziehung als ein Schüler des gepriesenen Meisters erscheint. Gleichwohl war Alberus mehr als ein bloßer Übersetzer und Bearbeiter. Ganz recht sagt Schnorr: „Gerade das Unscheinbare und Schlichte dieser naiv erzählenden, mit den einfachsten Mitteln schildernden und belehrenden, alles gelehrte Beiwerk verschmähenden Fabeln ist es, was ihrem Urheber bleibend eine Stelle in der Reihe der deutschen Dichter anweist. Und wenn sie sich durch die zu Tage tretende Freude ihres Verfassers am deutschen Gewande der uralten Fabeldichtungen, die frische, volkstümliche, Gegenwart und nächste Umgebung keck in die Darstellung hereinziehende Behandlung eines durch den Gebrauch in der Schule seinem ursprünglichen Charakter allmählich entfremdeten und der Erstarrung verfallnen Litteraturstoffes auszeichnen, so dürfen sie in diesen sie auszeichnenden Eigenschaften für Alberus persönliche Eigenart auch deshalb als charakteristisch gelten, weil er sich während seines nachfolgenden kampfreichen Lebens, ungehindert durch Leiden und Not, so beharrlich mit ihnen beschäftigt hat. Bis in seine letzten Lebensjahre bewahrte er sich die Neigung, an ihrer Verbesserung zu arbeiten, sowie ihre Zahl zu vermehren."

Ja man darf hinzufügen, daß diese Fabeln des Erasmus Alberus ein charakteristisches Zeugnis für die Lage der Dichtkunst und die dienende Rolle des poetischen Talents innerhalb der Reformationsstürme sind. Wohl hatte sich Luther wiederholt gegen die Fanatiker erklärt, die mit allen weltlichen Künsten aufräumen wollten. Wohl bewahrte Alberus das Naturell eines naiven Dichters mitten in aller von der Zeit aufgedrängten Neigung zur Satire und zur Lehrhaftigkeit. Wie eine Offenbarung seines ursprünglichen Künstlergeistes klingt es, was er in einer spätern Schrift über die barbarischen Verächter der Kunst sagt: „Etzliche wollten nicht Cantum Choralem leiden, etliche waren sogar Stoici und Grobiani, daß sie die liebliche Musicam, die edle Gabe Gottes und das Wunderwerk, die Orgel, nicht hören noch leiden wollten, solche Gesellen sollte man in die Schweinekoben weisen, daß sie derselben Gesang hörten, weil sie engelische Musicam verachten. Warum hat man in etlichen Kirchen gar kein Bild, auch kein Kruzifix leiden wollen? das Volk war durch die Schwarmgeister so verwirrt, daß sie meinten, Bilder haben wäre unchristlich." In den Ansätzen und Anläufen zu behaglicher Ausmalung der deutschen Städte und Landschaften, in die er seine Fabeln verlegt, in den gemütvollen und humoristischen Stellen dieser einfachen Dichtungen verrät er, daß er wohl befähigt gewesen wäre, eine gute poetische Erzählung oder ein andres episches Werk zu schaffen, wenn er sich dem Walten der Phantasie und der Fülle der Erscheinungen frei überlassen wollte. Wagt er doch selbst in der Moral seiner ersten Fabel „Von einem Hahnen" den Hahn, der einen Edelstein findet und nicht weiß, was er damit anfangen soll, da ihm jedes Gerstenkorn lieber wäre, mit den Leuten, denen Fressen und Saufen das Leben ist, und den verschmähten Edelstein mit der Kunst zu vergleichen. Aber zu tief war vom Anbeginn der Reformation an das Recht der Phantasie und des Schönheitsgefühls, war jede Regung der menschlichen Natur den Glaubensfragen untergeordnet worden, zu ausschließlich hatte man alle geistigen Interessen auf den Kampf des Tages zu lenken gewußt, als daß selbst ein größeres Talent, als Erasmus Alberus, sich ganz aus den Fesseln dieser Anschauung zu befreien vermocht hätte. Auch er bevorzugte die Fabel vor andern Gattungen der Poesie, weil sie den biblischen Gleichnisreden verwandt schien, „sintemalen ein jeglicher ziemlichen Verstandes weiß, daß man aus den Fabulis Moralia lernet," „die Fabulae aber lehren gute Sitten schimpffsweis und lachenden Mundes," auch er wußte (im Vorwort zur vollständigen Sammlung von 1550) an der Dichtung nichts höheres zu preisen, als daß durch ihre Schöpfungen „bei dem albernen Volke vielmehr ausgerichtet werde, denn durch strenge Gebote. Denn wie die Ärzte bittere Tränke oder Spezerei mit Zucker oder Honig dem Kranken eingeben, auf daß er keinen Abscheu davor habe, also muß man des Menschen verderbter Natur oder Unverstand mit holdseligen Fabeln, Bildern und Gleichnissen helfen."

Viel und ein starkes Zeugnis des ursprünglichen Vorhabens der Natur mit ihm war es demnach, daß er unter diesen Umständen nach 1540 Lust behielt, sich mit seinen poetischen Jugendarbeiten zu befassen. Nach kurzem Aufenthalt in Marburg hatte sich Erasmus Alberus gegen Ende dieses Jahres nach Wittenberg gewandt, um die Hilfe und gewichtige Empfehlung des Reformators für eine neue Anstellung in Anspruch zu nehmen. Zu den charakteristischen Gestalten Wittenbergs in den letzten Jahrzehnten Luthers gehörten neben den Tausenden der Studenten, die aus allen deutschen und außerdeutschen Ländern nach der Hochburg des evangelischen Glaubens strömten, die amtlosen, die vertriebnen Geistlichen, denen Luther über seine Mittel hinaus schrankenlose Gastfreundschaft erwies. Das Fürwort Luthers bei dem Kurfürsten von Brandenburg verschaffte denn auch Alberus um die Mitte des Jahres 1541 eine Berufung als Pfarrer der Neustadt Brandenburg. Er mochte seine Existenz wieder als gesichert ansehen und schloß bald nach seinem Amtsantritt in Brandenburg eine zweite Heirat mit Frau Gertrud, die er elf Jahre später als Witwe mit drei jungen Töchtern hinterließ. Aber sein Vertrauen auf die Festigkeit der neuen Zustände täuschte ihn, der Stadtrat sah in ihm einen Aufrührer (der Rat zählte vermutlich noch viele Anhänger der alten Kirche in seiner Mitte) und verklagte ihn wiederholt beim Kurfürsten. Er wurde angeschuldigt, den harten Steuerdruck, mit dem der geldbedürftige Kurfürst auch die evangelische Geistlichkeit heimsuchte, scharf mißbilligt zu haben. Er selbst rief in einem Briefe aus, daß er „wie ein Abschaum aus der Mark verstoßen worden sei," und Luther ereiferte sich in einer seiner Tischreden darüber, daß die Bürger von Brandenburg (es können doch nur etliche böse Gesellen gewesen sein) dem frommen Pfarrherrn ein paar Schuhe an die Thür gehängt und dazu geschrieben hätten: Surge et ambula. In der That blieb dem Armen nichts übrig, als aufzustehen und zu wandeln, und gegen Ende des Jahres 1542 nahm er seine Zuflucht abermals zu Wittenberg. Er hatte in Brandenburg einen Auszug aus dem Liber Conformitatum des Bartholomäus von Pisa unter dem Titel: „Der Barfüßer Mönche Eulenspiegel und Alkoran" verfertigt und durch Einschaltungen und Randglossen zu einer heftigen Tendenzschrift im Sinne der klosterauflösenden und mönchebefreienden Reformation verwandelt, die die Legenden vom heiligen Franziskus den evangelisch Gesinnten schlechthin als „Lügenden" vorführte. Jetzt wurde die Schrift bei Hans Lufft in Wittenberg gedruckt, Luther erwies ihr die Ehre, sie mit einer Vorrede zu begleiten („das soltu wissen, daß ich, Dr. Martinus Luther, auch einer des Haufens gewest bin, der solches hat müssen glauben und anbeten"), und sie gewann demgemäß gewaltige Verbreitung, wirft aber rückwärts ein Licht auf die maßlose Erbitterung, mit der die Altgesinnten gerade Alberus verfolgten. Bis tief in den Sommer des Jahres 1543 hinein blieb er auf die Gastfreundschaft der Wittenberger angewiesen. Den vereinten Bemühungen Luthers,

Melanchthons und andrer gelang es endlich, ihm eine Berufung zum Pfarramt in Staden in der Wetterau, seiner alten Heimat, zu erwirken. Bevor er aus Wittenberg schied, disputirte er unter Luthers Vorsitz am 24. August 1543 pro licentia in sacra theologia und wurde am 11. Oktober desselben Jahres zum Doktor der Theologie ernannt.

(Schluß folgt)

Die Büreaukratie in Preußen

Es sind in letzter Zeit oft Vergleiche angestellt worden zwischen unsrer Zeit und der Periode, die dem Ausbruche der großen Revolution in Frankreich vorherging. Hierbei ist aber unsers Wissens eines Umstandes nie gedacht worden, der zu den hervorragendsten Ursachen jener welterschütternden Katastrophe gehörte: der Büreaukratie.

Die Büreaukratie übt natürlich stets den größten Einfluß auf die öffentlichen Zustände, insofern sie nicht allein das Befohlene ausführt, sondern auch beratend und bestimmend auf die Entschließungen der Regierung einwirkt. Aber die Büreaukratie in Frankreich während des ancien régime war ganz besonders für die Entwicklung der Verhältnisse, mithin für die daraus erwachsenen entsetzlichen Folgen verantwortlich zu machen, weil sie dort eine ungeheure Macht hatte. Ohne Hemmnis schaltete und waltete sie schließlich im Namen des Königs in dem weiten Bereiche des Landes nach Herzenslust.

Die ganze öffentliche Gewalt gipfelte damals in Frankreich — nach Tocquevilles klassischer Schilderung — thatsächlich in dem aus Berufsbeamten zusammengesetzten Staatsrate (conseil du roi), während die laufende Verwaltung ausschließlich von dem contrôleur général geleitet wurde, unter dem, jederzeit entsetzbar, also in strengster Abhängigkeit, „Intendanten" den Provinzen vorstanden und „Subdelegirte" die Lokalinstanz bildeten. Es war feststehender Regierungsgrundsatz, namentlich zum Intendanten niemals einen Angehörigen des betreffenden Landesteils zu ernennen.

Im Laufe der Jahre war die Büreaukratie dahin gelangt, alle andern Organe des französischen Staatslebens zu beseitigen oder wenigstens zu lähmen. Vor allem hatte sie Mittel und Wege gefunden, die infolge der Stellenkäuflichkeit dem Regierungseinflusse völlig entrückte Justiz beiseite zu schieben. Da der Minister die richterlichen Beamten weder absetzen, noch versetzen, noch

befördern konnte, so beherrschte er sie weder durch die Furcht, noch durch den Ehrgeiz. In den neuen Gesetzen wurde deshalb bestimmt, daß die aus ihnen sich ergebenden Streitsachen mit Ausschluß des ordentlichen Rechtsweges vor Intendant und Staatsrat gehören sollten, und bei den ältern erreichte man dasselbe Ziel im wesentlichen durch den Grundsatz, daß für alle Sachen, wobei es sich um ein öffentliches Interesse oder die Beurteilung eines Verwaltungsaktes handle, die Tribunale unzuständig seien. In solchen Fällen griff der Staatsrat par voie d'évocation ein, ähnlich wie bei unserm Kompetenzkonflikt. Obwohl ferner die alten, feudalen Einrichtungen mit ihren tönenden Namen und äußern Ehren teilweise noch bestanden, so hatte man ihnen doch jeden wirklichen Einfluß genommen und zugleich die Selbstverwaltung der Provinzen und Gemeinden bis auf kümmerliche Reste vernichtet. Wollte z. B. eine Stadt bauen, so bedurften Plan und Kostenanschlag der Genehmigung des Staatsrats zu Paris, die Vergebung der Arbeit geschah vor dem Intendanten oder Subdelegirten, und der Staatsingenieur hatte die Bauleitung. War auf dem Lande das Dach einer Dorfkirche durch Sturm beschädigt oder die Gartenmauer des Pfarrhauses eingestürzt, so war zur Herstellung gleichfalls ein arrêt du conseil nötig, wenn es sich auch dabei nur um den Betrag von einigen livres handelte. Bei der Überhäufung der Zentralstelle mit derartigen Kleinigkeiten konnte man natürlich von Glück sagen, wenn, nachdem der conseil d'état oder der contrôleur général den Intendanten und dieser wieder den Subdelegirten zur Äußerung aufgefordert, und der Intendant dann den Bericht des Subdelegirten als seine eigne Weisheit der Behörde in Paris vorgelegt hatte, nach einem Jahre die Genehmigung kam; manchmal blieb sie zwei bis drei Jahre aus. Endlich war der Verwaltungsgeschäftsgang mit seinen notariell zu beglaubigenden Verhandlungen, Ortsbesichtigungen u. s. w. nicht nur schwerfällig, sondern auch für die Beteiligten sehr teuer. Es wird als ziemlich typisches Beispiel mitgeteilt, daß in einer Pfarrei der Isle de France die Reparaturkosten des Glockenturmes 487 livres, die von der Pfarrei zu tragenden Aufwendungen zur Erlangung der Ausführungserlaubnis aber 237 livres betrugen. Das Schreibwerk war überhaupt groß. Sogar die Statistik wurde schon damals in Frankreich angelegentlich gepflegt. Übrigens hatte das bis ins kleinste gehende und jede Freiheit der Gemeinden ausschließende staatliche Aufsichtsrecht nicht verhindert, daß im achtzehnten Jahrhundert die Städte in Frankreich durchweg mit Schulden überlastet waren.

Die Verwaltung zeigte zwar das redliche Bestreben, den Wohlstand des Volks zu steigern, schreckte auch auf Grund der ihr innewohnenden höhern Einsicht nicht davor zurück, die Industrie- und Ackerbaubevölkerung gegen ihren Willen durch Zwangsmaßregeln zum Wohlstande zu führen. Mit anerkennenswertem Eifer bemühte sich die Regierung, mit Hilfe der Intendanten und Subdelegirten durch Verbreitung von Schriften über vernünftige Bodenbewirtschaf-

tung, durch Gründung von landwirtschaftlichen Vereinen (sociétés d'agriculture), Einrichtung von Baumschulen, Aussetzung von Preisen dem Bauernstande unter die Arme zu greifen. Der Staatsrat erließ Polizeiverordnungen, wodurch gewisse Kulturen in bestimmten Gegenden als ungeeignet verboten wurden, wie er z. B. die Weinpflanzungen in einzelnen Gebietsteilen ausrotten ließ. Es ergingen arrêts du conseil und infolge davon zahlreiche Ausführungsvorschriften der Intendanten, die die Fabriken und Handwerker anwiesen, diese oder jene Herstellungsmethode zu unterlassen, die Anfertigung gewisser Fabrikate aufzugeben, weil sie keinen Gewinn brachten. Man beschäftigte sich unter anderm unaufhörlich mit der Länge und Breite der Stoffe, der Art der Gewebe u. s. w. Fabrikinspektoren (inspecteurs de l'industrie) durchreisten das Land, um die Beobachtung dieser Bestimmungen zu überwachen. Die Absicht war, den Fabrikanten nicht nur im öffentlichen Interesse, sondern auch zu seinem persönlichen Besten zur Erzielung eines möglichst großen wirtschaftlichen Erfolgs zu zwingen, zu welchem Zweck man eine Masse von Strafbestimmungen und hohe Geldbußen nicht scheute.

Aber natürlich konnte von einer so thätigen und aufgeklärten Verwaltung jede private Initiative nur als Hemmnis und Durchkreuzung der eignen, wohlgemeinten Absichten empfunden werden, und so war man denn auch bemüht, solche Störungen möglichst fern zu halten. Es geschah das auch mit solchem Erfolge, daß sich schließlich jahrzehntelang außerhalb der maßgebenden Kreise niemand um öffentliche Angelegenheiten kümmerte.

Die Thätigkeit der Regierung wurde um so fieberhafter, je mehr man sich der Revolution näherte. Schließlich war jeder Zweig des königlichen Dienstes ohne Ausnahme einer gründlichen Umformung unterzogen worden, und bei den staatlichen Einrichtungen war kein Stein an seiner Stelle geblieben. Der conseil du roi erließ fast täglich Reglements über alle möglichen Gegenstände. Die Zahl dieser Verordnungen war Legion, sodaß die Angestellten aus dem Studium der neuen und ewig wechselnden Vorschriften gar nicht herauskamen, die Bevölkerung aber unmöglich wissen konnte, was sie zu thun und zu lassen habe, um nicht in die Schlinge irgend einer polizeilichen Bestimmung zu geraten. Im Augenblick der Katastrophe war die Verwirrung im ganzen Bereiche der Staatsverwaltung bodenlos.

Sicher ist die unheilvolle Entwicklung der Dinge in Frankreich in vielen Beziehungen auf Handlungen oder Unterlassungen der Büreaukratie zurückzuführen. Hier sollen nur einige Punkte hervorgehoben werden. Zunächst verletzte die unruhige Reglementirungssucht, die unaufhörliche Einmischung der Verwaltung in die privaten Erwerbs- und Produktionsverhältnisse zahlreiche Interessen und trug sehr viel zum allgemeinen Mißvergnügen bei. Dadurch, daß gerade in der letzten Zeit vor der Revolution alles „reformirt," namentlich aber die ganze Verwaltung umgestaltet worden war, hatte der staatliche

Organismus einen großen Teil seiner Widerstandsfähigkeit eingebüßt. Die Beamtenschaft, ihren Verwaltungsbezirken durch die Geburt fremd, in sozialer Beziehung vom Volke getrennt, war ohne jede Fühlung mit dem Volke, ohne Kenntnis und Verständnis seiner Stimmungen, folglich auch ohne allen Einfluß auf das Volk. Nicht in einem einzigen Falle war die französische Büreaukratie imstande, bei dem gewaltigen Zusammenbruch auch nur das mindeste zur Aufrechthaltung der Autorität ihres königlichen Herrn und der bestehenden staatlichen Ordnung zu thun. Sie befand sich der Bewegung gegenüber in der kläglichsten Hilflosigkeit. Dem Adel gelang es, hie und da, wo er es, wie in der Bretagne und Vendée, nicht verschmäht hatte, auf seinen Gütern zu leben, die Bauern zu einem todesmutigen Widerstande um sich zu scharen, aber die Geschichte hat kein Beispiel überliefert, wo ein Intendant oder ein Subdelegirter in dieser furchtbaren Zeit das geringste über die Bevölkerung vermocht hätte. Durch die gänzliche Abgeschlossenheit der Verwaltung von dem wirklichen Leben, seinen treibenden Kräften und Strömungen erklärt sich zur Genüge ihre Unfähigkeit, den Geist der Massen zu verstehen, die Verhältnisse im großen und ganzen zu erfassen und die Reformen zu erkennen, die geeignet gewesen wären, das Land vor den namenlosen Leiden der Revolution zu bewahren. Immer drohender türmten sich die Wolken der Volkserregung, aber weder den Geheimräten des conseil d'état, noch einem einzigen der klugen Provinzintendanten kam auch nur der Gedanke an die Möglichkeit einer gewaltsamen Erhebung. Es ist Thatsache, daß man sich schon mit beiden Füßen in der Revolution befand, ohne eine Ahnung davon zu haben und ohne daß unter den vielen, in ihrer Art gewiß vortrefflichen hohen Beamten auch nur einer gewesen wäre, der den König auf die drohende Gefahr aufmerksam gemacht hätte. Sie konnten eben nicht warnen, weil sie und die ganze Verwaltung bei ihrer selbstgefälligen Abgeschiedenheit vom Volke sich in völliger Unkenntnis dessen befanden, was um sie her vorging.

Leider zeigt unsre Büreaukratie mit der des ancien régime in Frankreich in verschiednen Zügen eine auffällige Ähnlichkeit, und man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß unsre Verwaltung — natürlich ebenso ahnungs- wie absichtslos —, so viel an ihr liegt, dazu beiträgt, ähnliche Folgen herbeizuführen. Auch wir leiden schwer unter dem erhitzten Thätigkeitstriebe der Beamtenschaft, unter der Überproduktion von polizeilichen Vorschriften, unter der Sündflut neuer Gesetze; die Sucht, durch Neuschöpfungen auf diesem Gebiete den Nachweis der eignen Existenzberechtigung zu führen, ist stark verbreitet. Die Amtsblätter und Tageszeitungen wimmeln oft von spaltenlangen Polizeiverordnungen, die nur in seltnen Fällen Leser finden, unsre Gesetzsammlungen schwellen immer mehr zu ungeheuerlichen Bänden an. Man berücksichtigt nicht, daß das Alte in vielen Fällen schon deshalb das Bessere ist, weil es eben das Alte ist, weil sich die Bevölkerung daran gewöhnt hat. Man

sollte alle Neuerungen unterlassen, wenn sie nicht zweifellos wesentliche Verbesserungen sind, was bei einer großen Zahl der in letzter Zeit geschaffnen Gesetze, Einrichtungen und Maßnahmen höchst fraglich erscheint. Was ist nicht alles seit einigen Jahrzehnten bei uns „reformirt" worden! Es ist genau so, wie in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Frankreich. Hier wie dort sehen wir zwar einen redlichen Eifer, das Volkswohl, insbesondre den Wohlstand zu fördern, aber ein überhastetes, unsichres, vielfach irregehendes Reformfieber. Die Übereinstimmung beider Zeiten ist in dieser Beziehung so vollständig, daß man wahrhaftig ängstlich dabei werden könnte! Der wundervolle Grundsatz des allgemeinen Landrechts, daß die Freiheit und die Rechte der Bürger bloß insoweit beschränkt werden sollen, als es das öffentliche Wohl gebieterisch verlangt, scheint ganz aus dem Bewußtsein geschwunden zu sein. Natürlich schafft die fortschreitende Entwicklung hie und da Verhältnisse, wie sie früher nicht vorhanden waren, und deren gesetzliche Ordnung geboten sein kann, auch sind wohl einzelne Mißstände entstanden, deren Beseitigung durch die Gesetzgebung zu hoffen ist. Aber man genire doch den ruhigen Bürger mit Gesetzen, Polizeiverordnungen und vor allem mit Strafbestimmungen nicht mehr, als unbedingt nötig ist! Auch der ruhigste Bürger fängt nachgerade an, die Gesetzmacherei am grünen Tische satt zu bekommen. Der Unmut darüber verbreitet sich mehr und mehr in allen Schichten. Neue Gesetze und Verordnungen lassen sich unter Umständen sehr leicht fabriziren, aber sie greifen dann vielfach mit schneidender Schärfe ins Leben ein und bringen oft unmittelbar oder mittelbar die nachteiligsten Wirkungen hervor. So oft ein neues Gesetz fertig ist, befriedigt es so recht eigentlich keinen Menschen, wohl aber macht es gewöhnlich gleich anfangs eine Menge von Leuten verdrießlich. So ergreift von Gesetz zu Gesetz eine zwecklose Verärgerung immer weitere Kreise der Bevölkerung. Es dauert dann auch oft nicht lange, bis wesentliche Unzuträglichkeiten und Lücken der neuen Gesetze allseitig anerkannt werden, dann erscheinen nach wenigen Jahren wieder Abänderungen und Zusätze. Man möchte Gott auf den Knieen danken, daß das neue deutsche Zivilgesetzbuch, wie es den Anschein hat, zunächst nicht fertig wird und vielleicht einer spätern, gesetzgeberisch hoffentlich besser veranlagten Zeit vorbehalten bleibt. Ein Gesetz mit folgendem einzigen Paragraphen: „Innerhalb der nächsten zehn Jahre ist jeder Vorschlag eines neuen Gesetzes bei Strafe der Verweisung aus dem Gebiete des deutschen Reiches verboten" würde sicherlich in allen Kreisen freudigen Wiederhall finden.

Die verkehrte Thätigkeit unsrer Gesetzgebung hängt aber offenbar zum Teil mit der weltfremden Stellung zusammen, die die Büreaukratie auch bei uns, wie im alten Frankreich, inmitten des Volkes einnimmt. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß unsrer Verwaltung im großen und ganzen der Zusammenhang mit der Bevölkerung fehlt. Der junge Mann, dessen Ehrgeiz

darauf gerichtet ist, dereinst eine Regierung oder ein Landratsamt zu zieren, befleißigt sich ja schon, nachdem er eben erst der Schule entwachsen ist, eines möglichst exklusiven Verhaltens. Natürlich schließt er sich einem Korps an, denn dort allein ist der für ihn würdige Ort, und das Korps bietet ja auch günstige „Chancen" für die „Karriere." Der Korpsstudent, seiner Meinung nach ein Wesen höherer Ordnung, und namentlich dann, wenn der Vater durch Stellung oder Reichtum hervorragt, unermeßlich erhaben über den gewöhnlichen Studenten, genügt sich in seiner eignen Welt. Was außerhalb des Korpslebens liegt, ist für ihn nicht vorhanden, seine Freunde aus den Gymnasialjahren würdigt er kaum eines Blickes, wenn sie die Büxiermütze tragen. Aber auch das Streben, seinen Geist durch Kenntnisse zu bereichern, liegt ihm fern — die Protektion wird schon helfen. So lebt er dahin: fein, „schneidig," korrekt in Kleidung und Haltung, aber unberührt von allem, was die Zeit bewegt. Dieselbe Absonderung finden wir dann bei den jungen Verwaltungsbeamten wieder. Die Regierungsreferendare fühlen sich bekanntlich weit vornehmer als ihre Kollegen von der Justiz und verkehren im allgemeinen nur unter einander oder mit Offizieren. Eingeschlossen in den engen Kreis der nächsten Berufsgenossen, beschränkt auf die dort maßgebende Art und Weise zu denken und auf die dort aufgenommne Summe von Ideen, in peinlicher Zurückhaltung vom praktischen Leben, soweit es nicht in Abendgesellschaften „erster" Familien zur Darstellung kommt, lassen diese jungen Herren jeden Trieb vermissen, sich mit den Gedanken und Wünschen, den Bedürfnissen und Leiden der Bevölkerung bekannt zu machen, deren Wohl und Wehe doch einst mit in ihre Hand gelegt werden soll, ja sie werden die Zumutung, sich mit diesen Dingen zu befassen, wahrscheinlich für außerordentlich lächerlich halten. So sehen wir denn auch die höhern und niedern Verwaltungsbeamten größtenteils in vornehmer Abwendung vom Volksleben und ohne tieferes Interesse dafür, wenig bekannt mit den Neigungen und Gewohnheiten der Massen, den Bedingungen und Erfordernissen ihres Daseins. Manche Fehlgriffe der Regierung im großen, zahlreiche Ungeschicklichkeiten der Behörden im kleinen sind eine Folge dieser Sachlage. Durch ihre Isolirung verliert die Büreaukratie die Befähigung, die Minister über die wirklichen Stimmungen im Lande aufzuklären.

Man wird nun vielleicht einwenden, daß das in unsrer Zeit nicht besonders nötig sei, weil Volksvertretung und Presse der Regierung eine hinlängliche Fühlung mit der öffentlichen Meinung gewährten. Allein diese Ansicht trifft nicht zu. Bei der eigentümlichen Gestaltung unsers Parteilebens bieten die Volksvertretungen häufig kein treues Bild von den in Wirklichkeit die Bevölkerung beherrschenden Ideen. Dasselbe kann man von einem großen Teile der Presse behaupten. Während also die Regierung nicht darauf verzichten kann, durch ihre eignen Organe den geistigen Bewegungen im Volke zu folgen, erscheint gerade gegenwärtig der Einfluß, den die Verwaltung, wenn sie eine

andre wäre, als sie ist, auf breite Schichten ausüben könnte, doppelt wichtig. Daß aber der geschilderte Entwicklungsgang unsrer Büreaukratie besonders geeignet erschiene, Männer hervorzubringen, die imstande wären, in ernster Zeit die Volksseele zu verstehen, wird niemand behaupten wollen. Die Regierung muß es ja wissen, wie sie mit diesem Verwaltungsapparat den höher und höher steigenden Wogen der sozialen Bewegung gegenüber auszukommen gedenkt. Sollte sie wirklich glauben, damit eine tiefer gehende Wirkung auf das Volk ausüben zu können? Wir wollen hoffen, daß ihr die Probe erspart bleibe!

Jedenfalls wird man gut thun, die Gefahr unsrer Zustände nicht zu unterschätzen. Auf der Oberfläche mögen sie sich ja im großen und ganzen infolge des überall wuchernden Byzantinismus gar nicht übel anlassen. Wenn ein Ober- oder Regierungspräsident in seinen Bezirk reist, wird ihm zuverlässig von allen, mit denen er in Berührung kommt, die größte Ergebenheit entgegengebracht, aber das hindert nicht, daß die Unzufriedenheit in bedauerlichem Maße zugenommen hat. Auch in Frankreich ließ unmittelbar vor dem Ausbruche der Revolution die Unterwürfigkeit vor den Organen der Regierung nichts zu wünschen übrig. Minister und Intendanten sahen sich von allen Seiten umdrängt von Persönlichkeiten, die Ämter und Titel erstrebten; wo sie hinkamen, war alles chapeau bas. Aber trotzdem brach eines Tages die staatliche Autorität wie ein Kartenhaus zusammen. Glücklicherweise sind unsre Zustände doch noch wesentlich andre, als im alten Frankreich. Unser Volk enthält noch der gesunden Bestandteile genug, die treu an der bestehenden Ordnung festhalten und nicht so leicht zu überfluten sein werden. Dennoch erscheint für unsre Verwaltung eine Umkehr dringend geboten, Umkehr zur Volkstümlichkeit, wenn auch unter Preisgebung von etwas Vornehmheit. Sie muß in die Hütten gehen und mit den Enterbten das Brot brechen, wenn sie sich wirklich an den großen sozialen Aufgaben am Ende des Jahrhunderts beteiligen will.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Fürst Bismarck und Graf Arnim-Schlagenthin. Mit einer gewissen Verwunderung konnte man jetzt in einigen Blättern einen ausführlichen Brief lesen, den Graf Arnim, der Sohn des ehemaligen Botschafters Harry von Arnim, an Fürst Bismarck gerichtet hat, um von ihm Auskunft darüber zu verlangen („binnen acht Tagen!"), ob er wirklich die von Hans Blum erzählte Geschichte von gewissen außeramtlichen, die deutsch-französischen Friedensunterhandlungen störenden Beziehungen seines Vaters zu Pariser Bankiers erzählt habe, die der Graf bereits

früher als eine „elende Verleumdung“ bezeichnet hatte. Jeder begreift, daß der Sohn das Andenken seines Vaters nicht beschimpfen lassen will, aber man muß doch fragen, ganz abgesehen von dem Tone des Briefes: Woher weiß er denn, daß der Fürst Blums Gewährsmann ist? Etwa daher, daß sich dieser im Vorwort auf gelegentliche mündliche Mitteilungen Bismarcks beruft, ohne sie im Texte näher anzugeben? Und gesetzt den Fall, der Fürst hätte die Sache wirklich erzählt, hätte er denn damit seinem Zuhörer schon die Erlaubnis gegeben, sie zu veröffentlichen? Er könnte sie doch in diesem Falle nur in einem vertraulichen Gespräch mitgeteilt haben, also unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß sie nicht ins Publikum gebracht würde. Wie könnte er dann verantwortlich gemacht werden für einen Vertrauensbruch, den sein Zuhörer begangen hätte? Graf Arnim hat sich also jedenfalls an die falsche Adresse gewendet, und daher vor allem ist sein Brief offenbar unbeantwortet geblieben, sonst hätte er ihn ja wohl auch nicht veröffentlichen lassen. Oder soll für Fürst Bismarck das natürliche Recht nicht gelten, das jeder Privatmann in Anspruch nimmt und genießt, daß nämlich Dinge, die er mit einem Gaste in seinen vier Wänden vertraulich bespricht, und namentlich Urteile über Persönlichkeiten, nicht in alle Welt ausgeschrieen werden dürfen? Zuweilen wird er allerdings behandelt, als ob er vogelfrei wäre.

Handwerk und Ackerbürgertum. Wer die Verhältnisse in den kleinen norddeutschen Städten kennt, der weiß, daß das Sprichwort „Handwerk hat einen goldnen Boden“ heutzutage nicht mehr richtig ist. Es herrscht in der That unter den kleinen Meistern Not und Elend, und der Handwerkerstand, der noch vor dreißig oder vierzig Jahren die festeste Säule der kleinen Gemeinwesen war und mit seiner Seßhaftigkeit und festen Arbeit Ruhe und Stetigkeit in das Gemeindeleben brachte, verliert immer mehr seinen Einfluß auf die Gemeindeverhältnisse an die kleinen Beamten, Krämer und Spekulanten. Daher die unglücklichen Zustände in den meisten kleinen Städten, der Mangel an Gemeinsinn, die Interessenwirtschaft und die wachsende Verschuldung. Die Regierung hat nun die Absicht, den kleinen Meistern wieder auf die Beine zu helfen und sie in dem Kampfe gegen den Kapitalismus und die Fabrikarbeit zu unterstützen. Von den Gewerbtreibenden sollen, wie die Grenzboten in dem Artikel „Die bevorstehende Organisation des Handwerks“ mitgeteilt haben, Fachgenossenschaften gebildet werden; aus den Fachgenossenschaften sollen Handwerkerkammern gewählt werden, die die Aufsicht über alle Vereinigungen, Innungen, Gewerkvereine, Fachvereine u. a. haben sollen; auch die Gesellen (das schöne Wort ist leider in dem Entwurf durch „Gehilfe“ verdrängt worden) sollen Ausschüsse bilden. Damit ist die ganze Handwerkerfrage am grünen Tisch hübsch in Ordnung gebracht, und wenn die Leute nun auf keinen grünen Zweig kommen, so haben sie sich das selbst zuzuschreiben, die Regierung hat ihr bestes gethan, d. h. sie hat registrirt und rubrizirt. Wir befürchten, diese ganze geplante Organisation wird den Handwerkern nicht den geringsten Nutzen bringen. Die Regierung hätte sich vor dreißig Jahren mehr darum kümmern sollen, was in den kleinen Städten vorging, und schon damals ordnend, abwehrend und helfend eingreifen sollen. Der kleine Meister hat mit seiner Familie vor dreißig Jahren niemals von seinem Handwerk allein gelebt; die Meister trieben in den kleinen Städten alle nebenbei Ackerwirtschaft. Sie hatten ihre Kuh im Stall, die auf die Gemeindeweide getrieben wurde, also kein Geld für Futter kostete und Milch für die ganze Familie lieferte. Sie hatten ihre Hühner auf dem Hofe, ihre selbstgebauten Kartoffeln und Rüben im Keller, ihr selbstgebautes Getreide in der Scheune,

und jeder Bürger erhielt aus dem Stadtforst umsonst sein Brennholz. Was also die Familie des Meisters zu ihrem Lebensunterhalt brauchte, das zog er nicht aus den Einnahmen seines Handwerks, sondern aus der kleinen Ackerwirtschaft. Das aus dem Handwerk gewonnene Geld dagegen bildete größtenteils den Notgroschen, den Überschuß oder, wie es im Sprichwort heißt, den „goldnen Boden." Die Ackerwirtschaft erst schuf dem Handwerker ein behagliches, gesättigtes Leben; hierauf bezieht sich auch Goethes Ausspruch:

Heil dem Bürger des kleinen
Städtchens, welcher ländlich Gewerb mit Bürgergewerb paart!
Auf ihm liegt nicht der Druck, der ängstlich den Landmann beschränket;
Ihn verwirrt nicht die Sorge der vielbegehrenden Städter.

Aber diese glücklichen Zustände des kleinstädtischen Handwerkers sind in den letzten dreißig Jahren weniger durch die Fabriken als durch die Mißwirtschaft der städtischen Behörden gründlich beseitigt worden. Von dem Augenblick an, wo das Gemeindeland parzellenweise an die Bürger verteilt wurde und die Kommunalweide aufhörte, fing die Not bei dem kleinen Meister an. Die Kuh wurde abgeschafft, und die Milch mußte gekauft werden, gekauft von dem Ertrage des Handwerks. Der goldne Boden bekam Löcher. Bauwut und Bildungsschwindel stürzten die kleinen Gemeinden in Schulden — ich kenne einen Ort, wo das Progymnasium die ganze Stadt ruinirt hat. Dann kam der Stadtforst an die Reihe. Ein Revier nach dem andern wurde verkauft, und der kleine Meister verlor sein Brennholz. Es mußte vom Händler wieder zurückgekauft werden, und der goldne Boden bekam immer größere Löcher. Das Progymnasium hatte seine Jungen fürs Handwerk verpfuscht, sie wurden Kaufleute oder Beamte und mußten vom Vater ein paar Jahre anständig unterhalten werden; dabei ging vollends der goldne Boden zum Teufel! Und nun entstanden die Eisenhandlungen, die die Schlösser, Thürbeschläge u. s. w. billiger verkauften, als der Meister sie herstellen konnte, und die Möbelhandlungen, gegen die der kleine Tischlermeister mit seinen schwerfälligen Schränken, Stühlen und Tischen nicht mehr aufkommen konnte. Da ging denn das Geschrei und der Jammer los. Die kleinen Meister wurden wild und wählten selbst in den Winkeln, wo es von jeher nur eine konservative Partei gegeben hatte, mit einemmale sozialdemokratisch.

Und nun kommt die Regierung und legt den armen, abgerackerten Kerlen sauber ausgearbeitete Statuten vor, wie sie einen neuen schönen Verein mit dem vornehm klingenden Namen Handwerkerkammer gründen können; und man schwärmt schon (z. B. Böttger in seiner soeben erschienenen Broschüre „Für das Handwerk") von Kreditvereinen, Rohstoffgenossenschaften, kleinkapitalistischem Betrieb u. s. w. Unsre norddeutschen kleinen Städte sind bettelarm geworden, ihr Geld ist in die großen geflossen und hat die reich gemacht. Selbst das kleine Kapital fehlt dort den Handwerkern. Mit Innungen oder Fachgenossenschaften ist daher dem kleinen Meister wenig geholfen; man muß ihm wieder sichere Nebeneinnahmen ermöglichen, die die Not von seiner Familie fernhalten, und das kann nur, wie es früher gewesen ist, dadurch geschehen, daß man den Handwerksmeister in der kleinen Stadt wieder zum Ackerbürger macht.

Familie und Gesellschaft in der materialistischen Wissenschaft. Nach idealistischer Auffassung hat ein Gott die Welt nach dem in ihm selbst wohnenden Musterbilde geschaffen; was uns gut und schön, zweckmäßig und vollkommen erscheint in den Geschöpfen, darin sieht der Idealist die Verwirklichung göttlicher Ideen

oder die Anfänge solcher Verwirklichung. Nach materialistischer Ansicht werden die Dinge aus ihrem dunkeln Grunde durch den vernunftlosen blinden Drang des Urwesens — was dieses auch sei — hervorgetrieben und nehmen diese oder jene Gestalt an, nicht um einen Zweck zu erfüllen, sondern weil aus der unmittelbar vorhergehenden Lage der Atome keine andre hervorgehen konnte; es giebt in der ganzen Welt kein „damit," sondern überall nur ein „weil." Beide Ansichten sind, einander bekämpfend, Jahrtausende neben einander hergegangen, und die erste hat die zweite allmählich so weit in sich aufgenommen, daß der Idealist von heute nicht mehr auf einer Schöpfung im Nu besteht, sondern zugiebt, die Welt möge wohl auf dem Wege einer langsamen Entwicklung geworden sein, nur daß es nicht ein blinder Drang des Absoluten oder der Materie, sondern der zwecksetzende, vernünftige Wille des Schöpfers gewesen sei, der diese Entwicklung eingeleitet habe und sie bis zu ihrer Vollendung fortsetzen werde. Im Darwinismus feierte die materialistische Entwicklungstheorie ihren höchsten Triumph, weil durch ihn die Entstehung des Organismus und der verschiednen Arten von Organismen erklärt schienen. Aber nun begegnete dieser materialistischen Wissenschaft etwas sonderbares; es erging ihr wie Herrn Miquels Einkommensteuerreform: sie stockte gerade an dem Punkte, wo die Sache anfing interessant und wirksam zu werden, und wo jedermann erwartungsvoll dachte: Nun gehts los! Wenn es nämlich keine feststehenden Arten von Organismen und überhaupt in der ganzen Natur nichts giebt, was so oder anders sein soll, sondern alles in jedem Augenblick nur so ist, wie es in dem steten Wirbel der Atome eben werden mußte, so giebt es natürlicherweise auch in den menschlichen Dingen kein sein sollendes; gut und böse, Tugend und Laster, Pflicht und Verbrechen sind leere Wörter, wie die alten Nominalisten sagten, meri flatus vocis, die höchstens durch jederzeit abzuändernde Übereinkunft einen Sinn erhalten, und Gemeinde und Staat, Familie und Eigentumsverhältnis bestehen nur so lange zu Recht, als es den in sie hineingebannten menschlichen Atomen darin behagt; nichts steht im Wege, das Zusammenleben der Geschlechter, die Eigentumsverteilung, die Rechtsverhältnisse und die Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten in jedem Augenblick so zu gestalten, wie es der Mehrzahl der Beteiligten gerade bequem ist. Sind doch die Menschen in keinem andern Sinne Naturgebilde als die Ameisen oder die Bäume oder die Krystalle und können also in ihren Bewegungen von nichts anderm abhängen, als von demselben dunkeln Drange, der alle Wesen treibt, jederzeit die einem jeden bequemste Lage einzunehmen. „Für die universale Betrachtung ist die Geschichte [Weltgeschichte] selber nichts als ein Stück der Schicksale eines Planeten und bildet einen Abschnitt in der durch zunehmende Abkühlung möglich gewordnen Entwicklung des organischen Lebens." Und im Grunde genommen hat die Entwicklungslehre gerade nur für diesen Abschnitt des planetaren Daseins Sinn und Bedeutung. Denn da die Veränderung der Pflanzen- und Tierarten so langsam vor sich geht, daß die Entstehung der letzten neuen Art vor die historische Zeit fällt und keiner von uns hoffen darf, er werde die Entstehung der nächsten neuen Art erleben, so bleibt der Darwinismus für dieses ganze Gebiet, dem er ursprünglich gelten sollte, eine Hypothese, und zwar nicht eine Hypothese, die etwa gleich den astronomischen und physikalischen Hypothesen praktischen Zwecken diente und durch ihre Anwendbarkeit dafür den Beweis ihrer theoretischen Richtigkeit lieferte, sondern eine Hypothese, die rein nichts bedeutet, als ein müssiges Spiel der Phantasie. Die Gebilde der menschlichen Gesellschaft dagegen verändern sich mit reißender Schnelligkeit unter unsern Augen, und zwar unleugbar unter der Einwirkung gerade solcher Umstände, wie sie nach Darwin an der Bildung und

Umbildung der Arten thätig gewesen sein sollen: Anpassung, Vererbung, Auslese durch Überleben des Tauglichsten im Daseinskampfe, sodaß sich Schäffle zu der Folgerung gedrängt gesehen hat: gerade für das soziale Gebiet gelte der Darwinismus, und nur für dieses. Und was thun unsre darwinistischen Gelehrten angesichts dieser Lage der Dinge? Sie bewähren sich als stramme Ordnungsmänner, d. h. sie halten es mit der Partei, die, konservativer als Luther, der Papst und die Jesuiten zusammengenommen, für die Gesellschaft den absoluten Stillstand als heiligstes und unverbrüchliches Gesetz proklamirt; gleich einer angenagelten Straßburger Gans, darf diese unglückselige Gesellschaft keinen Schritt vorwärts, rückwärts oder zur Seite thun, sondern muß stillehalten, bis sie bei schwindendem Gehirn an ihrer ungeheuern Fettleber krepirt sein wird. So will es der große Eugen, der ja allemal die fortgeschrittenste Wissenschaft vertritt, und seine Freunde unter den Naturwissenschaftlern haben kein Wörtlein dagegen einzuwenden. Denn mit den Megatherien der Eocänperiode zwar kann der Mann der Wissenschaft nach Belieben umspringen, ihnen nachweisen, daß sie für unsre heutige Welt nicht organisirt sind, und sie aussterben lassen, wenn ihre Zeit herum ist, aber die Megatherien der kapitalistischen Periode sind weit gefährlichere Wesen; sie beißen den, der sie nicht höflich genug behandelt, wogegen sie einen Gelehrten, der sie artig zu streicheln versteht, mit Professuren, Orden, Geheimratstiteln und wirksamer Empfehlung auf dem Büchermarkte zu lohnen wissen.

So ist denn die Vertretung des folgerichtigen Darwinismus, gleich der des folgerichtigen Liberalismus, den Sozialdemokraten zugefallen, und obwohl das Büchlein, worin Friedrich Engels die Wissenschaft nach dieser Seite hin ausgebaut hat (Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates. Im Anschluß an Lewis H. Morgans Forschungen. Stuttgart, J. H. W. Dietz), 1892 schon in vierter Auflage erschienen ist, wollen wir doch nicht unterlassen, nachträglich noch darauf hinzuweisen, daß hier die Stelle ist, wo die ganze große Bewegung des Darwinismus ihren Abschluß gefunden hat. Freilich, ganz folgerichtig ist auch Engels noch nicht; doch war es nicht die Sehnsucht nach einem Orden oder die Furcht vor Maßregelung, sondern ein unausrottbarer Rest idealistischer Neigungen, was ihn gehindert hat, die letzten Folgerungen zu ziehen. Er sagt S. 187, unsre heutige Zivilisation habe der einen Klasse so ziemlich alle Rechte, der andern alle Pflichten zugewiesen, und fügt hinzu: „Das soll aber nicht sein.“ Wie kommt das Wörtlein „soll“ in eine materialistische Geschichte, die im Begriff des Sollens nur eine leere Einbildung sehen kann? Der Materialismus kennt kein „soll,“ sondern nur ein „ist“ und ein „muß.“ Er hat natürlich nichts dagegen, wenn die Rechtlosen, wo sie sich stark genug dazu fühlen, die ihnen vorenthaltenen Rechte erkämpfen, aber thun sie es, so geschieht es nicht, weil es sein soll, sondern weil es gar nicht anders sein kann, und kann es nicht sein, so unterbleibt es eben.

Auf eine Kritik des Buches, das die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft, die „Menschwerdung des Tieres“ mit der sogenannten Gruppenehe beginnen läßt, lassen wir uns natürlich nicht ein. Doch wollen wir gestehen, daß uns die „Thatsachen,“ worauf sich diese „streng wissenschaftliche“ Geschichtskonstruktion stützt, nicht durchweg unanfechtbar scheinen. So z. B. war es ja selbstverständlich, daß der Verfasser, wie vor ihm schon Bachofen, die Eumeniden des Äschylos als einen Beweis für das Mutterrecht anziehen würde, das auch bei den Griechen dem spätern Vaterrecht vorausgegangen sei. Aber da er selbst gestehen muß, es finde sich schon in der homerischen Zeit keine Spur mehr von diesem Mutterrecht, so bleibt es

doch ganz unbegreiflich, wie der viel spätere Äschylos Kenntnis von diesem angeblich ältern Zustande erlangt haben und gar dazu gekommen sein sollte, seine Verdrängung durch den spätern zum Gegenstande einer Tragödie zu machen; hat ihm vielleicht ein verloren gegangner Prähistoriker das Material geliefert? Ferner soll die moderne individuelle Geschlechtsliebe „der ganzen frühern Welt unbekannt“ gewesen sein. Dem gegenüber genügt es, an die individuellen Liebesverhältnisse bei den griechischen Tragikern, den griechischen und römischen Idyllen- und Lustspieldichtern und an altindische Liebesgeschichten zu erinnern. Übrigens enthält die Schrift gute und brauchbare Erklärungsversuche der alten Geschlechterverfassung und charakterisirt die verschiednen Stufen der Barbarei und Zivilisation ganz treffend. Eine gute und nützliche Bemerkung ist die auf S. 162, daß nur Barbaren imstande seien, ein an Zivilisation sterbendes Volk zu verjüngen; eben deshalb dringen wir bei jeder Gelegenheit auf Erhaltung und Wiederherstellung dessen, was an Barbarei, d. h. an gesunder bäuerlicher Naturalwirtschaft, Gemeinde- und Familienverfassung noch übrig ist.

Eine schöne Beleuchtung findet die zuletzt angedeutete Wahrheit in der Schilderung, die ein andres Buch von der Lage der Proletarier entwirft. „Der Staat ist ihr Feind. Er steht ihnen als fremde und kalte Gewalt gegenüber. Scheinbar von ihnen selbst autorisirt, ihren Willen in sich enthaltend, ist er doch allen ihren Bedürfnissen und Wünschen entgegen, Beschützer des Eigentums, das sie nicht besitzen, Zwinger zum Kriegsdienst für ein Vaterland, das ihnen nur Herd und Altar ist in Gestalt eines heizbaren Zimmers höherer Stockwerke, oder süße Heimat in dem Boden des Straßenpflasters, auf dem ihnen fremde Herrlichkeit, unerreichbare, anzugaffen vergönnt ist, während ihr eigentliches Leben in einem Gegensatz von Arbeit und Feier, der beide verzerrt, zwischen Fabrik als Leid und Schenke als Lust geteilt wird. So ist Großstadt und gesellschaftlicher Zustand überhaupt das Verderben und der Tod des Volkes, das sich umsonst bemüht, durch seine Menge mächtig zu werden und, wie ihm dünkt, seine Macht nur zum Aufruhr gebrauchen kann, wenn es seines Unglücks ledig werden will.“ So schreibt ein ehrlicher Entwicklungstheoretiker, Ferdinand Tönnies, in dem Buche: Gemeinschaft und Gesellschaft. Abhandlung des Kommunismus und des Sozialismus als empirischer Kulturformen (Leipzig, R. Reisland, 1887). Der Verfasser, ein feinsinniger Psycholog und scharfer Dialektiker, läßt die menschlichen Verbindungen vor unsern Augen als Gewebe in einander eingreifender Willensregungen entstehen, und zwar die natürlichen, die er Gemeinschaften nennt, vorzugsweise aus den Äußerungen des „Wesenwillens,“ die künstlichen, die unter dem Namen Gesellschaft zusammengefaßt werden, aus der Willkür. War die Offenherzigkeit und Ehrlichkeit des Verfassers schon Grund genug für eine gewisse Kritik, seine Studie totzuschweigen, so ist dann allerdings noch die Form hinzugekommen, ihm die Verbreitung zu erschweren: der für ein größeres Publikum genießbare Teil, der den Gegenstand historisch behandelt, liegt eingebettet zwischen einer langen erkenntnistheoretischen Einleitung, die sich sehr schwer, und dem psychologischen Teile, der sich nicht leicht liest. Ein begeisterter Jünger hat es zwar unternommen, den reichen Gedankeninhalt der Arbeit in einer kurzen, leichtfaßlichen Broschüre dem großen Publikum mundgerecht zu machen (Ferdinand Tönnies: Gemeinschaft und Gesellschaft. Zur Erläuterung der sozialen Frage dargestellt von August Baltzer. Berlin, Mayer und Müller, 1890), doch scheint auch dieser Versuch bis jetzt wenig gefruchtet zu haben.

Zum philologischen Studium. Wiese erzählt in seinem Buche „Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen," daß einmal ein Gymnasiallehrer bei ihm angefragt habe, ob es ihm als Lehrer gestattet sei, zur Erhöhung seiner kärglichen Einnahmen eine Wäschrolle aufzustellen; die gebe es in der kleinen Stadt noch nicht, die Gemeinde würde mittelbar auch Nutzen davon ziehen. So verzweifelt schlecht sind nun die Besoldungen unsrer akademisch gebildeten Lehrer heute freilich nicht mehr, aber sie sind doch noch immer so traurig, daß man jedem begabten und thatkräftigen jungen Menschen nur dringend von dem philologischen Studium abraten kann. In einer der letzten Nummern des Korrespondenzblattes für die Philologenvereine Preußens sagt ein Statistiker auf Grund genauer Angaben: „Der Bedarf Preußens an Oberlehrern ist durch den jetzt vorhandnen Bestand an Hilfslehrern und Kandidaten bis 1900 gedeckt. Um diese Zeit werden etwa 1250 ausgebildete Kandidaten vorhanden sein, von denen etwa 700 mit Remuneration beschäftigt, 550 (!) fast unbeschäftigt sein werden. Die Aussichten für das höhere Lehrfach in Preußen (auch im übrigen Deutschland) sind also einstweilen noch derartig schlecht, daß vor der Ergreifung desselben dringend gewarnt werden muß." Man kann es also nur mit Freuden begrüßen, daß sich im vergangnen Jahre von den Abiturienten der Gymnasien eine große Zahl den praktischen Berufsarten zugewendet hat. Mit dem Maß von Intelligenz, Fleiß und Arbeitskraft, das gegenwärtig ein Lehrer für die Vorbereitung zu seinem Beruf und später im Berufe selbst aufbieten muß, wird er auch auf jedem andern Gebiete reichere äußere und innere Erfolge erringen, als auf dem des Lehrfachs.

Gewerbegerichte. Die Errichtung von Gewerbegerichten, denen die Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitern — pardon! — Arbeitnehmern ausschließlich zur Entscheidung überwiesen sind, beruht doch wohl auf dem Gedanken, damit Gerichte von ganz besondrer Sachkunde zu schaffen, ähnlich wie es durch die Errichtung von Kammern für Handelssachen mit zwei Kaufleuten als beisitzenden Richtern bezweckt wurde. Folgende aktenmäßig bekundete Zusammensetzung der Richterbank des Gewerbegerichts in einer Streitsache mag veranschaulichen, wie dieser Gedanke des Gesetzgebers in der Praxis zur Ausführung kommt. Mehrere Maurergesellen klagen gegen ihren Meister auf Bezahlung des Lohns. Der Meister rechnet Schadenforderungen gegen die Gesellen auf, weil sie die ihnen in Akkord übertragne Arbeit schlecht ausgeführt hätten, denn „der Putz sei nicht lotrecht, die Fensterlichten seien bucklig, die Holzsäulen seien nur mit Weißkalk beschmiert und nicht berohrt, der Kalk habe Blasen." Diese Mängel sind der Gegenstand des Streits. Hierüber urteilen nun außer dem Vorsitzenden, der Jurist ist, als beisitzende Richter in dem ersten Verhandlungstermine: drei Maurermeister und ein Schuhmacher; in dem zweiten Verhandlungstermine: ein Hutfabrikant, ein Fleischerobermeister, ein Mechaniker, ein Kellner; in dem dritten Verhandlungstermine — man sieht, die Sache wird schwierig —: ein Uhrmacher, ein Schieferdeckermeister, ein Färber, ein Posamentirer; in dem vierten und letzten Verhandlungstermine, nach dessen Ergebnis das Urteil beschlossen wird: ein Maschinenfabrikant, ein Maurermeister, ein Maschinenbauer, ein Tischler!

Wäre das Amtsgericht zuständig gewesen, so hätte den Streit ein Amtsrichter entschieden, der vermutlich einen Maurermeister als Sachverständigen zu Rate gezogen hätte. Hier sind sechzehn verschiedne Leute als Richter thätig gewesen, von denen zwölf jeder Sachkunde bar sind. Kann es etwas unwirtschaftlicheres geben, als solche Verschwendung von Menschenkraft?

Der Schillerpreis. In Berlin und wo es sonst noch in unserm lieben Vaterlande Unzufriedne giebt, das heißt also so ziemlich überall, herrscht große Aufregung darüber, daß der vom Preisgericht mit Einstimmigkeit vorgeschlagne Fulda den Schillerpreis nicht erhalten soll. Über die Beweggründe zu einer solchen Ablehnung würde man sich nicht lange den Kopf zu zerbrechen brauchen: wer den „Talisman“ kennt, dem wird die Sache nicht nur als erklärlich, sondern auch als ganz in der Ordnung erscheinen. Wenn das Preisgericht mit dieser Möglichkeit, wie es scheint, gar nicht gerechnet hat, so liegt der Grund hierfür vermutlich in einer Überschätzung des Dichters. Das wäre schließlich nur etwas menschliches. Uns will es aber bedünken, daß überhaupt das Verfahren bei der Erteilung dieses Preises nicht in Ordnung sei. Wie wäre es sonst denkbar, daß sich eine ganze Schar namhafter und angesehener Männer in einer Wahl, die durchaus nicht dem Empfinden des Volkes entspricht, mit solcher Einmütigkeit treffen sollte! Wären die Mitglieder des Preisgerichts einzeln, etwa schriftlich, befragt worden, so hätten sie unmöglich allesamt auf Fulda verfallen können; ja es kann sehr fraglich erscheinen, ob sich für ihn überhaupt eine Mehrheit ergeben hätte. Denn Fulda unterhält wohl auf der Bühne, gewährt auch beim Lesen Genuß durch die Abrundung seiner Form, aber daß er das Herz erwärme und die Sinne erhebe, das hat sich bisher wohl nicht feststellen lassen. Wie dem auch sein mag: nur das Wägen, nicht aber das Zählen der Stimmen vermag bei einer solchen Frage zu einem befriedigenden Ergebnis zu führen. Wird, wie es jetzt der Fall ist, Stimmeneinheit für die Erteilung des Schillerpreises verlangt, so führt das zu einer Verwischung des natürlichen, gesunden Gefühls. Keiner unsrer großen Dichter hätte in seinen Anfängen Stimmeneinheit für sich zu erringen vermocht; und auf die Aufmunterung der emporstrebenden, eine Zukunft verheißenden Talente ist es bei diesem Preise doch wohl in erster Linie abgesehen. Die Zersplitterung der Stimmen bei der vorletzten Beratung über die Erteilung des Schillerpreises scheint statt zu einer Abänderung des Verfahrens im Gegenteil zu der jetzigen Einmütigkeit geführt zu haben. Das bloße Bestehen von Statuten darf aber nicht als Rechtfertigungsgrund vorgeschoben werden: Statuten sind nur so lange bindend, als sie von der entscheidenden Stelle für angemessen erachtet werden; entsprechen sie nicht den Verhältnissen, so müssen sie geändert werden.

Meisenbach überall. Im vorigen Hefte der Grenzboten wird mit Recht darüber Beschwerde geführt, daß die bekannte photographische Anstalt von Meisenbach auf jeder kleinen Zinkplatte, die sie liefert, groß und breit ihre Firma anbringt. Leider ist aber diese Geschmacklosigkeit nicht auf diese Firma beschränkt, sie greift überhaupt in den Kreisen unsrer Gewerbtreibenden immer mehr um sich, und das Publikum sieht dem gleichgiltig zu. Um zunächst bei den Photographen zu bleiben: vor zwanzig Jahren hätte sich kein Photograph erlaubt, den Namen seiner Firma auf die Vorderseite der von ihm gelieferten Bilder zu setzen. Heute ist diese Unsitte allgemein verbreitet, und das Publikum läßt es sich stumpfsinnig gefallen. Ich trete an einen Photographenschaukasten, da hängt ein Bild: ein Ulanenoffizier und neben ihm irgend ein Gigerl; darunter steht: Müller und Pilgram. Kuriose Leute! denke ich, lassen ihre Namen gleich unter ihr Bild drucken! Daneben hängt aber ein würdiges Ehepaar, und darunter steht auch: Müller und Pilgram. Links hängen ein paar hübsche Backfische, die Köpfe zärtlich an einander gelehnt; auch sie heißen Müller und Pilgram. Darunter ein paar Kinder im Schulanzuge: wieder Müller und Pilgram. Der ganze Schaukasten ist voll

Müller und Pilgram, man sieht weiter nichts als Müller und Pilgram. Wenn das keine Geschmacklosigkeit ist, dann giebt es keine. Es ist unbegreiflich, wie sich das Publikum so etwas gefallen lassen kann. Ich lasse mich ja überhaupt nicht photographiren; aber wenn ich mich einmal zu irgend einem milden Zwecke notgedrungen photographiren lassen müßte, ich wollte dem Photographen die Wege weisen, der sich unterstünde, unter mein (!) Bild seinen (!) Namen zu setzen.

Aber, wie gesagt, die Unsitte ist in den Kreisen unsrer Gewerbtreibenden jetzt weit verbreitet. Ich will jemand ein schönes Geldtäschchen zum Geburtstage schenken und gehe zu Herrn Mitscherlich. Der legt mir gegen zweihundert Stück zur Auswahl vor, immer eins hübscher als das andre. Aber in jedem, das ich öffne, steht groß und breit mit Goldbuchstaben gedruckt: K. F. Mitscherlich in Leipzig, in einigen auch noch außerdem: Echt Juchten, oder: Echt Seehundsfell. Ich frage: Haben Sie denn kein Täschchen ohne Mitscherlich? der junge Mann, dem ich es schenken will, heißt anders. Großes Staunen. Es bleibt mir schließlich nichts weiter übrig, als mich Herrn Mitscherlich zu empfehlen und einen andern Laden aufzusuchen. Das Tollste bei der Geschichte ist, daß Herr Mitscherlich diese Geldtäschchen gar nicht selbst fertigt, sondern aus einer auswärtigen Fabrik bezieht, ja daß er nicht einmal seinen Namen selbst hineinprägt, sondern sich das, wie ich zufällig in Erfahrung gebracht habe, von einem Buchbinder in der Nähe besorgen läßt! Aber K. F. Mitscherlich in Leipzig muß drinstehen.

Auch mein Schneider näht seine Firma in jeden Rockkragen und jeden Hosenzwickel — mir darf er nicht damit kommen, das weiß er. Und wenn sich nur jeder solche Albernheiten aufs bestimmteste verbäte, so würden sie bald verschwinden. Sie sind nicht bloß geschmacklos, sie sind auch ganz zweck- und erfolglos; denn ich lasse doch andre Leute ihre Nase weder in meine Kleider, noch in mein Geldtäschchen stecken. Und wohin soll es führen, wenn man schließlich an seinem Leibe und in seinen vier Pfählen keinen Gebrauchsgegenstand mehr hat, den nicht der Verfertiger oder Verkäufer mit seinem werten Namen versehen hätte?

Da ich aber gerade bei den Geschmacklosigkeiten unsrer Gewerbtreibenden bin, so will ich gleich noch auf eine andre, nicht minder große, aufmerksam machen, die auch immer weiter um sich greift, nämlich die, die Gegenstände mit ihren eignen Namen zu versehen. Komme ich da vor Weihnachten in einen großen Laden, wo Wirtschafts- und Küchengeräte verkauft werden. Mir war, als ob ich in eine Inschriftensammlung geraten wäre. Daß die Büchsen eines Gewürzschränkchens ihre Aufschrift tragen, wie die Büchsen einer Apotheke, wird jedermann in Ordnung finden. Aber warum muß an dem Schränkchen selbst die Inschrift stehen: Gewürzschrank, und an einem andern: Eierschrank, an einem dritten: Flaschenschrank? Warum auf diesem hübsch polirten Kasten: Putzkasten, und auf jenem: Wichskasten? Warum auf dieser Meste: Salz, und auf jener: Mehl? Warum auf diesem Napfdeckel: Butter, und auf jenem: Marinirte Heringe? Warum auf diesem Tuche: Handtuch, und auf jenem: Tellertuch? Eine schöne Hausfrau, die sich nur mit Hilfe solcher Inschriften in ihrer Küche zurechtfände, die nicht alles am Griff hätte! Am Ende schreiben wir noch auf einen Tisch: Tisch, und auf einen Stuhl: Stuhl.

Seit das sogenannte Kunstgewerbe erfunden worden ist — als es ein wirkliches Kunstgewerbe gab, fiel es niemand ein, von Kunstgewerbe zu reden, weil es damals für selbstverständlich galt, daß alles Gewerbe Kunst und jeder Handwerker ein Künstler war — also seit das sogenannte Kunstgewerbe erfunden worden ist, d. h. seit etwa zwanzig Jahren, grassirt auch diese Inschriftenmanie. Jeder

Gebrauchsgegenstand soll geschmückt oder, wie unsre Kunstgewerbtreibenden so schön sagen, mit einem „dekorativen Schmuck“ versehen sein. Das ist aber keine leichte Aufgabe, und in den meisten Fällen wird sie denn auch höchst unbefriedigend gelöst. In unsern Schaufenstern stehen Berge von Geschmacklosigkeit aller Art; wer soll das nur kaufen? frage ich mich täglich, ich möchte es ja nicht geschenkt haben. Da hilft man sich denn mit Inschriften, das ist der billigste „dekorative Schmuck.“ Da entstehen dann diese Rückenkissen mit „Ruhe sanft!“ und diese Schlummerrollen mit „Nur ein Viertelstündchen!“, diese Klammersäcke mit „Gut Wetter!“ und diese „Tischläufer“ mit „Guten Appetit!“, da entstehen auch diese Schränkchen und Kästchen, die einem zurufen: „Ich bin nämlich der Eierschrank, und ich der Wichskasten!“ Mich schüttelts, wenn ich dergleichen sehe. Meisenbach überall!

Litteratur

Die politischen Reden des Fürsten Bismarck. Historisch-kritische Gesamtausgabe besorgt von Horst Kohl. Stuttgart, Cottaische Buchhandlung. 2. Bd. 1862 bis 1865 (1892). 3. Bd. 1866 bis 1868 (1892). 4. Bd. 1868 bis 1870. 5. Bd. 1871 bis 1873. 6. Bd. 1873 bis 1876. 7. Bd. 1877 bis 1879. 8. Bd. 1879 bis 1881 (sämtlich 1893)

Diese große, nach Anlage und Ausstattuug wahrhaft mustergiltige, monumentale, des gewaltigen Mannes würdige Ausgabe, deren erster Band in diesen Blättern schon 1892 (2. Quartal, S. 499 ff.) ausführlich besprochen und gewürdigt worden ist, hat im vergangnen Jahre so schnelle Fortschritte gemacht, daß ihr die Kritik kaum folgen konnte, und wir es uns auch hier versagen müssen, auf den Inhalt näher einzugehen, denn das würde eine Geschichte der deutschen und preußischen Politik von 1862 bis 1881 bedeuten. Die Ausgabe bringt hier, wo es sich um die Reden eines leitenden Ministers im preußischen Landtage, im norddeutschen und deutschen Reichstage, im Zollparlament und im preußischen Volkswirtschaftsrate, zuweilen auch im Bundesrate handelt, zunächst die Reden Bismarcks, dann aber auch sämtliche Thronreden aus dieser Zeit, die zwar nicht von Bismarck, aber doch unter seiner Verantwortung gehalten worden sind; sie fügt ferner nicht nur alle Zwischenrufe u. dgl. hinzu, sondern bruchstückweise oder im Auszuge auch die Reden andrer, giebt in den Anmerkungen historische und andre Nachweise und endlich zu den einzelnen größern Abschnitten knappe, streng sachlich gehaltne historische Einleitungen, so eine über die Vorgeschichte des preußischen Konflikts seit 1862, eine andre über die Entstehung des Krieges von 1870 (die der Fürst selbst durchgesehen und eigenhändig korrigirt hat, und die, beiläufig bemerkt, sehr geeignet ist, das läppische oder boshafte Geschwätz über die sogenannte „Fälschung“ der Emser Depesche ins richtige Licht zu stellen) u. s. f. Beigefügt sind ferner die Ansprachen beim Empfange der Reichstagsdeputation in Versailles am 18. Dezember 1870, die Kaiserproklamation vom 18. Januar 1871, Aktenstücke zur Vorgeschichte oder zur Erläuterung der französischen Kriegserklärung, des sogenannten Kulturkampfs, der Steuer- und Wirtschaftspolitik u. a. m., dann die kirchenpolitischen Gesetze nach der Regierungsvorlage und den Beschlüssen des preußischen Landtags, das Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie vom 21. Oktober 1878 u. dgl. Eine sorgfältige Inhaltsangabe der einzelnen Reden des Fürsten

in jedem Bande erleichtert die Übersicht, und ein genaues doppeltes Register über Personen und Sachen ermöglicht es, ohne Mühe auch Einzelheiten, sogar Schlagworte, rasch aufzufinden. Die gewaltige parlamentarische Thätigkeit, die uns diese Bände vorführen, wird, nach den zehn Jahren 1852 bis 1862, den diplomatischen Wander- und Lernjahren Bismarcks, die zwischen dem Schlusse des ersten und dem Anfange des zweiten Bandes liegen, nur noch zweimal von längern, nicht nur durch die natürlichen Pausen der Sessionen veranlaßten Zwischenräumen unterbrochen. Sie endet in der Konfliktszeit mit der Thronrede vom 23. Februar 1866 zum Schlusse des Landtags und beginnt mit der Thronrede am 5. August desselben Jahres zur Eröffnung des neugewählten Landtags. Dazwischen hatten „Eisen und Blut," nicht „Reden und Majoritätsbeschlüsse" Geschichte gemacht und die preußischen wie die deutschen Verhältnisse auf eine neue Grundlage gestellt. Ebenso klafft zwischen dem Schlusse des norddeutschen Reichstags am 21. Juli 1870 und der Thronrede zur Eröffnung des ersten deutschen Reichstags am 21. März 1871 die bedeutsame Lücke, die der Krieg gegen Frankreich und die Begründung des deutschen Reichs ausfüllen. Bei solchen Gelegenheiten wird besonders deutlich, daß Bismarcks Reden vor parlamentarischen Körperschaften eben nur einen Teil seiner ungeheuern Thätigkeit darstellen, und kaum den wichtigsten. Und doch, wie spiegelt sich schon in ihnen die ganze gewaltige Zeit plastisch deutlich wieder! Der Konflikt, die Gründung und der Ausbau des norddeutschen Bundes, die parlamentarische Gestaltung des Zollvereins, die Einrichtung des deutschen Reichs, der Kulturkampf, das Sozialistengesetz und die daran anknüpfende sozial-monarchische Wendung in der Steuer- und Wirtschaftspolitik, dazwischen die auswärtigen Verhältnisse, der schleswig-holsteinische und der österreichische Krieg, die Luxemburgische Frage und der französische Krieg, schließlich die orientalischen Verwicklungen und der russisch-türkische Krieg, das alles zieht vor unsern Augen vorüber. Am meisten dramatisches Leben tritt unzweifelhaft in den Jahren der Reichsgründung hervor, 1862 bis 1871; da ist der Kampf am heftigsten, da sind die Ziele die höchsten, da ist der Umschwung am gewaltigsten; es ist unsre moderne Heldenzeit, die uns diese drei schönen Bände (2 bis 4) vorführen, und sie wirkt vielleicht um so ergreifender, je mehr nur die handelnden Männer selber zu Worte kommen, ohne Kritik und ohne jedes störende Dazwischenreden dritter. Aber wo man auch das Werk aufschlägt, überall fühlt man sich unwiderstehlich gefesselt von dem mächtigen Geiste, der diese Reden geschaffen hat. Frisch und schlagfertig, tapfer und ehrlich, humoristisch und sarkastisch, schonungslos und maßvoll, sachkundig in jeder Einzelheit und von einer Höhe und Weite der Gesichtspunkte wie kein andrer, dabei stets monarchisch und stets national bis in die innerste Faser seines Wesens, das ist der Bismarck dieser Reden. Vier weitere Bände werden das große Unternehmen, dem der Fürst persönlich das lebhafteste Interesse widmet, wohl im Verlaufe dieses Jahres zum Abschluß bringen.

Die Volkswirtschaft im Königreich Sachsen. Historisch, geographisch und statistisch dargestellt von **Heinrich Gebauer**, Lehrer an der Öffentlichen Handelslehranstalt der Kaufmannschaft zu Dresden. Drei Bände. Dresden, Wilh. Baensch, 1893

In drei starken Bänden von zusammen beinahe zweitausend Seiten entrollt der Verfasser ein getreues Bild der Volkswirtschaft des kleinen Königreichs, das, als die rechte Mitte Deutschlands, alle Licht- und Schattenseiten unsers hochentwickelten Wirtschaftslebens in ihrer höchsten Steigerung darbietet. Das Werk beginnt mit einer Beschreibung des Landes, seiner Bodengestalt, seiner Berge und

Ebnen, seiner Gewässer, seines Klimas und handelt dann ab: die Land- und Forstwirtschaft, den Bergbau, die Gewinnung und Verarbeitung von Steinen und Erden, die Metallindustrien, die Textilindustrien, die verschiednen kleinern Industrien, die Industrie der Nahrungs- und Genußmittel, das Buchgewerbe, Handel und Verkehr, die Verkehrswege. Das reiche Material wird ohne tendenziöse Färbung dargeboten; subjektive Betrachtungen werden weder eingeflochten noch angehängt; wer sich über die Landwirtschaft oder die Industrie Sachsens zu unterrichten Lust hat oder genötigt ist, der hat an diesem Werke ein vollständiges, zuverlässiges, in keiner Beziehung anstößiges Hand- und Nachschlagebuch.

Ein Thüringer Landpfarrer im dreißigjährigen Kriege. Mitteilungen aus einer Kirchenchronik von E. Einert. Arnstadt, Emil Frotscher, 1893

Ein Beitrag zur Geschichte von Deutschlands trübster Zeit, eine Elendschronik, die für eine kleine Landschaft (die Grafschaft Schwarzburg-Arnstadt) und ein thüringisches Dorf (Dornheim bei Arnstadt) einen solchen Posten von trostloser Kriegsnot, von fortgesetzter Beraubung und Plünderung, von Verwüstung, Hunger und roher Verwilderung darstellen, daß man vor der Summe erschrickt, die sich ergeben möchte, wenn man auch nur tausend solche Aufzeichnungen zusammenstellte, wie sie der gutlutherische Pfarrherr von Dornheim, Magister Schmidt, zwischen 1625 bis 1650 in sein Kirchenbuch eingetragen hat. Er war seiner roh gewaltsamen und grausamen Zeit besser gewachsen, als tausend andre Amtsgenossen; der derbe Humor, die Entschlossenheit, mit der der Gottesmann vereinzelte Plünderer und Bedränger mit dem Morgenstern aus seinem Hause jagt, die unerschütterliche Zuversicht, die in Bibel und Katechismus und andrerseits in Galgen und Rad die zuverlässigen Heilmittel der kranken, wüsten Zeit sah, kamen ihm in den harten Erfahrungen und Prüfungen eines schlimmen Vierteljahrhunderts zu Hilfe und zu gute. Ist auch das Schriftchen, zu dem die Aufzeichnungen des Magisters Schmidt sehr anziehend bearbeitet worden sind, zunächst für Thüringen von Interesse, so verdient es doch auch in weitern Kreisen bekannt zu werden.

Bei den historischen Erläuterungen sind ein paar Unklarheiten oder Irrtümer untergelaufen. Seite 30 steht, daß Gustav Adolf von Schweden am 22. Juli 1632 Erfurt eingenommen habe und am 26. nach Arnstadt gekommen sei. Aber Erfurt wurde schon wenige Wochen nach der Breitenfelder Schlacht von Herzog Wilhelm von Weimar, dem Bundesgenossen des Schwedenkönigs, für diesen besetzt, der Zug des „Helden aus Mitternacht" über den Thüringer Wald nach Franken fand im Oktober 1631 statt, im Juli 1632 stand der König bei Nürnberg. Im Oktober 1632, kurz vor Lützen, war (wie der geistliche Chronist diesmal richtig angiebt) Arnstadt für fünf Tage das Hauptquartier Gustav Adolfs.

Aphorismen. Von Weil. Sr. Kaiserl. Hoheit Erzherzog Karl von Österreich. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, 1893

Eine Schrift, die den Sieger von Stockach und Aspern zum Verfasser hat, darf auf ein gewisses Interesse nicht bloß in Österreich, sondern auch im deutschen Reiche zählen. Der Erzherzog, der bekanntlich trotz seiner kriegerischen Lorbeeren mehr eine beschauliche, als eine thatkräftige Natur war und in dem größern Teil seines Lebens durch die Verhältnisse zur Zurückgezogenheit gezwungen wurde, liebte geistige Beschäftigung, las viel und schrieb einiges. In dem kleinen Büchlein „Aphorismen" hat er in den Jahren 1815 und 1816 (zum kleinern Teile auch später) eine Reihe von Gedanken niedergelegt, die teils als allgemeine Ergebnisse seines Lebens, seines ernsten Nachdenkens über Menschen und Zustände, teils als

gewichtige Aussprüche des erprobten Soldaten und Feldherrn erscheinen. Die erstern knüpfen mehr als einmal an Erzherzog Karls Lieblingsschriftsteller Tacitus an, in den letztern verrät sich, daß der Kaisersohn auch dann nicht aufhörte, die großen militärischen Ereignisse mit Anteil zu verfolgen, als ihm selbst jede Bethätigung seiner Feldherrneigenschaften untersagt war. Von der Art dieser Reflexionen ist es schwer, kurze Proben zu geben, ihre innere Übereinstimmung ist das wichtigste und interessanteste. „Napoleon Bonaparte — heißt es im ersten Abschnitt — war alles, nur kein Mensch; daher hat er alle Gefühle, nur nicht jenes [echt österreichisch!] der Liebe seiner Nebenmenschen in Anspruch genommen und wurde folglich allgemein verlassen, wo nur dieses mehr [!] gelten konnte." Und in dem siebenten (rein militärischen Beobachtungen gewidmeten) Abschnitt schreibt der Erzherzog: „Von Bonapartes und Wellingtons Siegen erscheinen jene [!] von Marengo und Waterloo als die glänzendsten und folgenreichsten; und doch sind diese unter allen, welche sie erkämpften, gerade diejenigen, die sowohl in Rücksicht der vorhergegangnen Operationen als der Anordnungen des Gefechts selbst dem meisten Tadel unterliegen. Den höchsten Ruhm, der beiden Feldherren wegen ihrer Thaten gebührt, ernteten sie dort, wo sie ihn am wenigsten verdienten. So spielt das Schicksal mit den Menschen, und jeder Schritt in der Geschichte beweist ihnen, daß ihr Wirkungskreis beschränkt und stets einer höhern Leitung untergeordnet ist." Daß neben den schärfer gefaßten, wirklich durchdachten und selbständigen Äußerungen auch Gemeinplätze stehen, wird niemand Wunder nehmen; fürstliche Schriftsteller erfahren bei Lebzeiten nur soweit Kritik, als sie Selbstkritik zu üben vermögen. Charakteristisch ist, daß die Aphorismen des Prinzen beinahe nirgends an österreichische Zustände seiner eignen Zeit anknüpfen. Das Schweigen ist in diesem Falle beredt.

Aus dem modernen Rußland. Von Bernhard Stern. Berlin, Siegfried Cronbach, 1893.

Der Verleger der Kennanschen Sensationsschriften über Sibirien findet seine Rechnung dabei, weitere Blätter russischer Skandalchroniken umzuschlagen. Aber Bernhard Stern ist nicht George Kennan. Wir kennen von ihm ein Bändchen: Intime Episoden aus dem Hofleben der Romanows, das auf den Sinnenkitzel ausgeht und russischen Hofklatsch noch viel ungeschickter und platter verarbeitet als die spekulativen Verfasser der Société de Berlin, de Vienne u. s. w. Weiter ist uns eine Sammlung von „Reisemomenten" Vom Kaukasus zum Hindukusch unter die Hände gekommen, die einiges in derselben Richtung leistet, im übrigen aber den Eindruck macht, als ob der Verfasser nicht alles gesehen und erlebt hätte, was er beschreibt, ausgenommen vielleicht die Judenquartiere in Ssamarkand, in denen er Bescheid zu wissen scheint. Auch in diesem neuen Buch mauschelt es bedenklich, und Stoff, Auffassung und Stil versetzen den Leser manchmal an die Wirtstafel eines Gasthauses, das von jüdischen Geschäftsreisenden bevorzugt wird. Ganz ohne Sachkenntnis ist der Aufsatz Dorpat und Jurjew geschrieben. Man könnte solche für Dumme berechnete Bücher unbeachtet lassen, wenn sie nicht gerade Rußland beträfen. Aber unsre gute Litteratur über Rußland ist zum Erbarmen arm und klein. Wir nehmen jetzt Wallace und Leroy Beaulieu in die Hand, um uns über Rußland zu unterrichten. Vor einigen Jahrzehnten trugen die treuesten und gründlichsten Schilderungen die Namen Haxthausen, Kohl, Wagner. Es ist Zeit, daß wir uns wieder eingehender mit Rußland beschäftigen. Deutschland hat die Pflicht, sich noch aus andern Quellen als den Schriften unzufriedner Balten und Polen und sensationssüchtiger Tagesschriftsteller über sein größtes Nachbarland zu unterrichten.

Poetische Übersetzungen. Während sich auf der einen Seite die Einsicht verbreitet, daß alle echte lyrische Poesie etwas so Organisches, mit ihrer Sprache unlösbar Verwachsenes sei, daß auch die meisterhafteste Übersetzung eine empfindliche Einbuße an freier Unmittelbarkeit und Melodik des Wortes in sich schließe, reizt auf der andern der alte Traum von Beherrschung der Weltlitteratur, der alte kosmopolitische Zug des Deutschen zur Fremde, unsre poetischen Talente zur Verdeutschung des Schönen und Charakteristischen aus aller Herren Ländern. Wenn Emanuel Geibel gesungen hat:

Zu Teil ward uns die echoreiche Brust
Von allen Völkern! Hell, wohin wir schritten,
Klangs in uns nach. Des Griechen Schönheitslust,
Des Römers Hochsinn, den Humor des Briten,
Des Spaniers Andachtsglut und Ehrenbrust,
Des Franzmanns Witz und leichtgefällge Sitten,
Das Hirtenglück aus fernen Morgenlanden,
Wer hats wie wir ergriffen und verstanden?

so ist das nicht eitel Selbstruhm, sondern ein Stück Wahrheit gewesen, und es läßt sich nur beklagen, daß eine ganze Schatzkammer vorzüglicher und feinsinniger poetischer Übersetzungen, in denen manche ernste Lebensarbeit steckt, so gut wie unbekannt geblieben ist. Wie eng sind die Kreise, die etwas von Th. Heyses „Catull" und Adolf Bacmeisters „Horaz," von Paul Heyses italienischen Dichtern, von S. Hasenclevers „Michelangelo" u. s. w. wissen, wie klein ist das Publikum für die lange, fast endlose Reihe vorzüglicher Verdeutschungen aus allen Litteraturen von jeher gewesen oder doch geworden! Übersetzungen haben ihre Schicksale, so gut wie Originalbücher, und nicht die Vortrefflichkeit ist die Bürgschaft für die Verbreitung, sondern ein gewisses Etwas, das noch kein Verstand der Verständigen gesehen hat. Die Kritik braucht glücklicherweise nach diesem undefinirbaren Etwas nicht weiter zu suchen, sie kann sich an der Vortrefflichkeit genügen lassen. So hat sich, seit Jahresfrist etwa, wiederum eine Anzahl von Übersetzungen und Nachbildungen fremder Dichtungen bei uns angesammelt, allesamt in zierlichen Bändchen, die darauf hinweisen, daß sie sich gut zu Geschenken eignen würden, wenn man heutzutage noch andre Bücher schenkte, als das berühmte „eine" Buch, dem die Herren Sortimentsbuchhändler so brünstig vom Oktober bis zum Dezember entgegenharren.

Da haben wir denn zuerst eine Sammlung Perlen griechischer Dichtung, ins Deutsche übersetzt von Hermann Griebenow (Leipzig, Th. Knaur, 1893), bei der wir freilich vor der alten Frage stehen, ob es geraten oder auch nur zulässig sei, antike Gedichte in modernen Versmaßen und gar mit deutschen Reimen wiederzugeben. Griebenow beruft sich darauf, daß er die Unart, den Urtext in übertrieben freier Weise zu behandeln, den Inhalt um der poetischen Stimmung oder des Kolorits willen entweder zu kürzen oder durch willkürliche Zusätze bis zur Unkenntlichkeit zu erweitern, aus dem Wege gegangen sei und den Versuch gemacht habe, den Übersetzungen ohne Kürzungen und Zusätze ein ansprechendes deutsches Gepräge zu geben. Das läßt sich hören und erweist sich auch als wahr; dazu hat Griebenow eine Blütenlese veranstaltet, in der neben dem bekanntesten auch vieles vertreten ist, was nicht gerade am Wege wächst. Aber wir fragen uns doch, ob es in der That ein Publikum giebt, das sich griechische Lyrik nur in der Tracht der deutschen Reimkunst aneignen kann? Daß die künstlichen Hymnen und Odenformen, trotz Klopstock und Platen, unter uns nicht volkstümlich, nicht eigentlich lebendig geworden sind, leugnet wohl niemand. Aber an den reimlosen

Vers hat sich doch jedes deutsche Ohr gewöhnt, und Gedichten von Theognis, Alkäos, Sappho und Mimnermos giebt der Reim einen fremden Zug. Der Übersetzer hat selbst gefühlt, daß der Reim nicht überall anwendbar sei, und so gut er den größern Gedichten des Simonides von Amorgos die Reime geschenkt hat, würde er sie auch andern haben erlassen können. Was Griebenow will, ist gut und richtig: freie Bewegung des Lesers in der gewohnten Dichtersprache, aber dazu bedarf es nach unsrer Empfindung nicht der Reime. Dem vortrefflich ausgestatteten Bändchen hat Griebenow ein biographisches Verzeichnis der Dichter beigegeben, die darin vertreten sind.

Aus dem fast unerschöpflichen schriftlichen Nachlaß Friedrich Rückerts hat E. A. Bayer Übersetzungen Aus Saadis Diwan (Berlin, Hans Lüstenöder, 1893) herausgegeben, die die ganze Sprach- und Übersetzervirtuosität Rückerts wiederum entfalten und uns den persischen Dichter hauptsächlich als Spruchweisen näher bringen. Die von Rückert ausgewählten und verdeutschten Proben stammen aus Saadis Oden und Hymnen oder persischen Kassiden, aus dem Buch der „Süßigkeiten," dem der „Wunderpoesien," der „Siegelringe," der „Alten Gaselen," der „Gaselenbruchstücke," der „Frivolitäten," der „Einzelverse." So mannichfaltig die Formen des Originals sein mögen, so schlägt doch der Ton der Betrachtung durch alle hindurch, die Weise Saadis begegnet sich mit der Rückerts in seiner zweiten Periode, und man merkt der Übersetzung an, mit welchem Behagen der Deutsche die eigne Lebensstimmung und Anschauung in den künstlich-zierlichen Wendungen des Persers wiedergefunden hat. Die Absicht Rückerts, auch Saadi bei uns einzuführen, hat der sprachkundige Dichter schon in den letzten vierziger Jahren wieder fallen lassen. Nach dem Vorwort des Herausgebers sind die aus Rückerts chaotischem schriftlichen Nachlaß herausgehobnen Gedichte zum größern Teil seither noch nicht übersetzt; wenn sie also einem und dem andern Leser doch bekannt klingen, so muß er das auf Rechnung ihrer Ähnlichkeit mit andern Gedichten Saadis und der allgemeinen Eigenschaften orientalischer Lyrik setzen. Da gilt eben der Spruch Saadis selbst:

Wie sich einer giebt, mußt du ihn fassen,
Mußt mit der Gesellschaft stimmen oder sie verlassen.

Ein buntes, in seiner Weise sehr liebenswürdiges und von beweglicher und feinsinniger Anempfindung wie von großem Formtalent zeugendes Büchlein bietet Eduard Duboc (Robert Waldmüller) in seinen Klängen aus der Fremde (Leipzig, H. Haessel, 1893), die nicht sowohl Übersetzungen, als vielmehr Nachdichtungen sind. Der Dichter hat meist nur Motive aus fremder Volksdichtung benutzt, den Grundton den betreffenden Liedern glücklich abgelauscht und sich die Lieder und kleinen epischen Bilder lebendig angeeignet. So finden wir eine größere Gruppe von Gedichten nach litauischen, eine andre nach serbischen, eine dritte nach finnischen Motiven, kleinere Gruppen entstammen esthnischen, bretonischen, polnischen, ungarischen, slawischen (sind die Serben und Polen nicht auch Slawen?) und englischen Vorbildern. In einem hübschen, kleinen Einleitungsgedicht vergleicht er seine „Klänge" einem buntgescheckten Kleide, zu dem die Wolle von der Hecke genommen ward:

Man glaubt nicht, wie sie voll von Flocken hängt,
Wenn sich die Herde dran vorüber drängt,

und in dem Sinne dieser Zeilen reiht er die Gedichte an einander, von denen keins eines poetischen Motivs entbehrt, wenn auch natürlich viele an bekanntes, auch in unsrer Volksdichtung vorhandnes anklingen. Als besonders charakteristisch

erscheinen uns unter den litauischen: „Der Fragehans," „Rurelure," „Drei Leidtragende," „Die sterbende Braut" und die humoristischen „Der Hopfen," „Die Langschläferin," „Belehrt," „Ists ein Witwer, der mein Mann soll sein," unter den serbischen: „Die Werbung des Zaren," „Ben Alis Werbung" (mit „Fatas Antwort"), „Mara," unter den finnischen die reizenden: „S' ist eigen," „Je nachdem," unter den ungarischen: „Im Dorfe." Doch sind dergleichen Hervorhebungen dem Leser gegenüber eine Lotterie; wer das inhaltreiche kleine Buch zur Hand nimmt, findet vielleicht an andern Gedichten größeres Wohlgefallen, die Hauptsache ist, daß durch die ganze Sammlung hindurch ein Schatz echter poetischer Motive der vielseitigen poetischen Gewandtheit R. Waldmüllers zur Unterstützung dient.

Eine noch kleinere Sammlung: Aus allerlei Tonarten, verdeutschte spanische und eigne Lyrik von Otto Braun (Stuttgart, J. G. Cotta, 1893) gehört wegen ihrer einen Hälfte, wo es sich um die formschöne Wiedergabe älterer und neuerer spanischer Gedichte handelt, hierher. Neben Gedichten des Fray Ponce de Leon, des Lope de Vega, Argensola und der heiligen Therese (von dieser das wundervolle, tiefgläubige, innige Sonnett „An den Gekreuzigten") lernen wir durch Brauns vorzügliche Verdeutschung auch Dichtungen neuerer und zeitgenössischer spanischer Lyriker wie Martinez de la Rosa, José de Espronceda, Breton de los Herreros, Luisa Arroyo, Graf Campo Alang und Manuel del Palacio kennen. Braun hat nur bei besondern Anlässen einzelne Gedichte übersetzt, es sind also meist Perlen spanischer Poesie, um die es sich handelt. Recht wohl in ihrer Haut scheint es auch den neuern Spaniern nicht zu sein, wenn wir nach dem „Fin de Siècle" des letztgenannten Dichters urteilen dürfen:

So lähmend nicht, so tödlich nicht durchbeben
Kann mich der ekle Pesthauch einer Pfütze —
Umsonst, daß ich vor ihrem Gift mich schütze! —
Als diese Lüfte, die mich hier umschweben.

Die Tugend krank, das Laster frech, voll Leben,
Toll die Vernunft, bar jeder Lehr und Stütze,
Und ein Geschlecht ganz ohne Saft und Grütze,
Dem Niedern und Gemeinen nur ergeben.

Wohl thront der Genius — wie über schmächtig
Gesträuch empor der Palme Wipfel ragen —
Auf lichter Höh noch stolz und siegesprächtig.

Doch ob wir kämpfen oder stumpf verzagen:
Wir fühlens, daß wir, keines Aufschwungs mächtig,
Nur Siechtum noch im Geist und Herzen tragen.

Die zweite Hälfte des Bändchens enthält „Eignes," wenige, aber vortreffliche Gedichte, die beinahe ein halbes Jahrhundert Leben umfassen und spiegeln und in Ernst und Humor ein echt poetisches Naturell, ein ungewöhnliches Formtalent und feines Sprachgefühl erkennen lassen. Mancher produzirt mit weit geringern Eigenschaften Band auf Band, während sich Otto Braun auf eine kleine Auswahl prächtiger Gelegenheitsgedichte (im guten, Goethischen Sinne) beschränkt, die dem weiten Freundeskreise des frühern Leiters der Allgemeinen Zeitung als ein bleibendes Andenken willkommen sein werden.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Maßregeln gegen die Anarchiſten

Im Laufe weniger Wochen iſt wieder eine ganze Reihe anarchiſtiſcher Schandthaten verübt worden. Sie beſchränken ſich nicht auf ein einzelnes Land, ſondern ſie ſind wie eine Seuche über die ganze Erde verbreitet. An dem Mord im Liceotheater in Barcelona, durch den eine Menge den Thätern völlig unbekannter Perſonen getötet wurde, iſt eine ganze Geſellſchaft von Anarchiſten beteiligt; dem Bombenwerfer Vaillant zu Paris ſtehen Anſtifter, Berater, Verfertiger von Mordwerkzeugen zur Seite. Gegen den deutſchen Kaiſer, den Zaren, den Präſidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, gegen hohe Beamte ſind Mordanſchläge unternommen worden; Gebäude werden in die Luft geſprengt; unbegrenzte Kreiſe von Perſonen ſind an Leben und Geſundheit bedroht; es werden Drohbriefe verbreitet, in denen Dynamitattentate in Ausſicht geſtellt und dann ausgeführt werden. Die bei den Pariſer Hausſuchungen aufgefundnen Schriftſtücke erweiſen einen Zuſammenhang franzöſiſcher, ſpaniſcher, italieniſcher, belgiſcher und amerikaniſcher Anarchiſten.

Die franzöſiſche Regierung hat alsbald nach Verübung des Vaillantſchen Verbrechens Geſetzvorſchläge gegen die anarchiſtiſchen Verbrecher eingebracht, die von der Kammer unter dem Eindruck des gegen ſie unternommnen Attentats unverzüglich angenommen wurden und wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade ein wirkſames Einſchreiten gegen das Anarchiſtengeſindel ermöglichen. In Spanien ſind zunächſt drei ſolcher Burſchen, die ein Attentat gegen die Deputirtenkammer planten, zu ſiebenjähriger Zwangsarbeit verurteilt worden.

Im deutſchen Reiche haben wir zwar ſeit dem Niederwaldattentat ein Verbrechen umfaſſenderer Art nicht zu verzeichnen gehabt; daß wir aber nicht morgen ſchon vor einem ſolchen ſtehen können, vermag kein Menſch zu behaupten.

Angeſichts dieſer Thatſachen müſſen wir fragen, welche Mittel uns zu

Gebote stehen, um solchem Treiben entgegenzutreten. Wir haben an dem Gesetz vom 9. Juni 1884 gegen den verbrecherischen und gemeingefährlichen Gebrauch von Sprengstoffen immerhin eine Waffe, die bei energischer Anwendung die Möglichkeit giebt, begangne Verbrechen mit einer gewissen Schärfe zu ahnden. Das genannte Gesetz bestimmt, daß mit Zuchthaus (d. h. zeitlichem, also bis zu fünfzehn Jahren) bestraft wird, wer vorsätzlich durch Anwendung von Sprengstoffen Gefahr für das Eigentum, die Gesundheit oder das Leben eines andern herbeiführt, mit Zuchthaus nicht unter fünf Jahren, wenn durch die Handlung eine schwere Körperverletzung verursacht worden ist, mit Zuchthaus nicht unter zehn Jahren oder mit lebenslänglichem Zuchthaus, wenn der Tod eines Menschen dadurch verursacht worden ist, und mit dem Tode, wenn durch die Handlung der Tod eines Menschen herbeigeführt worden ist und der Thäter den Erfolg hat voraussehen können. Das Gesetz bedroht ferner mit Zuchthaus nicht unter fünf Jahren die Verabredung mehrerer Personen zur Ausführung solcher Verbrechen oder die Verbindung zu fortgesetzter Begehung derartiger, wenn auch im einzelnen noch nicht bestimmter Handlungen, auch wenn ein Versuch noch nicht stattgefunden hat; es bedroht auch mit Zuchthaus die öffentliche Aufforderung zur Begehung solcher Verbrechen, sowie die Anreizung oder Verleitung dazu durch ihre öffentliche Anpreisung.

Wir könnten mit diesen Bestimmungen im deutschen Reiche zunächst auskommen, wenn für deren unverzagte und strenge Anwendung Sicherheit geboten wäre. In wessen Hand aber ist die Anwendung des Gesetzes gelegt? Nach den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen im wesentlichen in die Hand der Schwurgerichte. Bilden diese nun schon für die gewöhnlichen Fälle eine klägliche Einrichtung für eine sichere und geordnete Rechtspflege, so ist dies noch in weit höherm Maße der Fall gegenüber von Anklagen, die an die Unerschrockenheit und das Pflichtbewußtsein der Richter über das gewöhnliche Maß hinausgehende Anforderungen stellen. Welche Ergebnisse die Thätigkeit dieser Gerichte liefert, haben wir unter anderm an dem Falle Ravachol gesehen, wo die Pariser Geschwornen trotz der klarsten Sachlage nicht zu einer Verurteilung zu bewegen waren und man die Hilfe eines Gerichts in der Provinz in Anspruch nehmen mußte, um den Mörder der verdienten Strafe zu überantworten. Auch ändert es nichts an der Giltigkeit dieses Urteils, wenn einmal — wie inzwischen durch die Verurteilung Vaillants dargethan worden ist — ein solches Gericht den Mut zu einem männlichen Erkenntnis findet. Freilich soll damit nicht gesagt werden, daß die Berufsrichter in allen Fällen ihre Pflicht besser erfüllten, denn es ist in frischer Erinnerung, wie erbärmlich sich der Vorsitzende des Pariser Schwurgerichts in dem Falle Ravachol benommen hat. Aber das sind doch Ausnahmen, und zur Ehre des Beamtenstandes muß demgegenüber das unerschrockne, pflichtgetreue Verhalten des Staatsanwalts hervorgehoben werden.

Man wende nicht ein, daß sich diese Erscheinung bloß in Frankreich ge-

zeigt habe, und daß für deutsche Verhältnisse keine Schlußfolgerung daraus gezogen werden könne: die menschliche Natur ist in Frankreich keine andre als in Deutschland, und wir haben Erfahrungen gemacht, die dasselbe Ergebnis im gegebnen Fall auch bei uns mit Sicherheit voraussehen lassen. Es muß unbedingt mit der Aburteilung solcher Anklagen der Berufsrichter befaßt werden, der das Haupterfordernis des Richteramts hat, das Gefühl der Berufspflicht, nicht aber eine Anzahl von Leuten, die dieses Gefühl gar nicht haben können, die von der Sorge für ihre Existenz, ihr Geschäft, ihr Fortkommen beherrscht werden und sich mit ihrem Gewissen dadurch abfinden, daß sie sich sagen, sie dürften sich und ihre Angehörigen nicht der Rache der Genossen des Verurteilten aussetzen.

Aber die Beseitigung der Schwurgerichte — deren gänzliche Aufhebung freilich überhaupt das beste wäre — für die Aburteilung anarchistischer Verbrechen und deren Übertragung an die Berufsgerichte genügt nicht, das Prozeßverfahren der Berufsgerichte ist viel zu umständlich und langwierig, um dem Erfordernis einer raschen und schneidigen Justiz zu genügen. Wenn man anarchistisches Treiben schnell und wirksam treffen wollte, so müßten Standgerichte errichtet werden, die mit sorgsam ausgewählten Richtern und Offizieren zu besetzen wären, die weitestgehenden Befugnisse hätten, und gegen deren Urteile keine Rechtsmittel gegeben wären. Weiter müßte schon die Zugehörigkeit zu einer anarchistischen Vereinigung auch ohne Verabredung von Verbrechen und die Verherrlichung von Verbrechern auch ohne Anpreisung ihrer Thaten mit entsprechender Strafe bedroht sein. Daß bei der durch die Ausbreitung des Anarchismus gegebnen internationalen Gefahr die Kulturstaaten gemeinsame internationale Abwehrmaßregeln treffen werden, daß sie die gegenseitige unbedingte Auslieferung der Anarchisten ohne Rücksicht auf angeblichen politischen Charakter des begangnen Verbrechens vereinbaren werden, daß keiner dieser Staaten in seinen Grenzen mehr ungestört dieses Gesindel zu Verbrechen gegen andre Staaten oder Personen aufreizen läßt, das ist ein Verlangen, das die Kulturstaaten schon im Interesse ihrer Selbsterhaltung möglichst bald erfüllen sollten.

Die Leistungsfähigkeit bei der Einkommensteuer

ie Einkommensteuerreform in Preußen erhebt den Anspruch, den Grundsatz, die Steuerzahler nach der Leistungsfähigkeit heranzuziehen, zu voller Geltung gebracht zu haben. Dieser Anspruch stützt sich namentlich auf die Durchführung der Progression im Einkommensteuergesetze, sowie auf die besondre Heranziehung des Vermögens neben dem Einkommen durch das Ergänzungssteuergesetz.

Beide Maßregeln sind notwendige Voraussetzungen für eine richtige Abmessung der Leistungsfähigkeit. Das muß gegenüber vielfacher Verkennung ihres Charakters ausdrücklich betont werden. Ganz mit Unrecht hat man in ihnen eine höhere Anspannung der Leistungsfähigkeit der wohlhabenden Klassen zu sehen geglaubt und deshalb beide Maßnahmen als vermögensfeindlich gebrandmarkt.*)

Die Leistungsfähigkeit des Einkommens steht nicht in einem festen Verhältnis zum Einkommensbetrage, sondern dem höhern Einkommen wohnt eine nicht nur absolut, sondern auch relativ höhere Leistungsfähigkeit inne. Das höhere Einkommen hat eine größere Widerstandsfähigkeit gegen Krisen; es befähigt zu billigerer Deckung des Bedarfs durch Ausnutzung günstiger Konjunkturen, durch Kauf auf Vorrat und in größern Mengen; es gewährt schließlich in immer steigendem Maße die Mittel, einen Teil zur Sicherung und Erweiterung seiner Quellen zu verwenden. Wenn daher der Staat die höhern Einkommen nicht nur absolut, sondern auch relativ höher zur Steuer heranzieht, so trägt er nur der vermehrten Leistungsfähigkeit Rechnung. Er schafft keine Ungleichheit vor dem Gesetz, sondern nähert sich der — vollkommen nie erreichbaren — wahren Gleichheit vor dem Gesetz, indem er zum Zählen das Wägen fügt.**)

Ebensowenig stellt sich die Ergänzungssteuer als Mehrbelastung der Kapitalisten zu Gunsten der Vermögenslosen dar. Ein Einkommen aus Vermögen ist einem gleichen Einkommen aus gewinnbringender Beschäftigung an Leistungsfähigkeit überlegen. Die Höhe des letztern, ja vielfach sein ganzes Vorhandensein ist von Verhältnissen abhängig, die das Vermögenseinkommen gänzlich unberührt lassen. Am schlagendsten tritt der Unterschied beim Todesfall des Bezugsberechtigten zu Tage. Während da das Vermögenseinkommen ungeschmälert auf die Erben übergeht, fällt das Arbeitseinkommen in der Regel ohne jeden Ersatz weg, und nur in etwaigen Witwen- und Waisenbezügen erstreckt sich seine Wirkung über diesen Zeitpunkt hinaus. Wie also die Progression die relative Leistungsfähigkeit des Einkommens nach seiner Höhe abwägt, so die Ergänzungssteuer nach seiner Quelle.

Mit Recht können sich daher die Urheber***) der Steuerreform rühmen,

---

*) Von den Gegnern der Progression dürfte am weitesten Gneist gegangen sein, als er sie mit den Worten bekämpfte: „Kapitalisten und sogar Millionäre sind doch gewissermaßen auch Menschen mit dem Anspruch auf Gleichheit vor dem Gesetz." Als schärfster Gegner der Ergänzungssteuer hat sich wohl der F. F.-Korrespondent der Post durch Erfindung des Schlagwortes „Vermögenskonfiskationssteuer" erwiesen.

**) Einen schwachen Ansatz zur Durchführung dieses Grundsatzes zeigte schon die frühere preußische „Klassen- und Einkommensteuer," die für die Einkommen unter 3000 Mark einen progressiven Steuerfuß aufwies.

***) Das Hauptverdienst hinsichtlich der Progression hat sich das Haus der Abgeordneten

den Grundsatz, die Steuerzahler nach der Leistungsfähigkeit heranzuziehen, ein gutes Stück gefördert zu haben. Daß sie ihn aber durchgeführt oder auch nur den wesentlichsten Unterschied zwischen den verschiednen Einkommen hinsichtlich ihrer Leistungsfähigkeit genügend zur Geltung gebracht hätten, muß bestritten werden. Im Anschluß an die frühere Gesetzgebung hat man nicht die Person, sondern den Haushalt als Steuereinheit angenommen und hat dabei versäumt, die nötigen Folgerungen zu ziehen. Die Belastung des Einkommens durch die Zahl der auf dieses Einkommen angewiesenen Personen ist zwar nicht völlig unberücksichtigt geblieben; aber die Berücksichtigung ist nicht zum Grundsatz, sondern zur Ausnahme gemacht und auch in der Ausnahme derartigen Beschränkungen unterworfen worden, wie es der Bedeutung der Sache nicht im entferntesten entspricht.*)

Daß ein Einkommen, das einer einzelnen Person zum Unterhalt dient, ungleich steuerfähiger ist, als ein gleiches Einkommen, in das sich so und so viel teilen müssen, ist ebenso theoretisch einleuchtend, wie in der Praxis nachweisbar. Armut und Reichtum sind relative Begriffe. Eine bekannte volkswirtschaftliche Theorie bezeichnet den als arm, der nur die Bedürfnisse des Lebensunterhalts, den als wohlhabend, der auch Anstandsbedürfnisse, und den als reich, der Luxusbedürfnisse zu befriedigen vermag. Man mag an diesen Bezeichnungen mancherlei aussetzen können, die Richtigkeit der Einteilung für die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der Personen ist nicht zu bestreiten. An diese Einteilung anknüpfend, wird man die Steuerfähigkeit der einzelnen als gering, mittel und groß bezeichnen dürfen, je nachdem sie zur ersten, zweiten oder dritten Klasse gehören. Nun bietet aber dasselbe Einkommen, das bei weitem hinreicht, einem einzigen die Befriedigung von Luxusbedürfnissen zu ermöglichen, einem kinderreichen Hausvater bisweilen nicht einmal genügende Mittel zur Bestreitung der an ihn herantretenden Anstandsbedürfnisse. Die

---

erworben. Der Entwurf des Einkommensteuergesetzes wies eine Progression nur für die Einkommen bis zu 9500 Mark auf.

*) Die einschlägigen Bestimmungen lauten folgendermaßen:

§ 18. Für jedes Familienglied unter vierzehn Jahren wird von dem steuerpflichtigen Einkommen des Haushaltungsvorstandes, sofern es den Betrag von 3000 Mark nicht übersteigt, der Betrag von 50 Mark in Abzug gebracht, mit der Maßgabe, daß bei Vorhandensein von drei oder mehr Familienmitgliedern dieser Art auf jeden Fall eine Ermäßigung um eine Stufe stattfindet.

§ 19. Bei der Veranlagung ist es gestattet, besondre, die Leistungsfähigkeit der Steuerpflichtigen wesentlich beeinträchtigende wirtschaftliche Verhältnisse in der Art zu berücksichtigen, daß bei einem steuerpflichtigen Einkommen von nicht mehr als 9500 Mark eine Ermäßigung der... vorgeschriebnen Steuersätze um höchstens drei Stufen gewährt wird. Als Verhältnisse dieser Art kommen lediglich außergewöhnliche Belastungen durch Unterhalt und Erziehung der Kinder, Verpflichtung zum Unterhalt mittelloser Angehörigen, andauernde Krankheit, Verschuldung und besondre Unglücksfälle in Betracht.

Steuerfähigkeit desselben Einkommens ist also in dem einen Falle groß, im andern klein; von zwei wirtschaftlich gleichstehenden Personen mit gleichem Einkommen ist die eine reich, die andre arm.

Ein Blick auf das heutige Wirtschaftsleben bestätigt diese theoretische Erörterung. Überfluß beschränkt sich ebenso wenig auf die Bevölkerungsklassen mit großem*) Einkommen, wie sich Not auf die mit geringem Einkommen beschränkt. In den Kreisen mit mittlerm Einkommen kann man vielfach beides durch einander beobachten, und oft genug dringt der Zwang zu bitterer Entsagung bis in die „hohen," die Versuchung zu planloser Verschwendung bis in die „geringen Einkommen." Mancher Familienvater mit „mittlerm" oder gar mit „großem" Einkommen wird vorzeitig alt unter Nahrungssorgen, von denen sich der Mann im Arbeitskittel in diesen Gesellschaftskreisen nichts träumen läßt. Und umgekehrt: mancher Arbeiter kann einen so hohen Bruchteil seines Einkommens lediglich zu Vergnügungszwecken verwenden, wie nur wenige bevorzugte Exemplare der jeunesse dorée. Diese Verhältnisse sind so kraß, daß sie oft genug zur Verdunklung, ja bei oberflächlichen Beobachtern zur völligen Verneinung des sozialen Reformbedürfnisses geführt haben. Man verweist auf die unzähligen Vergnügungen der sozialdemokratischen Jugend oder auf ihre Verwöhnung in Bezug auf materielle Verpflegung — Zeichen der Zeit, die allerdings oft eine eigentümliche Illustration zu den sozialdemokratischen Klagen über Hungerlöhne bilden. Aber derartige eigentümliche Erscheinungen erklären sich nicht aus „zu hohen Löhnen" oder „übermäßigen Ansprüchen" der Arbeiterwelt, sondern mit verschwindend geringen Ausnahmen aus der Verschiedenheit der Leistungsfähigkeit des Einkommens nach seiner Belastung durch die darauf angewiesenen Personen. Während der ledige Arbeiter das Geld goldstückweise verjubelt, verkommt der Familienvater bei demselben Lohn.

So schreienden Mißverhältnissen gegenüber begnügt sich nun das Einkommensteuergesetz mit den dürftigen Ausnahmebestimmungen der §§ 18 und 19.**) An diesen fällt zunächst auf, daß für die Einkommen über 9500 Mark jede Berücksichtigung der Personalbelastung wegfällt. Hier trifft den Gesetzgeber der Vorwurf, daß er den Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetze preisgegeben hat, und das von Gneist zu Unrecht gegen die Progression geltend

*) Im Anschluß an das Preußische Einkommensteuergesetz hat man die Einkommen bis zu 3000 Mark als gering, von 3000 bis 9500 als mittel, die höhern als groß bezeichnet.

**) Die frühere preußische Klassen- und Einkommmensteuer kannte eine Ermäßigung des Steuerbetrages wegen „großer Zahl von Kindern" nur für Einkommen bis 6000 Mark. Auch war die zulässige Ermäßigung geringer als nach geltendem Recht. Der Entwurf des Einkommensteuergesetzes hatte diese Grenze beibehalten, weil sich ein Bedürfnis nach ihrer Verlegung nicht herausgestellt habe! Die über die Grenzen der §§ 18 und 19 etwas hinausgehenden Anträge Richters und Schmiedings wurden im Abgeordnetenhause verworfen.

gemachte Wort, daß Millionäre auch Menschen mit dem Anspruch auf Gleichheit vor dem Gesetze seien, findet hier sehr berechtigte Anwendung. Den einmal erkannten Gegensatz zwischen stark und gering belasteten Einkommen nur bis zu einer gewissen Höhe des Einkommens gelten zu lassen, war an sich ein Unding. Außerdem erweist sich die gezogne Grenze als ebenso unglücklich wie willkürlich gewählt. Man denke sich einen höhern Beamten mit 7000 Mark Diensteinkommen und 3000 Mark Kapitaleinkommen. Er hat vier Söhne und zwei Töchter. Der älteste Sohn ist Referendar, der zweite studiert in ältern, der dritte in jüngern Semestern, der vierte ist Gymnasiast. Die Töchter sind erwachsen. Der Unterhalt und die Ausbildung der drei ältesten Söhne, die durch ihren Beruf genötigt sind, außerhalb des Vaterhauses zu leben, erfordert in dem glücklichen Falle, daß es solide junge Leute sind, allein 5000 Mark. Damit ist die Hälfte des Einkommens fort. Die drei andern Kinder sind zwar im Hause, aber für den Sohn muß Schulgeld gezahlt werden, und die beiden Töchter können nicht die einzigen unter allen Altersgenossinnen sein, die nie mit andern fröhlich sind. Ich habe absichtlich kein besonders drastisches Beispiel gewählt, sondern eins, wie es allenthalben vorkommt. Besondre Unglücksfälle, andauernde Krankheiten, ungewöhnliche Kinderzahl sind nicht angenommen, und doch wird man zugeben müssen: in solchem Falle müssen sich Vater und Mutter alles versagen, was nicht ihr Stand gebieterisch von ihnen fordert. Sie müssen sich die vom Staate geforderte Steuer geradezu abdarben, vielleicht mit dem Opfer ihrer Gesundheit und ihrer Arbeitskraft erkaufen. Und doch behandelt das Gesetz diesen Haushalt wie den des Junggesellen, der nur mit Hilfe kostspieliger Liebhabereien seine 10000 Mark in „anständiger“ Weise unterzubringen weiß. Wahrlich, das den §§ 18 und 19 bei den Kammerverhandlungen von einem Regierungskommissar gespendete Lob, daß sie „diejenigen großen Momente (!) bei der Veranlagung mit in Betracht zögen, die im einzelnen Falle trotz der allgemeinen Leistungsfähigkeit die Steuer hart empfinden lassen“ — dies Lob verdienen sie nur in sehr geringem Maße.

Selbst wo diese Paragraphen zur Anwendung kommen, bleibt ihre Wirkung hinter dem Bedürfnis weit zurück. Der pseudosozialpolitische Gedankengang, der zu einer Ausschließung der Haushaltungen mit großem Einkommen von der Möglichkeit einer Steuerermäßigung geführt hat, bringt es zu einer weitern Verschiedenheit in der Behandlung der mittlern und der kleinen Einkommen. Von den Einkommen bis zu 3000 Mark wird für jedes Kind unter vierzehn Jahren ein Betrag von 50 Mark abgerechnet, mit der Maßgabe, daß für drei Kinder eine Ermäßigung der Steuer um eine Stufe stattfinden müsse. Also auch hier ist für den Gesetzgeber noch kein grundsätzlicher Unterschied in der Steuerfähigkeit zwischen dem Alleinstehenden und dem Familienvater, der eine Frau und zwei Kinder zu ernähren hat, vorhanden. Aber es ist doch wenigstens etwas, und zwar ein Recht, was hier dem Mehrbelasteten gewährt wird. Die

Familienväter mit einem Einkommen von 3001 bis 9500 Mark haben aber keinerlei Recht auf Steuerermäßigung. Nur aus Gnade und Barmherzigkeit darf ihnen eine Ermäßigung gewährt werden, und auch das bloß, wenn die Ausgaben für die Kinder ungewöhnlich hoch sind.

Der Mißstand nach Lage der Gesetzgebung ist nicht zu verkennen. Aber wie ihm im Rahmen der glücklich zustande gebrachten Steuerreform abhelfen? Eine bloße Erweiterung der Ausnahmebestimmungen der §§ 18 und 19 würde einerseits dem Grundsatz, die Personalbelastung bei Bemessung der Steuer zu berücksichtigen, nicht genügend Rechnung tragen, andrerseits einen höchst bedenklichen finanziellen Erfolg haben. Eine Neuregelung kann bei der heutigen Finanzlage nur so stattfinden, daß wenigstens der bisherige Ertrag der Einkommensteuer gewahrt wird. Einer Herabsetzung der Steuerbeträge für schwer belastete Einkommen muß also eine Erhöhung für gering belastete gegenüberstehen.

Auch die Frage nach einer gerechten Abstufung bietet Schwierigkeiten. Die Steuerbeträge in ein umgekehrtes Verhältnis zur Personalbelastung des Einkommens zu setzen, derart, daß eine Familie von acht Köpfen nur den achten Teil vom Steuersoll der Einzelperson zu zahlen hätte, erscheint zu weit gegangen. Die Ausgaben eines Hausstandes steigen nicht gleichmäßig mit der Personenzahl. Vielmehr wird die Steigerung des Bedarfs bei jeder weiter hinzukommenden Person geringer. Demgemäß vermindert sich das Sinken der Leistungsfähigkeit des Einkommens durch Mehrbelastung mit jeder weitern Belastung. Wenn einem Ehepaare das erste Kind geboren wird, so macht das für ihre wirtschaftliche Lage einen großen Unterschied. Wenn bei einem mit acht Kindern gesegneten Paare ein neuntes hinzukommt, so wird der Unterschied kaum noch bemerkbar sein.

Demgemäß erscheint es geboten, einen Teil des Steuersatzes jeder Stufe für alle steuerpflichtigen Einkommen fest zu erhalten und nur den andern veränderlich zu gestalten. Ein Versuch, dies dem geltenden Rechte anzupassen, würde etwa zur Ersetzung des § 18 und der Worte „Unterhalt und Erziehung der Kinder“ in § 19 durch folgende Bestimmungen führen:

Die Sätze des Steuertarifs (§ 17) werden für physische Personen*) verdoppelt. Der von jedem Steuerpflichtigen zu entrichtende Steuerbetrag wird in der Weise ermittelt, daß zu einem Drittel des Steuersatzes ein mittels Teilung des übrigen Zweidrittelbetrages durch die Anzahl der Haushaltungsmitglieder gefundner Betrag hinzugezählt wird.

Bei den Teilungen sich ergebende Markbrüche werden nach unten abgerundet.

*) Das preußische Einkommensteuergesetz unterwirft auch gewisse juristische Personen (Aktiengesellschaften, Kommanditgesellschaften auf Aktien, Gewerkschaften, Konsumvereine) der Steuerpflicht. Da auf diese der ganze Gedanke der Berücksichtigung der Personalbelastung natürlich keine Anwendung finden kann, so verbietet sich eine Änderung des Steuertarifs für sie aus diesem Anlaß.

Als Haushaltungsglieder gelten der Haushaltungsvorstand, sowie die in § 11 Abs. 1 bezeichneten Personen.*)

Es wird also unterschieden zwischen den für die Stufen geltenden Steuersätzen und dem für die einzelne unter die Steuerstufe fallende Haushaltung nach der Anzahl ihrer Glieder zu berechnenden Steuerbetrage. Steuersatz und Steuerbetrag fallen nur bei den lediglich aus einem Gliede bestehenden Haushaltungen zusammen. Ein Beispiel mag das erläutern. Ein aus Vater, Mutter und vier Kindern bestehender Haushalt hat ein Einkommen von 8200 Mark. Der jetzige Steuersatz beträgt 232 Mark. Nach der vorgeschlagnen Bestimmung würde der Steuersatz 464 Mark betragen. Um nun den Steuerbetrag zu finden, ermittelt man zunächst das nach unten abgerundete Drittel = 154. Die übrigen abgerundeten zwei Drittel = 309 werden durch die Anzahl der Haushaltungsangehörigen = 6 geteilt. Dies giebt nach Abrundung 51. Mithin ist der Steuerbetrag 154 + 51 = 205 Mark.

Dieses System erscheint theoretisch für die Einkommen jeder Höhe begründet, würde aber aus praktischen Gründen eine Durchbrechung für die geringen Einkommen erleiden müssen. Eine Vergleichung mit den Vergünstigungen, die jetzt § 18 den geringen Einkommen gewährt, ergiebt, daß das geltende Recht bei großer Kinderzahl zu niedrigern Steuerbeträgen führt. Eine Anzahl von neun Kindern unter vierzehn Jahren drückt den Steuerbetrag in allen Stufen bis zu 3000 Mark auf ein geringeres Maß herab, als die obige Rechnung ergeben würde. In den untern Stufen ist dies schon bei sechs, in den beiden untersten schon bei drei Kindern der Fall. Eine Verschlechterung der Lage stark belasteter Haushaltungen in den ärmern Klassen muß aber unbedingt vermieden werden. Dies würde sich durch folgende Zusatzbestimmungen erreichen lassen:

Bei den Einkommen bis zu 3000 Mark ist der Steuerbetrag bei einer Zahl von sechs Haushaltungsgliedern ein Drittel des Steuersatzes und sinkt mit jedem weitern Haushaltungsmitgliede auf ein Drittel des Steuersatzes für die folgende Stufe.

Diese Bestimmung würde zugleich einen wahren sozialpolitischen Charakter tragen, da sie den wenig Bemittelten eine lediglich durch Erwägungen starrer Gerechtigkeit nicht zu begründende Erleichterung auf Kosten der Allgemeinheit gewährt. Jetzt dagegen werden die Wohlhabenden von einer durch Gründe der Gerechtigkeit begründeten Erleichterung zu Gunsten der Allgemeinheit ausgeschlossen. Das wahre Ziel sozialer Reformen darf aber nicht in der Vergewaltigung der wirtschaftlich Starken, sondern in der Fürsorge für die wirtschaftlich Schwachen gesucht werden.**)

*) § 11 Abs. 1 bezeichnet die Personen, deren etwaiges Einkommen nicht selbständig zu veranlagen, sondern dem des Haushaltungsvorstandes zuzurechnen ist.

**) Zur leichtern Erkenntnis der Wirkungen der vorgeschlagnen Bestimmungen folgt hier

Grau ist alle Theorie. Mancher, der den vorstehenden Erörterungen die Berechtigung nicht abspricht, wird vielleicht doch das Ergebnis nicht in die Praxis übersetzt sehen wollen.

Der Einwand, daß das System zu verwickelt und deshalb in der Praxis unbrauchbar sei, ist wohl nicht zu befürchten. Es wäre leicht, auf Grund der getroffenen Bestimmungen Übersichtstafeln auszuarbeiten, von denen sofort der Steuerbetrag für jede Stufe und jede Anzahl von Haushaltungsgliedern abgelesen werden könnte. Auch könnte gleich der ausgearbeitete Tarif — etwa für die Stufen bis zu 10500 Mark — in das Gesetz aufgenommen werden. Dies würde noch den Vorteil bieten, daß einzelne für praktisch oder angemessen erachtete kleine Abänderungen, insbesondre zur Ausgleichung der durch die Abrundung veranlaßten Unebenheiten, angebracht werden könnten.

Der Hauptangriffspunkt dürfte vielmehr in den hohen Sätzen für die Haushaltungen mit geringer Personalbelastung liegen. Diesem Angriff könnte seine Schärfe in der einfachsten Weise durch Preisgebung der Höhe benommen werden. Genaue statistische Unterlagen zur Berechnung des Gesamterfolgs der vorgeschlagnen Reform liegen allerdings nicht vor. Soviel kann aber wohl auch bei größter Vorsicht behauptet werden, daß der Ertrag der jetzigen Einkommensteuer bedeutend übertroffen werden würde. Man vergegenwärtige sich, daß Kinder, die sich im Genuß eines selbständigen Einkommens befinden, den Haushaltungsmitgliedern im Sinne des § 11 Abs. 1 nicht zugerechnet werden,*) daß mithin die Zahl der Haushaltungen mit schwerer Personalbelastung die der zahlreichen Familien im Sinne des Sprachgebrauchs keineswegs erreicht.

---

eine Übersicht über die Steuerbeträge für je ein großes, ein mittleres und ein geringes Einkommen.

Anzahl der Haushaltungsglieder	1 Einkommen von 19500—20500 Mark (jetziger Steuersatz: 600 Mark) Steuerbetrag	2 Einkommen von 5000—5500 Mark (jetziger Steuersatz: 132 Mark) Steuerbetrag	3 Einkommen von 1350—1500 Mark (jetziger Steuersatz: 16 Mark; bei 3 Kindern unter 14 Jahren 12 Mark; bei 6 desgleichen 9 Mark) Steuerbetrag
1	1200	264	32
2	800	176	21
3	666	146	17
4	600	132	15
5	560	123	14
6	533	115	10
7	514	113	8
8	500	110	6
9	488	107	4
10	480	105	—

*) § 11 Abs. 2 Ziffer 2 a. a. O.

Man erwäge ferner, wie sehr die vorgeschlagnen Steuererhöhungen in ihrem Verhältnis zu den bisherigen Steuersätzen die Steuerermäßigungen übertreffen. Darnach dürfte es möglich erscheinen, sämtliche Steuersätze nicht unwesentlich herabzusetzen, ohne die Erreichung des bisherigen Gesamtaufkommens der Einkommensteuer zu gefährden.

Dennoch soll einer solchen Ermäßigung der Steuersätze nicht das Wort geredet werden, da nicht zugegeben werden kann, daß der Satz zu hoch bemessen sei. Auf den ersten Blick erscheint es allerdings ungeheuerlich, daß die staatliche Einkommensteuer bis zu 8 Prozent steigen soll. Aber bei näherer Erwägung wird man dies Maß nicht nur für zulässig, sondern auch für empfehlenswert ansehen können. Wer allein würde diesen höchsten Satz zu entrichten haben? Mit einem Jahreseinkommen von mehr als 100 000 Mark gesegnete, die auf Gottes Welt für niemanden weiter zu sorgen haben, als für sich selbst. Ob überhaupt zur Zeit in Preußen solche Menschenkinder vorhanden sind, soll dahingestellt bleiben. Angenommen, es giebt welche, so hat der Staat allen Anlaß, durch Vorwegnahme ansehnlicher Prozente dafür zu sorgen, daß der hier kaum zu vermeidende, immer rascher werdende Vergrößerungsprozeß etwas verlangsamt werde. In der Verhütung des Anwachsens der großen Vermögen ins Unendliche liegt eine soziale Aufgabe des modernen Staates, deren Erfüllung er sich auf die Dauer nicht wird entziehen können. Hier bietet sich ein Mittel, wie es gerechter für diesen Zweck kaum gefunden werden dürfte, und dem man höchstens den einen Vorwurf machen könnte, daß es nicht ausreiche. Sobald ein derartiger Nabob heiratet oder etwa eine nicht selbständig zu veranlagende Person adoptirt, sinkt der Satz auf $5^1/_2$ Prozent des Einkommens, und eine Zahl von drei Familienangehörigen führt ihn bereits auf den jetzt geltenden Tarif zurück.

In den mittlern Stufen liegt zwar die Notwendigkeit einer Gegenwirkung gegen weitere Kapitalansammlung nicht vor. Aber eine Härte ist in der Heranziehung der Alleinstehenden mit 4 bis 6 Prozent des Einkommens auch hier nicht zu finden. Wer nur für sich zu sorgen hat, der kann im allgemeinen mit 3000 Mark bis 9500 Mark nicht nur leben, sondern auch gut leben. Auch wenn ihm eine höhere Steuer abgenommen wird, bleibt ihm die Möglichkeit, sich in seiner Lebensführung einen Luxus zu gestatten, wie er im Augenblick der Gründung eines Hausstandes in der Regel sofort aufhören wird.

In den untersten Stufen stellt sich die Verdoppelung der Steuer für alleinstehende Steuerpflichtige schon infolge der verhältnismäßig so viel geringer bemessenen Steuersätze in weniger grellem Lichte dar. Die Steuer würde für einzelnstehende Personen der untersten Stufe nur anderthalb Prozent des Einkommens erreichen, und wenn das Verhältnis auch mit jeder Stufe etwas ungünstiger wird, so würde doch erst bei einem Einkommen von 3000 Mark

ein Steuerbetrag von 4 Prozent des Einkommens herauskommen. Die Steuersätze erscheinen also auch nach der Verdoppelung noch keineswegs ungewöhnlich hoch. Daß sie die, die nur für sich zu sorgen haben, drücken könnten, ist nur in seltenen Ausnahmefällen anzunehmen, und dann bietet wiederum § 19 eine Handhabe zur Erleichterung.

Das Arbeitseinkommen, also die Art des Einkommens, von der bei weitem der größte Teil des Volkes lebt, ist heutzutage durchschnittlich so bemessen, daß es zum standesgemäßen Unterhalte des Einzelnen über und über, zu dem einer kleinen Familie knapp, zu dem einer großen Familie nicht ausreicht. Dies gilt in erster Linie von den Gehalten und Arbeitslöhnen mit Ausnahme der allerhöchsten Beamtengehalte. Es trifft aber auch in der Regel zu bei den Einkünften der Kaufleute, Gewerbtreibenden, Künstler und Gelehrten mit Ausnahme derer, die sich einen über das Durchschnittsmaaß weit hinaus gehenden Ruf verschafft haben. Daher kommt es, daß während im allgemeinen ein schwerer Druck im wirtschaftlichen Leben bemerkbar ist, die Mehrzahl der Einkommensteuerpflichtigen aller Stufen, wenn sie ihr Einkommen allein zum eignen Unterhalt verwenden können, über ihren Stand leben kann und lebt. Die Junggesellentische der höhern Stände, an denen der Sekt mehr als einmal in der Woche zu fließen pflegt, und die kühle Blonde, die der halbwüchsige Arbeiter alltäglich zur dickbelegten Frühstücksstulle genehmigt, reden einunddieselbe Sprache. Hier bietet sich ein Steuerobjekt, das gründlich zu erfassen den Staat noch andre als bloß finanzpolitische Gründe bewegen sollten.

Angesichts dieser Verhältnisse sollte auch die allgemeine Scheu vor einer Erhöhung der dem Volke bereits obliegenden Steuerlast nicht zu einer Verwerfung der vorgeschlagnen Steuersätze führen. Zu solcher Scheu ist die Finanzlage des preußischen Staates zu ernst. Auf der einen Seite steht das Defizit, auf der andern harren kaum noch aufschiebbare Aufgaben der Mittel zu ihrer Lösung. Wo sich nicht nur ohne Härte, nur auf dem Wege gerechterer Abschätzung der Leistungsfähigkeit, sondern auch mit voraussichtlich heilsamen Folgen auf dem Gebiete des sozialen Lebens eine Vermehrung der Einnahmen erzielen läßt, da sollte der Staat möglichst bald zugreifen.

Zwei Einwendungen allerdings müssen als berechtigt, wenn auch nicht als durchschlagend anerkannt werden. Ein theoretisches Bedenken ist es, daß das vorgeschlagne System nur die quantitative, nicht auch die qualitative Personalbelastung der Einkommen berücksichtigt. Aber die Schwierigkeiten, die sich der gerechten Würdigung des qualitativen Unterschiedes der Belastung entgegenstellen, dürften unüberwindlich sein. Das Veranlagungsverfahren würde sich derart verwickelt gestalten, daß die Praxis versagen würde. Darum lasse man nicht das unerreichbare Bessere des erreichbaren Guten Feind sein. Hier ist eine allgemeine Bestimmung, wie sie § 19 des Einkommensteuergesetzes

bietet, der einzige Ausweg. Ein praktisches Bedenken ist es, daß das jetzige Wahlgesetz mit dieser Neuregelung unvereinbar wäre. Aber dieses Gesetz wartet doch nur darauf, daß ihm der Todesstoß gegeben werde. Nicht viele würden ihm ihre Thräne nachweinen, wenn es den Hals bräche über einer Weiterentwicklung des Grundsatzes, wonach die Leistungsfähigkeit der Steuerpflichtigen den Maßstab für ihre Heranziehung zur Steuer bilden soll.

Osnabrück Heinrich Freiherr von Zedlitz

Der Tierschutz

3. Der Tierschutz und die Jugend

Die Thatsache, daß erstens die Tierquälerei zum großen Teil ihren Grund in der Unwissenheit hat, zweitens die Roheit unter den Erwachsenen in vielen Fällen der mangelhaften Erziehung zuzuschreiben ist, legte den Tierschutzvereinen den Gedanken nahe, zu untersuchen, wie man die Jugend für die Bestrebungen der Vereine gewinnen könne, und zwar durch den Unterricht sowohl als durch die Erziehung. Daß auch in dieser Beziehung die widersprechendsten Ansichten laut geworden und die mannichfachsten Versuche angestellt worden sind, ist leicht erklärlich.

Vielfach glaubte man, in Schülervereinen ein wertvolles Mittel zur Verhütung von Tierquälerei gefunden zu haben, und in der That entstanden in verschiednen Ländern, auch in Deutschland, Vereine, deren Mitglieder sich schriftlich verpflichteten, den Grundsätzen des Tierschutzes treu zu bleiben und weder Tierquälereien zu begehen, noch von Mitschülern zu dulden. Wie erfolgreich auch diese Vereine dem pädagogischen Laien erschienen, so wurde doch bald in den Reihen der Lehrer das Unnatürliche und Schädliche erkannt, daß die Vereine nur auf Antrieb des Lehrers entstehen, daß sie die Angeberei befördern und zur Überhebung der Schüler führen, die den Vorstand bilden. Das Vereinswesen in die harmlose Kinderwelt hineinzutragen, wurde als erkünstelt und altklug erkannt. Und so haben, wenn auch die Bildung von Schülervereinen noch heute von einzelnen Anhängern der Bewegung unterstützt wird, die größern Vereine und Verbände von einer Förderung abgesehen.

Ein wesentliches Mittel zur Ausbreitung der Tierschutzidee unter der Jugend und dadurch zur Unterdrückung der Roheit erblickten die Tierschutzvereine in der Unterweisung durch den Unterricht, und zwar durch den Unterricht in der Religion, im Deutschen und in der Naturkunde. Aber auch hier waren die Ansichten geteilt. Auf der einen Seite wollte man dem Tierschutz

einen besondern Platz im Unterrichte geben und ihn organisch damit verbinden, ein Bestreben, das noch 1892 zu Karlsruhe in einem Antrage Ausdruck fand. Doch hat auch in dieser Beziehung der gemäßigte Tierschutz das Richtige erkannt und einen so weitgehenden Antrag abgelehnt.

Weiterhin wurde der Vorschlag gemacht und auch z. B. in München ausgeführt, auf die Erziehung der Kinder während der schulfreien Zeit hinzuwirken durch Errichtung von Volkskindergärten und Kinderhorten. Auf dem Kongreß in Dresden 1884 beschloß man, daß die Tierschutzvereine in diesem Sinne wirken sollten, und daß bei der Ausbildung der Kindergärtnerinnen ebenso wie der Volksschullehrer auf die Zwecke des Tierschutzes Rücksicht zu nehmen sei.

Als wesentliches Mittel wurde allgemein die Verbreitung von passenden Schriften und Hilfsmitteln angesehen, ferner die Gewinnung der Lehrer für die Sache des Tierschutzes. Nach vielfachen Verhandlungen auf den Kongressen in Gotha und Wiesbaden erließ der deutsche Verband ein Ausschreiben, worin er den besten bei der Erziehung in Kindergärten und Volksschulen von Lehrern zu benutzenden Leitfaden zu prämiiren versprach. Er sollte neben seinem allgemeinen Inhalt namentlich volkstümliche, kindlich gehaltene kurze Verse zur Erweckung von Tierfreundlichkeit und Warnung vor Tierquälerei enthalten. Der preußische Kultusminister von Goßler sprach sich über die Bestrebungen der Tierschutzvereine auf dem Gebiete der Erziehung günstig aus und stellte eine Unterstützung in Aussicht. Der von dem Rektor Peter in Kassel verfaßte Leitfaden für die Erziehung der Kinder zur Beschützung der Tiere wurde von dem Verbande mit dem ersten Preise bedacht und außerdem mit der von der Prinzessin Wilhelm von Preußen (der jetzigen Kaiserin) gestifteten goldnen Medaille ausgezeichnet. Der Leitfaden wurde in einer größern Anzahl durch den preußischen Kultusminister an Seminarien und Präparandenanstalten verteilt und von verschiednen königlichen Regierungen zur Anschaffung für Lehrerbibliotheken empfohlen, sodaß sich bald eine zweite Auflage notwendig machte.

Zur Ausbreitung der Tierschutzideen in der Jugend werden seit einigen Jahren auch zahlreiche Kalender in Schule und Haus verbreitet, die durch belehrende und erzählende Aufsätze die Jugend zur Pflege der Tiere ermuntern und von Quälerei abzuhalten suchen. Durch Petitionen wurde in vielen Bezirken das Verbot erreicht, in Gegenwart von Kindern Tiere zu schlachten. Zahlreiche Regierungserlasse erkennen die Pflicht der Lehrer an, einen günstigen Boden für die Bestrebungen der Tierschutzvereine zu bereiten und so mitzuhelfen, daß die sittliche Idee, die der Tierschutz verfolgt, in immer weitere Kreise getragen werde. In die Schulbücher sind passende Lesestücke aufgenommen worden, kurz, die Schulbehörden und der Lehrerstand unterstützen den Tierschutz in ausreichender Weise. Die Tierschutzvereine selbst werden diese ihre erzieherische Thätigkeit auch in Zukunft nicht aus den Augen verlieren.

4. Der Tierschutz und die Vivisektion

Als im Anfange der siebziger Jahre in London bei Gelegenheit eines ärztlichen Kongresses Versuche mit Hunden gemacht werden sollten, um die giftigen Wirkungen des Alkohols zu zeigen, wurde die öffentliche Aufmerksamkeit zum erstenmale auf den Tierversuch gelenkt. Die Folge davon war, daß sich besondre Vereine zur Bekämpfung der Tierversuche (Vivisektionen) bildeten, und ihrer eifrigen Thätigkeit gelang es, unterstützt durch die hohe Aristokratie und durch Würdenträger der Kirche, 1876 ein Gesetz durchzubringen, wodurch Hunde, Pferde, Esel, Maultiere und Katzen von der Vivisektion ausgeschlossen wurden.

Dieser Vorgang in England wurde in den Tierschutzvereinen des Festlandes bekannt und fand großes Interesse und meist unbedingten Beifall, zumal da es die Gegner der Vivisektionen verstanden, durch geschickte Agitation und übertriebne Darstellung der bei den Vivisektionen vorgekommnen Grausamkeiten auf die Phantasie zu wirken. Aber die besonnenen Mitglieder der Tierschutzkreise suchten zunächst den wirklichen Stand der Sache zu erkunden. Die schweizerischen Tierschutzvereine faßten auf einer Konferenz in Aarau am 28. März 1876 folgende Resolution: 1. Die Berechtigung der Vivisektionen muß im Interesse der Wissenschaft und Menschenheilkunde anerkannt werden. 2. Sie sollen auf das notwendigste Maß beschränkt werden. Wo durch die exakte Wissenschaft physiologische Gesetze und Resultate schon lange festgestellt sind, sollen Vivisektionen als bloßes interessantes Experiment nach Belieben der einzelnen nicht vorgenommen werden dürfen. 3. Vivisektionen dürfen nur in öffentlichen wissenschaftlichen Anstalten unter Erlaubnis und Leitung ihrer Vorsteher, nicht aber von Privaten in Privathäusern vorgenommen werden. 4. Wo totes Material dem Zwecke des Unterrichts vollständig genügt, da dürfen keine lebenden Tiere zu diesen Operationen verwendet werden. 5. Die Tierschutzvereine sollen sich in diesem Sinne bei den örtlichen Schul- und Erziehungsbehörden verwenden. Unter Vorlegung dieser Resolutionen wandte sich der Zentralvorstand der schweizerischen Vereine an die medizinische Fakultät der Hochschule zu Zürich mit der Bitte, ein Gutachten abzugeben über die Notwendigkeit, Berechtigung oder Unentbehrlichkeit der Vivisektionen und die Möglichkeit und die Art der Beschränkung. Das erbetne Gutachten verbreitete sich in ausführlicher Darlegung über die unbedingte Notwendigkeit der Vivisektionen im Interesse der Physiologie und der Medizin, hielt die Berechtigung für selbstverständlich, wies auf die Betäubung der Versuchstiere hin, auch darauf, daß die Qualen und Schmerzen der Tiere von der Laienwelt überschätzt würden, erklärte sich mit Punkt 1 und 4 einverstanden, mit Punkt 2 teilweise, wandte sich aber gegen Punkt 3 und 5.

In Deutschland begann die Bewegung mit einem Vortrage von Ernst von Weber in Dresden, worin die völlige Nutzlosigkeit der Vivisektionen für

die Heilkunde behauptet und in drastischer Weise eine größere Anzahl von Vivisektionen in ihren Einzelheiten geschildert wurde. Später wurde dieses Material vervollständigt und als Flugblatt „Die Folterkammern der Wissenschaft" an die gebildete Welt Deutschlands versandt.

Hierdurch veranlaßt, befaßte sich der rheinisch-westfälische Verband 1879 in Köln mit der Frage. Nach längern Verhandlungen einigte man sich in Krefeld zu folgendem Beschlusse: In Erwägung, daß die Wissenschaft in ihrer Entwicklung in keiner Weise gehindert werden darf, in Erwägung ferner, daß die Vivisektionen an den staatlichen Anstalten bereits unter staatlicher Kontrolle stehen, und daß es zu wünschen ist, daß auch die von Privatpersonen ausgeübten Vivisektionen unter eine solche Kontrolle gestellt werden, stimmt der Verbandstag einstimmig folgenden Resolutionen zu: 1. Die Notwendigkeit und Berechtigung der Vivisektion muß im Interesse der Wissenschaft und der Menschenheilkunde anerkannt werden. 2. Sie soll auf das notwendigste Maß beschränkt werden, namentlich ist sie unstatthaft, wo totes Material zur Erreichung des Zweckes genügt. 3. In allen Fällen, wo es nicht den Zwecken der Operation widerstreitet, sollen Betäubungs- und nicht bloß Lähmungsmittel angewendet werden. 4. Sobald der wissenschaftliche Zweck des Experiments erreicht ist, darf das Tier, wenn der Schmerz darnach fortdauert, zu keinem weitern Experiment aufbewahrt, sondern muß sofort getötet werden.

Auf dem in Gotha 1879 tagenden deutschen Kongreß bekam eine schärfere Richtung die Oberhand. Der Kongreß erklärte sich in Bezug auf die Frage der Notwendigkeit für unzuständig und beschloß folgende Petition an Bundesrat und Reichstag: „Die Vivisektionsfrage einer gesetzlichen Regelung entgegenzuführen und, so lange überhaupt dieses Studium von der Wissenschaft für unentbehrlich erklärt werden sollte, in jeder Richtung dafür zu sorgen, daß Ausschreitungen völlig vermieden würden." Die einzelnen Punkte, die er zur Berücksichtigung empfahl, sind im wesentlichen dieselben, wie die in den Krefelder Beschlüssen.

Wenn nun auch diese Abschwächung von den Delegirten des rheinisch-westfälischen Verbandes im Interesse der Einigkeit angenommen wurde, so haben sich doch der Verband wie die einzelnen Vereine geweigert, sich einer Agitation zur Aufhebung oder Beschränkung der Vivisektion anzuschließen. Auf der andern Seite gründete man dagegen besondre Vereine, die sich die Bekämpfung der Vivisektion ausschließlich zur Aufgabe stellten, und in Dresden, Leipzig, Hamburg und Berlin kam es zu einer Trennung in den Vereinen. Die erwähnte Petition wurde 1880 an den Reichstag und Bundesrat abgesandt, aber abgelehnt. Auf dem Kongreß in Wiesbaden 1881 beschloß man, von einem weitern Vorgehen abzusehen.

Inzwischen bat der Hannoversche Verein zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Tierfolter in einer Petition an das preußische Abgeordnetenhaus um

ein Verbot der Vivisektion als Unterrichts- und Forschungsmittel. Der Antrag Jansens, die Petition der königlichen Staatsregierung zur Berücksichtigung zu überweisen, damit das Geeignete geschehe, um die Vivisektion zu Demonstrationszwecken gänzlich zu unterdrücken und die Vivisektion zu Forschungszwecken einzuschränken, wurde nach längerer Debatte, woran sich auch der Kultusminister beteiligte, abgelehnt, dagegen der Antrag Minnigerodes, die Petition in Bezug darauf, ob und in welchem Sinne die Vivisektion als Mittel des Unterrichts auf den öffentlichen Lehranstalten zu entbehren sei, und ob eine Anregung in Bezug auf strafgesetzliche Bestimmungen gegen den Mißbrauch der Vivisektion für die Reichsgesetzgebung geboten sei, der königlichen Staatsregierung zur Erwägung zu überweisen, durch die Konservativen, das Zentrum und einen Teil der Freikonservativen angenommen.

Der Minister forderte nun von sämtlichen Hochschulen Gutachten ein und veranlaßte den Professor der Physiologie Heidenhain in Breslau, dem selbständig denkenden Teile des Publikums Material zur Gewinnung eines eignen Urteils in dem Vivisektionsstreite zu geben. Dieser weist die Unentbehrlichkeit der Tierversuche nach, widerlegt die Einwürfe und Vorwürfe der Gegner, giebt allerdings die Möglichkeit des Mißbrauchs zu, verneint aber den Mißbrauch auf den deutschen Universitäten und hält ein unbedingtes Verbot der Privatvivisektionen für bedenklich. Für bemerkenswert hält er die Krefelder Resolutionen, die er für den Ausdruck des thatsächlichen Zustandes in den medizinischen Anstalten erklärt.*)

Durch Erlaß des Kultusministers vom 2. Februar 1885 wurde dann in Preußen die Vivisektionsfrage geregelt. Der Erlaß lautet: „Die infolge meines Erlasses vom 13. Dezember 1883 von den medizinischen Fakultäten bezüglich der sogenannten Vivisektionsfrage erstatteten Berichte haben mich in der Überzeugung bestärkt, daß auf unsern Landesuniversitäten bei Anwendung und Ausführung der Versuche am lebenden Tiere nach maßvollen und billigenswerten Grundsätzen verfahren wird, und daß dabei neben den Interessen der wissenschaftlichen Forschung und des akademischen Lehramts auch die Anforderungen der Humanität gebührende Beachtung gefunden haben. Um in dieser Richtung auch für die Zukunft allen Zweifeln vorzubeugen, erachte ich es für sachdienlich, die der bisherigen Praxis zu Grunde liegenden Gesichtspunkte durch eine allgemeine Anordnung gegen die Möglichkeit von individuellen Abweichungen sicherzustellen. Zu diesem Zwecke bestimme ich hierdurch: 1. Versuche am lebenden Tiere dürfen nur zu ernsten Forschungs- oder wichtigen Unterrichtszwecken vorgenommen werden. 2. In den Vorlesungen sind Tierversuche nur in dem Maße statthaft, als dies zum vollen Verständnis des Vorzutragenden

*) Die Vivisektion. Auf Veranlassung des königlich preußischen Ministeriums der geistlichen u. s. w. Angelegenheiten besprochen von Professor Dr. Rudolf Heidenhain. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

notwendig ist. 3. Die operativen Vorbereitungen zu den Vorlesungsversuchen sind in der Regel noch vor Beginn der eigentlichen Demonstration und in Abwesenheit der Zuhörer zu bewerkstelligen. 4. Tierversuche dürfen nur von den Professoren und Dozenten oder unter deren Verantwortlichkeit ausgeführt werden. 5. Versuche, die ohne wesentliche Beeinträchtigung des Resultats an niedern Tieren gemacht werden können, dürfen nur an diesen und nicht an höhern Tieren vollzogen werden. 5. In allen Fällen, wo es mit dem Zwecke des Versuchs nicht schlechterdings unvereinbar ist, müssen die Tiere vor dem Versuche durch Anästhetika vollständig und in nachhaltiger Weise betäubt werden." Ähnlich lauten die bairischen Vorschriften.

Trotzdem wird die Agitation von den Vereinen gegen Vivisektion noch heute fortgesetzt, um sie gänzlich abzuschaffen oder doch möglichst einzuschränken, und noch heute werden die Vertreter der Wissenschaft und des gemäßigten Tierschutzes in gehässiger Weise persönlich angegriffen. Der Verband der deutschen Tierschutzvereine aber hat 1884 in Dresden und 1893 in Karlsruhe den auf die Vivisektion bezüglichen Anträgen kein Gehör geschenkt und in der Vivisektionsfrage weiter keinen Beschluß gefaßt.

5. Der Transport der Tiere

Einen ruhigen Verlauf nahmen die sehr umfangreichen Verhandlungen über den Transport der Tiere. Mancherlei Übelstände, die sich in den letzten Jahrzehnten durch die Vermehrung des Transports und durch die Eisenbahnen herausgestellt haben, bildeten den Gegenstand von Verhandlungen und Petitionen der Tierschutzvereine, die auch zum Teil von Erfolg begleitet wurden.

Zahlreiche polizeiliche Verfügungen, den jeweiligen Verhältnissen der einzelnen Bezirke angepaßt, regeln den Transport des Schlachtviehes und des Geflügels auf Straßen und Wegen, wie das Treiben des Großviehs und Kleinviehs, das Knebeln der Kälber, das Aufladen und Abladen, das Treiben der Gänse, das Tragen des Geflügels u. s. w. Alle diese Verfügungen auch nur auszugsweise wiederzugeben, würde hier zu weit führen. Der Gegenstand ist auch von mehr örtlichem Interesse.

Ebenso ist der Transport mit der Post verhältnismäßig geringfügig; es handelt sich da hauptsächlich um Geflügel. Die Bemühungen der Tierschutzvereine, namentlich des rheinisch-westfälischen Verbandes, um Besserung der Transportbehälter scheiterten an der Weigerung der obersten Postbehörde, in dieser Beziehung Bestimmungen zu erlassen. Die Postordnung hat folgende Bestimmung: „Die Annahme lebender Tiere zur Beförderung durch die Post kann nur insoweit stattfinden, als die Versendung solcher Tiere überhaupt mit dem postmäßigen Betriebe vereinbar ist." Im Jahre 1883 wurde eine Bestimmung für Tiersendungen mit Nachnahme erlassen und 1890 auf alle Tiersendungen ausgedehnt.

Von größerer Bedeutung sind die Transportverhältnisse auf Eisenbahnen. Eine der größten Schwierigkeiten, die sich den Bestrebungen der Tierschutzvereine anfangs in den Weg stellten, war außer der Verteuerung des Transports die Mannichfaltigkeit der Eisenbahnverwaltungen und ihrer Bestimmungen, und diese Verschiedenheit ist auch noch heute das Haupthemmnis bei den Bestrebungen, den Transport international zu regeln. Erst mit Übernahme der preußischen Bahnen durch den Staat wurde die Sache für Deutschland einfacher. Zahlreiche Gesuche von Tierschutzvereinen suchten den Transport zu bessern. Gewünscht wird darin in der Regel die Beförderung nach Stückzahl, Sonderung der großen und kleinen Tiere, Feststellung eines Normalmaßes für Groß- und Kleinvieh, Beaufsichtigung durch Wächter, möglichst durchgehende Viehzüge, während der Sommermonate Benutzung der Nacht zur Fahrt, ausreichende Fütterung und Tränkung, sofortige Ausladung am Bestimmungsorte, Beseitigung der offnen Wagen, Anbringen von Ventilationsvorrichtungen, Längsstellung der befestigten Tiere, passende Fußboden.

Infolge der wiederholten Beschwerden über zu enge Verladung und unzureichende Pflege der auf den Eisenbahnen beförderten Tiere erließ der preußische Handelsminister unterm 4. Juli 1876 ein Rundschreiben an sämtliche Eisenbahndirektionen, worin er ausdrücklich verlangte, der übermäßig engen Verladung der Tiere entgegenzutreten und nötigenfalls widerstrebende Versender bei der zuständigen Polizeibehörde anzuzeigen. Ferner wurden die Vorschriften eingeschärft, wonach bei Ankunft von Viehzügen auf den Stationen Wasserbehälter bereitzuhalten sind. Endlich soll dafür gesorgt werden, daß möglichst geräumige und ventilirte Wagen verwendet, und daß die Viehbegleiter ihren Platz in nächster Nähe der begleiteten Wagen erhalten und einnehmen.

Weitere Petitionen, insbesondre die vom 28. Februar 1878 von einer großen Zahl deutscher Vereine, hatten den Erfolg, daß vom Reichskanzleramt eine Konferenz von Veterinärbeamten und Eisenbahnfachmännern nach Berlin berufen wurde, die als Ergebnis ihrer Beratungen ein Gesetz über Verladung und Beförderung des Viehs auf Eisenbahnen vorschlug, worin vielen der gerügten Übelstände Rechnung getragen wurde. Namentlich waren die Einrichtungen für Verladung, Vorrichtungen auf den Bahnhöfen, Beschaffenheit der Rampen und Einstellräume anerkennenswert. Doch blieben noch viele Wünsche unberücksichtigt. So wurde zwar die Benutzung auch offner Gepäckwagen für Schlachtvieh und fester Käfige für Geflügel gestattet, aber über Überfüllung der Viehwagen, den Transport der Hunde, sofortige Ausladung der Viehtransporte, über Tränkestationen, Beschleunigung des Viehtransports, Benutzung der Personenzüge u. s. w. ungenügende Bestimmungen getroffen. Insbesondre wurden die Vorschläge gar nicht gesetzlich festgestellt, sondern das Ergebnis der Beratungen in den Bestimmungen über Verladung und Beförderung von lebenden Tieren auf Eisenbahnen vom 13. Juli 1879 zusammengefaßt.

Inzwischen ging das Bestreben der Tierschutzvereine zunächst dahin, teils selbständig für Fütterung und Tränkung der Transporttiere zu sorgen, teils sich an die Versender und an die Eisenbahndirektionen und deren Beamte mit der Bitte zu wenden, für Tränkung und Fütterung durch Mitgeben von Futter und Trinkgefäßen zu sorgen.

Doch ließ man auch die Verfolgung der Angelegenheit bei den Behörden nicht aus dem Auge. In einer Eingabe an den deutschen Reichskanzler vom 6. Juni 1882 bat der deutsche Verband, „eine internationale Regelung des Viehtransportwesens in dem Sinne anzuregen, daß für den Transport von Tieren in größerer Zahl nur zweckmäßig eingerichtete Wagen verwendet würden, die eine Überfüllung verhüteten und die Ernährung der Tiere während der Fahrt gestatteten." Das Reichseisenbahnamt erklärte zwar hierauf, dem Ansuchen keine Falge geben zu können, gab aber doch die Versicherung, daß das regste Streben obwalte, den Viehtransport auf Eisenbahnen soviel wie möglich zu erleichtern und zu verbessern.

Im November 1885 tagte nach einem Beschluß des Wiener Kongresses eine internationale Tierschutzkonferenz in München. Dort wurde beschlossen, gemeinsam gegen Länder vorzugehen, die noch keine hinreichenden gesetzlichen Bestimmungen über Viehtransport hätten, wie Frankreich, Italien, Belgien, England, Holland. Der schweizerische Zentralvorstand wurde beauftragt, die nötigen Schritte zu thun. Dieser wandte sich an die Staatsregierungen und Eisenbahnverwaltungen mit der Bitte, den Transport mit Bezug auf die Transportmittel, die Pflege der Tiere und den Umfang der Ladung zu regeln, indem er die Wünsche der Tierschutzvereine in dieser Beziehung darlegte. Die Vorstellungen wurden freundlich beantwortet, aber dabei blieb es, und nur der schweizerische Bundesrat sah sich veranlaßt, einen Nachtrag zum Transportreglement der schweizerischen Eisenbahnen zu geben, worin über den Transport der Tiere, die Lieferung, das Ein- und Ausladen, die Begleitung und die Fütterung genaue Bestimmungen getroffen werden.

Auf dem letzten internationalen Kongreß in Dresden 1889 wurde nun in Anbetracht dessen, daß die bestehenden Verordnungen noch manche Lücken haben, z. B. hinsichtlich der Größe der Wagen, daß manche Vorschriften, z. B. die über die Tränkung, kaum gehandhabt werden können, daß noch immer die sogenannten Trommeln, die Unterkasten zwischen den Achsen der Wagen, zum Transport benutzt werden, beschlossen, eine Kommission mit der Aufgabe zu betrauen, die Frage eines humanen Tiertransports zu beraten und bei den zuständigen Behörden die zweckdienlichsten Schritte mit aller Energie einzuleiten.

Endlich wäre noch der Transport zu Schiffe zu erwähnen. Auf unsern größern Flüssen werden Schiffe zur Viehbeförderung wegen der langen Transportdauer selten benutzt. Höchstens sieht man zuweilen einige Käfige auf Deck

stehen, die Gänse und andres Geflügel beherbergen, auch einzelne Pferde werden in besondern Transportkasten verschickt. Die überseeischen Transporte finden teils in Auswandrerdampfern, teils in besondern sogenannten Ochsendampfern statt. Die Ausfuhr ist nicht sehr umfangreich und geht hauptsächlich nach England. Dagegen hat sich die Einfuhr von Schlachttieren aus Amerika und Australien sowie aus Dänemark in den letzten Jahrzehnten außerordentlich gehoben. Besondre Bestimmungen über die Verladung von Tieren auf Schiffen bestehen in Deutschland nicht. Man richtet sich nach den Bestimmungen vom 13. Juli 1879 über die Transporte von Tieren auf den Eisenbahnen und den ergänzenden Bestimmungen vom 28. November 1887 über den Transport nach den Nordseehäfen. Alle Bestrebungen sind darauf gerichtet gewesen, 1. das Verladen möglichst zweckmäßig zu gestalten, was neuerdings durch eine Art Fahrstuhl geschieht, der durch eine Dampfwinde von der Hauptluke in das Zwischendeck auf und ab bewegt wird; 2. die Schiffsräume möglichst gut und zweckmäßig zu ventiliren; 3. Überladungen zu vermeiden, damit die Tiere nicht zu gedrängt stehen und die Fütterung und Tränkung sowie die Reinigung des Raumes bequemer geschehen kann; 4. eine strenge Überwachung durch energische Beamte anzuordnen.

6. Die Betäubung der Schlachttiere

Ein weiterer Gegenstand, der in Tierschutzvereinen zu lebhafter Erörterung Anlaß gegeben hat und noch giebt, ist die Betäubung der Schlachttiere vor dem Schlachten. Die Frage hat nicht weniger Staub aufgewirbelt, als die Vivisektion und noch in neuerer Zeit, namentlich in der Schweiz, zu den heftigsten Kämpfen geführt. Auch hier soll der Versuch gemacht werden, den Leser durch eine möglichst unbefangne Darstellung über das Wesentliche zu unterrichten.

Der Grundgedanke, der die Tierschutzvereine bei ihrer Agitation für Einführung der obligatorischen Betäubung der Schlachttiere leitete, ist 1. den Tieren unnötige Qualen beim Schlachten selbst und bei den Vorbereitungen dazu zu ersparen; 2. die Öffentlichkeit bei dem Schlachten auszuschließen, namentlich Kinder fernzuhalten.

Fast auf allen Kongressen der Tierschutzvereine, internationalen wie deutschen, wurde die Frage einer eingehenden Erörterung unterzogen und die Forderung gestellt, nicht nur die Behörden um gesetzliche Vorschriften zu bitten, sondern auch das Gewissen des Volks zu wecken, damit den empörenden Zuständen ein Ende gemacht werde. Denn in der That waren die Schlachtungsmethoden, besonders der Genickstich, das Schlachten des Kleinviehs, namentlich der Schweine, auf dem Lande, das Schächten mit seinen Vorbereitungen derart, daß eine Änderung unbedingt erforderlich erschien. Die deutschen Tierschutzvereine wandten sich im Jahre 1885 in einer gleichlautenden Petition an

sämtliche deutsche Regierungen mit der Bitte, überall da, wo es möglich sei, die Einrichtung allgemeiner Schlachthäuser zu veranlassen, wo es nicht möglich sei, wie auf dem Lande, wenigstens eine strenge Beaufsichtigung der Schlachtungen eintreten zu lassen; ferner zu veranlassen, daß in allen Fällen in Räumen, die dem Publikum unzugänglich sind, geschlachtet und damit vor allem der Jugend der Anblick des Schlachtens entzogen werde. Diese Eingabe fand überall erfreuliche Würdigung. Es wurden Erhebungen über die Mißstände angestellt und in den verschiednen Bundesstaaten teils durch die Ministerien, teils durch Regierungsverordnungen (in Preußen in achtzehn Regierungsbezirken) besondre Vorschriften erlassen, namentlich in Bezug auf die vorzunehmende Betäubung, auf die Behandlung des zu schächtenden Viehs, das Schlachten in geschlossenen Räumen und das Fernhalten der Jugend. Am weitesten geht die im März 1892 erlassene Regierungsverordnung des königlich sächsischen Ministeriums, die vom 1. Oktober an die Betäubung aller Schlachttiere (auch der zu schächtenden) mit Ausnahme des Federviehs, bei der Tötung des Rindviehs die Anwendung der Schlachtmaske und die Fernhaltung des Publikums vorschreibt und Schlachtungen nur durch kundige Personen zuläßt. In den Motiven wird betont, daß auch eine rituelle Vorschrift oder Gewohnheit keinen Anspruch auf Beachtung machen könne, wenn sie mit der auch den Tierschutz umfassenden Moral in Widerspruch stehe.

Damit die Schlachtfrage entsprechend ihrer Wichtigkeit und Dringlichkeit für die Volkserziehung und mit Rücksicht auf die Sittlichkeit behandelt werde, erschien es nötig, die Unterstützung aller derer anzurufen, die Einfluß auf die öffentliche Meinung haben, vor allem also der Presse. Dank den Bemühungen des Berliner Tierschutzvereins oder vielmehr seines Leiters Hans Beringer wurden an sämtliche 250000 Gemeinden Deutschlands, 4000 Magistrate und 60000 Pfarrer eine Anzahl Flugblätter versandt und belehrende Artikel durch Millionen von Zeitungsnummern und Kalender verbreitet. Es wurde darauf hingewiesen, daß von den etwa 130000 Tieren, die täglich im deutschen Reiche geschlachtet werden, nur ungefähr 15000 betäubt werden, es wurde der Einfluß des Schlachtens auf dem Lande auf die Kindererziehung und Volksmoral beleuchtet und die ganze Frage der Beurteilung des Publikums unterbreitet. Infolge dieser Agitation wurde in 600 Gemeinden die Betäubung freiwillig eingeführt und die Zustimmung der Reichstagsabgeordneten durch die Flugblätter, sowie durch persönliche Einwirkung gewonnen. Nicht minder suchten die Tierschutzvereine für die Einführung neuer Schlachtapparate zum Betäuben des Großviehs und Kleinviehs Propaganda zu machen, indem sie diese unentgeltlich zur Benutzung in Schlachthäusern und an Privatfleischer verteilten.

Nun wandte sich der Verband der deutschen Tierschutzvereine unterm 28. Februar 1886 an den Reichstag mit der Bitte, a) daß Schlachttiere nur

nach vorausgegangner Betäubung durch Blutentziehung getötet und b) daß Schlachtungen überhaupt nur durch geprüfte Personen und in allgemeinen Schlachthäusern nur durch angestellte Schlächter ausgeführt werden dürften. In der Begründung wurde unter anderm darauf hingewiesen, daß selbst religiöse Bedenken der Juden die Tierschutzvereine nicht abhalten könnten, das Betäuben des Schlachtviehs in jedem Falle als ein Gebot der Humanität zu bezeichnen und darum zu bitten, es gesetzlich einzuführen.

Diese auch schon auf verschiednen Kongressen wiederholt gestellte Forderung verursachte unter den Juden eine große Erregung. Nachdem die Petitionskommission des Reichstags in der zweiten Session 1885/86 mit dreizehn gegen zwei Stimmen den Beschluß gefaßt hatte, dem Plenum des Reichstags die Annahme folgenden Antrags zu empfehlen, „die Petition des Verbandes der Tierschutzvereine des deutschen Reichs zu Köln dem Herrn Reichskanzler zur Erwägung zu überweisen, ob und auf welche Weise, insbesondre durch Abänderung des Reichsstrafgesetzbuchs, den in der Petition geltend gemachten Mißständen entgegenzutreten sei," wurden von 2025 jüdischen Gemeinden Eingaben an den Reichstag gerichtet mit der Bitte, der Reichstag wolle über die Petition der Tierschutzvereine zur Tagesordnung übergehen oder doch bei der Beschlußfassung die Gewissensfreiheit (!) der Bekenner des jüdischen Glaubens schützen. Diese Eingabe wurde damit begründet, daß es den Juden religionsgesetzlich untersagt sei, dem Tiere vor dem Schlachten irgend eine Verletzung beizubringen, und daß das Schächten keine Tierquälerei sei, wofür eine Reihe von Gutachten hervorragender Physiologen beigebracht wurde.

Die Petition des Tierschutzverbandes kam im Reichstage nicht zur Verhandlung und wurde daher wiederholt. Die Kommission faßte denselben Beschluß wie im Jahre 1886, und am 18. Mai 1887 kam die Sache im Plenum zur Erörterung. Da wurde infolge der geschickt betriebenen Agitation der jüdischen Gemeinden statt der ganz allgemein gestellten Forderung des Betäubens vor dem Schlachten die Schächtfrage, auf die allerdings in der Petition auch ein Seitenblick geworfen war, in den Vordergrund gerückt. Nach einer sehr erregten Debatte, in der der Abgeordnete Miquel die Aufmerksamkeit des Hauses auf die Hauptfrage zurücklenkte, wurde beschlossen, dem Beschlusse der Petitionskommission die Worte zuzufügen: insofern sich aber die Petitionen auf das jüdische Schächten beziehen, über sie zur Tagesordnung überzugehen.

Am 26. März 1888 wurde in der Sitzung des Bundesrats der Beschluß des Reichstags wegen der Tötung der Schlachttiere mit der darauf bezüglichen Eingabe des deutschen Verbandes dem Vorsitzenden mit dem Ersuchen überwiesen, eine Ergänzung des Reichsstrafgesetzbuchs in dem Sinne in Erwägung zu ziehen, daß Zuwiderhandlungen gegen die zur Verhütung unnötiger Quälereien beim Schlachten der Tiere erlassenen Polizeiverordnungen

unter Strafe gestellt würden. Seit dieser Zeit sind Kundgebungen des Reichstags und Bundesrats in der Schlachtfrage nicht mehr erfolgt.

Der deutsche Verband beschloß auf seinem letzten Verbandstage in Karlsruhe, einstweilen von einem bestimmten Antrage abzusehen, die Erfolge der sächsischen Verordnung in der Praxis abzuwarten und den Vorstand zu beauftragen, wenn er den Zeitpunkt für gegeben erachte, den Antrag auf obligatorische Betäubung zu wiederholen.

Die meiste Erregung verursachte die Schlachtfrage, besonders die Schächtfrage in der Schweiz. Schon 1854 erließ der Große Rat des Kantons Aargau ein Gesetz gegen Tierquälerei und schrieb darin in Betreff der Tötung der Schlachttiere den Schlag auf den Kopf vor, gestattete aber später den Juden das Schächten mit Beschränkung auf die Gemeinden Endingen und Legnau. Allmählich kam die Frage auch in andern Kantonen in Fluß. Nach langen Verhandlungen zwischen den Regierungen der einzelnen Kantone und dem Bundesrate wurde, hauptsächlich durch die Bemühungen der Tierschutzvereine, eine Volksabstimmung durchgesetzt und am 20. August 1893 die Aufnahme folgenden Artikels in die Bundesverfassung beschlossen: „Das Schlachten der Tiere ohne vorherige Betäubung vor dem Blutentzuge ist bei jeder Schlachtart und Viehgattung ausnahmslos untersagt.“ Für den Antrag stimmten 191527 Bürger, dagegen 127101. Die nächste Sorge der schweizerischen Tierschutzvereine, denen es selbstverständlich wie den deutschen nur um die Humanität im Schlachtverfahren, nicht um antisemitische Bestrebungen zu thun war, wird nun sein, die Ausführung dieser Verfassungsbestimmung durch Gesetze in den einzelnen Kantonen oder durch Bundesgesetz zu regeln.

7. Der Vogelschutz

Die Ursachen der Vogelverminderung liegen teils in natürlichen, teils in der durch den Menschen geschaffnen Verhältnissen. Dahin gehören der Einfluß der Winterkälte, die Vertilgung der Vögel und die Plünderung ihrer Nester durch andre Tiere, die Änderung der land- und forstwirtschaftlichen Verhältnisse, das Plündern der Nester aus Roheit und Mutwillen, im wissenschaftlichen Interesse oder zu Nahrungszwecken, die Tötung der Vögel zu Modezwecken,*) das Fangen zum Zwecke des Verspeisens oder des Haltens, das

*) Die Schädlichkeit und Grausamkeit der Modethorheit wird am besten durch die Thatsache gekennzeichnet, daß ein einziger Händler in Paris im Jahre 1891 40000 Vögel aus Afrika, ein andrer in London eine Sendung von 6000 Paradiesvögeln, 360000 Vögeln verschiedenster Art aus Ostindien und 400000 Kolibris erhielt, daß bei einem andern Händler im Jahre 1889 mehr als zwei Millionen auserlesene Vogelbälge verkauft wurden, ein Handelsverein in Long-Island bei Newyork innerhalb von vier Monaten mehr als 70000 Vögel lieferte und ebendort ein Kürschnergeschäft jährlich gegen 700000 Vogelbälge verarbeitete, daß endlich die Vögel vielfach mit Angelschnuren(!) gefangen und häufig sogar lebendig abgehäutet(!) werden, um die Farbenpracht des Gefieders zu erhalten.

nutzlose Wegschießen durch die Jäger u. a. m. Die von den Tierschutzvereinen gegen die Verminderung der Vogelwelt getroffnen Maßregeln beziehen sich auf die genannten Punkte und sind zum Teil örtlicher Natur. Das Anpflanzen von Vogelschutzgehölzen, das Anbringen von Nistkästen, das Aussetzen von Prämien für Erlegung von Raubtieren, das Füttern während der Winterzeit, die Verteilung von passenden Schriften an die Jugend, worin das Unziemliche und Empörende des Nesterausnehmens betont wird, überhaupt die Gewinnung von Schule und Haus für diese Seite des Tierschutzes, der Hinweis auf den ungeheuern Schaden für die Landwirtschaft, auf die Gedankenlosigkeit, in der ein Jäger, vielleicht nur um seine Treffsicherheit zu erproben, auf einen Vogel anlegt u. dgl. m.

Von allgemeinem Interesse sind die Bestrebungen der Verbände, die sich hauptsächlich gegen das Fangen zum Zwecke des Haltens und des Verspeisens richten. Was das erstere angeht, so sind die Meinungen darüber auch in Tierschutzkreisen geteilt. Während die einen das Halten gänzlich verbieten wollen, nach den Aussprüchen Schopenhauers: „Alle Käfigvögel sind schändliche und dumme Grausamkeit“ und: „Den Vogel, der organisirt ist, die halbe Welt zu durchstreifen, sperrt der Mensch in einen Kubikfuß Raum, wo er sich langsam zu Tode sehnt und schreit,“ halten andre eine solche Ansicht für übertrieben und der Erfahrung widersprechend. Nicht nur Kanarienvögel, sagen sie, sondern auch einheimische Singvögel, fühlen sich in ihrem Käfig, wenn er den nötigen Anforderungen entspricht, sehr wohl und kehren, wenn man sie freigiebt, oft in ihren „Kerker“ zurück. Die Bewegungsfähigkeit eines Vogels ist nicht immer dem Bewegungsbedürfnis gleich, wie man z. B. bei einer Nachtigall leicht beobachten kann, die stundenlang von demselben Orte aus ihr herrliches Lied ertönen läßt. Ferner ist nachweislich die Lebensdauer eines gefangnen Vogels größer als die eines freien, da er nicht so vielen Gefahren ausgesetzt ist wie dieser, die Verminderung der Vogelarten ist im Vergleich zu den andern Ursachen gering. Bei der Jugend wird durch einen gefangnen Vogel der Naturssinn, das Streben nach Naturerkenntnis geweckt, Mitleid und Liebe zu den Tieren durch die Pflege und Wartung gefördert, der arme Gebirgsbewohner, der ans Zimmer gefesselte Handwerker behält durch den Vogel Berührung mit der lebenden Natur und Sinn und Empfindung auch für andre Tiere. Von diesen Gesichtspunkten aus richten sich die Bestrebungen des gemäßigten Tierschutzes nicht gegen das Halten überhaupt, sondern gegen die Mißbräuche, den gewerbsmäßigen Vogelfang, zumal in der Nähe großer Städte, die Behandlung der Vögel und das Einsperren in zu enge Käfige, den Wegfang während und kurz nach der Brütezeit, den Fang der Nachtigallen und andrer selten werdender Vögel.

Auch in Bezug auf die Verfolgung der Vögel zu Nahrungszwecken sind die Tierschützer nicht einig. Während die einen das Fangen zu diesem Zwecke

gänzlich verbieten wollen, wenden sich andre nur gegen die massenhafte Vertilgung in Italien, Südfrankreich, Tirol und auch in Deutschland, namentlich gegen das Fangen der Krammetsvögel in Dohnen, da diese Fangart von besondrer Grausamkeit ist. Nach dieser Richtung gingen und gehen vorwiegend die Bestrebungen der größern Verbände.

Der rheinisch-westfälische Verband richtete am 29. Juni 1876 an das landwirtschaftliche Ministerium in Preußen die Bitte: 1. daß der Vogelschutz durch allgemein giltige gesetzliche Bestimmungen geregelt werde, 2. daß in den gesetzlichen Bestimmungen das Fangen in Dohnen gänzlich verboten werde, 3. daß durch internationale Verträge diese Bestimmungen auch über die Grenzen unsers Vaterlandes hinaus wirksame Ausdehnung gegeben werde. Am 15. November 1876 legte der Reichstagsabgeordnete Fürst Hohenlohe-Langenburg dem Reichstage den ersten Entwurf zu einem Vogelschutzgesetze nebst einem Verzeichnis der schutzbedürftigen Vogelarten vor. Der Antrag wurde einer Kommission übergeben, kam aber weder in dieser noch in der folgenden Session vor das Plenum. In der Session 1879 erfuhr der Entwurf wesentliche Abänderungen. Von allen Seiten liefen Petitionen ein, namentlich bat der Kongreß in Wiesbaden um ein gänzliches Verbot des Dohnenfangs, des Vogelfangs im großen, des Ausnehmens und Zerstörens der Nester, während er einen eingeschränkten und sachverständig überwachten Vogelfang ohne Bedenken gestatten wollte.

Ein neuer Gesetzentwurf wurde am 13. Februar 1883 dem Reichstage vorgelegt, aber es wurde wieder kein Beschluß gefaßt. Der rheinisch-westfälische Verband richtete Abänderungsvorschläge an den Bundesrat, später der deutsche Verband an den Reichstag, wonach wieder der Dohnenfang, dann die Beseitigung der Nester an Gebäuden durch die Jugend, das Fangen, Erlegen und der Ankauf und Verkauf einheimischer Vögel für die Zeit vom 15. Februar bis zum 15. September verboten werden sollten, wobei noch der deutsche Verband durch Beschluß vom 30. Juli 1887 dem uneingeschränkten Halten der einheimischen Singvögel eine Schranke ziehen wollte. Endlich kam das neue Vogelschutzgesetz zustande. Seit dem 1. Juli 1888 ist es in Kraft. Auf die Einzelheiten des Gesetzes einzugehen, würde hier zu weit führen. Jedenfalls waren die Tierschutzvereine mit manchen Bestimmungen nicht einverstanden, wenn sie auch den Fortschritt nicht verkannten, der darin liegt, daß der in Deutschland herrschenden Unsicherheit in den verschiednen Landesteilen ein Ende gemacht werde. Diese Unzufriedenheit, sowie bestimmte Vorfälle auf dem Gebiete des Vogelschutzes, der Massenfang der Stare in Elsaß-Lothringen, der Vogelfang auf Helgoland u. a., gaben Veranlassung, daß die Frage auf dem letzten deutschen Verbandstage in Karlsruhe zur Beratung gestellt wurde. Dort wurde eine Kommission gewählt, die die Frage der Änderung des Vogelschutzgesetzes ins Auge fassen und darüber Ermittlungen einziehen sollte.

Neben der nationalen Regelung des Vogelschutzes war auch die internationale Regelung eine Aufgabe der Tierschutzvereine, da ein voller Schutz der Zugvögel nur durch Abschluß internationaler Verträge erreichbar schien. Schon im Jahre 1868 hatte die 26. Versammlung deutscher Forst- und Landwirte bei der österreichischen und bei den deutschen Regierungen die Frage angeregt. Die preußische Regierung leitete auch im Namen des norddeutschen Bundes Unterhandlungen mit Österreich, Frankreich, Spanien, Portugal, der Schweiz und Griechenland ein, die aber durch den Krieg von 1870 unterbrochen wurden.

Die österreichische Regierung knüpfte inzwischen Verhandlungen mit der italienischen an, die im Jahre 1875 zu einem Vertrage führten, wonach sich beide Regierungen verpflichteten, durch die Gesetzgebung Maßregeln zu treffen, die geeignet wären, den für die Bodenkultur nützlichen Vögeln möglichsten Schutz zu gewähren und dahin zu wirken, daß auch andre Staaten dem Vertrage beiträten, was bis jetzt freilich noch nicht geschehen ist. Verboten werden in dem Vertrage das Zerstören und Ausheben der Nester und bestimmte Fangarten, freigegeben dagegen das Erlegen vom 1. September bis Ende Februar mit Schießwaffen, vom 15. September bis Ende Februar mit andern nicht verbotnen Mitteln.

Abgesehen davon, daß diese Bestimmungen des Vertrags nur schlaff gehandhabt werden, sind sie für einen zureichenden Vogelschutz nicht genügend. Daher ist das Bestreben der Tierschutzvereine, die hierin von den ornithologischen und landwirtschaftlichen Vereinen unterstützt werden, darauf gerichtet, ebenso wie gegen den Massenfang der Singvögel in Deutschland, so auch gegen den der Zugvögel in Italien und den übrigen südlichen Ländern vorzugehen. So beschloß der letzte internationale Kongreß in Dresden 1889, an die verschiednen Landesregierungen Vorstellungen dahin zu richten, daß sie sich durch internationale Verträge verpflichten möchten, Gesetze zum Schutze der Vogelwelt zu erlassen, und ferner die italienische Regierung um Durchführung des österreichisch-italienischen Vertrages zu bitten. Übrigens wird augenblicklich von dem italienischen Landwirtschaftsministerium ein Vogelschutzgesetzentwurf ausgearbeitet. Darnach soll das Ausnehmen und Zerstören der Nester, das Fangen der Vögel durch Gift oder betäubende Stoffe, die Nachtjagd und die Jagd auf Schwalben, das Fangen mit dem Roccolo in der Zeit vom 1. Februar bis zum 15. September, der Verkauf von Vögeln während der Schonzeit verboten und die Roccoli mit hohen Steuern belegt werden.

8. Schluß

Wenn man die Arbeiten der Tierschutzvereine auf den vorgenannten Gebieten vorurteilsfrei betrachtet und bedenkt, daß innerhalb einer verhältnismäßig kurzen Zeit so manches geschaffen worden ist, was uns heute selbst-

verständlich erscheint, wenn man sich ferner die zahlreichen Einzelaufgaben vergegenwärtigt, die den Vereinen außerdem obliegen, und auf die in den vorstehenden Ausführungen nur kurz hingedeutet werden konnte, so wird man der Auffassung zustimmen müssen, daß die Tierschutzbewegung ein wichtiges Glied in den heutigen Kulturbestrebungen ist. Das wird auch von den leitenden Kreisen des Volkes wie von der Presse immer mehr anerkannt. Die Kölnische Zeitung, die Münchner Allgemeine, die Nationalzeitung und viele andre sind wiederholt in den letzten Jahren für die eine oder andre Bestrebung der Tierschutzvereine eingetreten. In den Debatten des Reichstages über das Betäuben des Schlachttiere wurde von den verschiedensten Seiten des Hauses, so von Windthorst, Miquel, Goldfus, betont, daß man die humanen Bestrebungen der Tierschutzvereine unterstützen müsse. Ebenso haben die Regierungen der deutschen Länder ein erfreuliches Entgegenkommen gezeigt.

Dabei ist ein allmählicher Fortschritt ganz unverkennbar. Ansichten, die noch vor wenigen Jahren als hypersentimental verschrieen wurden, sind heute Gemeingut des Volkes geworden, Vorurteile, die zu Beginn der Bewegung erklärlich waren und auch durch mannichfache Mißgriffe der Tierschutzkreise genährt wurden, haben sich allmählich verloren. Man ist in weiten Kreisen des Volkes zu der Überzeugung gekommen, „daß die Gesittung der Menschen und die wahre Religiosität sich stets auch durch eine barmherzige Behandlung der Tiere erweist.“ Mit diesen Worten beginnt ein Aufruf aus dem Jahre 1890, der sich gegen die Massentierquälereien beim Schlachten richtet und von hohen und höchsten Beamten des Staats, katholischen Bischöfen und Erzbischöfen, Würdenträgern der evangelischen Kirche, Universitätsprofessoren, Mitgliedern des Reichstags, kurz von den hervorragendsten Männern der Nation unterzeichnet ist.

Wenn man trotzdem noch häufig den Vorwurf hört, daß die Arbeit und das Geld, die auf den Tierschutz verwandt werden, besser auf die Erleichterung des Menschenloses und zur Linderung des Menschenelends verwandt würden, so läßt sich diesem Vorwurfe nicht nur mit der Losung: „Das eine thun und das andre nicht lassen!“ entgegentreten, sondern auch mit dem Hinweis auf die materielle Bedeutung des Tierschutzes. Den Nachweis dieser Bedeutung zu führen und dadurch die Unterstützung des Publikums zu finden, war der Zweck der vorstehenden Ausführungen. Der Verfasser schließt mit dem herzlichen Wunsche, daß die Tierschutzvereine die maßvolle Richtung der letzten Jahre beibehalten, so an Kraft und Ausdehnung gewinnen und ihre Aufgaben zu einem glücklichen Ende führen mögen.

Die Weltanschauung der Romantik
und Friedrich Hebbel

Von J. Collin

Die mächtige Geistesbewegung, von der das letzte Drittel des achtzehnten Jahrhunderts ergriffen ward, hatte den Zweck, dem Menschen seine ureignen Rechte, seine Freiheit wiederzugeben. In Deutschland blieb sie auf das litterarische Gebiet beschränkt. Shakespeare ward hier von selbst der Herold einer neuen Zeit; denn aus seiner Dichtung wehte dem jungen Geschlechte der Hauch einer Freiheit entgegen, die auf glücklicherem Boden in einer lebendigen Zeit unter dem Einfluß des Protestantismus schon längst errungen worden war. Gleich das erste Werk, mit dem eine neue Zeit in der Geschichte unsrer Dichtung wie des geistigen Lebens beginnt, Goethes Götz, stellt den in unfreier Zeit nach Freiheit ringenden Mann dar. Wie der Mensch auf der Grundlage des wirklichen Lebens zur Freiheit gelangen könne, ist stets das Thema der Goethischen Poesie geblieben vom Götz an bis zu der Weisheit letztem Schluß des alten Faust:

Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.

Goethe ist, wie sehr er auch hierin verkannt worden ist, der eigentliche Dichter der Freiheit. Er hat den innern Menschen anfangs im tragischen, später im siegreichen Kampfe um seine Freiheit zum Gegenstande dichterischer Darstellungen gemacht. Die lebendige Quelle dafür ward durch ihn das eigne Innere des Dichters. Diese Offenbarung, die ihm geworden war, hat er noch einmal am Ende seines Lebens dem jungen Dichtergeschlecht als sein Vermächtnis eindringlich ans Herz gelegt. In dem fünften Nachlaßbande seiner Werke konnten sie ein Mahnwort für junge Dichter lesen, worin er unter anderm hervorhebt: „Wenn ich aussprechen soll, was ich den Deutschen überhaupt, besonders den jungen Dichtern geworden bin, so darf ich mich wohl ihren Befreier nennen; denn sie sind an mir gewahr geworden, daß, wie der Mensch von innen heraus leben, der Künstler von innen heraus wirken müsse, indem er, geberde er sich, wie er will, immer nur sein Individuum zu Tage fördern wird."

In der That, der Mensch in der ihm angebornen Kraft und Eigenheit war der Ausgangs- und Mittelpunkt der Poesie geworden. Im Drama geht alles aus dem Charakter der handelnden Personen hervor, alles ist darauf gegründet. Nur widerwillig werden nach vergeblichem Ansturm gegen die Gottheit die Grenzen der Menschheit anerkannt, aber auch darnach wird dem Menschen ein weiter Spielraum zur Bethätigung seiner Kräfte gegeben. Die Gottheit greift erst dann ein, wenn er das ihm Mögliche gethan, wenn er die letzte Kraft aus seiner Seele Tiefen verbraucht hat. Dem, der immer strebend sich bemüht, winkt zuletzt göttliche Hilfe und Erlösung.

Allen Gewalten Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen, Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme Der Götter herbei.

Einen solchen Menschen kann Gott ruhig sich selbst und sogar seinem Widersacher überlassen.

Aber der Umschwung, der die waltende Gottheit auch in der Poesie wieder in ihre Rechte einsetzte, blieb nicht aus. Es geschah zunächst auf einem merkwürdigen Umweg und aus vorwiegend poetischen Rücksichten. Shakespeare konnte hierbei nicht mehr mustergiltig sein. „Denn — bemerkt Goethe mit Recht in dem im Sommer 1813 geschriebnen Aufsatz Shakespeare und kein Ende — wenn auch Wahrsagung und Wahnsinn, Träume, Ahnungen, Wunderzeichen, Feen und Gnomen, Gespenster, Unholde, Zauberer ein magisches Element bilden, das zur rechten Zeit seine Dichtungen durchschwebt, so sind doch jene Truggestalten keineswegs Hauptingredienzien seiner Werke, sondern die Wahrheit und die Tüchtigkeit seines Lebens ist die große Base, worauf sie ruhen." Dagegen war das griechische Drama ein großartiges Beispiel für das Eingreifen göttlichen Geschicks in menschliches Getriebe. Welch reicher dichterischer Gewinn konnte nicht aus einer solchen Wechselwirkung zwischen Göttlichem und Menschlichem gezogen werden! Welche Kraft konnte dadurch dem Drama gegeben werden, wenn es nicht bloß persönliche Kämpfe, sondern den gewaltigern Kampf mit dem göttlichen Geschick darstellte! Ging auch der Mensch hierbei zu Grunde, so blieb doch selbst sein Untergang ein Bild erhabner Größe. „Vorherrschend — so führt Goethe in der erwähnten Schrift aus — ist in den alten Dichtungen das Unverhältnis zwischen Sollen und Vollbringen, in den neuern zwischen Wollen und Vollbringen. . . . Aber alles Sollen ist despotisch, es gehöre der Vernunft an, wie das Sitten- und Stadtgesetz, oder der Natur, wie die Gesetze des Werdens, Wachsens und Vergehens, des Lebens und Todes. . . . Das Wollen hingegen ist frei, scheint frei und begünstigt den einzelnen. . . . Es ist der Gott der neuen Zeit; aber durch das Sollen wird die Tragödie groß und stark, durch das Wollen schwach und klein." Es galt also den Gott der neuen Zeit von seinem Thron zu stoßen und den der alten wieder einzusetzen. Das Studium der Alten war

es, das zuerst Schiller, den Dichter der Götter Griechenlands, dazu vermochte, den Versuch zu machen. Er hat die griechischen Dramatiker erst nach dem Karlos kennen gelernt. (Brief an Humboldt vom 21. März 1796.) Aber noch in der Abhandlung über die tragische Kunst (1792) will er das antike Schicksal vom Drama ausgeschlossen wissen; eine blinde Unterwürfigkeit unter das Schicksal sei immer demütigend und kränkend für freie, sich selbst bestimmende Wesen. Auch in der Schrift über das Pathetische (1793) redet er noch der Freiheit das Wort. Der Held, der aus Achtung für irgend eine Pflicht das Leiden wählt, steht ihm am höchsten; wo nur irgend der Dichter eine starke Äußerung von Freiheit und Willenskraft antreffe, da habe er einen zweckmäßigen Gegenstand für seine Darstellung gefunden. Offenbar ist Schiller erst beim Ringen mit dem Stoff des Wallenstein andrer Ansicht geworden. Seitdem suchte er einerseits dem Schicksal eine größere Rolle zuzuerteilen, wie im Wallenstein und in der Braut von Messina, andrerseits legte er mehr Nachdruck auf das Leiden des Helden, wie in Maria Stuart und in der Jungfrau von Orleans. Allein gerade jener Versuch der Verbindung des Antiken und des Modernen mißlang. Denn weder im Wallenstein noch in der Braut von Messina hat Schiller einen innern Zusammenhang zwischen menschlichem Thun und göttlichem Walten herzustellen vermocht, der auch im Geist unsrer Weltanschauung gedacht wäre. Vergebens bemüht sich der Dichter, uns glauben zu machen, die Sterne und Orakel, Träume und Flüche hätten einen wesentlichen Einfluß auf den Gang der Handlung in jenen Stücken.

Auch Goethe, damals mit Schiller aufs engste verbündet und gerade durch ihn dazu geführt, derartige theoretische Dinge zu erörtern, trat diesen Bestrebungen näher. Er schreibt ihm am 26. April 1797: „Im Trauerspiel kann und soll das Schicksal, oder welches einerlei ist, die entschiedne Natur des Menschen, die ihn blind da- oder dorthin führt, walten und herrschen." Das heißt also doch wohl neben dem Schicksal im Sinne ursprünglicher Goethischer Weltanschauung auch dem mehr antik gedachten ein Recht einräumen; und im weitern Verlauf dieser Erörterungen nimmt er neben der physikalischen und sittlichen Welt auch die der Phantasien, Ahnungen, Erscheinungen, Zufälle und Schicksale für Epos und Drama in Anspruch, wobei er bedauert, daß wir für die Wundergeschöpfe, Götter, Wahrsager und Orakel der Alten, so sehr es zu wünschen wäre, nicht leicht Ersatz finden möchten. (Brief vom 23. Dezember 1797.) Auf ein eigentümliches Auskunftsmittel, das echt Goethisch ist, war er bereits im Wilhelm Meister verfallen; hier spielen Menschen, ohne daß es der Held ahnt, eine Art Vorsehung, beobachten den Irrenden und kommen ihm dann nach mancherlei Warnungen, aber erst nachdem er sich selbst auf den rechten Weg gefunden hat, darauf entgegen. Er ging aber noch weiter. Im Sommer 1797, zu eben der Zeit, wo er mit Schiller über diese wichtigen dramatischen Fragen verhandelte, entstand der

Prolog im Himmel. Zum erstenmal ist hier im Faust der Gottheit das Wort gegeben. Der Erdgeist ist abgedankt und der Herr des Himmels an seine Stelle getreten. Der Dichter wagt es sogar, ihn in eigner Person einzuführen; aber er tritt nur auf, um sich sofort seines Einflusses zu begeben. Auch der Schluß der Osternachtszene ist ein, wenn auch herrlich motivirtes, unmittelbares Eingreifen der Gottheit, das den ungläubigen Faust vor dem Schicksal Werthers bewahrt. Als dann 1808 der erste Teil vollendet erschien, da ließ sich am Schluß eine Stimme von oben vernehmen: Sie ist gerettet! während im ältesten Faust das Sie ist gerichtet! des Teufels ohne diesen versöhnlichen Wiederhall geblieben war. Der zweite Teil brachte schließlich die ganze Glorie des Himmels zur Entfaltung, um Fausts Himmelfahrt mit dem größten Glanz auszustatten.

Diese Versuche der beiden klassischen Dichter gingen nun allerdings vorwiegend aus einem poetischen Bedürfnis hervor. Aber doch nicht nur daraus; sie hingen auch zusammen mit der persönlichen Entwicklung der beiden, insofern auf eine jugendliche Zeit des maßlosen Subjektivismus ein Rückschlag nicht ausbleiben konnte. Es ist zugleich schön, daß Schiller, der erhabne Dulder, das Leiden mehr betonte und so die Poesie Goethes ergänzte, die das Evangelium der That verkündete. Gleichzeitig blieben sie aber auch nicht vom Geiste einer Weltanschauung unberührt, die sich der klassischen mehr und mehr gegenüberstellte und in der Poesie der Romantik ihren Ausdruck fand. Die Romantiker berührten sich in ihren Anfängen nahe genug mit den Ideen der beiden Klassiker, aber fast ausschließlich mit denen, die sie in ihrer Jugend ausgesprochen hatten. Der Götz und die Räuber standen ihnen höher als die spätern Werke der beiden Dichter. Nach der Sturm- und Drangzeit hatten Goethe und Schiller andre Wege eingeschlagen. Die Romantiker knüpften dort zunächst wieder an; ein maßloser Subjektivismus kennzeichnet auch die Romantik. Aber sich im Innern durch persönliche Erziehung zu begrenzen und zu vervollkommnen, war ihnen nicht gegeben. Nichts konnte ihnen ferner stehen als Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen (1795) oder eine Bildungsgeschichte, wie sie gleichzeitig im Wilhelm Meister vorlag. Vielmehr schlug bei ihnen der Subjektivismus bald in sein Gegenteil um; es graute ihnen vor sich selbst, wenn sie in ihr Inneres schauten; sie flüchteten in die Arme der Gottheit, indem sie sich völlig wegwarfen. Der auf die Spitze getriebne Subjektivismus fand sein Gegengewicht im Fatalismus. „Wer sich selbst etwas näher kennt, wird den Menschen für ein Ungeheuer halten," das ist das Thema von Tiecks Lovell (1795/96). „Es ist sonderbar, daß sich der Mensch nicht vor sich selbst fürchtet" heißt es in Schlegels Lucinde (1799). Im Wilhelm Meister gefielen den Romantikern so gut wie allein die Bekenntnisse einer schönen Seele; denn hier war ja dargestellt, wie sich der Mensch, dem es vor dem Abgrunde seines eignen Innern graust, der liebenden Gott-

heit entgegendrängt. „Ich selbst bin das einzige Gesetz der Natur!“ ruft Lovell aus, aber schließlich rettet er sich in den Glauben an das Wunderbare. Die Welt zerfließt ihm in ein bestandloses Schattenspiel. All das Maßlose, Launenhafte, Willkürliche, Unberechenbare, Dämonische, vor dem es den Romantikern in ihrem Innern graufte, gaben sie nun der Gottheit. So entstehen Tiecks Schicksalsdramen Der Abschied (1792) und Karl von Berneck (1793/95) längst vor Schillers Versuchen. In seinen Märchen aber waltet ein Naturfatalismus, der tückisch über dem Menschen lauert und ihn vernichtet.

Demselben Geiste entspricht es, wenn die Romantik auf einmal den so hoch gepriesenen Shakespeare, der ja allerdings, wie Goethe bemerkt, aus dem oben angeführten Grunde kein Romantiker war, fallen läßt, wenn auch das besonders von A. W. Schlegel im Verein mit den beiden Klassikern als Muster aufgestellte antike Drama in den Hintergrund tritt und Calderon mit seinem katholischen Wunderglauben an ihre Stelle gesetzt wird (durch Tieck seit 1797; A. W. Schlegels Spanisches Theater 1803 und sein gleichzeitiger Aufsatz über das spanische Theater). Aus demselben Geiste fließt es, wenn Friedrich Schlegel eine Mythologie erfinden will (Gespräch über die Poesie 1800). Auch Schelling hält eine neue Mythologie für möglich, wenn sie auch nicht Erfindung des einzelnen Dichters, sondern eines neuen, nur einen Dichter gleichsam vorstellenden Geschlechts sein könne (System des transcendentalen Idealismus 1800). In diesem Sinne klagt Schleiermacher, der Theologe der Romantik, über die Religionslosigkeit der Kunst und fordert deren Vertreter auf, dafür zu sorgen, daß sich die Kunst mit schwesterlicher Treue der Religion annehme (Reden über die Religion 1799).

Kunst, Religion, Liebe bilden für Z. Werner eine heilige Dreieinigkeit. In seinem Luther allegorisirt er Kunst und Glauben; sie gehen unter durch den Protestantismus. Damit hängt natürlich auch der Abfall vom protestantischen Glauben zusammen. „Ach nur ein Tropfen Vergessenheit, und mit Wollust würde ich katholisch werden!“ ruft selbst H. von Kleist aus, als ihm beim Studium der Kantischen Philosophie plötzlich der Boden der Wirklichkeit unter den Füßen schwand und ihn die Erkenntnis bis ins Herz traf, daß wir die Dinge nur als das erkennen könnten, was sie scheinen, nicht aber, was sie an sich sind. Kleist ist ein besonders charakteristisches Beispiel für den Umschwung der Zeiten; er ist an ihrem Zwiespalt zu Grunde gegangen. Mitten dabei, sein Inneres ganz im Geiste des Humanitätszeitalters auszubilden, wird er gewaltsam aus dieser Bahn gerissen und fatalistischen Stimmungen zur Beute; zwischen maßlosem Begehren und dem Gefühl tiefster Erniedrigung schwankt er hin und her. Er proklamirt die Macht des Zufalls, die in seinen Schroffensteinern eine Rolle spielt; er zeigt, wie sich selbst das Gefühl des Menschen, das ihm ursprünglich wie dem Dichter des Faust alles zu sein schien, trüben und verwirren läßt. Ein Unbegreifliches und Rätselhaftes waltet

über dem Geschehen; alle Anzeichen deuten auf eine bestimmte Thatsache hin, es kann nach menschlichem Ermessen nicht anders sein, und doch täuscht sich der Mensch. In dem Verhältnis des Menschen zu dem Unbegreiflichen zeigt sich seine Schuld. Lasse dir dein Gefühl nicht verwirren! so predigt uns der Dichter; aber eben, weil es doch möglich ist, daß sich der Mensch nicht verwirren läßt, behält sein Drama noch viel von der Kraft des Charakterdramas. Kleist hat in der Penthesilea ein erschütterndes Bild des schrankenlosen Subjektivismus gezeichnet, der sich durch sich selbst vernichtet; aber er hat auch den Prinzen von Homburg geschrieben, worin sich der anfangs keine Grenzen kennende Mensch unter die Macht des Gesetzes beugt.

Noch schärfer ausgeprägt erscheint der Umschwung der Weltanschauung in der Philosophie Fichtes. Es ist nichts als das Ich, hatte er anfangs gelehrt; ja was anscheinend eine Beschränkung des Ichs durch äußere Gegenstände sei, das sei die freie Selbstbeschränkung des Ichs. Später tritt ihm an dessen Stelle das Absolute, das Göttliche. Gott, dem er ursprünglich als einer Art moralischer Weltordnung am Schlusse seines Systems einen Platz eingeräumt hatte, wird nun der Anfang und das einzige Element seiner Philosophie. Das Ich muß vernichtet werden; dann bleibt das Göttliche übrig: „So lange noch der Mensch irgend etwas selbst zu sein begehrt, kommt Gott nicht zu ihm.“ Das war der unmittelbare Gegensatz zu Goethes Anschauungen.

Eine neue Weltanschauung war damit der des Humanitätszeitalters entgegengetreten, die den kaum erst befreiten Menschen wieder hinabdrückte, der Gottheit eine unbegrenzte, an kein Gesetz gebundne Gewalt gab. Bis auf die Spitze getrieben stellt sich dies in der Schicksalsdramatik dar; aber auch da, wo sich diese Weltansicht nicht im Extrem zeigt, erscheint der Mensch machtlos, sein höchstes Bestreben erfolglos. Eine düstre, weltfeindliche Luft liegt auf der Dramatik dieser Zeit; am ergreifendsten berührt uns dies bei Immermann. Bei ihm geht der Mensch in dem Gefühl seiner völligen Unzulänglichkeit und der Eitelkeit des Irdischen unter. Das Schicksal zermamlt ihn, ohne ihn dabei zu erheben. Das gilt von seinem Hofer, seinem Alexis, seinem Friedrich II., vor allem von seinem Merlin (1831). Wie groß und mächtig beginnt dieser, ein Titan und Dämon, gewaltiger als Faust, schon durch seine Geburt! Wie sieht er auf Klingsor herab, dem der Dichter Züge des alten Goethe geliehen hat! Das Höchste erstrebt er; die Erlösung des Menschen will er vollenden, den Kreis des Göttlichen und Irdischen schließen. Und er endet in den Schlingen der Niniane als halbtierischer Gefangner in der Weißdornhecke des Waldes von Briogne. Den Himmel, den sich Faust durch kraftvolle Thätigkeit errungen hat, muß er sich durch demütige Unterwerfung sichern. Die Tragödie des Widerspruchs hat sie Immermann genannt; mit Recht, denn am Ende der Romantik stellt sie noch einmal erschüt-

ternd den verhängnisvollen Widerspruch dar, der jene ganze Zeit durchzieht, den Widerspruch zwischen ihrem Wollen und ihrem Können.

Dieselbe Nichtigkeit und Unbedeutendheit des Menschen begegnet uns bei Büchner. „Ich fühle mich wie zernichtet, schreibt er 1833, unter dem gräßlichen Fatalismus der Geschichte. Ich finde in der Menschennatur eine entsetzliche Gleichheit, in den menschlichen Verhältnissen eine unabwendbare Gewalt, allen und keinem verliehen. Der Einzelne nur Schaum auf der Welle, die Größe ein bloßer Zufall, die Herrschaft des Genies ein Puppenspiel, ein lächerliches Ringen gegen ein ehernes Gesetz, es zu erkennen das Höchste, es zu beherrschen unmöglich." Was nützt also dem Menschen sein Widerstand, sein Kampf? „Das Leben, ruft sein Danton aus, ist nicht der Arbeit wert, die man sich macht, es zu erhalten. . . . Sie wollen meinen Kopf; meinetwegen. Ich bin der Hudeleien überdrüssig. Mögen sie ihn nehmen, was liegt daran? . . . Puppen sind wir, von unbekannten Gewalten am Draht gezogen; nichts, nichts wir selbst!"

So war die Romantik bei ihrem Streben, die Gottheit wieder in ihre Rechte einzusetzen, bis zur völligen Vernichtung aller eigentlichen Menschennatur gekommen; es war ihr nicht gelungen, Göttliches und Menschliches so zu einander in Beziehung zu setzen, wie es dem Geist moderner Weltanschauung gemäß wäre.

Einen andern Versuch zur Lösung dieser Schwierigkeit führen uns die Dramen Friedrich Hebbels vor. Nicht der Zufall, nicht dämonische Willkür beherrschen sein Drama, sondern das göttliche Gesetz, die Notwendigkeit. Über allem menschlichen Thun waltet die Gottheit.

Und dämmernd über den Gestalten
Will ich ein wunderbares Walten,
Drin, wenn auch ganz von fern, der Geist,
Der alle Welten lenkt, sich weist.

Aller Augen aber offenbart sich dies Verhältnis, sobald der Mensch gegen die göttliche Weltordnung verstößt. Den Welt- und Menschenzustand in seinem Verhältnis zu der Natur und dem Sittengesetz in einer Kette von Tragödien auszusprechen, ist die Aufgabe von Hebbels Poesie. Aber erst allmählich hat er sich zu der ihm eigentümlichen Weltauffassung durchgerungen. Die Verbindungslinie zwischen den Romantikern und ihm ist deutlich nachweisbar. In dem weltabgeschiednen Wesselburen hat er zuerst ihre Poesie kennen gelernt, viel später erst die Goethes. Hoffmann und Tieck, Jean Paul, dann Heinrich Kleist und Uhland sind für die Dichtung seiner Jugend maßgebend gewesen. In München waren Schelling und Görres seine Lehrer. Der Nachdruck, den der eine auf das Symbolische und Visionäre legte, des andern Beschäftigung mit den Nachtseiten der menschlichen Natur und den Hallucinationen brachten, wie sein Biograph Kuh bemerkt, den aufs Rätselhafte gerichteten Sinn Hebbels

in mächtige Schwingungen. Das Göttliche zog auch ihn zunächst von seiner geheimnisvollen und wunderbaren Seite an. Es klingt noch ganz romantisch, wenn er einmal bemerkt, daß er „im Unterschied zu andern Dramatikern die Individuen als nichtig überspringend die Fragen immer unmittelbar an die Gottheit anknüpfe." Seine Poesie war zuerst und blieb es auch in gewissem Sinne mit manchem Tropfen romantischen Öls gesalbt. Seine Reflexion, obwohl er sich gerade durch sie von der Romantik unterschied, der das Unbewußte, Unbestimmte, Verschwimmende das Höchste war, hat etwas von der romantischen Phantastik an sich. Auch ihm graute es, wenn er sich in die Abgründe des Menschen versenkte; aber es macht bei ihm einen überaus seltsamen, zwiespältigen Eindruck, wenn er als Schatzgräber in die Schächte seines Innern hinabsteigt und das Grauen der Tiefe plötzlich von dem hellen, kalten Lichte des Verstandes beleuchtet wird. Dieser Zwiespalt zieht sich durch seine ganze Poesie. Wie oft hat die Kälte des Denkers dem Feuer des Dichters empfindlich geschadet! „Wüßte ich nicht so schrecklich genau, klagte er einmal, was Dichtkunst ist, ich würde in der Dichtkunst viel weiter kommen."

Der junge Dichter sah die Reflexion als das Höchste an, bis ihm durch ein Gedicht Uhlands eine Offenbarung wurde. Denn er nahm mit Erstaunen wahr, „wie er uns in die Tiefen einer Menschenbrust und dadurch in die Tiefen der Natur einführe und dabei nichts verschmähe außer der Reflexion."

Und doch scheinen ihm wieder Traum und Poesie eins zu sein. Der bei den Romantikern so beliebte Traum spielt auch bei ihm eine große Rolle. Endlich ist auch er anfangs von dem Pessimismus der Romantik abhängig; auch ihn hat der anscheinende Widerspruch im Verhältnis des Menschen zu Gott aufs heftigste ergriffen. Das Gefühl des vollkommnen Widerspruchs in allen Dingen nennt er in einem Brief an Elise Lensing vom 11. April 1837 seine und der Welt Todeskrankheit. Niemand empfinde das mehr als der Künstler. Sein eigner Zustand schwankt zwischen überflutender Fülle und gräßlicher Leere hin und her (s. die Tagebücher, 31. Dezember 1836). „Ich bin hypochondrisch im höchsten Grade, schreibt er am 25. Mai 1837, mein Leben ist ein tolles Gemengsel von Rausch und Nüchternheit." Noch später gedenkt er in einem Brief an Glaser vom 28. August 1852 der namenlosen Not des Lebens, der Stunden, wo er oft nicht mehr wußte, „ob er die Welt oder sich selbst für ein Nichts zu erklären habe." Seine Novelle Matteo (1839) giebt uns ein Bild dieser Stimmungen. Der unergründliche Widerspruch des Lebens packt seinen Helden wie mit Krallen; die Welt kommt ihm wie ein ungeheures Kaleidoskop vor, das ein buntes Gemisch kluger und dummer Figuren ohne Zweck und Regel darstellt, die Vernunft wie der Versuch eines Kindes, auf dem Sturmwind, der alles bewegt und durcheinanderschüttelt, zu reiten. Der Mensch erscheint als ein Spiel aller möglichen Mächte, die seinen Willen aufs merkwürdigste durchkreuzen. So scheint es Matteo,

als ob der Mensch an und für sich eigentlich gar nichts sei und wie ein Spiegel immer nur für das gelten könne, was er abbilde; aber er kommt doch schließlich dazu, sich mit der ewigen Macht wieder auszusöhnen, „die den Reif, innerhalb dessen ein menschliches Dasein sich bewegt, wohl zuweilen zerbricht, aber ihn doch auch zur rechten Zeit wieder zusammenfügt." So ging es auch dem Dichter; er kam zur Erkenntnis, daß nicht Zweck- und Regellosigkeit, Willkür und Laune, sondern das Gesetz die Welt beherrsche. Auch was wir für Zufall halten, ist ihm „der Ausdruck des göttlichen Willens, der im Interesse der Welt und des Allgemeinen den menschlichen Eigenwillen ergänzt und modifizirt." Damit war Hebbel von dem romantischen Pessimismus geheilt. Vortrefflich hat das schon Kulke ihm selbst auseinandergesetzt, wenn er schreibt, daß für den Dichter im Gegensatz zum Philosophen (Schopenhauer) der Pessimismus nur eine Entwicklungsstufe, ein Durchgangspunkt sei, während der Philosoph von dieser Anschauung ganz erfüllt sei.

Aber wenn auch Hebbel im Laufe seiner Entwicklung zur romantischen Weltanschauung eine veränderte Stellung eingenommen hatte, so verharrte er doch nicht minder auf seinem ursprünglichen Standpunkt gegenüber dem Individualismus der klassischen Zeit. Er erscheint so als Vermittler zwischen Klassizismus und Romantik. Dem Gesetz bleibt der Mensch stets unterworfen; aber im Menschen selbst wohnt ein Recht, das eben so wenig verletzt werden darf. Doch gar eng sind ihm die Grenzen gezogen; denn nach des Dichters Meinung ist das Leben selbst schon die Vermessenheit des Teils dem Ganzen gegenüber oder, wie er es in seinen pessimistischen Tagen ausdrückt: „Die Schöpfung ist das trostlose Zerfahren des Unbegreiflichen in elende, erbärmliche Kreaturen." Das Leben tritt also dadurch, daß es Leben wird, zum Ganzen in Widerspruch; es ist bereits ein Abfall von der Gottheit, dem All. Wie leicht entsteht da die Schuld! „Das Leben als Vereinzelung, heißt es in seinem Wort über das Drama, die nicht Maß zu halten weiß, erzeugt die Schuld nicht bloß zufällig, sondern schließt sie notwendig mit ein."

Sein Verhältnis zum Individualismus ist damit deutlich ausgesprochen. Treffend kennzeichnet er den Gegensatz der Goethischen Weltanschauung zu der seinen in dem Sonett Goethe (1840):

Doch in der Gaben Überschwang vermessen,
Versuchtest du, die Weltverjüngungsquelle
In deinen eignen Adern festzuhalten;

Um aus dir selbst, von Gott nicht mehr besessen,
Und ganz allein getränkt durch jede Welle,
Ein Übermenschlich-Hohes zu entfalten.

Hebbels Pantheismus scheidet sich also dadurch von dem Goethes, daß er den Nachdruck auf das All legt, nicht auf das Ich. Doch hat ja auch Goethes Auffassung verschiedne Entwicklungsstufen durchgemacht. Sein Prometheus

ist allerdings der energische Vertreter der Isolirung, des Abfalls von der Gottheit; Faust ist aber bereits darüber hinaus, wenn er, was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, in seinem innern Selbst genießen und so sein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern will. So klingt z. B. Hebbels Sonett Welt und Ich (1842) dem Goethischen Sinne ganz verwandt:

Im großen ungeheuern Ozeane
Willst du, der Tropfe, dich in dich verschließen?
So wirst du nie zur Perl zusammenschießen,
Wie dich auch Fluten schütteln und Orkane!

Nein! öffne deine innersten Organe
Und mische dich im Leiden und Genießen
Mit allen Strömen, die vorüberfließen;
Dann dienst du dir und dienst dem höchsten Plane.

Und fürchte nicht, so in die Welt versunken,
Dich selbst und dein Ur-Eignes zu verlieren!
Der Weg zu dir führt eben durch das Ganze!

Wem fielen dabei nicht aus Schillers berühmter Charakteristik Goethes in dem Briefe vom 23. August 1794 die Worte ein: „Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf."

Völlig einig mit Goethe ist Hebbel, wenn er „die Symbolisirung seines Innern, soweit es sich in bedeutenden Momenten fixirt," als Aufgabe seines Lebens betrachtet; auch er bestreitet den weitverbreiteten Wahn, als ob der Dichter etwas andres geben könne als sich selbst, als seinen eignen Lebensprozeß. Aufgabe aller Kunst ist ihm die Darstellung des Lebens, d. h. die Veranschaulichung des Unendlichen an der einzelnen Erscheinung. Sein Bestreben war ferner, seinen Gebilden, sehr im Gegensatz zur Romantik, wie es in seiner Sprache heißt, „eine reale Basis zu geben und das Moment der Idealität nur in die Verklärung dieser Basis zu legen. Es ist begreiflich, daß sich Tieck, als ihm dies Hebbel bei seinem Berliner Aufenthalte (1851) erklärte, nicht damit zu befreunden vermochte. Denn die Romantik hatte ja gerade, wie Hebbel in seinem Nachruf beim Tode Tiecks bemerkt, das Gleichgewicht zwischen dem wirklichen Leben und der Phantasiewelt eine Zeit lang zu verrücken gedroht.

Was ihn hier von der Romantik scheidet, stellt ihn aber auf denselben Boden, auf dem auch das junge Deutschland stand; hierin begegnen sie sich als Kinder derselben Zeit. Aber wie viel trennt auch wieder Hebbel von den Schriftstellern und Dichtern dieser Tage! Nichts lag seiner Natur ferner, als sich an den Bestrebungen dieser Zeit als Parteimann zu beteiligen. Heine hatte Recht, wenn er zu ihm sagte, er passe nicht in diese Zeit der Tendenzen. Hebbel mag nicht Zeitdichter sein und Tagesfragen in der Poesie behandeln.

Er bringt nicht das Bild der Gegenwart, die wie Narciß in sich vernarrt ist, er bringt das Bild der Welt. Darum ist er aber noch kein geschworner Feind der neuen Bewegung, deren Zusammenhang mit der des achtzehnten Jahrhunderts er nicht verkennt. In den Neuerungsversuchen sieht er nicht das Bestreben, das Vorhandne umzustürzen, sondern ihm eine bessere Grundlage zu geben; aber gerade während dieser Übergangszustände komme es, wie er in seinem Vorwort zur Maria Magdalena weiter ausführt, zu schweren Konflikten zwischen der alten und neuen Zeit und dabei mit der Weltordnung, indem das Neue beim Alten den Anschein erweckt, als wolle es alle bestehenden Grundlagen vernichten. Solche Zeiten großer Menschheitskrisen seien der eigentliche Boden für das Drama großen Stils. Damit sind wir bei einem zweiten wichtigen Punkt in Hebbels Anschauung vom Drama angekommen. Es soll nicht bloß Weltdrama, sondern auch Zeitdrama sein; es soll die im Zeitenkampf auftretenden Forderungen in ihrem Verhältnis zur Weltordnung darstellen; wie er sich ausdrückt: „Die dramatische Kunst soll den welthistorischen Prozeß, der in unsern Tagen vor sich geht, und der die vorhandnen Institutionen des menschlichen Geschlechts, die politischen, religiösen und sittlichen, nicht umstürzen, sondern tiefer begründen, sie also vor dem Umsturz sichern will, beendigen helfen." In diesem Sinn soll die Poesie zeitgemäß sein. Er faßt daher seine Ansicht so zusammen: „Das Drama, als die Spitze aller Kunst, soll den jedesmaligen Welt- und Menschenzustand in seinem Verhältnis zur Idee, d. h. hier zu dem alles bedingenden sittlichen Zentrum, das wir im Weltorganismus schon seiner Selbsterhaltung wegen annehmen müssen, veranschaulichen." Dieses Verhältnis tritt aber eben dann deutlich zu Tage, wenn der Mensch die von Gott gesetzten Schranken durchbricht und gegen das Weltgesetz verstößt. Der Bruch ist ein Beweis für die ursprüngliche Einheit. So ruft er aus: „Nur wo ein Problem vorliegt, hat die Kunst etwas zu schaffen!" „Das Problematische, schreibt er ein andermal in sein Tagebuch, ist der Lebensodem der Poesie und ihre Quelle!"

Dieses sind etwa die wichtigsten Gedanken über den Geist seines Dramas, wie sie Hebbel ausgesprochen hat, am schärfsten in dem vielberufnen Vorwort zur Maria Magdalena. Dort beklagt er auch, die Kritik habe bisher fast ausschließlich die Gestalten seiner Poesie ins Auge gefaßt, die Ideen aber, die sie verträten, unberücksichtigt gelassen. „Indem ich nun, fährt er fort, hierin wohl nicht mit Unrecht den besten Beweis für die wirkliche Lebendigkeit der Gestalten erblickte, so muß ich nun doch wünschen, daß dies ein Ende nehmen, und daß man auch dem zweiten Faktor meiner Dichtungen einige Würdigung widerfahren lassen möge."

Diesem berechtigten Wunsche des Dichters wollen wir im folgenden in einer Übersicht über die wichtigsten Dramen seiner drei Schaffensperioden genügen. Es ist das um so mehr unsre Pflicht, als der Dichter gerade in

diesem Punkte den schwersten Mißverständnissen ausgesetzt geblieben ist. Denn selten ist das Schaffen eines Dichters mit solcher Einstimmigkeit von der litterarischen Kritik verurteilt worden, wie es Hebbel von Vertretern der verschiedensten Richtungen, so von Julian Schmidt in seinen zuerst in den Grenzboten veröffentlichten Aufsätzen, von Mundt und Gottschall, Rosenkranz und Hettner, zuletzt von Bulthaupt widerfahren ist.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Landwirtschaftslehre. Der unsern Lesern bekannte Professor Dr. von der Goltz, Direktor der großherzoglich sächsischen Lehranstalt für Landwirte an der Universität Jena, hat unter dem Titel: Die Aufgaben der Landwirtschafslehre in der Gegenwart eine kleine, sehr beachtenswerte Abhandlung als Manuskript drucken lassen. Er rügt darin einen Fehler, den viele Landwirtschaftslehrer zu begehen pflegen. Sie beschränken sich, meint er, zu sehr auf die naturwissenschaftliche Grundlage der Landwirtschaft, die Produktionslehre im engern Sinne und vernachlässigen den wirtschaftlichen Teil der Gesamtwissenschaft: die Betriebslehre, die Taxationslehre und die Buchführung. Dadurch haben sie die Landwirte verleitet, ihr Augenmerk ausschließlich auf die (selbstverständlich an sich höchst wertvolle) Vermehrung des Rohertrags zu richten, während doch die Existenz des Gutsbesitzers von dem Reinertrag abhängt. Indem die Gutsbesitzer namentlich über die zulässige Höhe der Verschuldung in Unkenntnis bleiben, übernehmen sie Güter, für die ihr Anzahlungs- und Betriebskapital nicht hinreicht. Der Verfasser führt mehrere dem Leben entnommne Fälle von Gutskäufen an, bei denen es, wie eine ganz leichte Rechnung ergiebt, von vornherein feststand, daß sich der Käufer nicht würde halten können.

Juristendeutsch. Es wird den Grenzboten hie und da vorgeworfen, sie gingen mit dem Juristenstil zu scharf ins Gericht; Bandwurmsätze, Rattenkönige von Sätzen und grobe Geschmacklosigkeiten kämen heutzutage nicht mehr vor. Wir beehren uns, im folgenden je ein Exemplar dieser Gattungen vorzustellen. Sie sind, wie ein schöner neuer Juristenausdruck lautet, sächsischen Amtsrichtern „entflossen“ und stammen aus den Jahren 1892 „beziehungsweise“ 1893.

1. Bandwurm. „Steht es fest, daß die oben erwähnte Vereinbarung zwischen den Parteien zu stande gekommen ist, so kann es dahin gestellt bleiben, ob außerdem noch, wie der Beklagte behauptet, die Parteien dahin übereingekommen sind, daß der Beklagte nur »Zentner Späne gegen Zentner Pappe« anzunehmen verbunden sein solle, schon mit Rücksicht darauf, daß die erste Abmachung im Verhältnis zur zweiten die engere ist; m. a. W. ist erwiesen, daß der Beklagte vom Kläger nur diejenigen Späne in Gegenrechnung zu nehmen hatte, welche durch die Verwendung der von ihm gelieferten Pappen entstanden waren, so folgt daraus,

daß der Beklagte verpflichtet ist, auf die im dritten Quartale 1892 dem Kläger — seinem eignen Zugeständnis nach — gelieferten 5 Zentner Pappe die durch die Verwendung dieser Pappe entstandnen Späne, die doch naturgemäß das Gewicht von 5 Zentnern nicht erreichen können, den Zentner zu 2,50 Mark in Gegenrechnung zu nehmen, und daß, wenn der Beklagte von dem ursprünglich von ihm eingehaltnen Geschäftsprinzip insofern abgewichen ist, wie er selbst erklärt, daß er späterhin Zentner Späne gegen Zentner Pappe schlechthin angenommen habe, und sich überdies auch bereit erklärt hat, auf die im dritten Quartal 1892 dem Kläger gelieferten 5 Zentner Pappe 5 Zentner Späne zu dem vereinbarten Preis von 2,50 Mark in Gegenrechnung nehmen und auch abholen zu wollen, die zweite Vereinbarung, in der das höchste zulässige Maß von Spänen, das der Beklagte dem Kläger für gelieferte Pappe abzunehmen verbunden war, angeblich festgesetzt worden ist, für die Entscheidung des gegenwärtigen Prozesses eines Beweises nicht bedarf."

2. Rattenkönig. „Es erübrigte sich*) also der vom Beklagten eventuell auf Sachverständigengutachten darüber, daß der Lieferant von Pappen auf keinen Fall mehr als Zentner Späne gegen Zentner Pappe abzunehmen verbunden sei, gestellte Antrag auch — wie schon erwähnt — mit Rücksicht darauf, daß, wenn die unter Eid gestellte Vereinbarung erwiesen wird, den Kläger doch nur die Folgen der angeblich zwischen den Parteien getroffnen zweiten Vereinbarung treffen, und daß andrerseits im gegenteiligen Falle feststeht, daß der Beklagte alle Papierspäne, die im ordnungsmäßigen Gewerbebetrieb des Klägers übrig blieben, gleichviel ob sie von Pappen, die der Beklagte geliefert hat, herrühren oder nicht, in Gegenrechnung zu nehmen hat, da es für diesen Fall zugleich auch indirekt als erwiesen anzusehen und aus der ganzen Sachdarstellung des Beklagten geschlossen werden muß, daß auch die angeblich unter den Parteien geschlossene zweite Vereinbarung, welche nur eine Erweiterung beziehentlich Ergänzung der ersten insofern enthält, als in ihr ein Maximalmaß der vom Beklagten dem Kläger abzunehmenden Späne festgesetzt ist, ohne daß damit die erste Vereinbarung teilweis aufgehoben oder gar völlig außer Kraft gestellt worden ist, in Wahrheit nicht besteht." — Pappenstiel und Papierstil in schöner Vereinigung!

3. Geschmacklosigkeit. . . . „indem die Beklagte, welche die Klägerin vergeblich darum angegangen hatte, ihr, der Beklagten, das fragliche Kleid zu schenken, eines Tags bei ihr, der Klägerin, erschienen sei, und ihr, der Klägerin, den Vorschlag gemacht habe, ihr, der Klägerin, das Kleid bezahlen zu wollen, sowie daß sie, die Klägerin, nach diesem Vorschlage zu der Beklagten geäußert habe, wenn sie, die Beklagte, das Kleid bezahlen wolle, sie dasselbe bekommen solle."

Wer für solche Leistungen mildere Bezeichnungen weiß, der melde sich. Der Verfasser der ersten beiden Sätze setzt überscharfsinnige, der des letzten Satzes schwachsinnige Leser voraus.

Herr Carl Bleibtreu als Abschreiber. Wenn Herr Carl Bleibtreu sich gemüßigt findet, über Moltke zu schreiben, so ist das sein gutes Recht — sieht doch die Katz den Kaiser an. Und wenn ihm die Grenzboten daraufhin in ihrem Heft 52 nach Grenzbotenart heimleuchten, so geschieht Herrn Carl Bleibtreu auch, was Recht ist. Mich, einen bescheidnen Leser der Grenzboten, erinnerte diese

*) Sich erübrigen wird von Juristen vielfach in der Bedeutung von überflüssig werden gebraucht.

Heimleuchtung an ein merkwürdiges Zusammentreffen, bei dem Herr Bleibtreu auch eine Rolle spielt, die vielleicht nicht ganz ohne Interesse auch für andre Leser ist. In einer Bahnhofsbuchhandlung kaufte ich mir eines Tages Herrn Bleibtreus Werk „Massenmord. Eine Zukunftsschlacht“ (Verlag von W. Friedrich in Leipzig, o. J. [1893]). Für eingehende Studien ist ja der Abteil — oder heißt es: das Abteil? — nicht der geeignete Ort. Trotzdem stiegen in mir gewisse Erinnerungen auf, und ich mußte unwillkürlich an das schöne Lied von dem Architekten denken, der mit seiner Muse Gunst einen neuen Baustil schaffen wollte.

Und jeder ruft: Wie neu, wie schön!
Wo Teufel hab ichs schon gesehn?

Ich hatte sie auch schon gesehn, nämlich verschiedne grause Mordszenen in Carl Bleibtreus Buch. Band 2814 der Tauchnitz Edition enthält: Ambrose Bierce, In the Midst of Life, und diesen Band hatte ich kurz zuvor gelesen.

So führt z. B. Herr Bleibtreu auf S. 3 den Major Schulz, dessen Bruder Reserveleutnant Schulz und den Hauptmann Behrungen ein. Der Major und der Hauptmann hassen sich; der Leutnant und der Hauptmann sind Freunde. Auf S. 22 schickt der Major den Hauptmann mit seiner Kompagnie auf einen verlornen Posten, und bei dieser Gelegenheit wechseln die beiden mit einander Redensarten, die in dem Munde deutscher Offiziere mindestens recht ungewöhnlich klingen. Auf dem verlornen Posten fällt der Leutnant Schulz, in gräßlicher Weise verwundet — auf S. 24 und 26 hat ihn Bleibtreu zwar zum Feldwebel befördert, aber das thut nichts zur Sache. Am Abend der Schlacht (S. 44) sucht der Hauptmann den Freund auf und giebt dem in fürchterlichem Todeskampfe sich windenden den Gnadenschuß. . . . Der Major erscheint.

Nun vergleiche man damit bei Bierce S. 142 The Coup de Grâce, eine Erzählung aus dem Sezessionskriege. Abgesehen von den Namen genau dieselbe Geschichte. Das als ungewöhnlich bezeichnete Gespräch findet sich auf S. 146 Wort für Wort im englischen Text. Daß der amerikanische Kapitän seinen Freund ersticht, statt erschießt, wie der Bleibtreuische Hauptmann, ist wohl kein Zufall: Behrunger mußte noch Patronen im Revolver haben, um sich selbst erschießen zu können.

Auf S. 6 läßt Bleibtreu einen Major Türker mit seinen reitenden Batterien auftreten. Dieser Türker ist in der Gegend des Schlachtfeldes zu Hause und steht auf S. 29 mit seiner Abteilung gegen feindliche Artillerie im Feuer. Die feindlichen Batterien sind vor seinem Elternhause aufgefahren, Türkers Granaten zerstören sein eignes Heim. Damit vergleiche man bei Bierce S. 112: The Affair at Coulter's Notch. Hier ist der Major Türker der Kapitän Coulter, im übrigen stimmt alles ganz genau, selbst die Beschreibung des Hügels, auf dem sich die Batterien aufstellen.

Ähnliche merkwürdige Übereinstimmungen ließen sich in beiden Büchern noch mehrere nachweisen, aber ich denke, das Gesagte wird genügen. Da das Buch von Bierce im Jahre 1892, das von Bleibtreu 1893 erschienen ist, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß Bierce nicht von Bleibtreu abgeschrieben hat.

Mißstände an der Breslauer Universität. In den „Akademischen Blättern,“ dem Verbandsorgan deutscher Studenten (Nr. 19, 8. Jahrgang, Berlin, 1. Januar 1894), steht ein Aufsatz über Breslau und das, was Breslau den Studenten bietet. Nachdem bemerkt ist, daß die Breslauer Fakultäten keine Namen ersten Ranges aufzuweisen haben, und daß Felix Dahns „Kampf um Rom“ inter-

essantere und spannendere „Momente“ aufweise, als Felix Dahns Vorlesungen über Handelsrecht, teilt der Verfasser mit, es bestehe in Breslau auch ein akademischer Leseverein und eine Lesehalle. Leider ist trotz der Reichhaltigkeit des gebotenen Lesestoffs der Besuch der Lesehalle sehr schwach. Dafür findet aber der Verfasser eine sehr einfache Erklärung. Erstens ist der Semesterbeitrag recht hoch (vier Mark), zweitens „liegt die Lesehalle in einem Gebäude, das in der Regel nur von ältern Inaktiven regelmäßig besucht wird: in der Universität.“

Das wird sich wohl die Universitätsbehörde, die die Lesehalle verwaltet, gesagt sein lassen! Wie wir hören, beabsichtigt sie, die Lesehalle zu verlegen. Sie schwankt nur noch, ob es besser sei, die Stammkneipe des Vereins deutscher Studenten oder ein andres, von dem sachkundigen Herrn Verfasser warm empfohlenes Lokal, etwa den „Schweren Konrad,“ zu wählen. Auch hören wir, daß die Dozenten, die für die jüngern Semester, die „Aktiven,“ lesen, mit dem Plane umgehen, den Ort ihrer Thätigkeit aus der unzweckmäßigen Universität herauszuverlegen. Sie suchen nur nach einem Lokal, das geeignet erscheint, die Trockenheit der Vorträge, die sie selbst, besonders im Hochsommer, oft störend empfinden, möglichst zu mildern.

Angesichts des bittern Urteils, das der entschieden sehr wohl unterrichtete Verfasser über die Professoren fällt, und zu dem er, augenscheinlich ein „älterer Inaktiver,“ bei seinem ohne Zweifel mindestens schon ein ganzes Semester andauernden regelmäßigen Besuch des Universitätsgebäudes auf Grund eigner Wahrnehmungen gekommen ist, dürften aber die erwähnten Pläne nicht durchgreifend genug sein. Sollen die Professoren Breslaus auf eine höhere Stufe der Intelligenz gehoben werden, so müssen sie vor allem mehr Gelegenheit haben, sich im Halten von Vorlesungen zu üben. Dazu ist es nötig, die berechtigten Wünsche der „Herren Studierenden“ zu erfüllen, denn nur wenn ihnen die Vorlesungen gefallen, werden sie diese durch ihre Anwesenheit ermöglichen und fördern. Alles würde anders und besser werden als bisher, wenn sich die Universitätsbehörde entschlösse, die vielen, infolge des Nichterscheinens der „Aktiven“ leer stehenden Räume des Universitätsgebäudes zweckentsprechend zu verwenden. Vor allem müßte eine gut geleitete Bierwirtschaft geschaffen werden. Die jetzt so selten benutzte große Aula würde als Kneipzimmer groß genug selbst für die Scharen der Breslauer „Aktiven“ sein. Rektor und Senat, die augenblicklich nichts zu thun haben, könnten sich ja als Bierkommission konstituiren. Natürlich müßten die „Herren Studierenden“ bei der Wahl der Kommissionsmitglieder auch ein Wort mitzureden haben, damit die Wahl nur auf hervorragend sachkundige Mitglieder des Professorenkollegiums fiele. Man würde dann die Zeitungen u. s. w. nicht mehr in dem ungemütlichen Lesesaal, sondern in dem Biersaal auszulegen haben. Die Klagen über mangelhafte Benutzung des Lesestoffs würden dann wohl aufhören, besonders wenn man bei der Wahl der Zeitungen u s. w. auf das Bildungs- und Lesebedürfnis der „Aktiven“ angemessene Rücksicht nähme. Manche Blätter könnten der Kostenersparnis halber ganz abgeschafft werden, dagegen müßten die „Fliegenden“ und ähnliche Zeitschriften mindestens in je zwanzig Exemplaren gehalten werden. Damit wäre auch zugleich die Frage der störenden Semesterbeiträge gelöst. Man nehme von jedem verschenkten Glase Bier einen Pfennig Profit, und die Überschüsse der akademischen „Bierhalle zur fidelen Leopoldina“ werden zur Deckung der Kosten des Lesestoffs vollkommen ausreichen. Allerdings würde der „Schwere Konrad“ unter der Konkurrenz etwas zu leiden haben, aber das kann angesichts der hohen Bedeutung der Universitätsinteressen nicht berücksichtigt werden. Auch sollen seine hohen Verdienste,

die besonders darin liegen, daß, wie der Verfasser so schön und poetisch sagt, „in seinen Räumen schon mancher unheilbar Solide ein andrer Mensch geworden ist," keineswegs unterschätzt werden.

Wenn das alles geschieht, so wird das Verhältnis zwischen den „Aktiven" und den Professoren das denkbar innigste werden. Dann wird es nicht mehr heißen wie kürzlich in einem dem Rektor eingereichten Semesterbericht einer Verbindung: „Der Tod zweier Professoren bot uns die erwünschte Gelegenheit, unsre Farben öffentlich zu zeigen." Vielmehr wird das Absterben eines Professors fast ebenso betrauert werden, als wäre ein „Aktiver" gestorben.

Litteratur

Briefwechsel des Generals Leopold von Gerlach mit dem Bundestagsgesandten Otto von Bismarck. Berlin, W. Hertz, 1893

Diese Briefe stammen, wie schon der Titel verrät, aus den Jahren 1851/58, ein einziger, der letzte, ist von Bismarck 1860 in Berlin geschrieben, als er schon Botschafter in Petersburg war, also nicht lange vor Gerlachs Tode (10. Januar 1861). Die meisten rühren von Bismarck her, vom Beginne des Jahres 1856 hat überhaupt nur Bismarck das Wort, ohne daß sich erkennen ließe, ob dies dem vorhandnen Vorrate von Schriftstücken entspricht, oder ob es andre Gründe hat, denn es fehlt jedes Vorwort und jede andre Erläuterung. Zu beklagen ist dies Übergewicht Bismarcks schwerlich, nicht nur weil er bei weitem der bedeutendere von den beiden Korrespondenten ist, sondern auch weil Gerlachs Anschauungen während dieser Jahre aus seinen Denkwürdigkeiten schon hinlänglich bekannt sind (vgl. Grenzboten 1893, 1. Vierteljahr). Das gilt zwar auch von Bismarck, aber erstens kann man niemals genug Briefe von Bismarck bekommen, weil er stets geistvoll und orginell, kurz, immer er selber ist, und sodann liegt das Hauptinteresse dieses Briefwechsels darin, zu sehen, wie er sich allmählich immer mehr von dem theoretisch-philosophischen Konservatismus (um dieses häßliche Wort zu brauchen) Gerlachs und seiner Partei losmacht und zum vollen, klaren Bewußtsein des Gegensatzes kommt. Freilich ist dieser Gegensatz immer vorhanden gewesen, mag auch Bismarck 1854 erklären, daß ihn von seinen alten Kampfgenossen in böseu Zeiten „wohl eine Differenz über die Wichtigkeit [wohl Richtigkeit?] der Mittel in konkreten Fällen, aber niemals ein Zwiespalt über die gemeinsamen Grundlagen und Ziele des Handels trennen" könne, und noch 1857 an Gerlach schreiben: „Wenn meine Ansichten von den Ihrigen abweichen, so suchen Sie die Verschiedenheit im Blättertrieb und nicht in der Wurzel." Gerlach blieb bis an sein Ende der starre konservative Doktrinär, er haßte die „Revolution" als das böse Prinzip, wollte ein enges Zusammengehen mit England und Österreich als den „konservativen Mächten, verabscheute jedes Einvernehmen mit dem revolutionären, soeben wieder bonapartistisch gewordnen Frankreich," das er als den natürlichen Gegner Preußens für alle Zeiten betrachtete, nicht aus nationalen, sondern aus konservativen Gründen. Bismarck steht mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit, rechnet immer vor allem mit den Menschen, mit denen er es zu thun hat, nicht mit abstrakten

Begriffen (köstlich sind z. B. die Bemerkungen über den österreichischen Bundestagsgesandten von Prokesch-Osten, dessen Charakter er so gründlich studiert hatte, daß er ihn ungern durch einen andern ersetzt gesehen hätte, in den er sich erst wieder hätte hineinfinden müssen); er will nur preußisch sein und denkt nur preußisch, bemißt darnach alle auftauchenden Fragen, sieht in dem damaligen Österreich den gefährlichsten Gegner, vertritt die Selbständigkeit der preußischen Politik am Bundestage, ist daher auch entschieden für Neutralität im Krimkriege, kann sich für die „englische Heirat" schlechterdings nicht begeistern, die der „Anglomanie" einen gefährlichen Vorschub leisten würde, und sieht in Napoleon III. unter Umständen einen erwünschten Bundesgenossen. „Wieviele Existenzen giebt es noch in der heutigen politischen Welt — fragt er einmal —, die nicht in revolutionärem Boden wurzeln?" In den letzten Briefen, namentlich in dem (nicht ganz vollständigen und auch nicht datirten von 1860) spricht er den Gegensatz rund und nett aus und erklärt schließlich: „Wie Sie den Unterschied stellen zwischen Recht und Revolution, Christentum und Unglauben, Gott und Teufel, so kann ich nicht mit Ihnen diskutiren, sondern [muß] einfach sagen: ich bin nicht Ihrer Meinung, und Sie richten in mir, was nicht Ihres Gerichts ist." Am Ende führt er dann psychologisch den Widerspruch zwischen beiden auf die ganz verschiednen Jugenderfahrungen zurück. Dabei ist er dem andern durch seine eindringende und umfassende Geschichtskenntnis weit überlegen, und diese zeigt ihm auch die Gegenwart nicht in künstlichem Lichte, sondern in ihrer wirklichen Gestalt. Gewiß sind diese Anschauungen des Bundestagsgesandten Bismarck für uns sachlich nichts neues, sondern schon vor allem aus seinen Frankfurter Berichten, die Poschinger herausgegeben hat, bekannt, aber sie treten uns doch in diesen vertraulichen Briefen viel unmittelbarer, persönlicher entgegen, und dieser Reiz wird noch erhöht durch die ungeschminkten Charakteristiken interessanter Persönlichkeiten, wie durch die treffenden Bilder und packenden Wendungen, die jeder dieser Briefe enthält. Jedenfalls ist die ganze Sammlung eine wertvolle Bereicherung nicht nur für die Kenntnis Bismarcks, namentlich seines Entwicklungsganges, sondern auch für unsre Litteratur, die solcher Briefsammlungen nicht viele besitzt.

Wanderungen durch Japan. Briefe und Tagebuchblätter von Otfried Nippold. Jena, Fr. Mauckes Verlag, 1893

Unsrer Wandrer durch Japan ist kein flüchtiger Weltfahrer mit Stangens oder Cooks Marschroute, er lebt in Japan und kennt die Japaner. Ja, was mehr ist, er findet an ihnen einiges zu lieben und vieles zu achten. Leider ist es ja ziemlich selten geworden in der modernen Litteratur über Japan, besonders in der englischen, daß ein Beobachter auftritt, der nicht durchdrungen ist von der Überlegenheit der europäischen Kultur über alles Japanische. Nippold wagt sogar manches in Altjapan besser zu finden als in dem neuen europäisirten und beklagt gleich einem konservativen Japaner, wie rasch der alte Bau, in dessen Schatten ganze Geschlechter glücklicher und zufriedner als in den großen Ländern Europas gelebt haben, beim Einbruch der europäischen Einflüsse zerbröckelt und Stück für Stück einfällt. Gerade dadurch werden seine Skizzen unbefangne Leser fesseln, daß sie das japanische Volk mit Vorliebe in seinen von europäischen Strömungen noch nicht berührten geschützten Winkeln aufsuchen und mit Vorliebe den Gegensatz zwischen der echten, kräftigen, besonders künstlerisch so anmutenden japanischen Kultur und dem Schein und der Halbheit der europäisch überfirnißten schildern. Wenn wir auch längst überzeugt sind, daß das Schicksal der zu den nachgiebigen und nach-

ahmenden Völkernaturen gehörigen Japaner besiegelt ist, da sie von dem stärkern Europa ganz befangen sind, so erregt doch ein Büchlein wie das vorliegende von neuem unser Interesse an dem alten weltgeschichtlichen Kampfe zwischen dem Neuen und dem Alten, bei dem auch hier so viel Schönes zu Grunde geht. Schade, daß der Verfasser nicht verstanden hat, seine Schilderungen künstlerisch abzurunden. Er bringt zuviel Zufälliges, nicht Persönliches — denn das würde nichts schaden —, sondern Persönlich-Gleichgiltiges. Warum hat unsre ganze deutsche Litteratur über Japan keine Schilderungen aufzuweisen, wie sie Loti in den Feuilles d'Automne entwirft? Weil unsre Reiseschriftsteller in der großen Mehrzahl nicht gebildet genug sind, ihren Skizzen nach guten Mustern die letzte Vollendung zu geben und uns damit wirkliches Interesse für sie einzuflößen.

Schwarzes Bret

Die Zeitungen wollen wissen, daß nächstens den Unteroffizieren, Einjährigen und Gemeinen werde verboten werden, Extrauniform zu tragen. Es soll ihnen höchstens erlaubt werden, sich vom Regimentsschneider eine eigne Uniform aus besserm Tuche machen zu lassen, die jedoch in Schnitt und „Sitz" dem Kommißanzuge vollständig entsprechen müsse. Das heißt also, Extrauniformen können nach wie vor getragen werden, nur dürfen sie nicht mehr vom Zivilschneider gemacht werden. Was wird die Folge sein? Etwas Unzufriedenheit mehr im lieben deutschen Reiche, nämlich bei den vielen Schneidermeistern, die bisher mit jener Arbeit ein schönes Geld verdient haben, und im übrigen bleibt alles beim alten. Wenn man den Jünglingen überhaupt verböte, sich eigne Uniformen anzuschaffen, und sie zwänge, ein Jahr lang das grobe Tuch zu tragen, so würde das für unsre ganze verschniepelte Jugend ein wahrer Segen sein. So aber scheint die Militärbehörde selbst des Königs Rock nicht für gesellschaftsfähig zu halten. Übrigens wird wohl diese Kleiderordnung das Schicksal aller ihrer Vorgängerinnen teilen, d. h. es wird sich kein Mensch um sie kümmern. Wie oft ist schon den Offizieren eingeschärft worden, sich nach dem vorgeschriebnen Schnitt zu richten, und in welchem Aufzuge laufen unsre Leutnants herum!

In einem Erkenntnis des Oberverwaltungsgerichts (s. Pr. Verwaltungsblatt vom 30. Dezember 1893, Nr. 13, S. 146) heißt es:

„Daß mit Abs. 5 die in dem vorausgegangnen Absatz für Streitigkeiten mit der Wegepolizeibehörde und auch unter den Beteiligten anläßlich einer behördlichen Anordnung und über diese Anordnung geregelte Zuständigkeit der Verwaltungsgerichte auf die unter Beteiligten etwa unabhängig von solcher vorausgegangnen behördlichen Anordnung entstehenden Streitigkeiten über die öffentlich-rechtliche Verpflichtung zur Anlage und Unterhaltung öffentlicher Wege hat übertragen werden sollen, darauf deuten die Worte u. s. w."

Von einer Behörde, wie dem Oberverwaltungsgericht, sollte man doch eine etwas verständlichere Sprache erwarten können.

„Vor allem untersteht (!) das Institut in Zukunft der unmittelbaren Leitung des Ministers für Kultus und Unterricht und es bezieht dasselbe eine fixe, im Staatsbudget ausgewiesene Dotation."

So schreibt Herr Dr. R. Kukula in Nr. 38 der Hochschulnachrichten. Läßt man zwei Wörter weg, so giebts ein anständiges Deutsch. Gebildete, an einem wissenschaftlichen Institut angestellte Leute sollten sich doch solche Reporterſprache nicht aneignen.

Das „Lehrbuch der historischen Methode" von E. Bernheim, Professor der Geschichte in Greifswald, ist ein tüchtig und praktisch gearbeitetes Werk, das freilich allein noch niemanden zum Historiker machen wird. Leider legt der Verfasser großen Wert darauf, die Zitate nach folgendem Muster zu gestalten: der Aufsatz ist erschienen „in: Historische Zeitschrift 1893," eine Übersicht ist „wiedergegeben in Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 1892" (hier sogar ohne den Doppelpunkt!) und so in unzähligen Fällen. Das ist kein Deutsch, aber es ist „exakt," die Titel sind „mit diplomatischer Genauigkeit" wiedergegeben, und wer das nachmacht, erntet, wie wir aus Beispielen wissen, den Ruhm eines „sorgfältigen Gelehrten." Welchen Zweck hat aber diese ganze „Akribie"? Ist es nicht sicher, daß jeder Leser auch aus einem Zitat „in der Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" entnehmen würde, wie das Blatt im Nominativ heißt? Oder glaubt der Verfasser wirklich, das Sprachgefühl der jungen Historiker reiche nicht so weit? In zehn Jahren allerdings vielleicht nicht mehr, wenn es so weiter geht; bis dahin wird man wohl so eine Art Depeschen-Suahili aus der deutschen Sprache gemacht haben.

Wir hatten bei der ersten Auflage geschwiegen, weil wir hofften, der heilige Wustmann würde auch zu Bernheim dringen und der zweiten Auflage zu gute kommen. Nun ist diese da, aber sie zeigt, daß der Verfasser bei den Nachträgen und neuen Zitaten noch sorglicher als in der alten Ausgabe seine „exakte" Art zu zitiren angewendet hat.

Das Amtliche Schulblatt für den Regierungsbezirk Merseburg (Nr. 9 vom Dezember 1893) schreibt:

„(Aus dem Ministerialerlasse vom 7. August 1893.) Die Prüfung eines Besoldungsplanes hat dem Herrn Minister zu folgenden allgemeinen Bestimmungen Veranlassung gegeben:

Die erste Anstellung in einer Stadt von Volksschullehrern, die die zweite Prüfung bestanden haben, darf nicht unter Vorbehalt des Widerrufes erfolgen."

Daß es Seminare für Volksschullehrer giebt, wissen wir. Aber daß es ganze Städte von Volksschullehrern giebt, ist uns neu.

Die Schlesische Schulzeitung, eine pädagogische Wochenschrift, schreibt in Nr. 50 des vorigen Jahrgangs unter der Rubrik „Amtliches" folgendes:

„Der Kultusminister hat an die Oberpräsidenten eine Verfügung gerichtet, worin er bestimmt, daß, nachdem durch das neue Gesetz über die Ruhegehaltskassen für die Lehrer und Lehrerinnen an den öffentlichen Volksschulen die Entscheidung über die Versetzung dieser Lehrer in den Ruhestand an Stelle des Unterrichtsministers den Oberpräsidenten zugewiesen ist, auch in den Fällen der zwangsweisen Versetzung von Lehrern und Lehrerinnen an Schulen mittlerer (?) Kategorie in den Ruhestand die Entscheidung auf die von dem Lehrer gegen den Beschluß der Schulaufsichtsbehörde eingelegte Rekursbeschwerde künftighin von den Oberpräsidenten zu treffen ist."

Schön gesagt.

Endlich erließ Sulla auf die Fürbitte sowohl der vestalischen Jungfrau als einiger Verwandten des Cäsar, die zugleich seine vertrauten Freunde waren, demselben die Todesstrafe, welche er gegen ihn in Anwendung bringen wollte, obwohl er die Gefahr, welche einst von

Seiten desselben über die Partei der Optimaten hereinbrechen sollte, zu ahnen schien; indem er nämlich, endlich den Bitten nachgebend, sagte: „so möchten sie ihn denn hinnehmen, aber für sich behalten, denn sie möchten wohl zusehen, daß er nicht einst der Sache der Optimaten, die sie doch zugleich mit ihm vertreten hätten, verderblich würde: denn in Cäsar steckten viele Marius," scheint er die Richtung, welche Cäsar einst in seiner politischen Laufbahn einschlagen würde, sehr wohl durchschaut zu haben. (Übungsbuch für Sekunda. Herausgegeben von Dr. Moritz Seyffert. 14. Auflage. 1887. S. 177.)

Solches „Deutsch" müssen unsre Gymnasiasten ins Lateinische übersetzen. Wie mags da erst beim Übersetzen aus dem Lateinischen ins Deutsche manchmal zugehen!

Die Vossische Zeitung hat am 3. Januar den zweitausendjährigen Geburtstag Ciceros gefeiert. Damit wiederholt sie einen Fehler, der von vielen Zeitungen schon 1887 gemacht wurde mit der zweitausendjährigen Jubelfeier der deutschen Geschichte. Der bloßen Addition der vorchristlichen und der nachristlichen Jahreszahlen liegt die unbewußte fehlerhafte Annahme eines Jahres 0 zwischen beiden zu Grunde. Ein solches giebt es nicht, sondern dem Jahre 1 vor Chr. folgt unmittelbar das Jahr 1 nach Chr. Gleiche Daten dieser beiden Jahre sind nicht zwei Jahre von einander entfernt, sondern nur eins. Ebenso ist auch von der Summe 106 + 1894 = 2000 (Cicero war 106 vor Chr. geboren) ein Jahr abzuziehen, sodaß seit Ciceros Geburt erst 1999 Jahre vergangen sind. Vielleicht begreift das die Vossische Zeitung und feiert den großen Redner am 3. Januar 1895 noch einmal.

Die Kreuzzeitung gab neulich einmal eine ganze politische Unterhaltung plattdeutsch wieder. Bei Wilhelm Jensen und in den Erzählungen von Ilse Frapan spricht neuerdings die Hälfte der Personen ebenfalls durch das ganze Opus hindurch platt, und die Dii minorum gentium ahmen den neuen „Kunst"griff bereits geflissentlich nach.

Aber das ist noch lange nicht genug. Die Neuerung wurzelt in dem modernen Naturalismus, hat also Recht. Da heißt es nun auch konsequent sein! Alle Personen einer Dichtung müssen irgend welche dialektischen und persönlichen Eigentümlichkeiten, Gebrechen und Angewohnheiten in ihrer Sprech- und Ausdrucksweise haben, und die Erzählung muß diese mit der Treue des Phonographen wiedergeben. Der Leser muß entzückt einschlürfen, wie der eine mit der Zunge anstößt, der zweite durch die Nase spricht, der dritte kein r sagen kann. Der Unterschied des städtischen und des ländlichen Platt muß strenger gewahrt werden, Kommerzienräte mit verdächtigen Namen dürfen kein unverdächtiges christliches Deutsch mehr reden. Der verbindende Text zu den Gesprächen könnte, um weniger zu stören, vielleicht in Volapük abgefaßt sein.

Das Städelsche Institut in Frankfurt hat drei Bilder von Lenbach: Kaiser Wilhelm I., Bismarck und Moltke erworben. Das ist schön. Aber nicht schön ist, daß auf der einen der Inschrifttafeln, die man darunter anzubringen für nötig erachtet hat, steht:

FVERST
BISMARK.

und daß Geburts- und Todesjahr des Kaisers mit römischen Zahlen (MDCCLXXXXVII u. s. w.) angegeben sind. Wie lange werden die guten Sachsenhäuser des zwanzigsten Jahrhunderts studieren müssen, bis sie die herauskriegen!

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Das Miniſterium Windiſchgrätz
und die Parteien in Öſterreich

Jahrhundertelang galt es für ausgemacht, daß die Politik des Ariſtoteles alle Erſcheinungen des Staatslebens umfaſſe, daß ſich jede von ihnen auf eine der Grundformen, die der große Stagirite aufgeſtellt hat, zurückführen laſſe. Es erregte den heftigſten Unwillen aller zunftmäßigen Staatsgelehrten, als Pufendorf die Behauptung wagte, die Verfaſſung des heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation ſei in der „Politik“ nicht enthalten: es war damit eine Umwälzung in den Anſchauungen über den Staat eingeleitet, die nicht minder groß und folgenſchwer war als die, zu der es auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaft durch die erſten Zweifel an der Unfehlbarkeit der Phyſik des Ariſtoteles bereits viel früher gekommen war. Von den folgenden Staatsrechtslehrern haben ſich freilich noch manche mit dem Gedanken geſchmeichelt, in ihren Syſtemen eben ſo unverrückbare Grundlinien für die Theorie vom Staat gezogen zu haben, wie es die Sätze des Euklid für den Geometer ſind Aber allgemeinen Glauben haben ſie damit nicht gefunden. Beſonders in unſerm ſchnelllebigen Jahrhundert altern ſolche Syſteme und Theorien ungeheuer raſch. Der große Doktrinär Stahl hat in ſeinen letzten Jahren eine Reihe von Vorleſungen „über die gegenwärtigen Parteien in Staat und Kirche“ gehalten, die dann von Freunden aus ſeinem Nachlaß herausgegeben worden ſind und zu den bedeutendſten Erzeugniſſen der politiſchen Litteratur der erſten ſechziger Jahre gehören. Wenn man ſie aber heute lieſt, ſo ſtaunt man, wie wenig das Bild, das darin von den politiſchen Parteien entworfen wird, mit den heutigen Verhältniſſen übereinſtimmt, wie wenig erſchöpfend die Darſtellung iſt. Die alten politiſchen Parteien beſtehen ja noch, aber ſie haben

sich alle mehr oder weniger verändert, neue sind hinzugekommen, und was das wichtigste ist, die Prinzipienfragen, die damals in erster Linie vereinigend oder scheidend wirkten, thun das heute nicht mehr, andre Interessen als damals stehen im Vordergrunde des politischen Lebens, und diese bestimmen die Gruppirung unsrer Parteien. Dies gilt ebenso von Deutschland wie von Frankreich oder England, ganz besonders aber von Österreich.

So lange es einen Parlamentarismus in Österreich giebt, sind die Parteiverhältnisse in diesem Staate verwickelter als irgendwo gewesen, weil die politischen Tendenzen immer von den nationalen vielfach durchkreuzt und getrübt worden sind. Wir haben unter dem Ministerium Taaffe den feudalen Adel Arm in Arm mit den gemäßigt-liberalen Alttschechen und mit den radikaldemokratischen Jungtschechen gehen sehen, ihnen gegenüber standen, nicht immer, aber doch häufig, konservative, altliberale und demokratische Deutsche vereinigt. Bei den Polen, den Slowenen, den Italienern war in der Reichsvertretung eine Scheidung nach politischen Grundsätzen gar nicht wahrzunehmen, die nationalen Gesichtspunkte waren ihnen ausschließlich maßgebend. Nun hat sich eine Wandlung vollzogen, aber was einzelne Politiker früher immer gewünscht und von dem nächsten Wechsel in der Regierung immer gehofft haben: eine Parteigruppirung nach den alten politischen Schlagwörtern: konservativ, liberal und demokratisch, das ist nicht eingetreten; die Mehrheit, auf die sich das neue Ministerium stützt, aus der es zum Teil hervorgegangen ist, setzt sich aus Liberalen und Konservativen zusammen. Noch viel weniger ist aber der fromme Wunsch der unversöhnlichen Gegner des Deutschtums erfüllt worden, daß sich alle nichtdeutschen Elemente in einer großen Verbindung gegen die Deutschen vereinigen möchten; die neue Mehrheit umfaßt neben dem größten Teile der deutschen Abgeordneten die politisch bedeutendste, einflußreichste und fähigste Gruppe österreichischer Slawen, die Polen; einige Italiener haben sich dazu gesellt. Dagegen vereinigt die Opposition die radikalen Jungtschechen diesmal mit den konservativen Antisemiten; Sozialdemokraten wie Pernerstorfer und Kronawetter ziehen an demselben Strange wie einige Klerikale, die aus dem Hohenwartklub ausgetreten sind, weil sie nicht mit den Deutschliberalen verbündet sein wollten, und einen Augenblick schien es, als ob die entschiedensten Verfechter des Deutschtums in Österreich den grimmigsten Feinden dieses selben Deutschtums die Hand zur Bundesgenossenschaft reichen wollten. Waren die alten parlamentarischen Bezeichnungen für die zwei Hauptrichtungen, in denen sich das politische Leben vor drei und vier Jahrzehnten bewegte, schon unter Taaffes Regiment nicht mehr recht zutreffend, so sind sie das vollends nicht mehr, seitdem Fürst Windischgrätz an der Spitze des Kabinets steht.

Die neue Ära ist zunächst durch eine gemeinsame Abneigung zusammengeführt worden: durch die Abneigung vor allen extremen Bestrebungen, ob sie

nun sozialer oder nationaler Art sind; die drei Parteien, aus denen sie besteht, waren zuletzt darin einig, daß diese Bestrebungen zu einer Erschütterung des österreichischen Staatswesens in seinen innersten Grundfesten führen würden. Aus dieser negativen Übereinstimmung ergab sich aber alsbald eine positive. Die Mehrheit will alles thun, was zur Erhaltung der bestehenden Staats- und Gesellschaftsform dienen, was den innern Frieden wieder herstellen, den Wohlstand der Bewohner kräftigen, die aufgeregten Interessengegensätze mildern kann. Alles Verbindende soll hervorgesucht und gepflegt, alles Trennende zurückgestellt und vermieden werden. Die Verfassung von 1867 erkennen alle an — nicht bloß der ehemaligen deutschen Linken kommt nun der Name Verfassungspartei zu, nein, der gesamten Mehrheit —, aber der nationale Besitzstand, wie er sich im Laufe der letzten vierzehn Jahre, an vielen Stellen zu Ungunsten der Deutschen, gebildet hat, soll unverändert bleiben, die Stellung der Kirche im Staat, ihr Einfluß auf die Erziehung des Volkes nicht weiter geschmälert, zugleich aber auch eine grundsätzliche Abänderung des Schulgesetzes vom Mai 1869 nicht erstrebt werden. Was endlich das wichtigste ist, Adel, Bürgertum und Bauernstand, sie alle sollen in ihrem Eigentum erhalten, der demokratische und der sozialdemokratische Ansturm dagegen mit aller Energie zurückgewiesen werden. Und über dem allen soll das Banner des Reichs und der Dynastie, das in den Kämpfen der letzten Jahre zu sinken und den Streitern zu entschwinden drohte, wieder aufgerollt und entfaltet wehen.

Indem sich nun die drei Parteien, die deutsche Linke, die Konservativen des Hohenwartklubs und die Polen, zu einem solchen Programm einigten, haben sie sich jede scheinbar innerlich sehr stark verändert. Aber es ist nur scheinbar, in der That hatten sie sich längst gewandelt, sie waren keine mehr das, was sie vor zehn oder fünfzehn Jahren gewesen sind.

Zuerst die deutsche Linke, die Liberalen, vordem auch Verfassungspartei genannt. Daß eine deutsch-liberale Parteiregierung jemals in Österreich wieder ans Ruder kommen könne, haben die Verständigen in ihr längst nicht mehr geglaubt; deshalb waren sie den nichtdeutschen Bevölkerungen gegenüber zu Zugeständnissen bereit: den Polen waren unter ihrem eignen Regime die reichsten Zugeständnisse gemacht worden, den Tschechen gegenüber haben sie sich zu jenen Punktationen bequemt, die die Grundlage für den vielberufnen böhmischen Ausgleich hätten bilden sollen; auch dies war ein keineswegs geringfügiges Zugeständnis. Eben wegen dieser nachgiebigen Haltung gegen die nationalen Ansprüche der Slawen löste sich seiner Zeit der Klub der deutschen Nationalpartei unter der Führung Steinwenders von den Deutschliberalen ab. Heute verzichtet allerdings die deutsche Linke auf die Durchführung des Ausgleichs; wie bescheiden auch ist, was sich in nationaler Beziehung aus diesem für sie ergeben würde, sie verzichtet darauf, weil die Stimmung der Tschechen, durch ihre Führer aufs tiefste gegen den Ausgleich aufgeregt, keine Aussicht eröffnet,

daß er auf friedliche Weise vollzogen werden könnte. Dafür hat sie nun aber auch die Bürgschaft, daß es wenigstens zu keinem neuen Angriff auf den Besitzstand der Deutschen in Böhmen oder in den südlichen Alpenländern kommen wird, und diese Bürgschaft ist wohl jenes Opfers wert. Die deutsche Nationalpartei ist zuerst voll Entrüstung über die Nachgiebigkeit ihrer ehemaligen Genossen gewesen und hat sich gerüstet, in die Opposition zu gehen; aber während der Debatte über das Budgetprovisorium trat Steinwender in ihrem Namen mit der Erklärung hervor, daß sie die neue Regierung nicht grundsätzlich bekämpfen werde. Man sieht also, daß selbst die Politiker, die die nationalen Interessen allen andern voranstellen, die Verbindung der Linken mit den Konservativen und den Polen nicht für so bedenklich halten, um sie unter allen Umständen zu bekämpfen.

Auch das liberale Programm der Linken hatte einige Einschränkungen erfahren. Doch auch hier ist es im Grunde nicht so arg, wie es auf den ersten Blick erscheint. Ein großer Teil der Partei bekannte sich eigentlich längst nicht mehr zum orthodoxen Liberalismus, und die Demokraten waren sehr schwach in ihr vertreten; auch vor dem Eintritt in die neue Verbindung hätte man sie kaum mit den Freisinnigen in Deutschland vergleichen können, viel eher mit den Nationalliberalen. Das allgemeine Wahlrecht hat sie freilich mit dem Munde immer bekannt: wie oft mußten wir die Phrase hören, sie seien „im Prinzip“ für das allgemeine Wahlrecht! Aber für das allgemeine Wahlrecht in Österreich in diesem Zeitpunkt, unter den gegebnen Verhältnissen, waren sie nicht, folglich waren sie es überhaupt nicht. Jetzt ist dies offen zu Tage getreten, sie sind Anhänger der Interessenvertretung, die sie so oft aus taktischen Gründen verworfen haben. Es ist aber unsrer Meinung nach immer ein Vorteil, wenn eine Partei aufrichtig ist. Daß die deutsche Linke durch die Aufrichtigkeit verloren habe, finden wir nicht. Denn das Schreckbild einer Wahlreform im Steinbach-Taaffeschen Sinne hat auch die Demokraten um ein paar Grade konservativer gestimmt, und die Leute vom Schlage Kronawetters standen ohnedies den Sozialdemokraten schon sehr nahe, sie waren den Liberalen unangenehme Bundesgenossen, und viele unter ihnen werden Gott danken, daß sie diese Freunde los sind. Unberufne Warner in deutsch-freisinnigen Blättern haben freilich ein großes Geschrei erhoben und gemeint, daß sich der Liberalismus in Österreich selbst aufgebe, indem er sich mit seinen größten Gegnern, den Feudalen und Klerikalen, vertrage; aber damit mag man Kinder schrecken. Gewisse Errungenschaften des Liberalismus — es sind die, die selbst Stahl als wertvoll bezeichnen konnte — stehen heute unerschütterlich fest, und alle feudal-klerikalen Angriffe werden sie nicht mehr vernichten. Dagegen ist die Gefahr, die dem liberalen Bürgertum von der Sozialdemokratie droht, eine sehr reelle, und es ist für sie ein großes Glück, wenn sie im Kampfe gegen diese Gefahr Bundesgenossen findet.

In einem Punkte scheint allerdings die liberale Partei die alte geblieben zu sein: in ihrer blinden Wut gegen die Antisemiten. Wenn sichs um die handelt, so verliert sie alle Besinnung und vergißt alle politische Klugheit. Es ist wahr, es sind eigentlich die Zeitungen, die Organe der Partei, die da in erster Linie sündigen. Aber sollten wirklich die Führer in dieser Hinsicht so gar keinen Einfluß haben, sollte es wahr sein, daß diese hier unwiderstehlichen fremden Antrieben folgen? Oder ist der Umstand, daß fast alle Redakteure Juden sind, von solchem Gewicht, daß darüber alle hochpolitischen Erwägungen vergessen werden? Wir verlangen ja nicht, daß die Liberalen die Antisemiten nicht als wirtschaftliche und politische Gegner behandeln sollen — sie sind es nun einmal, und zwischen ihnen ist kein Vertrag: die Antisemiten nennen sich ja auch wohl geradezu Antiliberale. Aber man muß darum doch nicht bei jeder Gelegenheit, und selbst wenn keine Gelegenheit ist, wie besessen auf sie losfahren, nicht vergessen, daß die Sozialdemokraten doch viel gefährlichere Gegner sind, und daß die Antisemiten wenigstens das eine mit den Liberalen gemein haben, daß sie eine bürgerliche Partei sind. Aber lieber thun die Blätter der Liberalen mit den Sozialdemokraten schön und verzichten darauf, ihnen einen Widerspruch, eine Heuchelei oder eine Gewaltsamkeit vorzurücken, wenn sie dabei nur den Antisemiten eins versetzen können. Eine Wählerversammlung im Wiener Stadtbezirk, die ihrem Abgeordneten Kronawetter ein Mißtrauensvotum geben wollte, weil er sich für den Taaffeschen Wahlreformentwurf ausgesprochen hatte, wurde eines Tages durch Sozialdemokraten zerstört und vereitelt. Einige Tage später fand irgend eine antisemitische Versammlung statt: sozialdemokratische Arbeiter versuchten einzudringen, wurden aber mit Gewalt zurückgewiesen, einer von ihnen, der sich doch Eintritt verschafft hatte und durch Zwischenrufe die Gefühle der Mehrheit beleidigte, wurde hinausgeworfen. Wir wollen dieses Vorgehen nicht gerade entschuldigen. Aber wäre es für ein bürgerliches Organ nicht sehr naheliegend gewesen, zu sagen: „Seht, die Antisemiten bezahlen euch mit derselben Münze, mit der ihr uns, die Liberalen, bezahlt habt? Was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Ihr könnt euch nicht beklagen, denn ihr macht es gerade so.“ Aber davon war keine Rede, die „antisemitische Roheit“ wurde aufs härteste getadelt, über die neuesten Thaten der Sozialdemokraten aber der Mantel der Vergessenheit gebreitet. Wir können uns nicht helfen, wir finden das kleinlich, ungerecht und unklug. Kleinlich, denn es scheint uns nur aus dem Ärger zu entspringen, den die jüdischen Redakteure über die Schimpfreden der antisemitischen Führer empfinden; ungerecht, denn sie messen die Antisemiten mit einem andern, schärfern Maße; unklug, denn die Liberalen können den Sozialdemokraten schmeicheln, soviel sie wollen, sie werden sich bei ihnen nicht den geringsten Dank verdienen. Man lese nur die Blätter der Sozialdemokraten, sie sehen die Antisemiten als Bahnbrecher und Sturmläufer ihrer Partei unter den Kleingewerbetreiben-

den an, von ihnen sagen sie, sie hätten doch hie und da einen gesunden Gedanken, was sie den Liberalen niemals nachrühmen könnten; der Liberalismus, so lasen wir einmal in der hiesigen Arbeiterzeitung, leide an Altersschwäche, und die sei unheilbar. Das liberale christliche Publikum aber wird durch solche Fehler der Presse der Partei immer mehr entfremdet. Wie viele giebt es nicht, die sehr zu den Antisemiten hinneigen, nur ihre Roheit, ihre Verquickung von Demagogie, Klerikalismus oder staatsfeindlichem Nationalismus hat sie bis jetzt abgehalten, sich ihnen anzuschließen. Wenn aber die liberalen Blätter, die Neue Freie Presse an der Spitze, in erster Linie als Organe der Judenschaft erscheinen wollen, dann werden diese Leute allmählich ins antisemitische Lager übergehen, und was die Antisemiten heute schon mit ungeheurer Übertreibung behaupten, daß Liberalismus und Judentum eins seien, wird dann zur Wahrheit werden.

Über die beiden andern Parteien der Mehrheit können wir uns kürzer fassen. Die konservative Partei hat zunächst durch ihre Verbindung mit den Liberalen unzweifelhaft bewiesen, daß auch sie auf dem Boden der Verfassung steht, d. h. also weder an dem Dualismus, noch an dem Konstitutionalismus zu rütteln beabsichtigt. Die Gleichberechtigung der Nationalitäten, an der sie festzuhalten erklärt, wird ja auch in der Verfassung von 1867 verbürgt, und die Abweichung zwischen ihr und der Linken betrifft in dieser Frage nur die Auslegung. Darüber soll aber zunächst nicht gestritten werden. Was die Schulfrage betrifft, so will diese Partei, die zum Teil ja auch katholisch-klerikal ist, einstweilen von ihrem Plan abstehen, die bestehende interkonfessionelle Volksschule in eine konfessionelle zu verwandeln und die Schulaufsicht wieder den kirchlichen Organen zu übertragen, was notwendig war, um den Liberalen das Bündnis mit ihr zu ermöglichen, denn das Bürgertum in Österreich — und zwar sowohl das deutsche wie das slawische — sieht nun einmal in der sogenannten Neuschule eine kostbare Errungenschaft. Die konservative Partei verzichtet endlich auf ein ferneres Zusammengehen und eine fernere Unterstützung aller extremen Elemente, wie der Jungtschechen oder der Antisemiten, mit denen sie früher nicht selten im Bunde erschienen ist: sie erkennt nun doch in dem liberalen deutschen Bürgertum einen wertvollern Bundesgenossen gegen den revolutionären Ansturm unsrer Tage als in jenen Elementen.

Von den Polen ist, so wichtig sie sind, wenig zu sagen. Bismarck hat ihre Abgeordneten einst als die einzigen politischen Köpfe in der österreichischen Reichsvertretung bezeichnet. Das ist nun wohl nicht mehr der Fall, aber klug sind sie noch immer. Daß der österreichische Staat nicht durch gewagte Experimente zerrüttet werde, daß er seine Kraft beisammen halte und besonders Rußland gegenüber wehrhaft bleibe, ist eine Bedingung ihrer eignen Stellung, ja ihrer nationalen Existenz; dies erkennen sie, und es um panslawistischer Ideen willen aufs Spiel zu setzen, kommt ihnen nicht in den Sinn. Der Gegensatz von konservativ und liberal aber ist unter ihnen nie sehr scharf oder doch

nicht politisch sehr wirksam gewesen; sie haben in dieser Beziehung wenig aufzugeben, wenig zuzugestehen oder gar zu opfern.

Die Opposition setzt sich heute eigentlich nur aus den Jungtschechen und den Antisemiten zusammen. Die Jungtschechen sind auch außerhalb Österreichs nur zu gut bekannt: sie sind die größten Chauvinisten Europas, sie vereinigen die entschiedensten Gegensätze — demokratischen Radikalismus und Hinneigung zu dem despotisch regierten Rußland —, sie sind die rücksichtslosesten Verächter der politischen Sitte und des politischen Anstands — es soll ihnen unvergessen bleiben, wie sie im vorigen Sommer eine Beschlußfassung der Mehrheit des böhmischen Landtags durch Gepolter, Zerbrechen der Tintenfässer und Demolirung der Sitze unmöglich gemacht haben. Ihnen hat Prag den Ausnahmezustand zu verdanken, sie haben den Mord des unglücklichen „Rigoletto von Toskana" auf dem Gewissen. Sie lassen sich mit keiner von den bürgerlichen Parteien in irgend einem Lande Europas vergleichen, wohl aber liegt ein anarchistischer Zug in ihrem Gebahren, an Fanatismus und an Roheit gleichen sie ihren Vorfahren, den Hussiten.

Die Haltung der Antisemiten gegenüber der Koalition läßt sich ebenso wenig begreifen, wie die der Liberalen gegen sie. Darin hatte der sozialdemokratische Abgeordnete Pernerstorfer ganz Recht; die Verbindung verheißt ihnen ja, was sie als den Hauptpunkt ihres Programms aufstellen: Erhaltung der ständischen Gliederung der Gesellschaft. Mit den Konservativen — so sollte man meinen — haben sie sehr viel, mit den Liberalen wenigstens etwas gemein; den Jungtschechen stehen sie völlig fremd gegenüber, nur ein blinder Haß konnte sie zu ihren Bundesgenossen machen. Oder sollte es wahr sein, daß sie im Grunde eine radikale Partei seien, der es nur darum zu thun sei, die Volksleidenschaften gegen alles Bestehende aufzuwühlen? Es scheint beinahe so. Man wende nicht ein, daß sie vor allem die Korruption, die Ausbeutung des Mittelstandes durch das große Kapital, das Manchestertum zu bekämpfen als ihre Aufgabe ansehen. Alles dies könnten sie besser innerhalb der Verbindung — sie fänden dort Bundesgenossen genug. Wir glauben auch nicht, daß die Wähler der antisemitischen Abgeordneten mit deren Haltung zufrieden sind, und bezweifeln, daß sie aus den nächsten Wahlen ungeschwächt hervorgehen werden.

Die Alttschechen kommen innerhalb des Parlaments als Partei nicht mehr in Betracht. Der sogenannte Coroniniklub, aus einigen Großgrundbesitzern und einigen Vertretern der südlichen Alpenländer bestehend, wird ohne Zweifel die Mehrheit in den meisten Fällen unterstützen, die deutsche Nationalpartei hat das bereits angekündigt. Daß sich neuerdings siebenundsechzig Wähler des böhmischen Großgrundbesitzes unter der Führung des Freiherrn von Leonhardi als Gegner der Koalition erklärt haben, ist nur für den böhmischen Landtag, nicht für den Reichsrat von Bedeutung.

Eine sehr wichtige Frage ist aber nun, ob die neuen Parteiverhältnisse auch einen Rückhalt in der Bevölkerung haben werden. Wir denken: mindestens einen stärkern als die der „Ära Taaffe." Die Deutschen müssen sich freilich erst wieder ein bischen an den Gedanken gewöhnen, daß sie der Regierungspartei angehören, sie müssen, wie kürzlich der Freiherr von Czedik in einer Vereinsversammlung treffend bemerkte, die kindliche Auffassung aufgeben, als sei dies eine Schande. Die Polen folgen unbedingt ihren Führern, ebenso ein großer Teil der Wählerschaft der Konservativen. Die Tschechen sind so wie so nicht zu gewinnen; nicht das Ministerium Windischgrätz, das Ministerium Taaffe, das ihnen so wohl wollte, war genötigt, den Ausnahmezustand über Prag zu verhängen. Den Sozialdemokraten endlich wird es keine Regierung und keine Verbindung, die aus den besitzenden Klassen hervorgegangen ist, jemals rechtmachen können und — wollen.

Neue Ziele, neue Wege

2. Die Selbsttäuschung der Herrschenden

Zwei Dinge, sagten wir, seien es, die den Herrschenden die seit 1870 eingetretene Verkümmerung der Grundlagen des Reichs und die daraus entspringenden neuen Aufgaben verhüllten. Betrachten wir nun heute diese beiden Dinge genauer.

Das eine ist das nationalliberale Ideal. Der Nationalverein, aus dem die nationalliberale Partei hervorgegangen ist, hat keineswegs die Bewegung fortgeführt, die 1813 das deutsche Vaterland vom Franzosenjoche befreite, und deren Wesen mit den drei Namen: von Stein, E. M. Arndt und Görres ausgesprochen wird. Diese Bewegung war durchaus volkstümlich gewesen, die nationalliberale Partei dagegen ist eine vornehme Partei. Das soll nicht etwa ein Vorwurf für ihre Mitglieder sein — versteht es sich doch von selbst, daß sich bei einem gewissen Grade der gesellschaftlichen Differenzirung die Vornehmen in Denkungsart und Sitte vom gemeinen Manne absondern —, aber man darf es nicht unbeachtet lassen, wenn man ermitteln will, was die Partei im Lande bedeutet und vermag. Eine solche Partei der Vornehmen kann sich als mäßigende Ratgeberin jederzeit sehr nützlich machen, sie kann unter so günstigen Umständen, wie sich ihrer nach 1870 unsre Nationalliberalen erfreuten, eine Zeit lang die leitende Rolle spielen, aber sie kann in einem Staate mit ganz demokratischem Wahlrecht nicht auf die Dauer die Mehrheit

behaupten; dem steht nicht allein das Proletariat, sondern auch das wirkliche, echte Volkstum im Wege.

Soll dieses Wort in Deutschland einen Sinn haben, so muß man bei ihm zunächst an die niedersächsischen und die oberbairischen Bauern denken, denn die haben das germanische Volkstum, wie es Tacitus schildert, noch am reinsten bewahrt. Aber dieses Volkstum ist unsern Vornehmen*) durchaus unsympathisch, wenn sie auch zum Zeitvertreib und zur Abwechslung ganz gern einmal einen Bauernroman lesen, eine Bauernkomödie ansehen und in der Sommerfrische von ihrem Hotel aus das Treiben der benachbarten Landleute mit Interesse beobachten. Die Sitten und Lebensgewohnheiten des echten deutschen Bauern verachten sie als roh und gemein, seinen Unabhängigkeitssinn finden sie als geborne Büreaukraten staatsgefährlich (was sie glücklicherweise in Preußen nicht abgehalten hat, aus akademischer Vorliebe für englische Vorbilder und aus Abneigung gegen patriarchalische Junkerherrschaft den Bauern die Kreis- und Gemeindeordnung und damit ein bescheidnes Maß von Selbstverwaltung zu bewilligen), und seine Religion halten sie für einen zu bekämpfenden Aberglauben. Für einen zu bekämpfenden — darin liegt der verhängnisvolle Irrtum. Denn das versteht sich freilich von selbst, daß der wissenschaftlich Gebildete andre Vorstellungen von Gott und Welt hat als eine Kuhmagd, aber daß sich die Kuhmagd zu den Ansichten jenes Gebildeten bekehre, versteht sich nicht von selbst, ist vielmehr ganz unmöglich. Im Grunde genommen sehen das die Herren ja auch ein; ja viele von ihnen scheinen den Abstand zwischen der Höhe ihrer eignen Erkenntnis und der des Volkes sogar zu hoch zu schätzen, indem sie sich eigne Logengottesdienste einrichten und sogar den gebildeten Neophyten noch nicht für reif genug erachten, die Offenbarungen ihrer Weisheit gleich vollständig aufzunehmen, sondern die Jünger fürsichtig von Stufe zu Stufe hinaufleiten und nur den allerbewährtesten nach jahrelanger Prüfung ihre eigentliche Meinung vom „Weltbaumeister" entdecken, was einigermaßen komisch aussieht in einer Zeit, wo alles, was die Herren zu sagen wissen, seit hundert Jahren in Tausenden von weitverbreiteten Büchern gesagt worden ist und in öffentlichen Volksversammlungen von der Rednerbühne heruntergeschrieen wird. Indes, obwohl sich über den Geschmack streiten läßt, den diese Art von Pflege der Honoratiorenreligion bekundet, so muß ihren Gründern doch zugestanden werden, daß sie von einer nicht ganz unberechtigten Ansicht ausgegangen sind. Um so bedauerlicher ist es, daß sie seit einigen Jahrzehnten eine dieser Ansicht entgegengesetzte Praxis eingeschlagen und diese sogar zu einem Bestandteil ihrer Politik gemacht haben. Sie bekämpfen die Volksreligion und möchten dem Volke als Ersatz eine zurechtgemachte Religion

*) Die Vornehmen gehören gar nicht zum Volke, denn in der ganzen Welt sind sie einander gleich, meint Schopenhauer in einem seiner Briefe.

darreichen. Die Geistlichen sollen Staatsdiener werden und in Kirche und Schule ungefähr das lehren, was den Brüdern der untern Grade in ihren Tempeln gepredigt wird. Mit diesem Versuch ist man nun an einer mehrfachen Unmöglichkeit gescheitert; zur Rechten wie zur Linken haben sich die Volksmassen diese Fürsorge für ihr Seelenheil verbeten. Die gläubigen Christen hängen mit leidenschaftlicher Liebe gerade an dem, was ihnen die Liberalen gern nehmen möchten: an ihren Dogmen, ihren Gebräuchen und einer vom Staate unabhängigen Kirchenverfassung; das unkirchliche Proletariat andrerseits weiß zwar den Liberalen spöttischen Dank für die Befreiung von der geistlichen Autorität, beantwortet aber die Zumutung, gegen die Herrschaft des Krummstabs die der Polizeifuchtel einzutauschen, mit Hohngelächter und zerreißt unbarmherzig den Sammet schöner moralischer und patriotischer Redensarten, unter dem die liberale Humanität das harte Holz oder Eisen zu verbergen sucht. Mit der Weisheit der untern Grade lassen sich die aufgeklärten Proletarier schon lange nicht mehr abspeisen, sie besorgen das Einweihen weit gründlicher; selbst ihre Kinder sind schon beim siebenten Grade angelangt und hören den Religionsunterricht nur noch mit überlegnem Lächeln an, obwohl sie, den Weisungen der Eltern folgend, ihre höhere Einsicht mit kluger Selbstbeherrschung verbergen.

Ich gehöre nicht zu den Symmysten, und was ich von den Offenbarungen der höhern Grade angedeutet habe, ist nur Vermutung. Es könnte wohl sein, daß dort auch weiter nichts gelehrt würde, als die harmlose Humanitätsreligion Lessings und Herders, Goethes und Schillers, die Religion der Mehrzahl jener gemäßigten Liberalen, die keinem Geheimbunde angehören, und zu den Gläubigen ihrer Freikirche darf ich mich selber rechnen. (Diese Religion hält noch am persönlichen Gott und an der Unsterblichkeit der Menschenseele fest und schließt sogar den Dreieinigkeitsglauben nicht unbedingt aus.) Aber niemals habe ich den Irrtum geteilt, den die Liberalen dadurch begehen, daß sie ihre philosophische Überzeugung zur politischen Parteisache machen. Es ist verkehrt, zu glauben, daß diese in den Kreisen der Vornehmen entstandne Religion jemals Volksreligion werden könne,*) es ist noch verkehrter, sie durch

*) Populär sind nur: von Schiller die Räuber, Kabale und Liebe, Wilhelm Tell und das Lied von der Glocke; von Lessing allenfalls Minna von Barnhelm; von Herder, der alle Völker verstand, eigentlich nichts; Goethe hat unser Volk besser gekannt und verstanden, als irgend jemand, aber, außer etwa Hermann und Dorothea und einigen Liedern, nichts für das Volk geschrieben. Immerhin bildet auch schon dieser kleine Besitzstand ein wertvolles Einigungsmittel für das Volk, und die gesamte klassische Litteratur ein eben solches für die Gebildeten. Daher ist es eine wirkliche Schädigung der Volkseinheit, wenn fanatische Ultramontane dem Volke unsre Klassiker verdächtigen und sie sogar aus den Schulen ausschließen möchten. Aber auch gegen diesen Paroxysmus läßt sich mit Gewalt nichts ausrichten: man muß ihn austoben lassen, und damit wird es um so rascher gehen, je rascher sich der entgegengesetzte Paroxysmus der Jesuitenfresser legt.

Bekämpfung der Volksreligionen verbreiten zu wollen, und es ist am allerverkehrtesten, von ihr die innere Einigung des deutschen Volkes zu erwarten.*) Wer ihr huldigt, der freue sich ihrer im Kreise von Gleichgesinnten, aber feindet er die Altgläubigen an, dann verschlimmert er nur die Zerklüftung. Theologische und philosophische Streitigkeiten, sie mögen vom positiven oder vom negativen Standpunkte aus geführt werden, sind allemal Anzeichen und Ursachen des Zerfalls eines Volkes. Was ein Volk eint, das ist überhaupt nicht das Wort, sondern die That; das Wort nur dann, wenn es geeignet ist, That zu werden. Was ein Volk eint, das ist gemeinsames Schaffen oder gemeinsame Abwehr einer Gefahr, worüber die Meinungsstreitigkeiten vergessen werden. Was ein Volk eint, das ist ein Befreiungskampf, wie der von 1813, oder ein Abwehrkrieg, wie der von 1870, oder ein Eroberungskrieg, wie die Kriege des makedonischen Alexander und die mittelalterlichen Kriege der Deutschen gegen die Slawen. Was ein Volk eint, das sind koloniale Unternehmungen wie die englischen. Was ein Volk eint, das sind Handelsunternehmungen gleich denen der alten Hanse. Was ein Volk eint, das sind Volkssprache, Volkstracht, Volksschule, Volksfeste, Volksdichtungen und eine volkstümliche Kunst. Die Religion einigt nur durch den Kultus; sobald in ihr die Theologie hervortritt, entzweit sie. Überhaupt wirkt höhere Bildung zerstörend auf das Volkstum, und zwar in doppelter, scheinbar entgegengesetzter Weise: sie entzweit die Geister durch Spaltung des Geisteslebens in tausenderlei Meinungen, und sie verwischt die Unterschiede der Nationen, indem sie den höhern, gebildeten Schichten aller Nationen, stellenweise sogar den untern, Gleichförmigkeit der Sitten, der Kleidung und des Geschmacks aufnötigt. Deshalb ist es auch gar nicht das eigentümlich Deutsche, was die Nationalliberalen am neuen Reiche lieben, sondern daß es *ihr* Staat, der Staat der Honoratioren ist. Nicht in den höchsten Regionen der Bildung und Wissenschaft, sondern in den rohern Schichten und Zuständen eines Volkes wurzelt seine Einheit.

Daß zwischen ihrer Auffassung und der des Volkes eine Kluft liegt, die täglich weiter wird, wollen nun diese unsre Freunde, die persönlich allesamt sehr liebenswürdige und sehr achtenswerte Männer sind, schlechterdings nicht einsehen. Sie träumen noch immer von einem Staate, wie sie ihn 1871 gegründet zu haben glaubten, wo sie die gelehrigen Geister einer für die dar-

*) Nachdem obiges schon geschrieben war, las ich in einer neuen französischen Zeitschrift: Union pour l'Action morale, Nummer vom 15. Dezember 1893, folgenden Programmsatz: On doit être libéral. Qu'est-ce à dire? Ceci simplement, que l'on doit renoncer désormais, en politique comme en religion, si toutefois l'on veut réellement refaire l'unité spirituelle de la patrie, à l'imposer aux âmes, du dehors, et par la contrainte, si prudente, si dissimulée qu'elle puisse être. Durch seine Unduldsamkeit, durch seine unaufhörlichen Versuche, seine Weltansicht den Volksmassen aufzuzwingen, hat der Liberalismus in ganz Europa — mit Ausnahme Englands — das Recht auf seinen Namen verwirkt.

gebotenen Kulturwohlthaten dankbaren Menge beherrschen werden, ohne daß ihnen auf der einen Seite die „Pfaffen“ und auf der andern die sozialdemokratischen „Hetzer“ Konkurrenz machten; und sie hoffen auf den großen Umschwung, der ihnen die teils durch jesuitische Arglist, teils durch Demagogen entfremdeten Volksmassen wieder zuführen werde. Allein ihre Hoffnung auf den Umschwung ist so eitel, wie die der Industrie auf die Beendigung der schleichenden Geschäftskrisis durch einen großen „Aufschwung,“*) weil es weder die jesuitische Arglist noch die Demagogie ist, was sie vom Volke trennt, sondern die Kluft zwischen ihrer Kultur und der Volksnatur.

Ein falsches Ideal also ist es, was dem nationalliberalen Teile der Herrschenden die Ursachen der konfessionellen und partikularistischen Feindschaft gegen das neue Reich verbirgt und diese Feindschaft durch die Mittel, mit denen man sie zu beseitigen gedenkt, täglich verstärkt. Die Bequemlichkeit der beati posidentes aber ist es, was den konservativen wie den liberalen Teil der Herrschenden blind macht gegen die unvermeidliche Feindschaft der Armen, die nach Ausweis der Steuerlisten in Preußen beinahe vier Fünftel der Bevölkerung ausmachen; sind doch in Preußen 77,80 Prozent der Steuerpflichtigen von der Klassensteuer befreit.

Die Herrschenden haben mehr als einen Grund, sich diese Lage zu verbergen. Gestehen sie einmal ein, daß der größere Teil des Volkes Not leidet, und daß für stetig wachsende Massen keine Arbeit mehr zu finden ist, so müssen sie auch ihre Verpflichtung eingestehen, diesem Zustand ein Ende zu machen. Das könnte aber nur durch eine innere Politik geschehen, die ihnen selber tief ins Fleisch schnitte, und durch eine sehr kühne und großartige auswärtige Politik, die ihnen sehr unbequem wäre, denn sie sind sehr verwöhnt; hat doch keine Aristokratie früherer Zeiten eine Ahnung gehabt von der Sicherheit und Bequemlichkeit des Daseins und von der Fülle von Genüssen, deren sich heutzutage die obern Hunderttausend aller Länder erfreuen. Ein andrer Grund liegt in dem Umstande, daß es gerade das Massenelend ist, dem sie ihren Reichtum verdanken. Wo reichlicher Verdienst durch menschenwürdige Arbeit winkt, da läßt sich kein Mensch in eine Zuckerfabrik locken oder zwingen, oder in eine große Spiritusbrennerei, in eine Spinnfabrik; in ein Bergwerk nur, wenn er für eigne Rechnung schürfen kann. Der Blick auf die Reservearmee der Arbeitslosen, in die jeder Vermögenslose hinabsinkt, wenn er nicht jede sich ihm darbietende Arbeitsgelegenheit benutzt, er ist es, der die Besitzlosen treibt, sich auch zu den widerwärtigsten, gesundheitsschädlichsten und lebensgefährlichsten Arbeiten, unter den unwürdigsten Bedingungen und um den elendesten Lohn zu bequemen. Aus dieser Notlage der Armen aber fließen

*) Diese Hoffnung ist so lange eitel, als man sich einbildet, dieser Aufschwung werde von selber kommen, ohne daß die Ursachen der Krisis beseitigt werden.

die Reichtümer der Unternehmer; müßten diese wegen Arbeitermangel den doppelten Lohn zahlen oder könnten sie gewisse Fabrikationszweige aus Mangel an Arbeitern gar nicht betreiben, so könnten sie nicht so reich werden. Nicht etwa, daß auch nur einer unter ihnen dächte: damit ich reich werden kann, müssen die Massen elend bleiben! O nein, so frevelhafte Gedanken hegen edle Menschen nicht, und edle Menschen sind sie ja alle, und wenn einer von ihnen diese Ausführungen liest und bis zu dieser Stelle gekommen ist, so wird er den „Wisch" mit Entrüstung auf den Fußboden schleudern. Also das gesteht sich keiner ein; aber „unbewußt" beeinflußt dieser Umstand sie alle; sie fühlen es: sobald wir die Lage anerkennen, können wir unsre Unternehmungen nicht mehr mit gutem Gewissen in der alten Weise fortführen.

So wird denn gerade ihr Edelmut zu einem weitern Grunde, sich und andern diese Lage zu verheimlichen. Die Neue Freie Presse meinte jüngst bei Erwähnung von Gerhard Hauptmanns Hannele, solche Elendsschilderungen möchten vor fünfzig Jahren angebracht gewesen sein, heute seien sie Anachronismen; in keiner frühern Zeit sei ein solcher Strom des Erbarmens durch die Menschheit gezogen wie heute, und kein Tag vergehe, wo nicht auf dem Wege der Gesetzgebung und Verwaltung etwas zur Milderung der Not der Armen gethan werde. Daran ist so viel wahr, daß in England der Chartismus die berüchtigten Fabrik- und Grubengreuel beseitigt hat, während sie in Italien eben jetzt im schönsten Flor stehen, daß sich die Regierungen teils durch die Furcht vor der Sozialdemokratie, teils durch ganz unhaltbare Zustände gezwungen gesehen haben, einigermaßen für die ärmern Volksmassen zu sorgen, nachdem diese durch die Lostrennung vom Grund und Boden in die Unmöglichkeit versetzt worden waren, selbst für sich zu sorgen, daß in keiner frühern Zeit so viel schöne Redensarten über die Nächstenliebe gedrechselt worden sind, daß in keiner frühern Zeit über jeden den Armen gespendeten Pfennig so viel gegackert worden ist, daß in keiner frühern Zeit mit sogenannter Wohlthätigkeit so viel grober Unfug verübt worden ist wie heute. Freilich giebt es, wie in allen Zeiten, so auch heutzutage genug edle und weise Menschenfreunde, die aus reiner Absicht und mit Verstand wohlthun; aber grober Unfug ist es, wenn Damen für die Armen tanzen, wenn sie durch ihre Wohlthätigkeitsbazare die Welt mit ihren Stickereien und Häkeleien überschwemmen und dadurch die ohnehin elenden Löhne der Stickerinnen und Häklerinnen noch mehr drücken, grober Unfug ist es, wenn Herren im Jahre für 100 Thaler Cigarren rauchen, um den Armen mit dem Erlös aus den abgeschnittenen Spitzchen zu Hilfe zu kommen, grober Unfug, wenn die Kinder der Armen vor Weihnachten 14 Tage lang aus einer Vereinsbescherung in die andre geschleppt werden, um überall einen Christbaum zu sehen, der ihnen dadurch etwas alltägliches und gewöhnliches wird, überall einen Pfefferkuchen, drei Äpfel, drei Nüsse und einen gehäkelten Shawl zu bekommen, überall angepredigt zu werden von

Herren, denen es nur um eine Befriedigung ihrer Eitelkeit zu thun ist. Die rechte Wohlthätigkeit würde darin bestehen, daß jeder mäßig begüterte, je nachdem es seine Mittel erlauben, allein oder mit einigen andern, die Fürsorge für eine einzelne arme Familie übernähme, ohne daß die Welt etwas davon erführe; die allerbeste Äußerung der Nächstenliebe aber ist das Wirken für Gesetze, Einrichtungen und Unternehmungen, die geeignet sind, das Massenelend zu beseitigen, indem sie seine beiden Ursachen, die Besitzlosigkeit und die Arbeitslosigkeit, heben.

Gerade für diese entscheidende That aber bildet die vielgepriesene Nächstenliebe unsrer Zeit das größte Hindernis. Diese ist nämlich nur zum kleinern Teile echt, zum größern Teile aber Weichlichkeit, die das Elend nicht sehen kann, und Tugendheuchelei. Für den Mann von Stande versteht es sich nämlich von selbst, daß er ein Inbegriff aller sittlichen Vollkommenheiten sein müsse. Wenn sich in naiven Zeiten ein vornehmer Mann in einem der häufigen Konflikte zwischen Selbstsucht und Pflicht für die erstere entschied, so gestand er sich unbefangen ein und machte auch vor andern kein Hehl daraus, daß er in diesem Falle einmal unredlich oder ungerecht oder grausam handeln müsse. Der moderne Mann von Stand darf niemals weder unredlich noch ungerecht noch grausam sein, so wenig er jemals der Sinnlichkeit erliegen darf; er ist ein erhabner Geist ohne Fleisch und Blut, ohne menschliche Schwächen und Leidenschaften, ohne Selbstsucht, und jedem, der einen Zweifel daran laut werden läßt, schickt er den Staatsanwalt über den Hals. Gäbe es nun Massenelend, so müßten die Herrschenden, die den gegenwärtigen Gesellschaftszustand aufrecht erhalten, sich selbst der Grausamkeit zeihen; da sie das weder wollen noch dürfen, so bleibt nichts übrig, als das Massenelend — zu verstecken und zu leugnen.

Für diesen Zweck stellen sich ihnen zwei großartige Zurüstungen zur Verfügung: die Presse und der Staat. Nur manche Wochen- und Monatsschriften besprechen die soziale Lage unbefangen (keine so rücksichtslos wie die Grenzboten), aber keine einzige große Zeitung. Denn die großen Zeitungen sind das Eigentum und die Organe von Millionären, und jeder Redakteur, der dem Publikum klaren Wein einschenken wollte, verlöre sofort sein Brot, weshalb denn Schäffle schon vor zwanzig Jahren die von den Millionären abhängige Journalistik die männliche Prostitution genannt hat. Dem Elend gegenüber verhalten sich die bürgerlichen Blätter verschieden. Aus den Spalten einiger weht der Eiswind, den Satans Flügelschlag im untersten Höllentrichter erregt, wo Dante im Weiterschreiten die Gesichter der eingefrornen verruchten Seelen, der mitleidslosen, mitleidslos zertritt. Den Herren, die über jene Organe gebieten, sind die Lohnarbeiter, d. h. die bei weitem größere Hälfte der deutschen Bevölkerung, eine faule, genußsüchtige, freche, undankbare Bande, unreif und unverständig, daher unausgesetzter Leitung bedürftig, die es weit besser hat, als sie es verdient,

und die man, weil sie der Haber sticht, kurz im Zügel halten muß. Andres als selbstverschuldetes Elend giebt es nicht; unverschuldetes ist bei der Vortrefflichkeit unsrer Staatseinrichtungen und bei der Großmut und christlichen Gesinnung der Reichen so selten, daß die Privatwohlthätigkeit zu seiner Milderung hinreicht und die Politik sich nicht damit zu befassen braucht. Andre Organe sind sentimental, bringen gern herzbrechende Elendsgeschichten und Mahnungen zur Wohlthätigkeit, aber auch sie hüten sich sorgfältig vor einer Darstellung, die zu ungünstigen Schlüssen auf die Güte unsrer Gesellschafts- und Staatseinrichtungen verleiten könnte; allenfalls wird hie und da einmal die Zoll- und Steuerpolitik der Regierung dafür verantwortlich gemacht. Im allgemeinen aber erscheint das Elend nicht als etwas besondres, aus unsern heutigen Produktions- und Eigentumsverhältnissen entspringendes, sondern nur als eine Wirkung jener Unvollkommenheit alles Irdischen, die allen Zeiten gleichmäßig anhaftet. Auch bei der Schilderung ausländischer Zustände beobachtet man die äußerste Vorsicht; in Italien sind die Dinge freilich so arg geworden, daß selbst streng kapitalistische Blätter in den letzten Wochen die Lage der ländlichen Bevölkerung ganz so zu schildern genötigt waren, wie sie die Grenzboten seit Jahren dargestellt haben,*) und die sizilianischen Greuel haben die Runde durch alle Zeitungen gemacht. Der Vossischen Zeitung haben die italienischen Dinge Gelegenheit gegeben, die Taktik der herrschenden Stände und ihrer Organe, zu denen sie selber gehört, gar prächtig zu charakterisiren. „Hätten sich, schreibt sie über eine der letzten römischen Kammersitzungen, die Kammern oder das Ministerium auf der Höhe ihrer Aufgabe befunden, so würde die Forderung, über den ganzen Bankskandal, der nichts genützt und den Kredit des Landes schwer geschädigt hat, nun endlich einen Strich zu machen, mit überwältigender Mehrheit durchgegangen sein.“ Das heißt: Stehlt, so viel ihr wollt, nur stopft jedem das Maul, der darüber sprechen will!

Die Kulissen, mit denen die Millionärpresse das Volkselend zu verdecken strebt, sind freilich nur für sehr schwache Augen berechnet. Die Unmöglichkeit, alle arbeitsfähigen deutschen Männer zu beschäftigen, steht a priori fest. Je erstaunlichere Fortschritte die Technik macht, eine desto geringere Anzahl von Händen reicht hin, den Bedarf der Gesellschaft an Gewerbeerzeugnissen und Dienstleistungen zu befriedigen. Demnach müßte die Industriebevölkerung im Verhältnis zur ackerbauenden abnehmen. Statt dessen nimmt sie zu. Daraus ergiebt sich alles übrige von selbst. Aus dem Königreich Sachsen wird berichtet, daß die Verwendung menschensparender Maschinen stetig zunimmt.

*) Dieser Anfall von Wahrheitsliebe hat nur wenige Tage gedauert; dann wurde plötzlich vergessen, daß es sich um eine Hungerrevolution handelt, und alle Schuld auf die „Anarchisten“ geschoben. Nach der Frankfurter Zeitung Nr. 17 werden in einer einzigen Gemeinde der Provinz Salerno am 2. Februar die Immobilien von zweiundzwanzig Bürgern versteigert, wegen Steuerrückständen, deren kleinster 4 Frcs. beträgt. Damit ist alles erklärt.

In den Trikottaillenfabriken nähte sonst ein flinkes Mädchen täglich 200 bis 300 Knopflöcher; jetzt wird eine Maschine eingeführt, mit der ein Mädchen 4000 fertig bringt. Mit den neuesten Strumpfwirkemaschinen liefert eine Arbeiterin täglich 75 Dutzend Paar Strümpfe. Ähnlich gehts bei der Spitzenklöppelei, bei der Bürstenbinderei, bei der Nagelschmiederei, bei der Blechwarenfabrikation, und die Handweberei sieht ihrem nahen Tode entgegen. Im Jahre 1892 hat nach einer von der Leipziger Zeitung im vorigen September mitgeteilten Statistik die Zahl der im Königreich Sachsen beschäftigten Arbeiter gegen 1891 um 6905 abgenommen, und zwar die der männlichen noch stärker, während die der billigern weiblichen um 2466 gestiegen ist. An den Winden auf der Königsberger Werft — es ist sehr schwere Arbeit — waren sonst nur Männer angestellt; der Mann bekam 4 Mark für den Tag; jetzt nimmt man Frauen, die sich mit 2 Mark begnügen. „Nur wenige Wochen trennen uns von dem Zeitpunkte, an dem Tausende junger Männer nach treu erfüllter Dienstpflicht in das bürgerliche Leben zurücktreten. Viele von ihnen sind, als sie dem Ruf zu den Fahnen Folge leisten mußten, aus sichern Arbeitsstellen herausgerissen worden und wissen jetzt nicht, wohin sie sich wenden sollen, um ihr Brot zu verdienen; mit schwerem Herzen sehen sie dem Tage entgegen, wo sie den Zivilrock anziehen müssen.“ So schrieb vorigen September nicht etwa ein Demokratenblatt, sondern der Vorstand des Brandenburger Bezirks des deutschen Kriegerbundes in einem Aufruf. Ein Kaufmann erklärt in einer Zuschrift an die Berliner Morgenzeitung (Nr. 297) die Berechnungen der kaufmännischen Vereine, in denen die Zahl der stellenlosen Kaufleute auf 6—7000 geschätzt wird, für falsch; in Wirklichkeit betrage sie mehrere Zehntausende. Die Vereinsstatistik zähle die nicht mit, die so heruntergekommen seien, daß sie sich um keine Stelle mehr bewerben könnten; er selbst sei lediglich durch eine Krankheit trotz verzweifeltem Widerstand auf die Walze geschleudert worden. Auf der Diasporakonferenz in Weimar (7. und 8. November v. J.) teilte Pastor Peterson aus Seraing mit, daß in Belgien allein im März und April 1891 3500 deutsche Vagabunden aufgegriffen worden seien. Aus Hamburg wurde vorigen Dezember der Kölnischen Zeitung berichtet, daß allein in den Fabriken und Werften jenseits der Elbe 3000 Leute weniger beschäftigt seien als im Dezember 1892. Wangemann schreibt in seinem Wandertagebuche: „Mit 30, 35 Jahren nimmt den Handwerksgesellen kein Meister mehr. Einige Jahre halten sich solche ältere Leute noch über Wasser, dann thut der Zwang zum Betteln seine abstumpfende Wirkung, und der Schnaps wird mehr und mehr ihr einziger Tröster.“ Ich weiß nicht, ob eine Erzählung, die ich in einem andern Blatte finde und als deren Verfasser „ein Kandidat der Theologie“ genannt wird, aus derselben Quelle stammt. Der junge Mann wanderte als Fabrikarbeiter, erhielt auf vierwöchige Nachfrage keine Arbeit und kam eines Tages hungrig und mit durchgelaufenen

Füßen in einem Städtchen an, wo er mit seiner Bitte um Obdach in der Herberge für Obdachlose, bei der Polizei, bei den Vorständen von Wohlthätigkeitsvereinen an demselben Tage siebenmal abgewiesen wurde. Er habe, schreibt er, vor der Alternative gestanden, entweder zu betteln oder zu stehlen, zwei Vergehen, die er plötzlich unter einem ganz neuen „Gesichtswinkel" betrachtet habe. Während sich „gute" Blätter vor solchen Mitteilungen wie vorm Feuer hüten, haben sie dafür sämtlich mit möglichst großer Schrift eine Meldung aus Mannheim gebracht, wonach sich dort vorigen Winter zu den vom Magistrat veranstalteten Notstandsarbeiten nur wenige Personen gemeldet hätten; daraus wurde natürlich die übliche Folgerung gezogen, daß die „sogenannten" Arbeitslosen durch die Bank arbeitsscheue Subjekte seien. Das Sozialpolitische Zentralblatt hat aber die Sache folgendermaßen aufgeklärt. Ein großer Teil der Arbeitslosen besteht aus Uhrmachern, Goldarbeitern, Schneidern und dergleichen Leuten, denen die zu schweren Erd- und Steinarbeiten nötige Muskelkraft fehlt, und die solche Arbeit, auch wenn sie stark genug wären, nicht annehmen dürfen, weil sie damit, namentlich im Winter, ihre Hände für ihr feines Gewerbe verderben und sich um jede Aussicht bringen würden, darin noch einmal Arbeit zu bekommen.

Am 18. Dezember hat Gladstone eine Deputation der Londoner Gemeindebehörden in Sachen der Arbeitslosen empfangen. Die Saturday Review, eine wütende Gegnerin des Alten, giebt ihm das Zeugnis, daß er diesmal den Nagel auf den Kopf getroffen habe. Der Führer der Deputation sprach am Schlusse die Erwartung aus, die Regierung werde hoffentlich nicht mit Non possumus antworten. „Aber Sie selbst — erwiderte Gladstone — sagen non possumus, wie kommen Sie dazu, von uns zu erwarten, daß wir es nicht sagen werden?" Das ists! schreibt die Saturday Review, die Sache ist unmöglich. Daraus zieht sie aber nicht etwa die Folgerung, daß die gegenwärtigen Eigentums- und Produktionsverhältnisse verkehrt seien, sondern nur daß die Sache den Staat nichts angehe und die Fürsorge für die Arbeitslosen der Privatwohlthätigkeit überlassen bleiben müsse. Wenn in Zeiten unentwickelter Technik nach einer Mißernte das halbe Volk stirbt, so ist das nicht angenehm, aber es ist natürlich und unvermeidlich. Wenn ein Kulturvolk Arbeiten zu verrichten findet, zu denen es keine Lust hat, und daher Menschen raubt, um sie zu Sklaven zu machen, so ist das nicht schön, aber ganz verständig. Wenn aber in einer Zeit, wo die Fabrikanten über den Überfluß an Waren und die Gutsbesitzer über den Überfluß an Getreide und Fleisch klagen, Millionen Menschen diese Güter ungekauft liegen lassen müssen, weil sie keine Gelegenheit haben, sich das zum Kaufen nötige Geld zu verdienen, so ist das verrückt, und wer sich gegen die Beseitigung dieser Verrücktheit sträubt, der ist entweder selbst verrückt, oder seine maßlose Selbstsucht macht ihn zum Verbrecher. Es versteht sich von selbst, daß Zeitungen,

die gezwungen sind, diesen Widersinn teils zu verteidigen, teils zu verbergen, im allgemeinen nicht anders als elend geschrieben sein können; denn alle Erscheinungen des öffentlichen Lebens hängen ja mit der Thatsache, die man abzuleugnen gezwungen ist, zusammen. Da ist keine Kraft und kein Saft, kein Zug und kein Schwung, kein Wort, das aus der Seele dringt, sondern nur fades Gewäsch, lahme Beweisführung und ein diplomatisch verzwickter Stil! Kein Wunder, daß sich Wustmann über das Zeitungsdeutsch ärgern muß! Wie könnten unwahrhaftige Gemüter schlicht und klar, wie unschöne schön schreiben!

Wie der Staat dazu benutzt wird, die Grundthatsache des heutigen europäischen Völkerlebens zu verbergen, deren Enthüllung den Millionären unbequem sein würde, ist bekannt. Die Polizei hat dafür zu sorgen, daß Zerlumpte auf belebten Straßen und in öffentlichen Anlagen nicht erscheinen, und hat die Elenden in verborgnen Käfigen festzuhalten. Obdachlosigkeit und die Bitte um einen Bissen Brot werden zu Verbrechen gestempelt, damit jedes Elend als die gerechte und wohlverdiente Strafe einer persönlichen Verschuldung erscheine. (Man lese in der Neuen Zeit Nr. 14 S. 441 den Erlaß des Gouverneurs von Kansas, Lewelling, an die Polizeibehörden, worin die Behandlung der Arbeitslosen als Verbrecher und die ganze auf diesen Gegenstand bezügliche moderne Gesetzgebung verurteilt wird.) Wollen die Arbeitslosen, um die Ausdehnung des Übels der Welt zu offenbaren, in Prozession durch die Straßen ziehen, wie das in England Sitte ist, so wird es ihnen verboten, und thun sie es dennoch, so hauen die Polizeisoldaten ein, wie letzte Weihnachten in Amsterdam, um der Elendskundgebung den Stempel des Aufruhrs aufzudrücken. Ja wenn die Arbeitslosen in einem geschlossenen Raume zusammenkommen, um über ihre Lage zu beraten und wenigstens durch Reden und durch den Anblick mitleidender Kameraden den Druck, der auf ihrer Seele lastet, ein wenig zu erleichtern, so wird auch das schon halb und halb als Rebellion behandelt. In dem schlesischen Städtchen Haynau giebt es einige Handschuhfabrikanten, die für den Export arbeiten. Diese sahen sich vorigen Sommer durch eine Absatzstockung gezwungen, den Betrieb fast auf vier Monate einzustellen. Davon wurden gegen 300 Arbeiter mit über 400 Familienmitgliedern betroffen. Als diese nun eine Versammlung veranstalteten, um die Absendung einer Deputation an den Magistrat zu beschließen, wurden sämtliche Gendarmen des Kreises zur Überwachung dieses staatsgefährlichen Unternehmens nach Haynau befohlen, und in dem benachbarten Liegnitz, so erzählte man sich wenigstens, stand ein Zug mit geheizter Lokomotive bereit, um nötigenfalls die in der Kaserne konsignirte Kompagnie an den Ort des Aufruhrs zu schaffen. Als ob 300 halbverhungerte und unbewaffnete Handschuhmacher in dem Militärstaate Preußen an Aufruhr denken könnten!

Große Angst haben die Behörden davor, die Fabrikinspektoren möchten

zu viel ausplaudern. Es wird ihnen daher empfohlen, ihre Berichte möglichst knapp einzurichten; für den Reichstag werden sie stark zusammengezogen, und wie man eben jetzt hört, soll die Zusammenstellung in Zukunft noch mehr gekürzt werden. Kommen trotzdem noch interessante Einzelheiten darin vor, so sorgen die Zeitungen — natürlich mit Ausnahme der sozialdemokratischen — dafür, daß das Publikum davon nichts erfährt. Zwar gegen die Unsittlichkeit und Unreinlichkeit der Armen darf alle Tage gepredigt werden, aber wie Ziegeleibesitzer ihre Arbeiter über Nacht, Alt und Jung, Mann und Weib unter einander, in ein enges Loch sperren, wie es um die Abtritte und um die Gelegenheit zur Reinigung vom Arbeitsschmutz in manchen Fabriken steht, wie mancher Fabrikaufseher die weibliche Arbeiterschaft als seinen Harem behandelt, davon wird nicht gemuckt. Stellen Fabrikinspektoren unbequeme Zumutungen, so empfiehlt dann ein Fachblatt, wie das „Deutsche Wollengewerbe," mit dem Waschzimmer zugleich „einen Empfangs- und Badesalon einzurichten und den befohlnen zweiten Abtritt zu polstern." Unangemeldete Besuche werden den Beamten sehr übel genommen; man warnt sie, sie könnten leicht ein Glied oder das Leben verlieren, und durch allzu großen Pflichteifer gefährdet so ein Beamter leicht seine Stellung. Einfach großartig war das Verhalten der Behörden und der bürgerlichen Presse gegenüber dem Kongreß, den die Tabakarbeiter vorigen November in Berlin abgehalten haben, um gegen die vorgeschlagne neue Tabaksteuer zu protestiren. Der ganze Kongreß war ein einziger Schrei des Elends. Die Leute berechneten, daß durch die geplante Besteuerung etwa 50000 Arbeiter brotlos werden würden (10000 giebt Miquel selbst zu), und da die Cigarrenmacherei sehr ungesund, der größte Teil der Leute daher siech und zu andrer Arbeit unfähig sei, so bedeute diese neue Steuer das Todesurteil über 50000 Menschen. Und nun die Behörden und die Presse! Der Reichskanzler war eingeladen, hatte aber sich und seine Räte wegen Zeitmangels entschuldigt, obwohl der Reichstag damals gerade eine Pause machte; von den Vertretern der Presse aber war, außer den Sozialdemokraten, nicht einer erschienen, und Blätter, die täglich sechs bis zwölf Spalten mit elendem Klatsch füllen, hatten für eine so wichtige Angelegenheit nicht eine Zeile übrig. Eine Schädigung der Tabakindustrie, o ja! die darf besprochen werden, aber das Elend der Tabakarbeiter, der Menschen, um keinen Preis!

Sehr erleichtert wird diese Vogelstraußpolitik durch die büreaukratischen Gewohnheiten unsers Staats. In einer richtigen Büreaukratie versteht es sich von selbst, daß Mängel und Schäden nicht an den Tag kommen, sondern so lange verheimlicht werden, bis eines schönen Tages die ganze Maschine zusammenbricht. Denn die Beförderung, ja die Existenz jedes einzelnen Beamten hängt davon ab, daß bei ihm sein Vorgesetzter jederzeit alles in Ordnung findet. Daher muß auf jeder Stufe der hierarchischen Leiter alles in Ordnung zu sein — scheinen. Da das aber in Wirklichkeit natürlich niemals der Fall ist, so

müssen die Vorgesetzten von unten bis oben getäuscht werden, und der höchste Vorgesetzte würde, wenn es keine oppositionelle Presse und keine Parlamente gäbe, über die Zustände in seinem Lande ungefähr so gut unterrichtet sein wie über die auf dem Monde. Durch zwei Dinge wird die fortwährende Selbsttäuschung der Büreaukratie bei uns noch ganz besonders befördert: durch die eingerissene byzantinische Gewohnheit, freimütige Äußerungen über Zustände, Behörden und hochgestellte Personen als Erregung von Haß und Verachtung, als Majestäts- oder Beamtenbeleidigung, als groben Unfug zu bestrafen,*) und dadurch, daß beim Militär, dem sichtbarsten Teile des Staats, der Schein mit dem Sein zusammenfällt. Denn hier ist alles äußerlich und wird jeder Fehler augenblicklich sichtbar; wenn bei einem Manöver jeder Mann im gegebnen Augenblick zur Stelle ist und in der vorgeschriebnen Haltung, in der vorgeschriebnen Verrichtung begriffen gesehen wird, so ist wirklich alles in Ordnung und für den „Ernstfall" der Erfolg so gesichert, wie er überhaupt gesichert werden kann. Daher haben die Generale von ihrem Standpunkte aus ganz Recht, wenn sie diese vollkommne Ordnung erzwingen, gleichviel, wie viel Mann dabei draufgehen, denn seit Abschaffung des Werbesystems brauchen nur noch die Pferde, nicht mehr die Menschen gekauft zu werden; den Ersatz liefert das Volk umsonst. Aber — hic haeret aqua! Wie, wenn der Zufluß versiegt? Und wenn sich das büreaukratische Vertuschungssystem behauptet, muß er ver-

*) Wie verhängnisvoll die byzantinische Praxis in politischer Beziehung wirkt, weiß man von alten Zeiten her. Ein Volk, das aufs Hurraschreien dressirt ist, begrüßt natürlich auch den siegreichen Usurpator mit Hurra. Wo jede freimütige Äußerung bestraft wird, da erzieht sich eben das ganze Volk zur Lüge und Heuchelei. Wer wird denn so ein Narr sein, sich selbst und seine Familie durch unvorsichtiges Ausplaudern seiner Gedanken zeitlebens unglücklich zu machen? Daher ist in einem solchen Staate auf Loyalitätsbezeugungen gar nichts zu geben; sie bürgen nicht dafür, daß im Augenblick der Entscheidung dem Herrscher auch nur ein Zehntel treu bleiben werde. Und dabei — welche Planlosigkeit in der Verfolgung von Beamten- und Majestätsbeleidigungen! Wenn ein Redakteur von einem hochgebornen Herrn nicht mit der geziemenden Ehrfurcht spricht, wenn ein wildgewordner Philister in seiner Stube einen Schimpfmonolog hält und eine horchende Nachbarin ihn denunzirt, wenn einer bei einem meuchlings ausgebrachten Hoch auf den Monarchen sitzen bleibt, so werden sie eingesperrt; dagegen darf der höchste Beamte des Reichs Jahre lang allwöchentlich vor dem Publikum der ganzen Welt so verächtlich gemacht werden, daß in den Kreisen, denen ein Witzblatt Autorität ist, kein Hund mehr einen Bissen Brot von ihm annehmen möchte. Zwischen Karrikatur und Karrikatur ist ein Unterschied; bei der Verhöhnung Caprivis haben wir es nicht bloß mit witzigen Einfällen, sondern mit einem klug ersonnenen und mit bewunderungswürdigem Geschick durchgeführten politischen Plane zu thun. Das soll keine Denunziation sein, denn ich persönlich bin für unbeschränkte Rede-, Preß- und Schimpffreiheit. Ich will nur sagen: wenn es den Behörden beliebt, dem Volke Maulkörbe anzulegen, dann sollen sie diese Werkzeuge dort handhaben, wo wirklich die Autorität gefährdet wird, nicht aber um persönlichen Empfindlichkeiten zu schmeicheln, oder um einer mißliebigen Partei eins zu versetzen, oder um durch überflüssige Denunziationen und Prozesse überflüssigen Beamten Beschäftigung zu verschaffen und das Bedürfnis nach Vermehrung der Richter- und Polizistenstellen nachzuweisen.

siegen. Wieder hat jüngst das Militärmaß herabgesetzt werden müssen, und schon ist ein Mann — wenn ich mich recht erinnere in Breslau — für tauglich erklärt worden, der eine Unfallrente bezieht. Den Sozialdemokraten allein verdanken wir es, daß wir noch ein kampffähiges Heer haben. Ohne die revolutionäre Arbeiterbewegung hätten wir keine Arbeiterschutzgesetze und wären die Löhne überall unter das Existenzminimum gesunken. Hätten die Arbeiter insgesamt den Landräten und Geistlichen geglaubt, gleich jenen gottesfürchtigen sächsischen Leinewebern, die sich mit vierhundert Mark Familieneinkommen begnügen, dafür aber nicht mehr imstande sind, den Pflug zu führen und die Muskete zu regieren, dann würde vielleicht der Himmel einige Millionen Engel mehr haben, das Vaterland aber zu Grunde gehen, und die östlichen Barbaren würden zu einem Raub- und Beutezuge keine Kanonen mehr brauchen. Die Rekrutirungen würden verlaufen, wie die Falstaffs im Hause des Friedensrichters Schaal; unter je fünf Stellungspflichtigen würde sich höchstens ein rechtschaffnes Bullenkalb finden, die andern vier würden Schimmelig, Schwächlich, Schatte und Warze heißen. Darum, so verkehrt und zum Teil verwerflich auch die Ideale der Sozialdemokratie sein mögen, sie selbst bleibt so lange notwendig und unentbehrlich, als das Volk von volksfeindlichen Millionären beherrscht wird, denen sich Presse und Büreaukratie als Werkzeug darbieten. Nur durch den Chartismus konnte im Anfange unsers Jahrhunderts das englische Volk vor Verkümmerung bewahrt werden; dem deutschen Volke erweist am Ende des Jahrhunderts die Sozialdemokratie denselben Dienst.

Das evangelische Deutschtum in Palästina

Am 31. Oktober v. J., am Gedächtnistage der Reformation, wurde auf dem Muristan in Jerusalem durch den Vorsitzenden des Evangelischen Oberkirchenrats, Geheimrat D. Barkhausen, der Grundstein zur deutschevangelischen Hauptkirche gelegt. Gegen sechshundert Personen und acht deutschevangelische Geistliche wohnten der Feier bei. Die Gemeinde von Jerusalem war vollständig erschienen; aber auch die Nachbargemeinden von Bethlehem, Betdjala, Jaffa-Sarona und Haifa hatten zahlreiche Vertreter geschickt. Eine ähnliche Feier fand am 6. November in Bethlehem statt. Dort weihte die deutschevangelische Missionsgemeinde ihr Gotteshaus ein, das nach den Plänen des Oberbaurats Orth ausgeführt worden ist. Es ist eine Kreuzkirche im Rundbogenstil und geschmückt mit fünfzehn gemalten Fenstern, die aus dem königlichen

Institut für Glasmalerei zu Charlottenburg hervorgegangen sind. Auch dorthin begab sich D. Barkhausen, um im Auftrage der Kaiserin, der Beschützerin dieses Gotteshauses, die von dem Kaiserpaar gestifteten Abendmahlsgefäße und die von der Kaiserin geschenkte Altarbibel zu überreichen.

Die Grundsteinlegung zur Hauptkirche in Jerusalem ist die erste selbständige kirchliche Handlung des evangelischen Deutschlands auf dem Boden Palästinas. Sie wurde schon Ende der siebziger Jahre geplant, ist aber erst jetzt zur Ausführung gekommen. Den Platz, auf dem sich einst das Mutterhaus und die jetzt in Trümmern liegende Hauptkirche des Johanniterordens erhob, schenkte der Sultan unserm Kaiser Wilhelm I. bei Anwesenheit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm in Jerusalem, am 7. November 1869. Er liegt unmittelbar neben der heiligen Grabkirche, und hier wird sich nun ein stattlicher, Deutschlands würdiger Bau erheben, der, wie es in der Urkunde heißt, ein sichtbares Zeugnis der Glaubensgemeinschaft sein soll, in der die evangelischen Kirchen in Deutschland und darüber hinaus mit einander verbunden sind. Baurat Groth, der Wiederhersteller der Schloßkirche in Wittenberg, ist schon Anfang Oktober mit seiner Familie nach Jerusalem übergesiedelt, um den Bau zu leiten; den Plan hat der Geheime Baurat Adler entworfen. In drei bis vier Jahren wird die Kirche vollendet sein.

In der Geschichte der deutschevangelischen Gemeinde von Jerusalem spiegelt sich das Anwachsen und allmähliche Erstarken des Deutschtums im heiligen Lande wieder. Bekanntlich hat Preußen und England 1841 gemeinsam ein evangelisches Bistum in Jerusalem errichtet. Aber schon 1852 bildete sich eine selbständige deutsche Gemeinde. Die Glaubensgemeinschaft zwischen den Deutschen und den Engländern fand darin einen schönen Ausdruck, daß man bis 1876 in der der englischen Gemeinde gehörigen prächtigen Christuskirche aller vierzehn Tage einen deutschen Gottesdienst abhielt. 1876 wurde aber diese Verbindung gelöst, da Deutschland selbständig vorgehen wollte. Die deutsche Gemeinde hielt seitdem ihren Gottesdienst in einer einfachen Kapelle ab, wozu das ehemalige Refektorium der Johanniter im Muristan ausgestattet worden war. Zwei Geistliche wirken jetzt dort als Seelsorger.

Das Deutschtum ist in der letzten Zeit in Palästina stark angewachsen. Im Jahre 1865 rief der deutsche Palästinaforscher Titus Tobler aus: Vor dreißig Jahren (1835) weilten mit mir in Jerusalem ein amerikanischer Missionar, ein italienischer Arzt, ein sogenannter Baron von Müller, ein deutscher Gärtner und ein französischer Tambourmajor, und jetzt — welche Menge von Franken, welches Kapital ihrer geistigen Thätigkeit! Der friedliche Kreuzzug hat begonnen, Jerusalem muß unser werden! Wie haben sich aber auch seitdem die Zeiten wieder geändert. Es ist noch nicht zu lange her, da waren die Franziskaner, die schon seit Jahrhunderten an der Stätte des heiligen Grabes eine segensreiche Thätigkeit entfalteten, hier die einzigen Träger christlicher Kultur.

Nun sind auch unsre evangelischen Glaubensgenossen fleißig an der Arbeit und wetteifern mit den Katholiken in der Ausübung der christlichen Nächstenliebe. In stiller, hingebender Arbeit wirken dort die Kaiserswerther Diakonissen in dem Krankenhause auf dem Zionsberge. Unter ihrer Pflege steht auch das Waisenhaus Talitha kumi. Außerdem leiten sie noch eine höhere Mädchenschule. Dann wirkt noch segensreich das Schnellersche Syrische Waisenhaus für Knaben und das Kinderhospital des Dr. Sandrezky. Die Herrnhuter unterhalten das Aussätzigenasyl Jesushilfe. Gar mancher arme Grieche und Muhammedaner hat dort erfahren, was christliche Barmherzigkeit und Nächstenliebe heißt, die nicht nach Nationalität und Bekenntnis fragt.

Aber nicht nur als Sendboten christlicher Bruderliebe, sondern auch als Kulturträger sind die evangelischen Deutschen dort erschienen. Neben dem deutschen Gelehrten, den seine Studien ins heilige Land führen, ist der deutsche Kaufmann da, der Ingenieur, der Handwerker und der deutsche Ackerbauer. In welch freudigen Ausruf würde Tobler jetzt ausbrechen, wenn er sich einmal zum Stelldichein der einheimischen und zugereisten Deutschen in der am Jaffathore gelegnen Bierstube von Fast einfinden wollte! Es ist eine stattliche Schar, die sich in Jerusalem im Winter um ihren Konsul, den Herrn von Tischendorf, sammelt, um in Konzerten, Bällen und Theatervorstellungen deutsche Gemütlichkeit zu pflegen.

Je mehr aber die Zahl der Deutschen evangelischen Bekenntnisses im heiligen Lande wuchs, und je größer die Zahl der segensreich wirkenden Anstalten wurde, um so lebhafter wurde das Verlangen nach einem großen Gotteshause. Dies fand seinen Ausdruck in der Gründung eines evangelischen Jerusalemvereins und einer Jerusalemstiftung in Berlin, die sich die Versorgung der Evangelischen in Palästina mit Geistlichen und Lehrern und die Errichtung von Gotteshäusern und Schulen zur Aufgabe machten. Dem Wirken dieser Vereine verdanken wir nun auch die Grundsteinlegung zur Jerusalemer Kirche.

Außer der Jerusalemer Gemeinde finden sich im heiligen Lande deutsch-evangelische Gemeinden noch in Jaffa-Sarona und in Haifa am Karmel. Diese haben sich aus frühern Mitgliedern der Tempelgemeinde gebildet und haben sich der preußischen Landeskirche angeschlossen. Die Mitglieder der Tempelgemeinde, schwäbische Grübler, haben sich das große Verdienst erworben, als Pioniere westlicher Kultur in Palästina aufzutreten. Sie entfalten in ihren Ackerbaukolonien, die ein Muster für Türken und Araber geworden sind, eine höchst segensreiche Thätigkeit. Wer die fruchtbaren Ebnen zwischen dem Meeresgestade und den steinigen Bergen Judäas und Galiläas durchwandert, sieht bald, daß das nicht türkisch-arabische Arbeit, sondern daß der deutsche Bauer hier am Werke ist. Da zeigt sich wieder die Wahrheit des Bismarckschen Ausspruchs, daß der schwäbische Bauer ein geborner Philosoph, aber zugleich der tüchtigste Kolonisator in der Welt sei.

Im Frühjahre 1868 zogen einige württembergische Familien unter Führung ihrer geistlichen Oberhäupter Hoffmann und Hardegg nach dem heiligen Lande. Sie trieb nicht die Jagd nach dem Glück über das Meer, sondern ihr religiöses Empfinden, die Sehnsucht nach dem heiligen Lande. Sie wollten Palästina dem Christentum auf friedliche Weise zurückerobern, über dem heiligen Grabe den neuen, wahren Tempel aufrichten, als Sammelpunkt für alle echten Christen, und so den von den Propheten verheißenen Gottesstaat herstellen (Jes. 2, 3). Am 10. Januar 1869 wurde ihnen von der Pforte ein Ferman ausgestellt, der einigen Familien „aus Württemberg in Preußen" gestattete, sich in Syrien und zwar im Sandschak Akka der Provinz Beyrut anzusiedeln. So wurde denn, ungefähr zwei Kilometer westlich von Haifa, am Fuße des Karmelberges, die erste deutsche Kolonie des heiligen Landes gegründet. Die Leute stammten aus der Umgebung von Ludwigsburg, aus Kirschenhardthof bei Waiblingen. Später zogen immer mehr nach, selbst einige deutsch-amerikanische Familien, sodaß zu Anfang der siebziger Jahre ungefähr tausend Deutsche in Palästina ansässig waren. Der deutschen Ansiedler wartete eine rauhe Arbeit, und so wurde die ursprünglich rein religiöse Sekte im Laufe der Zeit immer mehr zu einer Art von sozialer Körperschaft umgewandelt. Mancherlei Erfahrungen mußten über Klima und Behandlung des Bodens gemacht werden. Die siebziger Jahre brachten den schwäbischen Bauern Mißernte und Traubenkrankheit. Außerdem hatte man, ohne daß die nötigen Mittel vorhanden waren, Kirchen, Pfarren und Schulhäuser errichtet und Landstraßen gebaut, kurz, schwere Zeiten brachen über die wackern Schwaben herein. Mancher verließ den Ackerpflug und den Karst und suchte sich durch Handel sein Brot zu verdienen; andre griffen zum Handwerk, und wieder andre übernahmen die Beförderung von Reisenden; gar mancher deutsche Reisende war freudig überrascht, wenn ihm beim Besteigen des Wagens sein Kutscher ein herzliches „Grüß Gott!" entgegenrief, und wenn ihm nachher bei der Fahrt vom Bocke aus Lieder aus der Heimat entgegenschallten.

Auch war die türkische Regierung, von der man sich anfangs Entgegenkommen versprochen hatte, keineswegs freundlich. Der Grund dafür war der, daß man den Templern mißtraute, da sie nicht türkische Unterthanen wurden, sondern auch fernerhin dem deutschen Reiche angehören wollten. Die mißtrauischen Staatsmänner der Pforte befürchteten durch sie politische Umtriebe und sahen in ihnen schädliche, europäischen Einfluß fördernde Leute. So suchte man die fleißigen Kolonisten zu schädigen, wo man nur konnte. Der Zehnte vom Ackerbau, die Steuern für Vieh und Grundbesitz wurden immer mehr in die Höhe geschraubt und von den türkischen Beamten unbarmherzig eingetrieben. So blieb ihnen denn schließlich nichts weiter übrig, als sich an die deutsche Reichsregierung zu wenden und um Schutz zu bitten. Sofort erhielt auch die Korvette Gazelle den Befehl, Jaffa und Haifa zu besuchen, um dort die deutsche

Flagge zu zeigen und den Landsleuten Recht und Ansehn zu verschaffen. Jetzt liegen zwar die landbesitzenden Deutschen noch immer mit der türkischen Regierung in Streit wegen ihres Besitztums, aber die Zustände sind doch ganz andre geworden. Das Herz muß jedem aufgehen, wenn man sieht, was diese Grübler aus dem Schwabenlande mitten in der türkischen Armseligkeit für blühende Gemeinwesen mit durchaus deutschem Charakter geschaffen haben. So erging es auch dem englischen Diplomaten Laurence Oliphant, der im Anfange der achtziger Jahre an der schlichten und gottesfürchtigen Arbeit der Templer solchen Gefallen fand, daß er sich mit einigen Gesinnungsgenossen bei ihnen zu Haifa niederließ.

Haifa, das alte Kaifa, liegt am südwestlichen Ende der Bucht von Akka, dicht an der Mündung des Kisonbaches. Es beherrscht den Eingang zu der fruchtbaren Ebne Jesreel, der Kornkammer Palästinas. Die türkische Stadt ist schmutzig und winklig. Ganz anders ist der Anblick der saubern Kolonie. Kurz vor Haifa biegt die Straße rechtwinklig ab, und zwischen den gewaltigen Kaktushecken hindurch erblickt man die schmucken Häuser der Deutschen. Sie stehen zu beiden Seiten der Straße, sind aus weißem Karmelkalkstein gebaut und haben freundliche, grüne Fensterläden. Jedes Häuschen hat sein gut gepflegtes Vorgärtchen, aus dem uns neben der Dattelpalme und dem Feigenbaum auch die heimischen Blumen grüßen. Über jeder Hausthür prangt ein in Stein gemeißelter Bibelspruch.

Am Eingange der Niederlassung befindet sich das „Hotel Karmel," ein einfacher, aber guter Gasthof, dessen Bedienung deutsch ist vom Wirt bis zum Hausknecht. Die Kolonie zählt ungefähr vierhundert Seelen. Ihre Felder ziehen sich am Bergeshange des Karmel hinan. Man baut Wein, Weizen, Mais, Gerste, Sesam, und auch Olivenöl wird in großer Menge gewonnen. Außerdem betreiben die Deutschen alle möglichen Gewerbe. Wir finden hier Stellmacher, Schmiede, Tischler und Sattler. Mehrere Mühlen sind im Gange; vor allem ist eine großartig angelegte Seifenfabrik und Ölraffinerie im Betriebe, die jährlich 60000 Pfund Seife nach Nordamerika ausführt.

Hinter der Kolonie führt der Weg durch die Felder und durch knorrige Olivenbäume steiler hinauf zum Karmel, auf dessen Gipfel das Karmeliterkloster Mar Elias liegt. Unter den wenigen Mönchen ist auch ein Deutscher. Im Empfangssale des Klosters wird der Deutsche wieder angenehm überrascht, denn die Wände sind mit Rheinlandschaften geschmückt, die ein wandernder deutscher Künstler, dessen Heimatsliebe wohl größer war als seine Kunstfertigkeit, dort gemalt hat. Vom Kloster aus hat man eine herrliche Aussicht über das tiefblaue Meer und die Ebne von Jesreel. In der Ferne erblickt man auch am Abhange der Berge von Galiläa die weißen Häuser von Nazareth. Auch dort findet der deutsche Wanderer, wie überhaupt im ganzen heiligen Lande, Landsleute. In dem trefflichen Gasthause von Hesselschwerdt vergißt

man bald die Unordnung und den Schmutz, der Nazarath, wie allen türkischen Städten, noch anhaftet.

Am meisten hat sich wohl unter der deutschen und christlichen Einwanderung Jaffa gehoben, und es wird sich jedenfalls noch mehr heben, da ja seit dem 27. August 1892 eine Eisenbahn Jaffa mit Jerusalem verbindet. Auch sie ist das Werk eines Deutschen, des Unternehmers Joh. Frutiger. Jaffa zählte in den siebziger Jahren gegen 15000 Einwohner; jetzt beherbergt es eine Bevölkerung von 42000. Diesen Aufschwung verdankt es vor allen Dingen der Ausfuhr von Apfelsinen, die in der Umgegend in großer Menge gebaut werden, und die sich wegen ihres ausgezeichneten Geschmacks Weltruf erworben haben. Früher waren sie nur auf den Märkten von Beyrut, Alexandrien und Konstantinopel bekannt, jetzt werden jährlich 40 bis 60 Millionen Stück nach Europa und Amerika, besonders nach Port Said ausgeführt, wo sich die Ostindienfahrer mit Früchten und Gemüse aus Jaffa versorgen. Der Handel Jaffas wuchs von 1888 auf 1889 um 740000 Mark. An der Küste selbst ist die Gegend sandig; aber wenn der Sandgürtel überwunden ist, erreicht man die fruchtbare Ebne von Saron. Dann befindet man sich auf einmal in einem lachenden Garten. Der Einfluß der Deutschen, die in und um Jaffa wohnen, zeigt sich da ganz unverkennbar. Hier düngt man den Boden, und Windräder heben das lebenspendende Naß aus der Tiefe empor. Da sieht man Gemüse aller Art, Obst und Blumen; Mais und Getreide gedeihen auch hier in üppiger Fülle, und fleißige Menschen mühen sich, dem Boden seine Schätze abzuringen. An den Abhängen der Berge wird Wein gebaut; es ist ein kräftiger, feuriger Rebensaft, der in großen Mengen, namentlich nach Ägypten, aber auch nach Württemberg, abgesetzt wird. Diese Ausfuhr nach Deutschland hat eine nicht minder lebhafte deutsche Einfuhr hervorgerufen. So zahlt z. B. eine Jaffaer Firma durchschnittlich jährlich an Eingangszoll für deutsche Erzeugnisse 175000 Mark. Und so wird sich wohl bei dem wachsenden Verkehr unser Generalpostmeister bald dem Wunsche unsrer dortigen Landsleute anbequemen und ihnen auch eine deutsche Post bescheren müssen. Jaffa hat vortreffliche Gasthäuser, von denen vor allen das Hardeggsche zu nennen ist; die Templer haben außer ihrer guten Schule hier noch ein wohleingerichtetes Krankenhaus. Überhaupt beginnt sich hier unter den Deutschen, seitdem der Wohlstand mehr und mehr Einzug hält, auch der Gemeinsinn zu regen. Es werden Wohlthätigkeitskonzerte veranstaltet, die bald in der deutschen Kolonie in dem schönen Garten des Barons von Ustinow, bald in dem Saale der Tempelgesellschaft stattfinden. Im April 1893 hat sich auch ein Turnverein gebildet, der unter Leitung eines ehemaligen Unteroffiziers, eines Herrn Retzlaff, steht. Außerdem plant man die Gründung eines deutschen Dragomanverbandes, damit in Zukunft der deutsche Reisende über Führer verfügt, die seine Muttersprache reden.

Auch kurz vor Jerusalem, in der Ebne von Rephaim, die sich ungefähr 15 Kilometer lang hinzieht, findet sich noch eine Templeransiedlnng. In Jerusalem selbst liegt ihre Niederlassung vor dem Jaffathore, nicht weit von dem Bahnhofe. Hier haben die Templer sogar ein Lyceum nach schwäbischem Muster eingerichtet. Auch in Ramleh haben sich Templer niedergelassen. Die Zahl der Templer beläuft sich auf ungefähr 1500. Den Wert ihres Besitztums an Gebäuden, Bauplätzen, Grund und Boden schätzt man auf 3 Millionen Mark.

Unsre deutsche Reichsregierung nimmt regen Anteil an der Entwicklung dieser Kolonien. Sie stehen ganz auf eignen Füßen, nur zahlt das Reich einen Beitrag von ungefähr 4000 Mark für ihre Schulen. Die religiösen Absonderlichkeiten der Templer sind immer mehr in den Hintergrund getreten, und Hoffmann selbst hat zuletzt Schriften veröffentlicht, in denen er sich mehr zu einem rationalistischen Christentum bekennt. So ist es denn gekommen, daß sich ein Teil der Templer der evangelischen Landeskirche wieder angeschlossen hat, und es ist zu hoffen, daß die andern diesem Beispiele folgen werden. Regelmäßig laufen die im Mittelmeere befindlichen Kriegsschiffe Jaffa und Haifa an, holen die kriegsdienstpflichtige Jugend ab, weisen den Landsleuten die Lieferungen ihrer Schiffsbedürfnisse zu und halten so das Band mit der alten Heimat aufrecht.

Es sind freundliche Bilder, die sich hier vor unsern Augen entrollen, die Zeugnis geben von deutscher Fähigkeit und deutscher Schaffenskraft. Möchte dem evangelischen Deutschtum das Gotteshaus zu Jerusalem ein kräftiger Mittelpunkt werden, dann wird es auch fernerhin blühen und gedeihen.

Ein deutscher Dichter der Reformationszeit

Von Adolf Stern

(Schluß)

ie Verhältnisse, die Erasmus Alberus in Staden vorfand, scheinen recht günstig gewesen zu sein, aber sie boten dem reformatorischen Drange, der die Männer der damaligen Zeit bewegte, vermutlich wenig Befriedigung. Zu seinem Unglück gefiel es dem regierenden Grafen Philipp von Hanau-Lichtenberg, nachdem Alberus etwa ein Jahr lang die neue Pfarrstelle bekleidet hatte, die Reformation in seinem Ländchen mit größerm Eifer, als er bisher gezeigt hatte, einführen zu lassen. Der Erlauchte glaubte ohne große Sünde die Messe, die in der Graf-

schaft und namentlich in ihren mit Kurmainz mannichfach verknüpften hessischen Teilen noch abgehalten worden war, nicht länger dulden zu dürfen. Er verlangte nach Prädikanten, die das Evangelium lauter und rein predigten, und sein Augenmerk fiel auf Alberus. Schon von vornherein schlecht empfohlen (der gräfliche Amtmann zu Babenhausen nannte ihn zwar ehrbar und gelehrt, rühmte seine pädagogischen Talente, wollte aber seine Predigten nicht rühmen und schalt heftig über des Dichters theologische Doktorwürde und seine litterarische Thätigkeit, die ihm völlig überflüssig vorkamen), wurde er gleichwohl zum Pfarrer von Babenhausen ernannt, sagte sein bisheriges Amt auf und stand mit Fässern und Kasten zum Abzug bereit, als dem Grafen von Hanau der abgeschlossene Handel wieder leid wurde. Ob er von katholischer Seite her oder von den evangelischen Straßburgern, an deren Spitze Bucer stand, und die auf die unbedingten Anhänger Luthers schlecht zu sprechen waren, gegen den Fabeldichter eingenommen war, oder ob bloß eine Herrenlaune obwaltete, genug, er gab seinem Bevollmächtigten Auftrag, die Anstellung Alberus zu widerrufen und diesen mit einer Abstandssumme von — zehn Gulden zu vergnügen. Das war, den hohen Geldwert damaliger Zeit in gebührenden Anschlag gebracht, selbst im Jahre 1544 eine zu dürftige Abfindung. Überdies war Alberus nicht der sanftmütige Christ, der einem, der ihm die linke Backe geschlagen hatte, auch die rechte hinhielt. Er führte dem Grafen in einem scharfen Brief seinen Wortbruch zu Gemüt, erklärte rund heraus, daß er sich nicht mit solcher „vermeinten Verehrung" abfinden lasse, und wenn er denn (da Gott für sei) sein Amt verlieren solle, mit Gott und Ehren seine zugesagte Jahresbesoldung von 200 Gulden fordere. „Ists denn noch nicht einmal Zeit, daß der unsaubere Geist ausfahre und gebe Raum dem heiligen Geist und weiche dem König der Herrlichkeit? Haben wir dem Satan nicht (leider) lang genug gedient? Wollen wir nicht auch einmal Christum, den rechten König und Erbherrn, lassen über uns herrschen? Hat der Lügenkönig nicht lang genug, wie ein Wolf unter den Schafen, tyrannisirt und gewütet? Ew. Gnaden noch kein Herr freilich gern sehen würde einen andern und unrechten Herrn in seinem Erbland herrschen. Warum muß dann Christus, der Herr aller Herrn, solches von uns leiden?" Solche Sprache mißfiel dem stolzen Reichsgrafen sehr, und es bedurfte der Dazwischenkunft mehrerer angesehenen Persönlichkeiten, um Alberus wenigstens so weit zu Recht zu verhelfen, daß ihm das Pfarramt zu Babenhausen auf ein Jahr anvertraut wurde. Das Bestallungsdekret verpflichtete ihn ausdrücklich, sich anfangs in seiner Lehre mit christlicher Liebe freundlich und schonend zu verhalten, die Laster der Menschen und die Mißbräuche der Kirche mit Mäßigung zu tadeln, den „Nachbarn" keinen Anstoß zu geben und ohne Vorwissen und Einwilligung des regierenden Grafen nichts drucken zu lassen. Man sieht, daß ihm der Ruf eines großen Eiferers voranging; und wie sich auch Alberus verhalten mochte, Mißtrauen

und Mißstimmung waren einmal da, und vor Ablauf des Jahres kündigte Graf Philipp wieder dem Doktor die kaum angetretene Pfarrstelle. In dem leidenschaftlichen Gefühl erlittnen Unrechts, dazu von der Bedrängnis seiner Lage gestachelt, schrieb der streitfertige Mann heftige Briefe und eine Schrift Virtutes Comitis, in denen er die „Tugenden" des Grafen derart rühmte, daß der Landesherr drauf und dran war, den rebellischen Prädikanten in den Turm werfen zu lassen. Ein paar Jahrzehnte später wäre das Alberus auch unbedingt widerfahren, noch aber wirkte von dem ursprünglichen Geist der Reformation, von der Achtung und Bewundrung, die die Reformatoren eingeflößt hatten, soviel nach, daß der Graf von Hanau „dem Gelehrtenstand und dem löblichen Predigtamt zu Ehren" von einer Bestrafung des unehrerbietigen Predigers absah, die Streitfragen vor ein Schiedsgericht brachte, wobei Alberus noch schlecht genug fuhr, denn seine Entschädigungsansprüche wurden für unbegründet befunden und Graf Philipp nur um eine Unterstützung des mittellosen Mannes angegangen, die er schließlich versagte. Hatte Alberus schon im Jahre vorher die Entschädigungssumme, die er damals begehrte, in Wittenberg bei „seinen Vätern" verstudiren wollen, so blieb ihm jetzt vollends nichts übrig, als abermals seinen Stab nach Kursachsen und zur Wiege der Reformation zu setzen.

Im Spätherbst 1545 muß er in Wittenberg wieder eingetroffen sein. Er kam in dunkler, unheildrohender Zeit und fand bedenkliche Verhältnisse auch an dem Orte, der ihm immer als Zion erschienen war. Im Jahre vorher hatte der geheime Groll und Kampf, der auch die engsten um Luther gescharten Kreise seit einigen Jahren erfüllte, zu mancherlei bittern Auseinandersetzungen geführt, Luthers größter Freund und Mitstreiter, Melanchthon, verschloß seine abweichenden Anschauungen und Lehrmeinungen immer tiefer in sich. Der alternde und trübsinnig gewordne Reformator aber nahm an gewissen in der Stadt und Universität eingerissenen Unordnungen so viel Anstoß und Ärgernis, daß er aus Wittenberg wegreiste und alles Ernstes davon sprach und schrieb, die Stätte seiner Wirksamkeit nicht wieder zu betreten. Erst die Bitten des Landesfürsten, der Universität, der Stadt und der Freunde hatten ihn im Hochsommer zurückgebracht. Jetzt hatte er seine Vorlesungen über die ersten Bücher des Alten Testaments geschlossen, schrieb seine letzten kleinen Schriften, hielt seine letzten Predigten und reiste dazu, wegen der Händel in seinem engern Vaterländchen, der Grafschaft Mansfeld, zwischen Wittenberg und Eisleben hin und her. Im Dezember war er mit Melanchthon über Halle heimgekehrt, in die ersten Januarwochen 1546 fiel seine letzte Thätigkeit in Wittenberg; da muß ihn Erasmus Alberus zuletzt gesehen und gesprochen haben. Die Versuche, die namentlich Melanchthon machte, dem vertriebnen Prediger zu einer abermaligen Anstellung in Brandenburg zu verhelfen (wo sich Erasmus Familie vermutlich bei seinen Schwiegereltern aufhielt), führten

zu keinem Ergebnis. Am 19. Februar wurde Wittenberg von der Trauerkunde erschüttert, daß Luther am Tage zuvor in der Frühe zu Eisleben verschieden sei, am 22. führte man die von Eisleben angelangte teure Leiche in langem, feierlichem Zuge durch die Stadt zur Beisetzung in die Schloßkirche.

Der Schlag, den der junge Protestantismus durch den Tod seines Urhebers und größten Führers erlitt, war jedermann fühlbar, dem zur Zeit heimat- und amtlosen Alberus doppelt schmerzlich. Zwar schien es, als wollte, da Luther kaum in der Gruft lag, eine günstige Wendung seines Schicksals eintreten, er wurde „in der Fasten" gen Rotenburg an der Tauber berufen. Aber auch jetzt verließ ihn sein Unstern nicht. Er trat „auf einem märkischen Wagen" die Reise nach der fernen fränkischen Reichsstadt an, erkrankte, kaum dort angelangt, sehr schwer, sodaß dem Rat der Republik bange wurde, Alberus möchte ein Todeskandidat sein und sie „ins Geschrei kommen, kein Prediger bliebe lebendig bei ihnen." Sowie der Arme ein wenig genesen war, boten sie ihm daher den Ersatz aller Reise- und Arztkosten, schenkten ihm darüber vierzig Gulden und veranlaßten ihn nach Wittenberg zurückzukehren. Er kam über Nürnberg, wo er bei einem der ersten Ärzte („einem weitberühmten Doktor") sich Rat und Arznei holte, gerade in den Wochen nach Sachsen zurück, wo der langgefürchtete Krieg des Reichsoberhauptes wider die Evangelischen zum Ausbruch kam. Am 16. Juni hatte Karl V. von Regensburg aus seine kriegsdrohenden Ausschreiben erlassen, Anfang Juli begannen die oberländischen zum schmalkaldischen Bunde gehörigen Städte die Feindseligkeiten, Sebastian Schärtlin von Burtenbach stürmte Füssen und die Ehrenberger Klause, Ende Juli führten die von der Reichsacht getroffnen Bundeshäupter, Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen, ihre Streitkräfte über den Thüringerwald nach dem Main und der Donau. Am 6. August 1546 meldete Alberus in einem Briefe an Nikolaus Ewald, den hanauischen Kellner zu Babenhausen, daß er, noch immer krank („es liegt mir in der rechten Seiten, daß ich nit hart reden kann, darum ich auch verziehe, ein Predigtamt anzunehmen"), in Wittenberg als Gast Philipp Melanchthons verweile. Man kann sich vorstellen, daß er ebenso bekümmerten Gemüts über den Ausbruch des Krieges war, als sein Gastfreund. Jahrzehnte lang hatten Luthers unbedingteste Anhänger die Lehre von der Unzulässigkeit des Widerstands gegen jede Art von Obrigkeit verkündet. Galt die Lehre nur, sobald es sich um Bauernaufruhr und Wiedertäufertrotz handelte, durften sich Reichsfürsten und Reichsstädte wider das gesalbte Oberhaupt der Nation, den Kaiser, erheben? Alberus Fabel „Von einem Löwen, Wolf und Esel" war weitbekannt, ihrer ursprünglichen Moral, daß man die kleinen Diebe hänge, die großen laufen lasse, daß die großen Herren „all Bübereien frei vollbringen mögen," hatte der Dichter die unzweideutige Vermahnung hinzugefügt:

Doch sollst du nicht darum verachten
Die böse Herrschaft, sondern trachten,
Daß du dich hältst, wie sichs gebührt.
Und ob dein Herr ein Leben führt,
Das bübisch ist, so hüt du dich;
Es ist mit dem zu viel, daß sich
Dein Herr also versündigt sehr,
Bitt du Gott, daß er sich bekehr,
Und richt beileib kein Aufruhr an,
Daraus nichts Gutes folgen kann.
Und willst du sein ein frommer Mann,
Und dein Herr hat dir Unrecht than,
Und weiß von dir kein Übelthat,
So leid, wie Christ gelitten hat;
Das wird gereuen nimmer dich,
Und wirst Gotts Kind sein ewiglich!

Das war deutlich und bestimmt genug. Nicht minder bestimmt aber fühlten die überzeugten und leidenschaftlichen Anhänger des Reformationswerks, daß ein Sieg des Kaisers und die Niederwerfung der Schmalkaldener das Evangelium selbst bedrohe. Tausendmal hatten alle diese Männer, die jetzt in Wittenberg auf gute Nachrichten vom süddeutschen Kriegsschauplatz warteten, an Luthers Worte gemahnt, „dieser Sachen kann noch soll kein Schwert raten oder helfen; Gott muß allhier allein schaffen, ohne alles menschliche Sorgen und Zuthun. Darum, wer am meisten gläubt, der wird hier am meisten schützen"; und jetzt, wo sie wußten, daß die evangelische Lehre nicht mehr bloß ein Glaube, sondern auch eine Kirche und eine Grundlage des deutschen nationalen Lebens geworden war, und daß alles, was seit einem Vierteljahrhundert gewonnen schien, in Frage stand, jetzt lechzten sie natürlich nach der Kunde von einer Siegesschlacht bei Ingolstadt oder Giengen. Als statt dessen die Zeitung kam, daß das große Heer der Evangelischen dem kaiserlichen Heere wochenlang unthätig gegenüber liege, als sich vollends herausstellte, daß Herzog Moritz von Sachsen, der ehrgeizige Vetter Johann Friedrichs, auf Seiten des Kaisers stand und das Kurfürstentum in Abwesenheit des Landesherrn zu besetzen begann, da schwand bei allen heißblütigen Naturen die letzte Erinnerung an das ehemalige Bekenntnis zum leidenden Gehorsam. Kaiser Karl erschien als der Tyrann, der mit papistisch-spanischer Hilfe des deutschen Reiches uralte Libertät niederwerfen wollte. Und vollends Herzog Moritz mußte ihnen als ein andrer Judas gelten, der die heilige Sache des Evangeliums so schnöde verkaufe, wie weiland Judas Ischarioth den Erlöser selbst. Die Gefahr für Johann Friedrichs Kurlande steigerte sich mit jedem Tage, Herzog Moritz nahm rasch nach einander Zwickau, Altenburg und das Wittenberg benachbarte Torgau ein. Die Studenten hatten zum größten Teile schon während der ersten Herbstwochen Wittenberg verlassen, jetzt flüchteten auch die Professoren, die Universität löste sich Anfang November

auf, Melanchthon, in dessen Hause Erasmus Alberus bisher gelebt hatte, fand Unterkunft in Zerbst, Alberus ging zu seiner Frau nach Brandenburg. Hier lernte er andre Flüchtlinge, unter andern auch einen sächsischen Edelmann, Georg von Minckwitz, kennen, der sich des Hilfsbedürftigen in freundlicher Weise annahm und ihm, solange der Krieg dauere, mit Weib und Kind eine Zuflucht bei sich anbot. Infolge dieser Einladung erlebte Alberus die Katastrophe des schmalkaldischen Krieges bei und in Leipzig. Er wird mit allen seinen Gesinnungsgenossen aufgeatmet haben, als zu Anfang des Jahres 1547 Kurfürst Johann Friedrich an der Spitze seines Heeres heranstürmte, Herzog Moritz die eroberten Kurlande und einen Teil seines Herzogtums entriß und sich anschickte, die Böhmen, die Nachfahren der Hussiten, unter die Waffen zu bringen. Aber alle frohen Hoffnungen zerrannen durch Karls V. Sieg bei Mühlberg, die Gefangennahme Johann Friedrichs und die Kapitulation von Wittenberg. Ehe ein zweiter Herbst ins Land ging, war der schmalkaldische Bund zerbrochen, Herzog Moritz Kurfürst von Sachsen, Kaiser Karl für den Augenblick unumschränkter Gebieter in Deutschland. Ingrimmig schrieb Alberus einen Bericht über die Kriegsereignisse, er vermochte sich die schwere Niederlage der ihm ans Herz gewachsenen Sache nicht anders als durch „Verrat" zu erklären. In bittern Epigrammen machte er seinem Unmut wider die Ratgeber des Herzogs Moritz Luft, wünschte Julius Pflug, Carlowitz, Schönberg und Ponickau an einen Strick:

Wärn sie im sechsundvierzigsten Jahr gehangen,
So wär der fromme Kurfürst blieben ungefangen!

und war mit all seinen Gesinnungsgenossen vollkommen auf ein bitteres Märtyrertum für das Evangelium gefaßt, als mit dem Jahre 1548 zu Tage trat, wie Kaiser Karl, der Sieger, die Glaubensfreiheit verstanden wissen wollte, die er seinen protestantischen Bundesgenossen feierlich verbrieft und den Besiegten wiederholt zugesagt hatte. Das Trienter Konzil sollte dazu dienen, die Einheit der Kirche wiederherzustellen, das zwischen den Katholiken Julius Pflug, Michael Heldung und dem Protestanten Johann Agricola vereinbarte Augsburger Interim vom März 1548 die Brücke abgeben, die evangelisch Gesinnten in den Bannkreis der alten Kirche zurückzudrängen. Der Widerstand, auf den das Interim traf, war heftig, vielseitig auch mehr oder minder zäh, aber keineswegs einmütig. Der staatskluge Kurfürst Moritz merkte auf der Stelle, daß die Volksmeinung in Nord- und Mitteldeutschland dem Interim feindselig war, und verpflichtete sich nicht, es bedingungslos anzunehmen. Aber der Mittelweg, den er einschlug, führte ebenso wenig zum Ziele, wie die Einführung des Interims in Württemberg und einigen süddeutschen Reichsstädten. Indem der Kurfürst seinen ganzen persönlichen Einfluß bei den Häuptern der Universität Wittenberg, namentlich bei Melanchthon und Bugenhagen einsetzte,

die Theologen beschwor, in allem nachzugeben, worin mit gutem Gewissen nur irgend nachgegeben werden könnte, brachte er um die Wende der Jahre 1548 und 1549 das „Leipziger Interim" zustande. Die Volksmeinung, die dem Interim nachsagte, daß es „den Schalken hinter ihm" habe, machte keinen Unterschied zwischen der Augsburger und der Leipziger Fassung und sah in beiden einen Abfall vom Evangelium. Wie man dem Mithelfer zum Augsburger Interim, dem brandenburgischen Hofprediger Agricola, die Goldrollen nachgerechnet hatte, die er erhalten haben sollte, wie man ihn beschuldigte, das Bistum Cammin zu erstreben, so erzählte man sich jetzt, eine unvorsichtige Äußerung Bugenhagens benutzend, daß der neue Kurfürst dem Doktor Pommer und dem Magister Philippus je eine Pumpmütze voll harter Thaler geschenkt habe, um sie zu seinen Absichten zu bekehren. Wie oft zuvor und öfter nachher, vermochte die furchterfüllte und erregte öffentliche Meinung zwischen den servilen Naturen, die sich schlechthin der Macht beugen, den feilen Seelen, die für ein Stück Geld oder weltlicher Ehre ihre Überzeugungen wechseln, und zwischen den vermittelnden Geistern nicht zu unterscheiden, die aus tiefern Erwägungen nicht sowohl von Unterwerfung unter die alte Kirche, als von einer Versöhnung in einer höhern Einheit träumten, die ein wahrhaftes christliches Konzil erst schaffen sollte.

Rasch zeigte sich, daß die ungeheure Mehrheit der deutschen Protestanten — auch jener oberländischen, die mehr von Straßburg als von Wittenberg aus geistig geführt und beeinflußt wurden — jeder Wiederunterordnung unter Papst und Bischöfe widerstrebte. Die allgemeine Stimmung verhalf den entschlossensten und rücksichtslosesten Vorkämpfern und Parteigängern des reinen Luthertums, unter denen neben Nikolaus von Amsdorf, Matthias Flacius, Nikolaus Gallus auch Erasmus Alberus hervortrat, zu weitreichendem, außer allem Verhältnis zu ihrer Begabung und Leistungskraft stehenden Einfluß. Da ihnen überall der Boden unter den Füßen wankte oder brannte, so begaben sie sich, einer nach dem andern, in die feste Stadt Magdeburg, deren Bürgerschaft zugleich für das reine Luthertum und die eigne Reichsfreiheit, die Unabhängigkeit vom Erzbischof stritt. Alberus fand vom Sommer 1548 bis zum Ende der Belagerung im Herbst 1551 hier Zuflucht. Er blieb, wie es scheint, im Gegensatz zu seinen Gesinnungs- und Streitgenossen, ohne städtisches Predigtamt, er mag, wie Schnorr mutmaßt, Schule gehalten und seine Feder im Dienst der guten Sache fleißiger gerührt haben, als wir heute wissen. Zu den Flugschriften und Gedichten, die ihm mit Sicherheit zuzuschreiben sind, haben sich in der drangvollen, leidenschaftlich erregten Zeit wahrscheinlich andre gesellt, bei denen seine Urheberschaft nicht nachweisbar ist. Der Grundton blieb der eine: an Luthers Lehre und dem, was man als Luthers Lehre erachtete, um jeden Preis und auf jede Gefahr hin aushalten. Wie fanatisch und beschränkt diese Männer ihren weltklügern Gegnern erscheinen

mochten, in dem Hauptpunkte waren sie die klügern und weitsichtigern. Sie wußten ganz gut, daß das, was die „Interimisten“ und „Adiaphoristen“ als einen Gewinn und die Haupsache erachteten: die Beibehaltung des Abendmahls in beiderlei Gestalt und die Priesterehe, keinen Schuß Pulver wert wären, wenn man sich einmal wieder der römischen Obergewalt unterworfen hätte. Hundertundzwanzig Jahre vor dem Interim hatte das letzte große mittelalterliche Konzil, das von Basel, den böhmischen Streitern für den Laienkelch, den Böhmen und Mähren ihre vier Artikel, die Prager Kompaktaten, feierlich zugestanden und gewährleistet. Nicht ein Jahr waren diese Zusicherungen wirklich gehalten worden, nicht einen Tag hatte der offne und geheime Krieg der Kirche wider die Utraquisten, die böhmischen Ketzer, wirklich aufgehört. Schon jetzt ließ sich deutlich erkennen, daß es der Kurie auch mit den wenigen Zugeständnissen an die deutschen Protestanten nicht Ernst war. Immer allseitiger und hoffender wandten sich die Blicke nach der Mittelelbe, wo Magdeburg, als „unsers Herrgotts Kanzlei,“ der Acht von Kaiser und Reich trotzte, wo man sich unterwand, die Sache des Evangeliums mitten in dem allgemeinen Abfall aufrecht zu erhalten.

Erasmus Alberus war jetzt einer der Rufer im Streit. Ob er den Urheber des Augsburger Interims Agricola im Spottlied „Von Grickel Interim“ verhöhnte („Herr Grickel, lieber Domine, von wannen kummt Ihr her?“), ob er „in des Bentzenauers Ton“ die frommen und lieben Landsknechte vermahnte, der Christenheit und ihrem Vaterlande beizustehen, ob er zu Holzschnitten volkstümliche Verse schrieb oder Prosabüchlein wider die „Geldprediger“ und „Mamelucken“ ausgehen ließ, immer wieder beschwört er alle Schwankenden, bei der reinen Lehre zu bleiben. Wo, fragt er die Anhänger des Interims in Meißen, der Mark und Braunschweig („die mit aller Gewalt und voller Macht zur Höllen rennen in aller Teufel Namen“):

Wo bleibt dein Glaub? wo bleibt dein Gott?
Wie sehr fragst du nach Gotts Gebot?
Dein Tauf hast du verleugnet gar,
Gesellst dich zu des Teufels Schar,
Von wegen einer Kanne Wein,
Pfui dich, du epikurisch Schwein!
Käm jetzt der Teufel aus der Höll,
So würdest du auch sein Gesell,
Wann er die Händ voll Thaler hätt
Und macht dir deine Suppen fett.
Wer Christum voll verraten kann,
Der ist ein fein geschickter Mann.
Denselben setzt man oben an
Und ist ein großer Kurtisan.
Wer sich zum armen Christo hält,
Der ist verflucht in dieser Welt!

Aber immer bleibt ihm der Trost, daß Gottes Reich nicht von dieser Welt, und der andre, daß der jüngste Tag nahe sei, ein Trost, mit dem der große Reformator selbst aus dem Leben geschieden war. Alberus will darum leiden, was er leiden soll, und ermutigt die Christenheit, ein gleiches zu thun und den Schelmen nicht unterthan zu werden. Er besteht tapfer die Entbehrungen der dreizehnmonatigen Belagerung mit, Entbehrungen, die sich bis zum Mangel an der notwendigsten Feuerung erstreckten, und ist weniger besorgt um seine Gesundheit als Flacius, der vor der Belagerung erklärt hatte, daß er sich von gesalznen und gedörrten Fischen und von geräuchertem Fleisch nicht wohl ernähren könne, übrigens dann doch kam und das Schicksal Magdeburgs teilte.

In demselben unruhevollen Jahre 1550, wo Alberus im Mittelpunkte des großen Kampfes und der leidenschaftlichsten Polemik stand, erschien sein poetisches Hauptwerk, die äsopischen Fabeln, in bedeutend erweiterter und verbesserter Gestalt als „Das Buch von der Tugend und Weisheit" (Frankfurt am Main, bei Peter Braubach). Die siebzehn Fabeln der ersten Ausgabe waren hier auf neunundvierzig vermehrt, der Dichter hatte nach seiner Weise möglichste Belebung und Vollkommenheit aller Einzelheiten erstrebt, auch an der Form gefeilt, er ist gerade während der Jahre, wo er als Flüchtling in Magdeburg lebte, noch einmal mit seiner poetischen Lieblingsarbeit beschäftigt gewesen. Die Fabeln sind wohl meist schon in frischerer und minder bedrängter Zeit gedichtet worden; der naheliegenden Versuchung, die Not, die ihn augenblicklich umfing, den Groll wider die Abtrünnigen, der ihn erfüllen mußte, nachträglich in diese unbefangeneren Gedichte hineinzulegen, widerstand er. Das satirisch-tendenziöse Element in Alberus Fabeln blieb wenigstens das der Zeit und nicht des Augenblicks.

Bald nachdem die zweite Ausgabe seines deutschen Äsop ans Licht getreten war, wurden die Magdeburger bei Hillisleben geschlagen, die Berennung der Stadt verwandelte sich in eine völlige Umschließung. Während dieser wird Erasmus in seiner Weise fortgefahren haben, thätig zu sein; er selbst erzählt, daß er sich, während die Stückkugeln aus dem Lager des Kurfürsten Moritz in die Stadt hereinflogen, mit Luthers Auslegung des Evangeliums Johannis und dem „lieben Psalterlein" die böse Zeit vertrieben habe. Nicht nur der Theolog, auch der Dichter fand seine Befriedigung und helle Freude an Luthers gewaltigem, sprachschöpferischem Geist. „Habe ich doch mein Leben lang schöner, holdseliger, lieblicher Ding nie gelesen, habe ich doch besser Deutsch nie gesehen." Von der eigentlichen Sachlage, daß Moritz von Sachsen die Stadt wohl hätte nehmen können, wenn es ihm noch Ernst gewesen wäre, sie im Sinne des Kaisers zu unterwerfen, daß er seine Politik gewechselt hatte und bereits entschlossen war, mit Gewalt der Waffen der evangelischen Kirche selbständiges Recht und Leben im deutschen Reiche zu sichern, daß ihm demnach nichts daran gelegen sein konnte, Magdeburg zu vernichten oder auch nur

tief zu demütigen, drang wohl nicht mehr zu Alberus Ohren, als bei politischen Geheimverhandlungen durch die Luft zu schwirren pflegt. Für ihn blieb Kurfürst Moritz zunächst der Bedränger und Droher, und das tapfere Magdeburg Bethulien und Zion; die Kunde von den Verhandlungen, die im Sommer 1551 zwischen Stadt und Lager, zwischen Magdeburg und Dresden hin- und herliefen, konnte ihm nur unheilvoll erscheinen.

Und in der That, als die seltsame Belagerung zu Ende ging, als sich Magdeburg Anfang November 1551 dem Kurfürsten von Sachsen nicht übergab, sondern, wie der Stadtsyndikus Levin von Ebner scharf betonte, mit ihm „vertrug" („es ist vertragen und soll auch vertragen sein und bleiben!" rief Kurfürst Moritz), da wurde unser Dichter der Sündenbock des ganzen Streits. „Unsers Herrgotts Kanzlei" hatte sich in den Unterhandlungen ihrer streitbaren Schreiber und Redner wacker angenommen, Moritz, in dem keine Ader von der Härte und Grausamkeit seines Bruders August war, hatte ohne weiteres zugestanden, daß Amsdorf, Gallus und Flacius bleiben möchten, wo sie wären, nur über Erasmus Alberus, der ihn freilich leidenschaftlich geschmäht hatte, ergoß sich die Schale seines fürstlichen Zorns. Der Kurfürst erklärte, „er wolle sein Blut nicht, aber der Doktor habe ihn mit Reimen und Gemälden zu gröblich angegriffen, die Magdeburger sollten ihn hinwegschaffen, er hätte es zu grob gemacht, daß es billig kein Bauer leiden sollte." Und so mußte der arme Erasmus seinen Stab abermals weitersetzen und mochte die tapfern geistlichen Lieder, deren er früher und auch jetzt zu Magdeburg eine Anzahl gedichtet hatte, sich selbst zum Troste singen:

Wer Gotts Wort hat und bleibt dabei,
Und hüt sich vor Abgötterei,
Das ist fürwahr ein selger Mann,
Der auch dem Teufel trotzen kann!

Über Stendal, Salzwedel und Lüneburg wandte sich der Flüchtling, der abermals „um des Evangeliums und seines getreuen Strafens willen" von seinen „befohlnen Schäflein" vertrieben war, nach Hamburg. Aber seine Feder ruhte auch jetzt nicht, und schon gegen den Ausgang des Jahres 1551 setzte er die Hamburger Pressen wieder in Bewegung. Schriften, wie die „Vom Wintervogel Halcyon" und „Vom Basilisken zu Magdeburg," mögen, obschon ihnen Alberus im Sinn und Stil der Zeit eine geistliche Wendung gab, dem Bedürfnis des Mannes gedient haben, der seine Armut gegenüber den „reichen Theologi, so stets gute Tage haben," pries, weil er dadurch am eignen Herzen erfahren habe, daß Glauben und Vertrauen ein Ding sei. Andre polemische Werke gegen Osiander und Karlstadt bezeugten, daß Alberus den seit Jahren eingenommnen Standpunkt unverrückt festhielt und trotz einer leicht erklärlichen Müdigkeit nichts von Vermittlung wissen wollte. Im Jahre 1552 hielt sich der viel umgetriebne Mann auch vorübergehend in Lübeck auf, ohne daß es

ihm gelang, eine Anstellung zu finden. In Hamburg und Lübeck erlebte er den großen Umschwung des Frühlings und Sommers von 1552, in dem sich der als Judas geschmähte Sachsenfürst plötzlich in einen Gideon des Evangeliums verwandelte und von Kaiser Karl durch den bewaffneten Einbruch in Tirol die Freigebung der gefangnen schmalkaldischen Bundeshäupter und den Passauer Vertrag erzwang. Auf alle Fälle war das Interim gegenstandslos geworden; die Protestanten aller Richtungen konnten aufatmen.

Am 19. Oktober 1552 berief Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg den armen und hilflosen Alberus als Superintendenten des Landes Stargard und Prediger an der Marienkirche zu Neubrandenburg. „Es schien noch einmal — sagt Schnorr —, als ob sich dem müden Streiter ein freundlicheres Schicksal aufthun wollte, aber in Wirklichkeit setzte sich für ihn an dem neuen Wohnort nur das alte Mißgeschick fort, ja es steigerte sich bis zur Unerträglichkeit.“ Der Sturm der Reformation, der so viele alte Verhältnisse umwarf und noch mehrere erschütterte, hatte auch hier die alten Patronatsrechte des Klosters Broda beseitigt, es war streitig, ob der Landesherr oder die Stadt Neubrandenburg die Predigerstelle zu besetzen hätte, jedenfalls widersetzte sich der Rat der Einführung des Armen, als Alberus im Frühling 1553 „ungeheischen“ erschien, aufs hartnäckigste, enthielt ihm seinen Gehalt vor, ließ das Pfarrhaus wüst und unwirtlich, hetzte die Bürger auf, die Predigten des vom Herzog berufnen unbesucht zu lassen, ja „wollte nicht einmal, daß ihm für einen Heller Fische von den Fischern oder ein paar Schuhe von den Schustern verkauft würden.“ In solch ungleichem Streit verzehrten sich seine ohnehin erschöpften Kräfte rasch, er ließ es zwar an tapfrer Verteidigung von der Kanzel herab nicht fehlen, vollendete auch noch wenige Tage vor seinem Tode seine Schrift „Wider die Lehre der Karlstadter,“ an der er seit längerer Zeit gearbeitet hatte. Aber er war im Innersten ein gebrochner Mann. Noch am 2. Mai 1553 weilte er als Tischgast bei dem herzoglichen Richter Erasmus Behm, der gekommen war, um in Alberus Angelegenheiten bei dem störrischen Rate von Neubrandenburg zu vermitteln, in der Nacht vom 4. zum 5. Mai befiel ihn ein Erstickungsanfall, dem er am Morgen erlag. Schnorr teilt den Bericht des Richters Behm und den ergreifenden Brief der Witwe Gertrud an Flacius wörtlich mit; aus beiden geht hervor, daß auch der Sterbende in seinen letzten Stunden die Standhaftigkeit und das unerschütterliche Gottvertrauen zeigte, die er während seines ganzen Lebens bewiesen hatte.

Auch darin, daß dieser Lebenslauf aus dem Jahrhundert der Reformation in rastloser Arbeit verging und endete, gleicht er so manchem Lebenslauf aus unsern Tagen. Wenige Tage vor seinem Tode hatte Alberus seine Feder aus der Hand gelegt, wenige Stunden vor dem Abscheiden die letzte Predigt gehalten. Der Gedanke an Ruhe, an ein allmähliches Hinüberspinnen aus der Zeit des Wirkens in die Nacht, da niemand wirken kann, lag dem Geschlecht

jener tapfern Streiter so fern, wie er uns wieder liegt. Und ganz abgesehen von dem großen wissenschaftlichen Verdienst, das sich Schnorr um die Lebensgeschichte des Dichters, um die gründliche Lösung einer Reihe von schwebenden Fragen erworben hat, kann ihm die Gegenwart auch aus andern als wissenschaftlichen Gründen für die Erinnerung an „den mannhaften, dabei kindlich frommen, fröhlichen, dem Ernste seiner wechselvollen Schicksale zu aller Zeit vollauf gewachsen sich zeigenden" Alberus danken und sich an dem Bilde mit all seinen Narben und Falten erquicken.

Schwarmgeister im Buchhandel

Die Vorwände, unter denen man das Volk zur Verfechtung seiner angeblich bedrohten „Kultur" und seiner „geistigen Errungenschaften" aufregen kann, sind so mannichfaltig und zahlreich, daß dem Unbefangnen für seine Verwunderung darüber oft genug nur ein Gemeinplatz wie: Da hört doch alles auf! oder ähnliches übrig bleibt. Etwas derartiges erlebt man jetzt auch im deutschen Buchhandel. Eine Anzahl Buchdrucker, Papierhändler, Buchbinder und Schriftsteller — der Makulaturhandel ist merkwürdigerweise nicht dabei vertreten! — unternimmt es, dekorativ gehoben durch einige Kolportagebuchhändler und unter der Führung des Verlagsbuchhändlers Flodoard Freih. von Biedermann, alle Welt gegen den Antrag des Reichstagszentrums aufzuregen, der die Beschränkung der Kolportage, des Bücherhausirwesens, zum Gegenstande hat und durch die Abgeordneten Gröber (Württemberg) und Dr. Hitze vertreten wird. Der Antrag bildet einen Teil der Abänderungsvorschläge, die von der genannten Partei zu dem Titel der Gewerbeordnung: Feilbieten von Waren im Umherziehen eingebracht worden sind. Dem bereits 1883 von gleicher Stelle aus gemachten, damals vom Freiherrn von Hertling befürworteten und zum Gesetz erhobnen Änderungsvorschlage, wonach das Feilbieten solcher Druckschriften unstatthaft sein sollte, „die in sittlicher oder religiöser Beziehung Ärgernis zu geben geeignet sind" u. s. w., schließt sich die Gröber-Hitzische Novelle an, wonach auch solche Druckschriften ausgeschlossen sein sollen, die in Lieferungen erscheinen, wenn nicht die Zahl der Lieferungen des Werkes und dessen Gesamtpreis auf jeder einzelnen Lieferung an einer in die Augen fallenden Stelle angegeben ist. Neu ist ferner der Antrag, daß „das Aufsuchen von (!) Bestellungen auf (!) Waren bei (!) Personen, in deren Gewerbebetrieb Waren der

angebotnen Art keine Verwendung finden," von dem Besitz eines besteuerten Wandergewerbescheins — also nicht wie bisher einer bloßen Legitimations-(Ausweis-)karte — abhängig gemacht werden soll. Für die Erteilung des Wandergewerbescheins soll aber, nach dem neuen Antrage, die Bedürfnisfrage maßgebend sein, der Schein soll den Inhaber zunächst nur zur Ausübung seines Gewerbes in einem Bezirke berechtigen, die weitere Ausdehnung des Gewerbebetriebes soll an eine neue Erlaubnis der Behörden gebunden sein; im übrigen soll von jeder Bezirksbehörde alljährlich festgestellt werden, wie vielen Personen ein solcher Wandergewerbeschein für den Bezirk „erteilt oder ausgedehnt" werden kann.

Der leicht erkennbare Zweck des sicherlich gut gemeinten, wenn auch ein wenig umständlichen Antrags ist jedenfalls der, den seßhaften Gewerbebetrieb vor den Übergriffen und dem Überhandnehmen des Hausirbetriebes und das Publikum in den den Bücherhausirhandel betreffenden Fällen vor dem Schwindel mit Lieferungsbandwürmern zu schützen, dem es durch Unachtsamkeit oder Sorglosigkeit bei Unterzeichnung von Abnahmescheinen verfällt, aber auch in ganz gutem Glauben verfallen kann, weil die Versicherungen des Kolporteurs bei dem Mangel an einer klaren Angabe über die Bezugsbedingungen auf den Prospekten oder den Lieferungen des Druckwerkes gar nicht zu kontrolliren sind. Thatsächlich ist der schwindelhafte Unfug, der in dieser Weise nicht bloß mit den bekannten Schauerromanen und ähnlichen Litteraturerzeugnissen, sondern namentlich auch mit den Konversationslexicis und ähnlicher Bücherware getrieben wird, derart, daß gesetzliche Maßregeln dagegen durchaus notwendig sind. Diese richtig und deutlich zu fassen, mag allerdings seine Schwierigkeiten haben; und jedenfalls erscheint — wenn auch vielleicht nur auf den ersten Blick — der Gröber-Hitzische Antrag in einigen seiner Teile etwas plump zugeschnitten. Nebenbei gesagt, wird für das sittliche oder religiöse Ärgernis seiner Litteratur der Kolporteur viel zu oft und vielfach ganz unberechtigterweise verantwortlich gemacht, während man die Verleger und Verfasser solcher Machwerke straflos ausgehen lassen muß. Aber man sollte doch meinen, daß sich ein Antrag wie dieser der allseitigen Sympathie des eigentlichen Berufsbuchhandels erfreuen müßte, der durch die unzähligen Schwindeleien des „fliegenden Buchhändlers" in seinem guten Rufe geschädigt und wegen seiner Seßhaftigkeit an der Ausübung seines Handelsbetriebes und, wie er es so gern nennen hört, seiner Kulturmission behindert wird. Dem ist auch in der That so. Der Umstand, daß das Berlin-Leipziger Agitations- oder Aktionskomitee erst in der ersten Hälfte des Dezember, wo das zunächst interessirte Sortiment mit dem Weihnachtsgeschäft zu thun hatte, zu wühlen begann, verhinderte anfänglich den Gesamtbuchhandel, zu den Maßnahmen der Gegner Stellung zu nehmen. Die Abwehr hat sich aber bald und energisch gezeigt. Unter Führung des Vorstandes einer der größten Zweigverbände des Buchhandels, des Kreisvereins

„Norden," der die Buchhändlerfirmen der freien Städte, Schleswig-Holsteins, Oldenburgs und der benachbarten Landesteile umfaßt, hat sich eine sehr energische Agitation gegen die Kolportageritter und ihre Wortführer entwickelt, die bereits durch die Erklärungen größerer Verbände und Vereine gestützt wird und ohne Zweifel den eigentlichen Buchhandel ganz auf ihrer Seite hat.

Dieser Annahme wiederspricht scheinbar, daß sich auch der Vorstand des Börsenvereins der deutschen Buchhändler, dieser bedeutendsten Körperschaft des deutschen Buchhandels, in einer Eingabe gegen den Gröber-Hitzischen Antrag, insbesondre gegen die Einführung der Wandergewerbescheine und der Bedürfniskontrolle durch die Bezirksbehörden, erklärt hat. In gleichem Sinne spricht sich auch eine Eingabe des deutschen Verlegervereins — übrigens eines Vereins, der nicht die deutschen Verleger, sondern eine Anzahl von ihnen umfaßt — mißfällig aus. Doch ist zu diesen Eingaben zu bemerken, daß sie zunächst nur das Werk der betreffenden Vorstände, nicht der Vereinsmitglieder sind, und daß sie bei einer Beratung in pleno sicher zu Falle kommen würden. Sodann richten sie sich in der Hauptsache gegen die angreifbarsten Punkte des Zentrumsantrags, der allerdings die Gefahr vieler Mißverständnisse und Ungerechtigkeiten in sich birgt. Das sieht auch die Hamburger Gegenkundgebung ein, und daher spricht sie sich mit voller Offenheit für ein gänzliches Verbot des Bücherhausirwesens aus. Im übrigen befleißigen sich beide Eingaben gegen den Zentrumsantrag einer der Sache wie der Urheber würdigen, sachlich maßvollen Sprache, die in wohlthuendem Gegensatze steht zu der ungeheuerlichen, echt Berlinischen Schnoddrigkeit, womit das Rundschreiben des Berlin-Leipziger Agitationskomitees die Buchhändler, die Presse é tutti quanti bearbeitet.

Dieses Preßerzeugnis ist eine so wunderliche Leistung, daß es sich der Mühe lohnt, etwas näher darauf einzugehen. Es beginnt mit den Worten: „Durch die im Jahre 1883 stattgehabte (!) Abänderung der Gewerbeordnung wurde die Preßfreiheit in gleicher Weise wie die Bewegungsfreiheit des Buchhandels beschnitten. Aber man glaubte damals, der eingerissenen Unsitte (!) des Prämienwesens steuern zu müssen, und es fand sich im Reichstage eine Mehrheit für die rückschrittlichen (!) Bestimmungen der Novelle zur Gewerbeordnung." Jetzt will nun der „Antrag Gröber-Hitze" abermals Änderungen herbeiführen, „die in ihrer Gesamtheit vernichtend wirken" und „dem gesamten Zweige des Buchhandels, der sich mit dem Aufsuchen von Bestellungen beschäftigt und dadurch am meisten zur Verbreitung der Volksbildung beiträgt (!), einen tötlichen Schlag versetzen" muß. Glücklicherweise hat man noch rechtzeitig die Gefahren erkannt, die jene so harmlos aussehenden Anträge in sich bergen, und will den „Volksbuchhandel" davor schützen. Das „Beginnen (des Zentrums) bedeutet den unmittelbaren Niedergang des größten Teils des Buchhandels und ist ein harter Schlag für alle, die an der

Erzeugung der Waren des Buchhandels (!) thätig sind." Der Zustand, den der Zentrumsantrag durch Einführung des Wandergewerbescheins schaffen will, „kommt einer Vernichtung des gesamten Buchhandels gleich." Die Vorschrift, heißt es weiter, daß auf jedem Hefte der Lieferungswerke, die der Kolporteur feilbietet, die Gesamtzahl der Lieferungen des vollständigen Werkes anzugeben sei, treffe zwar nicht den Zeitschriftenvertrieb — denn dieser erfülle jene Bedingung —, wohl aber den Verlagsbuchhandel. „Es ist bei den besten, bei den wissenschaftlichen Erzeugnissen [in den Augen des Agitationskomitees auch ein Kolportagegegenstand!] vorgekommen, daß der Umfang der Arbeit von vornherein nicht genau zu übersehen war." Also wird dem Verlagsbuchhandel durch eine solche Bestimmung das Geschäft erschwert! Das Aktionskomitee glaubt aber doch auch des „so übel beleumundeten Kolportageromans" gedenken zu sollen. „Zunächst ist anzuerkennen (!), daß, abgesehen vom sensationellen Aufputze, der Inhalt der Romane fast durchweg ein unverfänglicher ist, denn [man beachte die Logik!] sonst würde ja das heutige Gesetz schon die Handhabe zum Einschreiten geboten haben." Daß es also Ausschreitungen gerade auf diesem litterarischen Gebiete in Hülle und Fülle giebt, die das Gesetz nicht fassen kann, ist den harmlosen Aktionskomiteegemütern natürlich verborgen. Aber auch unentbehrlich ist diese Sorte von Belletristik, denn dem Publikum, an das sich der Kolportageroman wendet, mundet zunächst kaum bessere Kost; „die Lektüre des Kolportageromans ist für diese Leute anerkanntermaßen [natürlich!] die Vorstufe zur Wahl besserer Bücher," wahrscheinlich so, wie etwa der Schnapsgenuß das Durchgangsstadium zu einer Traubenkur? „Drittens haben aber statistische Aufstellungen [wessen?] ergeben, daß der Kolportageroman nur etwa 5,38 Prozent von der durch Kolportage vertriebnen Bücher- und Zeitschriftenmasse ausmacht." Um diesem Bruchteil zu Leibe zu gehn, will man die 94,62 Prozent Gerechte verderben! Da sieht mans: die Antragsteller wollen „die Volksbildung überhaupt einschränken"! Was würde die Folge sein? „Millionen von Menschen, die sich heute durch Lektüre fortbilden, würden (!) dieselbe (!) entbehren müssen — und sind (!), wie früher (!), auf die Schnapsflasche und entsittlichende Vergnügungen (Tanz, Tingeltangel u. s. w.) angewiesen"; sodann würde eine „ganz bedeutende" Minderung des Bücherabsatzes und „dadurch eine kolossale Einschränkung in (!) der Verlagsthätigkeit" eintreten. „Daß diese materielle Wirkung geradezu lähmend auf (!) die genannten Gewerbe sein (!) wird, geht aus der Thatsache hervor, daß 66⅔ Prozent — also zwei Drittel! — der gesamten buchhändlerischen Erzeugnisse durch die Kolportage vertrieben werden." Der „Fort(!)fall einer solchen Masse" wird „Tausende von Existenzen geradezu vernichten und andre Tausende von Existenzen aufs schwerste schädigen." „Man hat dazu nur nötig, sich auszumalen, welche Folgen auf (!) alle Buchgewerbe u. s. w. eine Herab(!)minderung der Produktion auf die Hälfte [⅔ — ⅓ = ⅓!] haben muß. Aber dieser

Prozentsatz wird noch überschritten werden, „da das Lesebedürfnis überhaupt sich verringern wird und viele Bestellungen, die jetzt beim Sortimenter direkt gemacht werden, wegfallen.“ Und damit nicht genug: „eine Lähmung des Unternehmungsgeistes wird eintreten, der Verleger wird nur noch solche Werke verlegen, die ihm als ganz sicheres Geschäft erscheinen, denn die Möglichkeit, für ein gutes und groß angelegtes Werk durch Aufsuchen von Kunden den notwendigen Massenabsatz zu schaffen, ist ihm ja benommen.“ Und wieder davon die Folge? Die Schriftsteller und Künstler müssen in bedauerliche Lage kommen, das Buchdruckgewerbe, die Papierfabrikation u. s. w. den Krebsgang gehen, und weinend verschwindet der Genius der Gesittung mit den letzten Federn der letzten Schriftsteller hinter den umlockten Ohren in der Sahara. „Im ur(!)eigensten Interesse aller den genannten Gewerbekreisen [also Schriftstellerei, Kunst, Verlag, Druckerei u. s. w.] angehörigen Personen muß es liegen, den nicht allein vom sogenannten Kolportagebuchhandel, sondern vom gesamten Buchhandel unternommenen (!) Kampf aufs thatkräftigste zu unterstützen.“ Darum — und der übliche Klingelbeutelappell beschließt das Rundschreiben.

In der That, ein Machwerk, dessen Sprache auf gleicher Höhe mit dem Inhalte, sowohl in der Logik wie in den Behauptungen, steht, das aber geradezu verblüfft durch die Unbefangenheit, mit der sich das Aktionskomitee und seine Hintermänner für den gesamten Buchhandel ausgeben, denselben Buchhandel, der sich sogar gegen die Ziele der Agitation zu verwahren beginnt! Dreist und nichtig ist die Behauptung, daß der Buchhandel an sich, d. h. der durch viele angesehene und ehrenhafte, intelligente und arbeitsame Personen vertretene Buchhandel von Beruf, der sich durch seine mit großem Aufwande geistiger und materieller Mittel betriebne Arbeit im Dienste der Litteratur und damit der geistigen Aufklärung und der sittlichen Förderung um unser Volk verdient macht, mit jenem Mischmasch zusammenstünde, der sich aus allen möglichen Ständen zum Zwecke geschäftlicher Ausnutzung des Lese- und Bildungsbedürfnisses der Massen zusammengefunden hat und dieses Bedürfnis durch litterarischen Raubbau oft der gefährlichsten Art planmäßig ausbeutet! Es gehört eine eiserne Stirn dazu, die verderbliche Wirkung der Schauerromane zu leugnen, die sogar der Gegner des Hertlingschen Antrags von 1883, der sehr liberale Dr. Baumbach unumwunden zugab. Und das Aktionskomitee spricht von der „Unverfänglichkeit“ dieser Romane, denen das Dienstmädchen Malchus — um andrer erwiesener Fälle ganz zu geschweigen — eingestandnermaßen die Anregung zu ihren teuflischen Plänen verdankte, deren verrohende Wirkung jeder Kriminalist von einiger Erfahrung an bestimmten Fällen aus seiner Praxis nachweisen kann! Aber der Kolportageroman bildet ja nur ein Zwanzigstel der vom Kolportagebuchhandel vertriebnen „Masse,“ sagt das Berlin-Leipziger Rundschreiben. Das mag nach Kilogrammen ausgerechnet richtig sein, ist aber auf

keinen Fall richtig nach dem Werte, d. h. dem Kostenbetrag. Das „Echo," die bekannte Zeitschrift aus dem Verlage der Firma J. H. Schorer in Berlin, deren Vertreter auch zu den Unterzeichnern des erwähnten Rundschreibens gehört, erwähnt in seiner Dezembernummer mit dem Ausdruck unverhohlener Entrüstung, daß der Roman des Schriftstellers und Scharfrichters Krauts „Der Scharfrichter von Berlin," der vollständig dreizehn Mark kostet, in 250000 — einer Viertelmillion! — Exemplaren verbreitet worden sei. Das ist also eine Belastung des Bildungsbedürfnisses unsers arbeitenden Volkes mit $3\frac{1}{4}$ Millionen Mark für einen einzigen Roman! Und das sollte nur ein Bruchteil, wenn auch vielleicht ein großer Bruchteil, von den fünf Prozent sein, die der Kolportageroman von der Gesamtmasse der Kolportagelitteratur ausmacht! Gegen ein solches Ergebnis nehmen sich sogar die $18\frac{1}{2}$ Millionen Mark, die man als durch Kolportage erzielten — wohlverstanden in sechs Jahren erzielten! — Umsatz für das Meyersche Konversationslexikon in vierter Auflage ins Feld führt, bescheiden aus. Denn man mag über den litterarischen und Bildungswert der modernen Konversationslexika noch so gering denken und die Millionen, die statt für gute, gediegne Hausbibliotheken, für so ein eingebildetes Riesenbedürfnis geopfert worden sind, noch so sehr bedauern — mit der Ausgabe für den „Scharfrichter von Berlin" läßt sie sich doch nicht vergleichen. Und schwerlich stehen wir allein mit der Ansicht, daß die Ausgabe für dieses Machwerk einen sehr zweifelhaften Vorzug habe vor der Schnapsflasche, vor der das Aktionskomitee das Publikum der Kolportageromane so energisch bewahren möchte.

Die Behauptung, daß zwei Drittel unsrer Gesamtlitteratur von der Kolportage vertrieben werde, ist der Behauptung über den Kolportageroman völlig ebenbürtig. Leute, die so unverzagt an das Volk appelliren und sich so dreist zu Verteidigern von Recht und Wahrheit aufwerfen, sollten es mit diesen beiden Dingen genauer nehmen. Jeder Buchhändler von Fach wird die Behauptung als eine ganz ungebührliche Übertreibung zurückweisen; und sie bleibt das, auch wenn man jede Subskriptionseinladung einer Sortimentsbuchhandlung als „Kolportage" auffassen wollte, was die Urheber jener Behauptung ebenso „jesuitisch" wie mit den erwähnten fünf Prozent augenscheinlich gethan haben.

Kein Verständiger wird die Stufenleiter des Entsetzens über den drohenden Niedergang der Kultur und aller menschlichen Bildung, das die Aktionskomiteeleute in so drastischen Farben ausmalen, nachklettern. Diese unwahren, allenfalls im Munde des „Kollegen" Krauts zulässigen Phrasen zu widerlegen, lohnt nicht der Mühe. Aber sie sind nur ein Wiederhall von den Tiraden, die der ehemalige Reichstagsabgeordnete Dr. Friedrich Kapp, bei Lebzeiten Bearbeiter einer Geschichte des deutschen Buchhandels, 1883 als Gegner des Hertlingschen Antrags vor dem Reichstage von sich gab. „Lahmlegung eines hoch-

bedeutenden, hochentwickelten, äußerst segensreichen Geschäfts," „dem Buchhandel den gefährlichsten Schlag versetzen," „eine der bedeutendsten Wurzeln abschneiden, aus denen die geistige Kraft des Volkes mit erwachsen ist," „herabsteigen von jener stolzen Stellung, die wir durch hundertjährige Arbeit unangefochten unter den Nationen eingenommen haben" u. dgl. m. — das ist ganz der Stil des Komiteerundschreibens von heute. Auch in der Statistik sind beide ganz gleich. Auch Dr. Kapp bramarbasirt von 6000 Mitgliedern des Börsenvereins der deutschen Buchhändler, von denen ein Fünftel Kolportagebuchhändler seien — in Wahrheit hatte der Börsenverein damals knapp 1500 Mitglieder, und darunter nicht ein Dutzend Kolportagebuchhändler; auch Kapp redet von 100 000 im oder vom Kolportagebuchhandel beschäftigten Existenzen, führt wie Dr. Baumbach die Millionen Kosten der Cottaschen Bibliothek der Weltlitteratur und Brehms Tierleben ins Feld, die allein der Kolportagevertrieb zum größten oder zu sehr großem Teile einbringen müsse; auch ihm sind die Gegner „sehr beschränkte Sortimentsbuchhändler," die unter dem „unnatürlichen Borg- und Pumpsystem des Sortimentsbuchhandels" die Konkurrenz der rührigen Kolportage mit grimmigem Neide empfinden, oder Leute, deren Ziel es sei, das Unwesen des Mittelalters zu erneuern, das fruchtlos alle Mittel aufgewendet habe, „den Kolportagebuchhandel zu unterdrücken." „Ich habe da gefunden, ruft Dr. Kapp in seiner Rede vom 9. April 1883 aus, daß vom ersten Tage der Buchdruckerkunst an der Kolporteur (!) der am schlimmsten behandelte Mensch war; in Österreich hat man die Leute gehenkt, verbrannt, in die Donau geworfen, ihre Kinder und Kindeskinder ausgerottet, es hat alles nichts geholfen; in den Reichsstädten hat man die Kolporteure in den Stock gespannt, krumm geschlossen und in den Turm gesperrt, in Baiern gefoltert und in Sachsen geköpft; der Kolportagebuchhandel ist geblieben, trotz aller Verfolgungen läßt er sich nicht abschrecken, und er blüht jetzt wieder auf." In ähnlicher Weise verwirrt sich auch bei dem Aktionskomitee der Kampf um die Sache mit dem um die Persönlichkeiten, die sie verfechten, hier wie dort spuken die „Millionen," als wenn sich die Volksaufklärung und die geistigen Interessen mit dem Kapitalaufwande deckten, den profitwütige Verleger bei großen geschäftlichen Operationen zu machen genötigt sind. Nur kommt noch im vorliegenden Falle dazu, daß es ein ganz wesentliches und genau erkennbares Geldinteresse ist, dessen Verfechtung sich die Berlin-Leipziger Agitatoren und ihre Hintermänner angelegen sein lassen, eine Interesse, dem der „Gesamtbuchhandel" und dessen erlogne Sympathie mit der Agitation, sowie die Verteidigung der geistigen Güter unsrer Nation zum bequemen Vorwande dienen müssen. In Wahrheit liegt das Interesse des Berufsbuchhandels ganz auf der Seite des Zentrumsantrags, dessen Zweck es ist, den Bücherverkauf an seßhaften Geschäftsbetrieb zu binden und so nicht bloß dem Sortimentsbuchhandel viele ihm durch das Hausirunwesen entfremdete solide Bücher-

käufer wieder zuzuführen, sondern diesen auch die bei übernommnen Verpflichtungen von längerer Zeitdauer unerläßliche Sicherheit gegen Übervorteilung jeder Art zu gewähren.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vom Weltkern. In dem Wetteifer, hinter das Geheimnis des Daseins zu kommen, überschütten uns die Forscher und Denker alljährlich mit Hunderten von Büchern und Broschüren. Zu einiger Orientirung auf dem Markte stellen wir hier vier beliebig herausgegriffne Stücke zusammen.

Das Problem. Grundzüge einer Analyse des Realen von Paul Weisengrün (Leipzig, C. G. Naumann, 1892). So lautet der vielversprechende Titel von Nr. 1. Begierig fangen wir an zu lesen, voll Spannung auf den Augenblick, wo das Reale, der Kern der Welt, aus der Schale herausspringen wird. Endlich bricht sein Glanz hervor aus den Wolken dunkler Rede! „Das Reale kann bezeichnet werden als die völlige Harmonie, als der organische Zusammenhang von vollständig unmetaphysischen Erkenntnissen, von außerordentlich richtigen und weiten Analogien und ideell komplikationslosen Wertsystemen.“ So, nun ist das Bild zu Sais entschleiert! Im übrigen steuert der Verfasser, wenn auch in höhern Luftschichten, so doch ziemlich in derselben Richtung wie die Grenzboten; auch er strebt hinaus aus der Region „komplizirter Werte“ zu einem gesunden, kräftigen Leben in natürlichen und einfachen Verhältnissen. Und höchste Zeit ist es ja wirklich, daß wir uns alle in diesem Streben sammeln. Denn es wird doch in der That täglich schwieriger und wird bald unmöglich sein, etwas wertvolles zu leisten und zu besitzen. Man denke nur daran, wie viel tausend Bücher einer durchstöbert haben muß, um ein wertvolles Buch zu schreiben, wieviel tausend Tarifsätze einer im Kopfe haben muß, wenn er sich mit einem Gewürzkram einen Hausstand gründen will, wie viel tausend Strafgesetze und Polizeiverordnungen er kennen muß, wenn er den Ruf eines unbescholtenen Mannes mit ins Grab nehmen will, was alles zu einem Berliner Kommerzienratsdiner gehört, als z. B., wenns im Januar gegeben wird, außer den verschiednen Pasteten frische Schnittbohnen, das Stück 50 Pfennige, ein neues Kostüm für die Hausfrau von 10000 Mark, ein neuangekaufter Lenbach, mindestens drei gemietete Berühmtheiten u. s. w. Nicht zu gedenken gedacht zu werden, wie Kladderadatsch sagen würde, der Steuer-, Börsen-, Sprach- und sonstigen Konfusion und Komplikation, und der „idealen Komplikation“ — oder heißts Konkurrenz? Komplikation ist wohl mehr für Beinbrüche — im Strafprozeß. Solche Beispiele führt Weisengrün natürlich nicht an und sagt überhaupt das, was wir an ihm loben könnten, nicht in unserm schlechten Deutsch, sondern fein wissenschaftlich, wie es sich für einen Gelehrten schickt. Indes würden wir es noch für kein Verbrechen an der Wissenschaft ansehen, wenn er so viel Geschmack „besäße,“ Sätze, wie den folgenden auf S. 134 lieber nicht zu schreiben: „Was den Auserwählten besonders störend erscheint, das ist der erbärmliche Mangel, den die moderne Menschheit an Lebensfülle besitzt.“

Einen Mystiker lernen wir in dem Konzept einer aristokratischen Philosophie, Religion und Ethik von Gustav Crusius (Leipzig, Otto Wigand, 1891) kennen. Von Gott gehen die Aristokratenseelen aus und kehren zu ihm zurück. In vier Abschnitten, oder wie Crusius sagt, auf vier Niveaus, verläuft diese Kreisbahn; durch die erste „Abschnürung" (des Spermafadens) gelangt das aus Millionen der weniger glücklichen auserwählte einfache Wesen zum tierischen Dasein, von da zum seelischen, wo es, vom Durste nach Glück getrieben, den Endpunkt der Gottentfremdung erreicht, von da zum geistigen, endlich zum religiösen Dasein, wo es reift, um dann endlich durch die letzte „Abschnürung," den Tod, vom Erdendasein erlöst und mit Gott vereinigt zu werden. Wer diesem Mystagogen folgen will, der braucht nicht zu fürchten, daß er mit asketischen Zumutungen werde geplagt werden. „Auf drittem Lebensniveau [warum nicht: auf dem dritten?] wird dieser Bestandteil von mir (stets gegenwärtiges Bewußtsein Gottes) zur Ethik formulirt, die mich als Kompaß begleitet, wenn ich auf der Fahrt durch das Dunkel Erkenntnis zu banausischen Zwecken üben muß, die mich auch dann nicht verläßt, wenn ich als altes Ich hinabsteige in die untersten Wirtschafts- und Domestikenräume meiner weiten Behausung, um hier teilzunehmen an Bethätigungen gröbster Sinnlichkeit und tierischer Roheit . . . . Ich werde [auf diesem Niveau] darnach streben, die Seele von ihrem Beobachtungsposten dem Körper gegenüber und von ihrer Beteiligung an Vorgängen des Lebens auf erstem (!) Niveau bald zu befreien, d. h. ich werde Kongestionen infolge [sic!] Kälte, Hitze, Schmerz, Brunst, Hunger, träger Verdauung u. s. w. vermeiden, alle dadurch entstehenden Gefühlsanreize rechtzeitig, d. h. sobald sie ihre normale Spannung erreicht haben, auszulösen suchen. Den dabei resultirenden (!) Genuß werde ich durch Hinüberspielen auf den Boden des zweiten Lebensniveaus veredeln. Rohen Sinnengenuß in heitern Lebensgenuß, gieriges Verschlingen von Rohstoffen in Tafelfreuden, grobe Befriedigung des Geschlechtstriebes in Liebesgenuß verwandeln." Wie es auf dem vierten Niveau in dieser Beziehung zugehen wird, erfahren wir nicht. Auf diesem ist nämlich die Menschheit oder vielmehr ihre Aristokratie noch nicht angelangt. Wie der Aufenthalt auf der dritten Stufe, in der Vorhalle der Religion, der Philosophie, benutzt werden soll, darüber erteilt der Verfasser am Schlusse Anweisungen. „Für das Verweilen auf drittem [!] Niveau stelle ich nur eine Norm auf: die Philosophie als Durchgangsgebiet, als Vorhallen der Religion zu betreten, und das Verweilen in ihnen der Vorbereitung zu widmen, und zwar: zum Betreten des vierten Niveaus und zur Rückkehr auf das zweite. Ich erfülle letztern Zweck durch sprachliche Umkleidung unsprachlich auf viertem [!] Niveau gewordner Erkenntnis des Willens Gottes, mit stets adäquaterem Ausdruck, zur Verwendung und Mitteilung auf zweitem [!] Niveau" (S. 61—62). Solche Leute, denen die sprachliche Umkleidung etwa nicht gefallen sollte, hat er schon vorher abgefertigt. Er erfülle, sagt er da, mit der Veröffentlichung „dieses Konzeptes" ein „ethisches Postulat. Der billige und so nahe liegende Vorwurf: daß dasselbe zu schlecht geschrieben sei, um einem auch nur anspruchslosen ästhetischen Bedürfnisse zu genügen, wird durch die Erwägung hinfällig, daß Gefühlsdienst mit ihm überhaupt nicht bezweckt wird. Besser zu schreiben vermag ich nicht, ich verfüge nicht einmal über den Wunsch, es zu vermögen."

Kehren wir aus der Höhe dieses „Niveaus" auf unsre Erde zurück und gedenken wir noch zweier Schriften, die nicht von Philosophen, sondern von Menschen verfaßt sind. Das Weltproblem und seine Lösung in der christlichen Weltanschauung. Ein Beitrag zur Beförderung einheitlicher Welter-

kenntnis auf realistischer Grundlage, zugleich eine Handreichung für Gebildete im Kampfe zwischen Wissen und Glauben. Von Dr. Heinrich Kratz. Zweite Ausgabe (Gütersloh, C. Bertelsmann, 1892). Der Verfasser strebt die Versöhnung von Wissenschaft und Christentum vom Standpunkt eines auf die Evangelien allein gegründeten und von den kirchlichen Bekenntnissen absehenden Glaubens an. Dem zweiten Teile, der die „Lösung des Weltproblems" enthält, wird im ersten eine sehr umfangreiche Zurüstung, ein Kompendium aller Wissenschaften, als Grundlage untergebreitet. Man könnte diesen ersten Teil den Abiturienten als einen Leitfaden empfehlen, der ihnen die gesammelten Kenntnisse im organischen Zusammenhange vorzuführen und sie dadurch auf eine höhere Stufe vorzubereiten geeignet wäre, wenn nicht die Form ihr bedenkliches hätte. Um nämlich auf 178 Seiten möglichst viel Stoff zusammendrängen zu können, bildet der Verfasser lauter Satzungeheuer, deren Verständnis nur durch zahlreiche runde und eckige Klammern möglich wird, die die grammatische Stellung der in einander eingeschachtelten Bestandteile dem Auge bemerkbar machen. Der zweite Teil leidet nicht an diesem Fehler. Auf S. 274 ist dem Verfasser ein Irrtum begegnet. Er führt da E. von Hartmann unter den Gegnern der teleologischen Weltanschauung auf. Damit thut er ihm Unrecht, denn gerade Hartmann ist einer der eifrigsten Verfechter der Teleologie. Der Grundirrtum besteht darin, daß Kratz noch immer meint, die mechanistische Weltanschauung sei antiteleologisch. Weit entfernt davon, daß der Mechanismus den Zweck ausschließen sollte, ist im Gegenteil ein Mechanismus ohne Zweck gar nicht denkbar, sodaß jeder, der die Welt für einen Mechanismus erklärt, damit auch schon den Glauben an den Mechanikus bekennt, der sie gemacht hat. Vor dieser letzten Konsequenz sträubt sich freilich Hartmann; er läßt bekanntlich „das Unbewußte" den Zweck setzen und mit wunderbarer Weisheit die Mittel dafür wählen; wir hingegen können uns Zwecksetzung und Anordnung der Mittel ohne eine bewußte Intelligenz nicht denken.

Das beste zuletzt. Gottesglaube und moderne Weltanschauung von James Houghton Kennedy. Mit einer Einführung von Dr. Otto Zöckler, ord. Professor der Theologie in Greifswald. Autorisirte Übersetzung (Berlin, H. Reuther, 1893). Dieses vortreffliche und anziehende Büchlein empfehlen wir den Lesern und verraten vom Inhalt weiter nichts, als daß der Verfasser unter anderm das Schöne in der Natur höchst glücklich zur Widerlegung des Darwinismus verwendet.

Die Touristenvereine sind so gewöhnt, sich in den Lokalblättern in Weihrauch einzuhüllen und sich selbst die größten Lobreden zu halten, daß es an der Zeit, ja für sie nur förderlich sein dürfte, damit sie nicht dem Größenwahn verfallen, ihnen auch einmal die Kehrseite der Medaille zu zeigen. Daher konnte uns die Kundgebung in Heft 38 (1893) der Grenzboten nur erfreuen, und wir erklären uns damit einverstanden. Doch mit dem Vorbehalt, daß uns der „Verschönerungsverein" als der unschuldigere Teil, der „Touristenverein" dagegen als das größere Übel erscheint. Denn der Verschönerungsverein beschränkt seine Thätigkeit nur auf die nächste Umgebung großer Städte, wo man nichts andres als Menschenwerk erwartet, während der Touristenverein der ganzen Natur in weiten Kreisen seinen Stempel aufzudrücken versucht.

Allen denen, die glauben, „Naturschönheit" sei ein Gericht, das nur durch Menschenzuthat genießbar gemacht werden könne, könnte die Natur zurufen: „Ihr gleicht dem Geist, den ihr begreift, nicht mir!" Aber es entspricht dies ganz dem

menschlichen Dünkel, der da glaubt, die Schöpfung drehe sich nur um ihn allein, während er in Wirklichkeit doch nur der primus inter pares in ihr ist. Man lese nur die Schilderungen berühmter Entdeckungsreisenden, und man wird sehen, wie genießbar die Natur auch ohne menschliche Zuthat ist. Im Gegenteil, wir sehen da, welch hohen Grad von Ehrfurcht und Bewunderung der Anblick von Gegenden, die noch keines Europäers Fuß betraten, bei ihnen erweckt. Daß der Mensch in einzelnen Fällen etwas zur Verschönerung beitragen kann, wie ein Gegner stolz hervorhebt, wie in „Parks und Lusthäusern," gehört gar nicht hierher. Er könnte sonst auch Bildergalerien und Kirchen aufführen. Wir dächten, daß das Wort „Naturschönheit" keines Kommentars bedürfe. Sie ist nicht bloß um des Menschen willen, wie ein andrer behauptet, sondern um ihrer selbst willen da, denn sie ist sicher auch vorhanden, wo kein Mensch hinkommt.

Wir können froh sein, daß der Mensch bei der Schöpfung nicht mitgewirkt, daß da ein Gewaltigerer gewaltet hat. Wäre zuvor ein Gutachten bei den „Touristenvereinen" eingeholt wurden, dann würde jeder Bergrücken in der Mitte, vielleicht auch an beiden Enden mit Türmchen verziert worden sein, daneben aber müßte den Touristen, die entweder durch Zahnradbahn oder mindestens auf zierlichen ebnen Pfaden zur Höhe hinaufgelangt wären, eine Breterbude als Wirtshaus winken; möglichst bunt angestrichne Bäume und Steine dürften natürlich auch nicht fehlen. Die Herren vergessen in ihrer Schaffensfreudigkeit ganz, daß der Städter, der es doch alltäglich vor Augen hat, wie herrlich weit es der Menschengeist gebracht hat, von Überdruß davon erfüllt, das größte Verlangen hat, dieser Kultur zu entfliehen, um in der jungfräulichen Natur einmal möglichst unbelästigt davon zu sein. Statt dessen sehen wir jeden Dorfklub (auch solche wird es bald geben) bestrebt, dem ihm zunächst stehenden Berge, mag ein Bedürfnis dafür vorhanden oder nicht, mit großen oder kleinen Mitteln ein Türmchen aufzusetzen; es kommt dem Klub ja nur darauf an, ein möglichst in die Augen fallendes Zeichen seiner Wirksamkeit zu errichten. Wir könnten aus unserm Bezirk genug überflüssige und auch abschreckende Bauten der Art nennen. Es ist eine Einförmigkeit dadurch entstanden, die früher nicht vorhanden war. Mit den Wegweisern könnten wir uns schon eher befreunden, wenn nur der Kleckserei und Anstreicherei nicht oft zuviel geschähe!*)

Was den „Naturgenuß" an der Hand des Touristenvereins betrifft, so bestreiten wir jedem, der, wie es dort üblich ist, in großen Gesellschaften auszieht, das Verständnis für die Natur; die keuschen Naturreize, der hehre Naturfrieden, das Wild- und Waldleben entziehen sich den profanen Blicken der lärmenden Menge. Damit ist noch nicht behauptet, daß man allein bleiben müsse.

Wahr ist es allerdings, daß die „Frequenz" durch die Touristenvereine zugenommen hat. Aber bedeutet dies einen Erfolg? Dieser Besuch, der gewaltsam herbeigezogen ist, besteht meist aus Leuten, die auch einmal Bierreisen machen und ländliche Kost versuchen wollen, vielleicht auch, weil das jetzt zum guten Ton gehört, auf diesem oder jenem Berge gewesen sein und darüber mitreden wollen. Wie „veredelnd" der Umgang mit der Natur auf sie eingewirkt hat, davon geben die rohen Verwüstungen an Ruheplätzen u. s. w. die deutlichsten Beweise.

---

*) Ja, es geschieht darin thatsächlich zuviel, sodaß sogar die Behörden der verschönerungsfreudigen Schmiererei in Wäldern und Bergen entgegentreten müßten. Die Grenzboten haben über diesen Unfug ihre Meinung im Jahrgang 1892 ausgesprochen. D. R.

Da war es einst schöner! Wer früher der eignen Orientirung mit Hilfe der Karte die Entdeckung eines schönen Punktes verdankte, der empfand eine ganz andre Freude, als der, der jetzt auf bequemem Pfade am Gängelbande hinaufgeführt wird. Es geht das aber Hand in Hand mit vielen andern jetzigen Einrichtungen, die darauf berechnet sind, alle Hindernisse zu beseitigen, die Energie des Charakters entfalten könnten, alle Genüsse den Menschen mühelos in den Schoß fallen zu lassen; die landläufige Blasirtheit ist die Folge davon.

Die Überhandnahme der „Vereine“ ist überhaupt ein Krebsschaden des deutschen Volkslebens, 90 Prozent benutzen die Mitgliedschaft nur als willkommnen Vorwand, ihre Zeit der Häuslichkeit und nützlicher Beschäftigung zu entziehen und dabei zu zechen. Wenn die „Touristenvereine“ überhaupt Existenzberechtigung haben wollen, so können sie sie nur durch „weise Beschränkung“ erlangen, und wenn sie sich aller gewaltsamen Eingriffe enthalten. Alle kleinen Vereine müßten unter eine Hauptleitung gestellt werden, die natürlich ästhetisches Verständnis haben müßte; die müßte alle Projekte und nötigenfalls ihre Ausführung verhüten.

Statt der unnötigen Bauten würde es sich in vielen Fällen empfehlen, wenn die Forstverwaltung, die stets entgegenkommend ist, veranlaßt würde, durch Schlagen weniger Bäume eine Aussicht frei zu machen. Dankbar anzuerkennen wäre es, wenn jetzt, wo so viel aufgeforstet wird, hie und da einmal eine schöne Waldwiese, eine charakteristische Schneiße, die eine wirksame und malerische Unterbrechung der Einförmigkeit des Waldes bildet, von Bäumen verschont bliebe. Vergeblich würde allerdings jeder Versuch sein, die so langweilige Anpflanzung des Holzes in geraden Linien zu verhindern.

Doch genug davon! Es ist schwer, gegen den Strom zu schwimmen, die Massen sind gegen uns, aber von Mehrheiten lassen wir uns nicht imponiren. Wir stehen übrigens schon jetzt nicht allein da, wir wissen, daß viele echte Naturfreunde abseits vom Vereinsleben stehen, wir könnten bekannte Namen nennen, wie den eines Verherrlichers des Thüringer Waldes, der gewiß mehr poetisches Naturempfinden hat als der gewöhnliche Durchschnittstourist. Wir sehen aber davon ab und hoffen, daß uns ein besseres Verständnis mit der Zeit in andre Bahnen einlenken und uns Gesinnungsgenossen zuführen werde.

Zusatz der Redaktion. Daß unsre Beleuchtung der Auswüchse der Touristen- und Verschönerungsvereine Erörterungen in den Touristenzeitschriften und Tagesblättern hervorgerufen hat, kann uns nur erwünscht sein. Wenn sie uns aber die Ansicht unterlegen, die Natur sei nur für sich allein schön und alle menschliche Zuthat sei vom Übel, wie jüngst die „Touristischen Mitteilungen aus Hessen-Nassau und Waldeck,“ so wird ihnen kein vernünftiger Mensch glauben, daß die Grenzboten solchen Unsinn verträten. Wir richten uns gegen das Übermaß der angeblichen Verschönerungen und gegen die Plattheiten, die unter diesem Vorwande geleistet werden, ferner gegen die geschäftliche Ausbeutung der überhandnehmenden Reise- und Vergnügungssucht und der Vereinssimpelei. Die Veredlung der Natur durch ehrliche Arbeit und künstlerischen Sinn kann niemand höher schätzen als wir. Noch höher stellen wir aber — wir wiederholen es — die Veredlung unsrer Städte, wo ganzen Millionen, die nie zum Reisen kommen, ein entgeistigendes, allen Lebensmut tötendes Dasein zugemutet wird.

Die Skandalpresse. In dem französischen Preßgesetz von 1868, das aus der sogenannten liberalen Ära des letzten Kaiserreichs, der „Krönung des Gebäudes“ stammt, war eine Bestimmung, die den bestrafte, der in einer Zeitung Mitteilungen

macht, die das Privatleben eines andern betreffen. Man wollte damit der Skandalsucht der französischen, namentlich der Boulevardblätter von Paris einen Hemmschuh vorschieben. Der Antragsteller Guilloutet, nach dem man die Vorschrift später kurz als loi Guilloutet bezeichnete, begründete die Vorschrift mit dem knappen Gedanken: La vie privée doit être murée. Es sollte jedermann freistehen, den politischen Gegner nach seinen vor der Öffentlichkeit vorliegenden Thaten anzugreifen, wie er wollte; aber Haus und Herd auch des angefeindeten Mannes, seine Frau, seine Familie, sein Leben als Mensch soll vor Schmähungen und Anfeindungen, vor hämischem Klatsch gesichert sein.

In Deutschland haben wir eine solche Vorschrift nicht — die dritte Republik hat sie auch in Frankreich beseitigt —, und wir können für uns den Ruhm in Anspruch nehmen, daß sich unsre Skandalblätter mit den französischen messen können. Beispiele wird jeder Leser der Grenzboten, sei er aus den Residenzen oder aus Provinzialstädten, in Hülle und Fülle aufweisen können. Die Leute, die diesen Übelstand beklagen, werden wahrscheinlich die Mehrheit im Reiche bilden, sie lassen sich aber von der Minderheit einschüchtern, und höchstens ein alter General greift einmal zum Revolver, um gegen den Schuft vorzugehen, der die Ehre der Tochter zu beschmutzen sucht. Wie aber unsre Parlamente beschaffen sind, wird man von ihnen keine Abhilfe zu erwarten haben. Das allgemeine Stimmrecht entsittlicht gerade die staatserhaltenden Parteien am meisten. Man scheut sich vor der nächsten Wahl, bei der die skandalsüchtigen Blätter das Übergewicht in der Beeinflussung der Massen haben. Konservative Würdenträger und Beamte empfinden eine boshafte Bemerkung über sich, wenn sie im Berliner Tageblatt steht, in höherm Maße, als wenn sie einen sanften Tadel in der Kreuzzeitung finden. Die Regierungen greifen nicht ein, weil ihnen der Mut fehlt; denn ihre Träger sind am ehesten und häufigsten der Skandalsucht ausgesetzt. Vielleicht erbarmt sich aber einmal der anständige Teil des Volkes der verloren gegangnen Sitte. Es giebt so viele Vereine im deutschen Reich auch gegen die Unsittlichkeit und für die „Ethik“! Warum finden sich nicht in jeder Stadt einige anständige Männer zusammen, die das Abonnement der Zeitung — sei es nach vorhergegangner Warnung — kündigen, wenn sie sich beikommen läßt, der Skandalsucht der Menge nachzugeben und in hämischer Schadenfreude das Privatleben eines Bürgers vor die Öffentlichkeit zu zerren? Für das Gesindel, um das es sich handelt, spielt der Geldbeutel eine viel größere Rolle als die Ehre, und eine Strafe dient oft nur als Reklame.

Ein nicht minder schweres Übel liegt in der Veröffentlichung der Gerichtsverhandlungen. Bei der fast strafbaren Milde, die unsre Richter üben, liegt die schwerste Strafe nicht in dem Urteilsspruch, sondern in dessen Veröffentlichung in der Presse, wobei „geistreiche Reporter“ an dem Unglück ihrer Mitmenschen noch Spott und Hohn üben. Wie tief sind wir gesunken!

Litteratur

Manas. Gedanken über das Seelenleben unsrer Zeit. Von August Niemann. Berlin, Philosophisch-historischer Verlag (Dr. R. Salinger), 1894

Manas, so belehrt uns der als Novellist bekannte Verfasser im Vorwort, nannten die indischen Weisen die Menschenseele in dem gegenwärtigen Stadium ihrer Entwicklung, wo sie noch der rechten Geistigkeit ermangle; er habe diese Bezeichnung gewählt, weil er beim Nachdenken über die Menschenseele, wie sie jetzt beschaffen ist, „der Perspektive auf höhere seelische Entwicklung nicht vergessen möchte." Das Büchlein besteht aus einer Reihe von Plaudereien, teilweise in Gesprächsform, über Seelenfragen und Zeiterscheinungen und ist von Anfang bis zu Ende anziehend und unterhaltend geschrieben, darum aber nicht seicht; der Verfasser kennt die Seele wie die Welt und dringt tief ein in die vorliegenden Probleme. Wir freuen uns, bei ihm eine ähnliche Auffassung des sittlichen Fortschritts, des Bösen, der Freiheit zu finden, wie sie von andrer Seite in den Grenzboten vertreten worden ist, und vertraute Gedanken hie und da erweitert und vertieft zu sehen, wobei freilich große Meinungsverschiedenheiten im einzelnen bestehen bleiben. An manchen Stellen glauben wir ein leises spöttisches Lachen zu vernehmen, z. B. wenn der Verfasser im Gespräch mit einer Venetianerin, ihrem Beichtvater Konkurrenz machend, die Gottesliebe als das einzige wahre Glück der Seele preist und als den Kern der platonischen Liebe, nach der sein schönes Beichtkind gefragt hatte; dagegen ist es ohne Frage vollkommen ernsthaft gemeint, wenn auf S. 156 gesagt wird, gute Verdauungs- und gute Zeugungskraft seien die Grundlagen alles menschlichen Glücks. Sehr hübsch liest sich die Schilderung der trübseligen Lustigkeit unsrer heutigen Studenten und die Verteidigung der Frauen gegen die Angriffe Friedrich Vischers auf ihre Modethorheiten; vielleicht finden feinfühlende Frauen die Verteidigung etwas stark, wenn als tiefste Quelle der Putzsucht die echte und wahre Frömmigkeit aufgedeckt wird. An dieser Stelle ist Niemann der zur Höflichkeit bekehrte Schopenhauer. Aus der humorvollen Kritik des Naturalismus, dessen Entstehung sehr scharfsinnig erklärt wird, wollen wir einen Satz anführen: „Ich muß gestehen — sagt Niemann —, daß mir ihr (der Naturalisten) Programm, dem ich völlig zustimme, weit mehr imponiren würde, wenn es von einem einzigen Künstler und nicht von so vielen ausginge. Es ist nicht natürlich, daß so viele große Männer auf einmal auftreten. Die Natur ist sparsam mit Genies, ein [?] Genie aber ist erforderlich zu einem echten und rechten Naturalisten." Der Abschnitt über den Pessimismus beginnt mit einem kleinen thatsächlichen Irrtum. „Ein witziger Kopf hat einmal gesagt, wer vergnügte Tage verleben wollte, müßte zu den Pessimisten nach Berlin gehen. Sie wohnen elegant, sie überarbeiten sich nicht, sie diniren bei Dressel und Hiller, sitzen in den Premieren u. s. w." E. von Hartmann selbst, der aber nicht bei Dressel dinirt, sondern in seiner Arbeit und in seinem Familienkreise sein Glück findet, hat geschrieben: wer glückliche Leute kennen lernen wolle, möge nur zu den Pessimisten kommen, und hat dadurch seine eigne Theorie ad absurdum geführt.

Wie es sich bei einem originellen und geistreichen Buche von selbst versteht, fordern viele Stellen den lebhaftesten Widerspruch heraus. So ist es z. B. zwar richtig und auch schon in diesen Blättern hervorgehoben worden, daß das, was der heutige Staat unter Religion versteht, so ziemlich das Gegenteil von dem Christen-

tum Christi ist; aber die Kirchen schätzt Niemann doch zu niedrig, wenn er sie als reine Erwerbsanstalten auffaßt. Anlaß genug haben sie freilich zu einer solchen Verkennung ihres Wesens gegeben; die evangelische Kirche Deutschlands noch am wenigsten, die römische, die russische, die englische desto mehr.

Orientreise Sr. kaiserlichen Hoheit des Großfürsten-Thronfolgers Nikolaus Alexandrowitsch von Rußland, 1890 bis 1891. Im Auftrage Sr. kaiserlichen Hoheit verfaßt von Fürst E. Uchtomskij. Aus dem Russischen übersetzt von Dr. Hermann Brunnhofer. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1893

Wer sich an schönen Bildern und lebhaften, warmen Schilderungen ergötzen und die Welt Süd- und Ostasiens unter einem ganz ungewohnten Gesichtspunkt betrachten will, der scheue nicht vor den tönenden Phrasen des Höflings zurück, die sich besonders in den ersten Abschnitten breitmachen. Je weiter er in dem prachtvoll ausgestatteten Buche vordringt, um so mehr wird er sich angezogen fühlen. Dem fürstlichen Verfasser sieht er endlich die ermüdend wiederkehrenden Hyperbeln des offiziellen Hofhistoriographen nach, wenn er in dem Hauptabschnitt des ersten Bandes, dem über Indien, die verständnisvolle, feine Beobachtung, die besonders die Stimmungen der historischen Landschaften zu erfassen weiß, und die poetische Schilderung findet. Dem deutschen Leser wird die russische Auffassung, die sich besonders in den politischen Bemerkungen über Indien vordrängt, ungewohnt vorkommen, aber es lohnt sich, sie kennen zu lernen, denn sie hat ihre tiefe Berechtigung. Wir haben oft und zu oft Indien und überhaupt die asiatischen Dinge durch englische Brillen angesehen, hier können wir erfahren, wie sie sich durch russische ausnehmen. Daß sich der Russe so sehr als Asiate fühlt, daß er sich in Indien sogar heimatlich berührt meint, ist jedenfalls interessant. Die Bemerkungen in diesem Sinne S. 265 u. f. sind politisch ebenso lehrreich, wie die mehrmals wiederkehrenden Ausfälle gegen katholische Einrichtungen, die die Stellung der einen christlichen Großmacht zur andern in der Auffassung des Russen beleuchten. Auf die den zweiten Band füllenden Kapitel über Ostasien sind wir gespannt; liegt doch Ostasien den Russen in jedem Sinne noch näher.

Ulanenbriefe von der ersten Armee. Von Moritz von Berg. Drei Teile in einem Bande. Bielefeld, Ernst Siedhoff, 1893

Der pseudonyme Verfasser dieser Briefe hat als Rittmeister und Eskadronchef im Hannoverschen Ulanenregiment den deutsch-französischen Krieg in der Nordarmee mitgemacht und mit seiner Schwadron an den Kämpfen um Amiens teilgenommen. Er hat damals die Briefe aus den vielfach wechselnden Quartieren an seine Mutter gerichtet und sie nun aus deren Nachlaß herausgegeben, wie er bescheiden sagt, als „ein Stimmungsbild aus den Tagen der herrlichen Zeit.“ Das Buch ist aber mehr als ein bloßes Stimmungsbild, es zeigt uns das Leben eines frischen, mutigen und geistvollen Reiteroffiziers, der mit seinen kecken Ulanen immer an der Spitze der vorrückenden Armee bald rekognoszirend, bald verschleiernd, bald requirirend die Landstriche Nordfrankreichs durchstreift. „Sorge dich nicht zu sehr — schreibt er im Anfange des Feldzugs an die Mutter —, ich habe immer im Leben gefunden, je mehr man sich um etwas bangt, je leichter passirt etwas Unangenehmes, und ein Ulan mit Sorgen, das ist wie ein Hahn ohne Schwanz.“ So taucht er mit seinen Ulanen bald hier bald da auf, unerwartet und unerwünscht, und lernt Land und Leute gründlich kennen. Heute liegt er in einer elenden Bauernhütte, morgen

in einem glänzenden Schlosse. Das einemal giebt es vierundzwanzig Stunden nichts zu essen und zu trinken, und dann findet sich wieder alles, was nur das Herz eines Feinschmeckers entzücken kann. Die Schilderungen dieses wechselvollen Reiterlebens sind mit gutem Humor gewürzt. Der Verfasser gehört zu den Leuten, die trotz der pfeifenden Kugeln und einschlagenden Granaten keine „Nerven" haben. „Auch ein höherer Offizier — erzählt er einmal — kam in dieser halben Stunde, die dieser Gefechtsmoment uns zu dauern schien, an die Schwadron heran, bat blassen Gesichts um Feuer, konnte aber absolut die Cigarre nicht zum Brennen bekommen, und tags darauf wußte er gar nicht, daß er bei der Schwadron überhaupt gewesen war. Ja, gute Nerven zu haben, ist eine schöne Sache." Besonders interessant sind die Stellen, wo der Verfasser kleine Reiterstückchen schildert. Seine Ulanen merken eines Tages, daß sich die Franktireurs mit den Flügeln der Windmühlen Zeichen geben, da sich diese trotz der Windstille bald hier bald da drehen. Seitdem werden überall sofort die Windmühlen besetzt und die Müller verhaftet. Bei Varennes wird auf eine Patrouille geschossen. Der Rittmeister verlangt als Strafe dafür zweitausend Franks von der Gemeinde und, nachdem diese Summe bezahlt ist, noch ein gutes Frühstück auf dem Marktplatz für seine ganze Schwadron. Außerdem nimmt er sich aus dem frühern Postgasthause, wo Ludwig XVI. auf der Flucht gefangen gehalten wurde, den seidnen Bezug des Königsstuhls mit. Eines Tages bekommt er den Befehl, den Feind glauben zu machen, daß eine Reihe Dörfer von deutschen Truppen besetzt sei. Sogleich stellt er vor ein Dorf seinen Lazaretgehilfen mit dem Infanteriehelm und einem langen Stück Holz über der Schulter. In den andern Dörfern tauchen die Ulanen abwechselnd auf und jagen sogar noch durch die Dörfer im Rücken des Feindes, sodaß die ganze Bewegung der Deutschen verschleiert wird. Von einem Landwehrmajor erzählt er folgenden Scherz. Als dieser mit seiner Truppe in Roye einrückte, fielen den Leuten die Stiefel fast von den Füßen; neue Stiefel zu bekommen war aber nicht möglich. Da lockte der Major durch ein schönes Konzert seiner Musikkapelle die Bewohner auf den Marktplatz, ließ dann die Zugänge absperren und zwang die Bewohner, während der lustigen Musik ihre Stiefel mit denen der Landwehrmänner zu tauschen. Die Geschichte ist aber dem Landwehrmajor übel vermerkt worden.

Daß sich ein so thatendurstiger Reiterführer wie der Verfasser nach einer großen Attacke sehnt und den Kleinkrieg auf die Dauer satt bekommt, ist erklärlich. Er klagt darüber, daß die Kavallerie während des Krieges von den höhern Stellen nicht richtig verwertet worden sei, und daß man die ganze Arbeit immer nur der Infanterie und der Artillerie überlassen habe. „Ist denn das Blut des Kavalleristen ein andrer Saft! ruft er ärgerlich aus, als das der vielen für ihren Beruf gefallnen Helden der Fußtruppen?" Endlich, am 18. Januar, kommt es bei Tertry-Poeuilly zur Attacke. „Wollen Sie attackiren? fragte der Major. Mit Wonne! rief ich. Ich schwenkte ein, gewann die Höhe, Galopp, und dahin zogen wir. Ich war der Eskadron wohl fünfzig Schritt voraus, und da war es doch ein eigentümliches Gefühl, gegen diesen schießenden Haufen allein anzureiten. Nun kam mein Kommando: Marsch, marsch! und wir waren mitten in dem Karree drin. Im ersten Moment sahen uns die Feinde nicht. Da mochte uns einer erblicken, schoß, und nun ging das Geschieße los, aber ehe sie noch recht zum Zielen kamen, da waren wir auch schon mitten zwischen ihnen. Die ersten fünfzig, die noch einzeln liefen, ritten wir über, den nächsten Haufen, wohl eine Kompagnie, welche Karree formirten, ritten wir um, da — auf einmal ein Krach, und meine Koriande überschlug sich mit mir, und ich lag darunter."

Die Schilderungen der Landschaften, der Schlösser und ihrer Bewohner sind frisch und anschaulich. Vielleicht wird manchem Leser auffallen, daß der Rittmeister so wenig von seinen Untergebnen erzählt und fast nur von Grafen und Baronen spricht. Aber man darf nicht vergessen, daß die Briefe an eine Frau gerichtet waren, bei der der Mensch wohl erst beim Baron anfangen mochte.

Beiträge zum Verständnis der tragischen Kunst. Von Dr. H. F. Müller. Wolfenbüttel, Julius Zwißler, o. J.

Der Verfasser bekämpft in einer sehr lebhaften, bisweilen fast des Gegenstandes nicht mehr ganz würdigen Sprache falsche Auffassungen von dem Wesen des Tragischen, die in der letzten Zeit aufgetaucht sind und sich am entschiedensten in dem Buch von Günther „Grundzüge der tragischen Kunst“ (Leipzig, W. Friedrich, 1885) ausgesprochen finden. Vor allem wendet er sich gegen die verkehrte Ansicht, daß tragische Schuld nicht ohne sittliche Schuld denkbar sei oder beide gar eins seien(!), und an dem Drama der Griechen und unsrer Großen zeigt er, daß der Begriff des Schicksalsdramas, in dem Sinne Schillers gefaßt, durchaus nicht echter dramatischer Kunst und wahrem dramatischem Leben widerspricht. Denn was heißt Schicksal? Der Verfasser giebt eine verständige Antwort auf diese Frage, indem er es erklärt als „die moralische Notwendigkeit,“ einen Zwang, der sich — abgesehen von den Leidenschaften und dem physischen Zwang, mit denen der tragische Held im Kampfe liegt — zugleich im Innern des Helden geltend macht und von außen auf ihn wirkt, von außen auch sich dem Helden schließlich enthüllt als das sittliche Weltgesetz, die im Innersten waltende Ordnung.

Drei Vergleiche zwischen der Orestie des Äschylos und Goethes Iphigenie, dem König Ödipus des Sophokles und Schillers Braut von Messina, dem Hippolyt des Euripides und Racines Phädra erläutern im einzelnen die Gedanken des vorangestellten Hauptaufsatzes „Was ist tragisch?“, besonders die Fragen nach dem Verhältnis von Schuld und Sühne und dem von Schicksal und Schuld.

Vasantasena oder Das irdene Wägelchen. Ein altindisches, dem König Cudraka zugeschriebnes Schauspiel. Frei wiedergegeben von Michael Haberlandt, Dr. phil. Leipzig, G. A. Liebeskind 1893

Den meisten Lesern der Grenzboten wird die schöne indische Dichtung bekannt sein; hat sie doch im vergangnen Jahre mit großem Erfolg die Runde über eine ganze Reihe deutscher Bühnen gemacht. Leider in einer teils ins Sentimentale gezognen, teils mit Lustspieleffekten beklebten Bearbeitung. Wer sie möglichst unverfälscht genießen will, dem sei die Haberlandtsche Übersetzung in der zierlichen Ausstattung des Liebeskindschen Verlags empfohlen: er wird eine Fülle fremder und doch unmittelbar wirkender poetischer Schönheiten, überraschender Bilder aus dem täglichen Leben und auch glücklicher Lebensweisheit finden und sich an der fast Shakespearischen dramatischen Unmittelbarkeit wahrhaft erfreuen.

Lenz in Briefen. Von Dr. F. Waldmann. Zürich, Sterns litterarisches Bülletin der Schweiz, 1894

Die Briefe des Geniekreises sind vielleicht der charakteristischste Ausdruck jenes neuen Geistes des achtzehnten Jahrhunderts, der sich gewaltsam durch die starre Schulüberlieferung durchbrach. Wenigstens sind die Überschwänglichkeit des Gefühls, die Vertiefung, oft Vergrübelung in das eigne Ich, das nervöse Hin- und Her-

jagen von einem Gedanken zum andern, das stürmische Freundschaftsbedürfnis und dazu die wilde Ungebundenheit der Form nirgends so deutlich beisammen ausgeprägt wie in den Briefen der Zeit. Und wie war mit der Fähigkeit, der Lust, sich im Briefe unverfälscht zu geben, die Korrespondenz gewachsen! Lavater klagt einmal, daß zweihundert Briefe vor ihm lägen, die Antwort verlangten, ein andermal waren es, wenn man ihm glauben darf, gar fünfhundert geworden, sodaß er zu dem verzweifelten Mittel greift, alle Welt nur zu bitten, keine Antworten mehr von ihm zu erwarten!

Die Briefe von Lenz, meist geistige Fetzen, und alle Briefstellen über ihn hat der Herausgeber des vorliegenden Büchelchens zusammengestellt oder doch wenigstens das wichtigste aus ihnen abdrucken lassen und damit einen Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des unseligen Mannes geliefert, der einem kleinen Kreise von Litterarhistorikern willkommen sein wird, für einige von den Jüngstdeutschen aber von tieferer Bedeutung sein kann. Wie hoch hat Lenz in der Achtung und der Liebe der Genies gestanden! Allen galt er als zweiter Goethe, als Bruder von Goethes Geist, Goethe selbst, erzählte man sich, habe die eigne dramatische Zukunft an ihn abgetreten, seine anonymen Dramen galten nicht nur bei Männern des alten Kanons wie Nicolai und Wieland, sondern vielfach auch im eignen Kreise als Goethische Schöpfungen, Boie konnte einen Brief nach Weimar schicken „An Lenz oder Goethe. Weimar" — und dieses Ende! Genial war Lenz, aber auf einem Genie ohne Mäßigung, ohne Vernunft ruht kein Segen, sondern geradezu ein Fluch.

Die Briefstellen aus dem Kreise der Freunde enthalten verschiedne wertvolle Urteile über Lenz und werfen von vielen Seiten charakteristische Lichter auf ihn. Goethe hat sich immer nur zurückhaltend und meist mit leiser Ironie über ihn ausgesprochen, richtig sagt Lavater einmal: „Er hat zu wenig Vernunft, zu wilde Stoßkraft, um jemals ein ganzer Dichter zu werden. Sonst Genie, wie wenige —" und „Ich bedaure den Vernunftlosen, Edeln! Ja, gewiß Edeln! Wenn er keinen Freund hat, der ihm immer rät, eh er was thut, wird er ewig zu unersetzbaren Beeinträchtigungen anderer verdammt sein. Solche Vernunftlosigkeit mit so viel tiefem Blick — hab ich noch nie beisammen gesehen. Was ich an Lenzens Stelle thäte ... ich schrieb »Geschichte meiner Etourderien« —— durchgelesen von Goethe." Kühler urteilt Wieland von ihm: „Er hat viel Imagination und keinen Verstand." Persönlich hat ihm jeder nur gut sein können, selbst Wieland, den er scheußlich gekränkt hatte, bekennt in vertrautem Tone an Merck, ihn lieb gewonnen zu haben: das kindlich-hilflose in seinem Wesen mußte überall eine Art von Mitleid erregen und das natürlich-einfältige an ihm alle einnehmen, die zu Herder schwuren.

Die vorliegende Sammlung enthält 114 Seiten Text, ist höchst bescheiden ausgestattet und kostet ungebunden — sieben Mark. Hält der Verleger den zu erwartenden Leserkreis für lauter Kapitalisten?

Über Goethes Hermann und Dorothea. Von Viktor Hehn. Aus dessen Nachlaß herausgegeben von Albert Leitzmann und Theodor Schiemann. Stuttgart, Cotta, 1893

Dieses Büchlein, das jetzt nach dem Tode des Verfassers erscheint, ist bald fünfzig Jahre alt, aber das thut seinem Werte keinen Abbruch: es enthält das beste, was zum Verständnis von Hermann und Dorothea geschrieben worden ist. Schon in seinen „Gedanken über Goethe" hatte Hehn gezeigt, wie innig und tief er sich in Goethes Art versenkt hatte; mit demselben gründlichen Verständnis, demselben feinen Gefühl für deutsche Art, demselben hohen künstlerischen Sinn bringt

er auch hier in Goethes beste Schöpfung ein, und seine Sprache ist auch hier schon von dem unbewußten Adel erfüllt, der gegenüber dem geistreich tändelnden Flittergeschwätz manches „führenden" Litterarhistorikers doppelt wohlthut.

„Noch ist die Arbeit, Goethe in das Bewußtsein der Nation einzuführen, lange nicht vollendet. Wer die herrschende Bildung beobachtet hat, muß gestehen, daß die große Mehrzahl gar nicht ahnt, wieviel sie an Goethe besitzt." Klingen diese Worte, als ob sie 1850 geschrieben worden wären? Haben sie nicht heute noch volle Geltung? Diese Arbeit aber darf nicht unterbleiben, sie ist der notwendigste Bestandteil an dem geistigen Ausbau der Nation, an dem die letzten Jahrzehnte, wo nicht abgebröckelt, so doch nur Flickwerk angesetzt haben. Hehn wird hier einer der besten Helfer sein; indem er das eigentümlich Deutsche des Lebenskreises von Goethes Dichtung empfinden lehrt, die tiefe, warme Sittlichkeit des Gedichts darlegt, das Wesen epischer Schilderung überhaupt ergründet, indem er die Vorzüge der Dichtung aus Goethes epischer Natur und seiner echt deutschen Art erklärt, führt er den Leser überall den richtigen Weg zum wahren Verständnis. Als Meister der Form zeigt er sich am reinsten da, wo er den Gang der Fabel entwickelt; aber auch die Charaktere hat noch niemand so sauber aus der Handlung herausgeschält, geschweige denn, daß es jemand verstanden hätte, dem Leser Luft und Duft des Ganzen, den einfachen Sittenzustand und die bürgerlich-bäuerliche Lebenssphäre so einatmen zu lassen.

Wo Hehn geschichtliche Urteile fällt, wird man ihnen nicht überall beistimmen können. In dem Abschnitt „über die Wahl des Stoffes" charakterisirt er die Aufgabe Englands, Frankreichs und Deutschlands im achtzehnten Jahrhundert einseitig und besonders England gegenüber ungerecht; fast etwas deklamatorisch klingt die übertriebne Schilderung der geistigen Erstarrung Deutschlands im siebzehnten Jahrhundert. Auch Goethes politischem Sinn wird er nicht gerecht.

Von den Herausgebern hat die Hauptarbeit A. Leitzmann gethan: er giebt am Schluß eine Reihe von Anmerkungen, wo dem Leser auf jede etwa auftauchende äußere Frage rasch Antwort wird und er manche Hinweisung auf verwandte Ausführungen in den „Gedanken über Goethe" findet. Hier erfahren wir auch, daß Hehns Manuskript nur „fast ganz" druckfertig vorgelegen hat. Hätte es Hehn selbst in Druck gegeben, so würde er wohl noch einige Wiederholungen getilgt und verschiednes, was sich jetzt in dem fortlaufenden Text wie eine unwillige Unterbrechung, ein glossenhafter Einfall ausnimmt, wenigstens als Anmerkung haben drucken lassen. Ein paarmal haben die Herausgeber falsch abgesetzt.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Gerichte und die Juſtizverwaltungen

Bei der Beratung des Gerichtsverfaſſungsgeſetzes wurden von der dazu ernannten Reichstagskommiſſion dem Entwurf eine Anzahl wichtiger Beſtimmungen über die Geſchäftsverteilung bei den Kollegialgerichten eingefügt. Sie wurden auch trotz heftigen Widerſpruchs einzelner Regierungen, namentlich des damaligen ſächſiſchen Juſtizminiſters, ſchließlich zum Geſetz erhoben. Demgemäß iſt im ganzen deutſchen Reiche ſeit dem 1. Oktober 1879 beim Reichsgericht, ſowie bei den Oberlandes- und den Landgerichten den Juſtizverwaltungen die Befugnis entzogen, den Vorſitz in den verſchiednen Abteilungen der Gerichte (Senate, Kammern) unter den einzelnen Senatspräſidenten oder Direktoren zu verteilen, die Mitglieder der Gerichtsabteilungen und ihre regelmäßigen Stellvertreter zu beſtimmen und die Geſchäfte ſelbſt den einzelnen Abteilungen zuzuweiſen. Dieſe Aufgaben ſind vielmehr einer beſondern bei jedem Kollegialgericht beſtehenden Körperſchaft überwieſen, die für die Frage der Verteilung des Vorſitzes aus dem Präſidenten des Gerichtshofes und den ſämtlichen dort angeſtellten Senatspräſidenten oder Landgerichtsdirektoren beſteht. Für Ordnung der übrigen Angelegenheiten, die alljährlich neu erfolgt, treten aus der Reihe der Mitglieder noch der älteſte Rat des Landgerichts, die beiden älteſten Räte der Oberlandesgerichte und die vier älteſten Räte des Reichsgerichts hinzu. In dieſer Zuſammenſetzung führt die Körperſchaft den Namen Präſidium. Sie entſcheidet über die ihr zugewieſenen Angelegenheiten völlig unabhängig nach Stimmenmehrheit. Nur auf Antrag des Präſidiums, nur auf beſtimmte Zeit oder doch nur auf ſo lange, als vom Präſidium das Bedürfnis hierzu anerkannt wird, dürfen den Gerichten nichtſtändige Richter, Hilfsrichter (Aſſeſſoren) von den Landesjuſtizverwaltungen beigeordnet werden.

Grund und Zweck dieſer Beſtimmungen liegen auf der Hand. In der

Reichstagssitzung vom 21. November 1876 faßte sie der Vorsitzende der Justizkommission und ihr Berichterstatter für das Plenum, der Abgeordnete Miquel, mit gewohnter Klarheit dahin zusammen: „Das Ziel, das die Kommission erreichen wollte, war die Ausschließung der entscheidenden Mitwirkung der Landesjustizverwaltung auf die Bildung der Senate, auf die Verteilung der Geschäfte und der Personen darin und auf das Präsidium in den einzelnen Senaten. Man wollte ausschließen die Möglichkeit der Einwirkung auf die Konstruktion der Gerichte, für die einzelnen Fälle nicht bloß, sondern auch für die Rechtsmaterien überhaupt, und das ist auch durch die jetzigen Vorschläge der Kommission vollständig gelungen." Bei den Beratungen wurde vielfach auf den bekannten Obertribunalsbeschluß vom 29. Januar 1866 Bezug genommen, der in Sachen Twesten und Frenzel den preußischen Abgeordneten die verfassungsmäßig gewährleistete Redefreiheit in gesetzwidriger Weise verkümmert hatte, und der nur durch Abkommandirung zweier Assessoren in das Obertribunal ermöglicht worden war. Auch sprach man, zum Teil unter Berufung auf bestimmte vorgekommne Fälle, von allen Seiten die Befürchtung aus, die Justizverwaltungen möchten sich nicht immer von sachlichen Rücksichten leiten lassen, sei es daß sie wünschten, bequeme Richter und Vorsitzende namentlich für Verhandlung politischer Prozesse zur Verfügung zu haben, oder unbequeme, steifnackige, vielleicht gar als Anhänger oppositioneller Anschauungen bekannte fernzuhalten. Dazu kam die Erwägung, daß auch die unparteiischste Justizverwaltung die Befähigung der einzelnen Vorsitzenden und Richter für die eine oder die andre Art der Verwendung von ihrer oft weit entlegnen Zentralstelle aus gar nicht übersehen könne. Sie werde auf subjektive und unkontrollirbare Berichte der Präsidenten, wenn nicht auf noch unzuverlässigere Quellen angewiesen sein. Dem gegenüber biete ein genau unterrichtetes, aus unabhängigen Richtern zusammengesetztes, Klatschereien und Zwischenträgereien so gut wie unzugängliches Kollegium des Gerichtshofs, selbst auf die Gefahr einzelner Mißgriffe hin, eine unvergleichlich größere Gewähr für möglichst sachgemäße Verwendung der verfügbaren Kräfte und damit für eine möglichst sachliche und unparteiische Rechtspflege.

Nach allem, was man hört, hat sich die Einrichtung des Präsidiums in den fünfzehn Jahren ihres Bestehens überall vorzüglich bewährt. Die Klagen über die Geschäftsthätigkeit der Strafkammern wurzeln in der Einrichtung der Kammern selbst, nicht in der Art ihrer jeweiligen Besetzung durch das Präsidium. Sie genießt namentlich innerhalb der Räte der Kollegialgerichte allgemeines Vertrauen. Fälle, daß Richterkollegien willkürlich oder gar mit politischen Hintergedanken zusammengesetzt würden, gelten dank der Einrichtung des Präsidiums für schlechterdings ausgeschlossen.

Mit nicht geringem Erstaunen liest man deshalb in Richterkreisen, daß der soeben beim Bundesrat eingegangne Antrag Preußens über Änderungen

und Ergänzungen des Gerichtsverfassungsgesetzes und der Strafprozeßordnung ganz am Ende und außer allem Zusammenhang mit den Fragen der Berufung, der Entschädigung unschuldig Verurteilter u. s. w. auch den Vorschlag enthält, dem Präsidium alle oben erwähnten Geschäfte wieder abzunehmen und sie den Landesjustizverwaltungen, beim Reichsgericht dem Reichskanzler, den Antrag auf Beiordnung von Hilfsrichtern aber den Gerichtspräsidenten allein zu überweisen.

Wir meinen, nicht bloß die Gerichte, nicht bloß die politischen Parteien, sondern das deutsche Volk habe dringende Veranlassung, gegen die geplante Neuerung geschlossen Front zu machen.

Wir bezweifeln keinen Augenblick, daß in den Akten der deutschen Justizverwaltungen manche grau in grau gefärbte Berichte mißvergnügter, von ihren Präsidien überstimmter Präsidenten liegen mögen. Ja es mag namentlich bei kleinern Landgerichten vorgekommen sein, daß die Geschäftsverteilung im gegebnen Falle wirklich zweckmäßiger hätte getroffen werden können, oder daß auf persönliche Wünsche einzelner Direktoren und Räte hie und da mehr als billig Rücksicht genommen worden ist. Allein auf Beseitigung offenbarer Mißstände können die Justizverwaltungen, ganz abgesehen vom Disziplinarverfahren, schon heute durch die Präsidenten einwirken. Daß, wie in der Begründung geklagt wird, allgemeine Verfügungen des preußischen Justizministers, die in der That auch sachlich allen Beifall verdienen, in Vergessenheit geraten, ist ja ein allgemeiner Erfahrungssatz. Die Notwendigkeit, tief einschneidende Gesetzesänderungen vorzunehmen, könnte doch nur damit bewiesen werden, daß in einer größern Anzahl von Fällen die Aufforderung der Justizverwaltung zur Abstellung einzelner konkreter Mängel nichts gefruchtet und die Rechtsprechung darunter wirklich Schaden gelitten habe. Und wird denn jeder Mißgriff mit Sicherheit vermieden werden, wenn die Entscheidungen, statt jetzt von den Landgerichten zu Aachen oder Danzig, künftig in Berlin getroffen werden? Übrigens wäre es unrecht, wenn man, etwa infolge gewisser neuerdings verhandelter, Aufsehen erregender Strafprozesse, dem Präsidium allein aus der Wahl ungeeigneter Vorsitzenden einen Vorwurf machen wollte. Alle jene minderwertigen Kräfte sind seiner Zeit ohne jede Mitwirkung der Präsidien, ganz allein von den Justizverwaltungen zur Ernennung vorgeschlagen und dem betreffenden Gerichte zugewiesen worden. Dort müssen sie nun verbraucht werden, so gut oder so schlecht es eben gehen will. Die Justizverwaltung selbst könnte, solange der Grundsatz gilt, daß die Richter wider ihren Willen nicht versetzt werden dürfen, den ungeeigneten Vorsitzenden einer Strafkammer, der vielleicht sein ganzes Leben lang nur in Strafsachen gearbeitet hat, auch nach dem neuen Entwurfe nur in einer Zivilkammer unterbringen, wo er vielleicht erst recht eine Null sein wird. Was die Beschleunigung der Strafrechtspflege mit den Persönlichkeiten zu thun haben soll, aus denen die ur-

teilenden Kammern und Senate zusammengesetzt sind, ist überhaupt nicht zu verstehen. Die Verzögerungen kommen fast ausschließlich auf Rechnung der Staatsanwaltschaften und der Untersuchungsrichter, auf das Vor-, nicht auf das Hauptverfahren. Man hätte deshalb — wenn wirklich unsre grundlegenden Gesetze spätestens innerhalb von fünfzehn Jahren wieder umgestülpt werden müssen — eher auf eine Erweiterung der Befugnisse der Präsidien oder der Richterkollegien, z. B. auf eine Mitwirkung bei Ernennung der Richter, nach dem bewährten Vorbild der Regimenter beim Ersatz des Offizierkorps, gefaßt sein dürfen.

Was in aller Welt treibt die preußische Regierung, der der damalige verdienstvolle Förderer der ganzen Einrichtung heute als einflußreicher Staatsminister angehört, oder was könnte die verbündeten Regierungen treiben, an eine Einrichtung die Axt zu legen, die aus jedem einzelnen der vor fast zwanzig Jahren dafür angeführten Gründe geschaffen werden müßte, wenn wir sie nicht bereits hätten? Wie kann man in einer Zeit, wo — Gott sei es geklagt — die politischen Prozesse mehr als je in Blüte stehen, an Verminderung auch nur einer einzigen der Bürgschaften für gerechte und vorurteilslose Richtersprüche denken? Dürfen sich die Regierungen wundern, wenn die endlich zum Schweigen gekommenen Verdächtigungen, sie suchten den ihnen verfassungsmäßig entzognen Einfluß auf die Rechtsprechung der Gerichte wiederzugewinnen, von neuem auftauchen? Die Kreuzzeitung beschwerte sich erst unlängst über das Übelwollen der hohen Büreaukratie gegen alle von ihr unabhängigen Kräfte im öffentlichen Leben. Sollte auch diesmal etwas von diesem Übelwollen im Spiele sein, so verfolgen wir den jetzt unternommenen Versuch, einen der Eckpfeiler der Gerichtsverfassung hinwegzunehmen, mit der ruhigen Zuversicht, daß sich das deutsche Volk den kostbaren gemeinsamen Besitz aller politischen Parteien, die Unabhängigkeit der deutschen Gerichte, nicht werde verkümmern lassen.

Neue Ziele, neue Wege

3. Die Parteien

Ist unter den dargelegten Umständen von der Regierung vorläufig nicht viel zu erwarten, so noch weniger von den Parteien. Seit Jahren ist ihnen von den verschiedensten Seiten unzähligemal die Daseinsberechtigung abgesprochen worden, weil sie veraltet seien. Hier müssen sie doch noch einmal von dem hier eingenommnen Standpunkte aus gemustert werden. Die Übersicht wird von selbst

an jeder Partei die Bruchstelle bemerkbar machen, wo sich die Zukunftskeime von den zerfallenden Gebilden der Vergangenheit ablösen.

Die nationalliberale Partei haben wir bereits charakterisirt. Nachzutragen ist nur, daß auch in ihr, der Zeitströmung gemäß, seit reichlich zehn Jahren die rein politischen und die kirchenpolitischen Rücksichten vor den wirtschaftlichen und sozialen in den Hintergrund getreten sind. Eine Zeit lang schienen in ihr die rheinisch-westfälischen Großindustriellen, deren größte allerdings mehr und mehr das vornehmste Stockwerk des parlamentarischen Baues beziehen, die Führung an sich gebracht zu haben. Diese Herren sind streng kapitalistisch gesinnt und begünstigen jede Maßregel, die geeignet ist, den Reichen die Alleinherrschaft zu sichern; sie äußern die lebhafteste Empfindlichkeit, so oft sich die Regierung im Interesse der Arbeiter in Betriebsangelegenheiten einmischt. In den letzten Jahren jedoch scheinen sich einige Fabrikanten und nicht wenige höher gebildete Beamte in der Partei von dem Einflusse jenes mächtigen Elements freigemacht zu haben; wenigstens bezeugen viele von ihnen ein lebhaftes Interesse für die Sozialreform, die einzelne als Brotherren auch praktisch betreiben, und hie und da vernimmt man Stimmen, die durchaus antikapitalistisch klingen. In der Steuerdebatte des Reichstags vom 7. Dezember v. J. sprach der Abgeordnete Osann gegen jede Art von Besteuerung, die dem ärmern Teile des Volks zur Last fallen würde, und sagte u. a.: „Eine Anzahl meiner Freunde hat sich nicht überzeugen lassen, daß eine Reichseinkommensteuer unausführbar sei.“ Weiter empfahl er dann eine Reichserbschaftssteuer, eine Luxussteuer, eine weit bedeutendere Verschärfung der Börsensteuer, als sie die Regierungsvorlage enthielt, aber ohne das Anhängsel der Quittungssteuer. Es ist klar, daß diese beiden Gruppen auf die Dauer nicht werden beisammen bleiben können.

Die konservative Partei ist die seit 1879 mächtigste und im Augenblick zugleich die interessanteste. Wenn der Begriff konservativ an sich schon sehr unbestimmt und relativ ist, so läßt sich erst recht nicht viel damit anfangen in einer Zeit, wo man die Leute, die sich konservativ nennen, fragen muß, ob sie die Zustände von 1889, oder von 1877, oder von 1869, oder von 1865, oder ob sie, wie manche Katholiken, die von 1077 konserviren oder wiederherstellen wollen. In dem reißenden Wechsel politischer und sozialer Umwälzungen hätte sich bei uns so wenig wie in Frankreich eine große konservative Partei erhalten können, wenn nicht der Name von einer starken Interessenvertretung getragen würde. Die konservative Partei ist bekanntlich die Partei der Pastoren, des altpreußischen Beamtentums und des altpreußischen Adels.

Das kirchliche Element hat vorzugsweise durch seinen Einfluß auf das Schulwesen politische Bedeutung gewonnen. Der Geistlichkeit liegt selbstverständlich die religiöse Erziehung der Jugend mehr am Herzen als ihre Unterweisung in weltlichen Künsten und Wissenschaften, und dieser Umstand wird

nun von den feudalen Elementen der Partei für ihr Sonderinteresse ausgebeutet, indem sie unter der „religiös-sittlichen Erziehung" nicht etwa das verstehen, was die Puritaner darunter verstanden haben, sondern die Gewöhnung an blinden Gehorsam gegen alle Arten von Vorgesetzten; um dieses Ziel möglichst vollkommen zu erreichen, müssen sie den Unterricht in den Landschulen auf das Maß dessen hinabzudrücken suchen, was heutigen Tages selbst ein Knecht nicht entbehren kann. Wie immer man vom Standpunkte der Kant-Fichtischen Moralphilosophie über diese Erziehungsgrundsätze urteilen mag, auf dem Standpunkte unsrer herrschenden Klassen sind sie richtig, und nicht die Liberalen, sondern die Konservativen sind hier die Staatsweisen; denn der unterrichtete Besitzlose wird notwendig ein Revolutionär, wenn man ihm nicht die gewisse Aussicht auf Besitz eröffnet, und das wollen die Liberalen so wenig wie die Konservativen.*)

Das altpreußische Beamtentum huldigt dem königlichen Absolutismus und dem Dogma vom beschränkten Unterthanenverstande und glaubt aufrichtig, daß alles recht, gut und heilsam sei, was der König will und thut. Es bedarf keiner langen Auseinandersetzung, daß sich diese Auffassung nicht auf das neue Reich übertragen läßt; dem Deutschen ist der preußische König nur so viel wert, als er ihm leistet. Den zur Zeit herrschenden Klassen leistet er nun — durch Justiz, Polizei und Heer — sehr viel, ja alles, daher bedarf er der altpreußischen Grundsätze gar nicht mehr zur Stütze seiner Macht. Würde diese einmal durch Finanznot gefährdet, so würden sich wahrscheinlich Leute wie Herr Rudolf Mosse opferwilliger zeigen als so mancher vom altpreußischen Adel; denn die Juden knausern zwar im Kleinen und Überflüssigen, haben dafür aber für das Große und Notwendige Geld.

Der altpreußische Adel, der die hohen Staatsämter als seine Domäne be-

*) An dieser Auffassung und Verwertung des Begriffs der religiös-sittlichen Erziehung tragen die Geistlichen selbstverständlich keine Schuld. Aber die befinden sich überhaupt den Herrschenden gegenüber, deren Forderungen und Ansprüche den Grundsätzen des Neuen Testaments schnurstracks entgegengesetzt sind, in der übelsten Lage. Vielleicht kommen wir noch einmal darauf zurück. Für heute nur eine Anekdote. Daß der christliche Prediger, wenn er seinem Berufe nicht untreu werden will, die Sünden der Reichen und Mächtigen immer zehnmal geißeln muß, ehe er von denen der Armen einmal spricht, können doch höchstens Türken leugnen, die nie eine Zeile aus dem Evangelium gehört oder gelesen haben. Nun hat vorigen Herbst ein Pastor in der Provinz Sachsen einmal in der Predigt ausgeführt, an der Erbitterung der Arbeiter sei auch die Hartherzigkeit mancher Fabrikbesitzer mit schuld, und hat diesen ihre Pflichten vorgehalten. Daraufhin ist er „wegen sozialdemokratischer Umtriebe" denunzirt worden, und der Landrat hat im Auftrage des Konsistoriums Zeugen vernehmen müssen. Die Herren Landräte, Konsistorialräte und Staatsanwälte mögen einmal die Strafpredigten der alttestamentlichen Propheten, Johannis des Täufers, Christi und Luthers gegen die Reichen und Mächtigen lesen und dann berechnen, wie viel Jahre Gefängnis sie gegen diese Übelthäter, wenn sie heute auftreten wollten, beantragen müßten.

trachtet, besteht aus Rittergutsbesitzern, und bei der aus früherer Zeit stammenden Abhängigkeit der Bauern von diesen ist ihre Partei zugleich die Bauernpartei geworden, was ja auch insofern einen guten Sinn hat, als der Bauer am Hergebrachten hängt und raschen Veränderungen abhold, demnach konservativ im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist. Wäre nun das Wohl dieses Standes, der die Hauptmasse der konservativen Wähler stellt, der eigentliche und Hauptzweck der Partei, so würde ich die konservative Partei für die notwendigste und für die allein unbedingt berechtigte erklären. Leider ist das aber nicht der Fall; die konservative Partei ist die Partei der Agrarier, Agrarier aber und Bauern sind zweierlei. Der Leser wird in der nachstehenden Betrachtung nur finden, was in den Grenzboten schon oft gesagt worden ist, allein es muß so lange wiederholt werden, bis es durchdringt.

Bequemem modernem Brauche folgend, verstecken die Agrarier ihre werten Personen hinter dem Abstraktum Landwirtschaft. Da ist denn nun gleich die in Umlauf gebrachte Redensart „Not der Landwirtschaft" reiner Unsinn. Die Landwirtschaft kann nicht Not leiden. Darniederliegen, elend betrieben werden, eingehen kann sie, aber von alledem ist in unserm Vaterlande Gott sei Dank keine Rede; ist es doch eine Wonne, von Nord nach Süd, von Ost nach West durch seine wohlangebauten Fluren zu fahren! In keinem Lande der Erde erfreut sich die Landwirtschaft einer solchen Blüte wie in Deutschland, und in keiner frühern Zeit hat sie so hohe Erträge geliefert. Rittergutsbesitzer sind es gewesen, die sie durch Studium, Versuche, weise Leitung, Förderung des landwirtschaftlichen Unterrichtswesens zu solcher Höhe entwickelt haben, und obwohl die meisten von ihnen nicht aus Liebe zum Vaterlande, sondern als kluge und gute Wirte zu eignem Nutzen strebsam gewesen sind, so bleibt ihnen doch der ewige Dank des Volkes gesichert; vor allem natürlich denen, die in den landwirtschaftlichen Vereinen eine uneigennützige Thätigkeit für die Gesamtheit entfaltet haben. Aber sind es gerade die gegenwärtigen Führer der Agrarier, die sich durch solche Verdienste um die Landwirtschaft ausgezeichnet haben? Es ist uns von keinem bekannt; von einigen wissen wir nur, daß sie flotte Lebemänner sind. Dagegen sind die Herren Sombart und Schultz-Lupitz als ausgezeichnete und hochverdiente Landwirte im ganzen Reiche und darüber hinaus bekannt; Sombart ist nun ein entschiedner Gegner der Agrarier, Schultz aber, der anfänglich dem Bunde der Landwirte beigetreten war, hat sich von ihm losgesagt.

Man kann die Gutsbesitzer — bei uns in Deutschland sind die Landwirte glücklicherweise noch größtenteils Besitzer —, die über Not klagen, in vier Klassen teilen. Die erste Klasse besteht aus notorisch reichen Herren, die sich bedrückt fühlen, weil die Einnahmen aus ihren Landgütern nicht in dem Maße zunehmen, wie es der ungeheuerliche Reichtumsbegriff unsrer Zeit erfordert. Ein Graf aus altem Geschlecht, der nicht mehr als 100000 Mark

Einkommen hat, muß sich arm vorkommen neben neubacknen Magnaten, neben den Kommerzienräten von Berlin-West und den Industriefürsten im Rheinlande. Der Gram darüber ist berechtigt und erklärlich, allein das Volk, den Staat und die Politik geht er nichts an. Die zweite Klasse besteht aus jenen Junkern alten Stils, die grundsätzlich doppelt so viel ausgeben, als sie einnehmen. Ihre landwirtschaftlichen Studien haben diese Herren meistens am Spieltische gemacht, und ihre Söhne setzen diese Art Studium fort. Für deren Nöte mag sich, solange sie oder ihre Söhne dem Heere angehören, der oberste Kriegsherr interessiren, wie denn Friedrich Wilhelm III. die Spielschulden sehr berühmter Männer mehr als einmal bezahlt hat, und unter seinem Nachfolger einmal ein eigentümliches Verfahren eingeleitet worden ist, um zahlreiche Herren mit einem Schlage aus den Händen ihrer Gläubiger zu befreien; den Staat und die Politik geht auch diese Art Not nichts an. Herren dieser Art hatte Niebuhr ohne Zweifel im Auge, als er das Wort sprach, an das jüngst die Times erinnerten: „Jetzt verstehe ich auch Catilina!“ Diese beiden Klassen „notleidender Landwirte“ sind hoffentlich nicht sehr zahlreich, aber von ihnen vorzugsweise wird die agrarische Agitation geschürt. Die dritte Klasse besteht aus den Besitzern, die wirklich Not leiden. Diese Not ist aber, wie die Grenzboten wiederholt dargelegt haben, derart, daß sie durch die von den Agrariern vorgeschlagnen Mittel nicht gehoben werden kann. Und auch kein Staatsmann, wäre er das größte aller Genies, kann helfen, wenn er nicht Wege einschlägt, von denen die Agrarier selbst nichts wissen mögen. Denn diese Not besteht darin, daß von einem Gute, das vor achtzig Jahren eine Familie standesgemäß ernährte, heute zwei, drei, vier Familien leben sollen. Kein Staatsmann, und wäre es Karl der Große, kann machen, daß dem Gutsbesitzer mit jedem neugebornen Kinde hundert Morgen zuwachsen, ohne daß diese hundert Morgen den Nachbarn geraubt werden. In einem Lande, dessen anbaufähiger Boden vollständig verteilt und angebaut ist, muß bei wachsender Bevölkerung von drei Dingen eins eintreten. Entweder bei jeder Erbfolge werden die Güter in natura geteilt, sodaß sich Adel und Bauerschaft mit der Zeit in proletarische Zwergbauern verwandeln. Oder die Güter fallen ungeteilt an den Anerben, und die übrigen Kinder gehen leer aus: dann bleibt ein kräftiger Gutsbesitzerstand erhalten, dafür aber schwillt das Proletariat zu staatsgefährlichem Umfange an. Oder die Geschwister des Anerben werden mit Geld abgefunden, dann ist das Gut bei der zweiten, dritten Erbfolge überschuldet, und der Besitzer kann es nicht mehr halten. Soll von diesen drei Übeln keins eintreten, dann bleiben nur zwei Auswege: entweder das Zweikindersystem, oder Eroberung eines Kolonialgebiets, wo die überschüssigen Gutsbesitzerssöhne ohne Belastung des Stammguts versorgt werden können. Solange nicht diese Lage der Dinge offen eingestanden und ihre Anerkennung den Debatten zu Grunde gelegt wird, bleiben diese leeres Geschwätz. Eine

vierte Klasse notleidender Gutsbesitzer bilden die, die entweder durch Liederlichkeit oder durch schlechte Wirtschaft oder — was der häufigere Fall ist — durch Erbteilung in Schulden geraten sind, und deren Untergang durch Wucher, Steuerdruck, durch eine schlechte Hypotheken- und Subhastationsordnung beschleunigt wird. Diesen Übeln hat das bäuerliche Genossenschaftswesen*) in Westdeutschland schon einigermaßen abgeholfen und wird ihnen in Zukunft noch weiter abhelfen; gegen sie hat auch die Gesetzgebung einzuschreiten, ungefähr nach dem Programm, das „ein Grundbesitzer von 35 Ar und 49 Quadratmetern" in Nr. 1 der Grenzboten aufgestellt hat.

Wenn sich demnach auch ein Teil unsers Bauernstandes wirklich in Not befindet, so sind doch zum Glück die Schilderungen, die der Bund der Landwirte davon entwirft, übertrieben. Wir haben Gott sei Dank in vielen Gegenden unsers Vaterlandes noch einen kernhaften, stellenweise einen reichen Bauernstand, sodaß es sich nicht um seine Rettung, sondern um seine Befestigung und Ausbreitung handelt. Für diesen hochwichtigen Zweck wäre es aber nicht das richtige Mittel, den Bauern den Anschluß an den Bund der Landwirte zu empfehlen, denn dieser Bund wirkt der Gesundung, Kräftigung und Vermehrung des Bauernstandes in mehrfacher Weise entgegen. Er versucht die ostelbischen Bauern in jener Abhängigkeit vom Junker zu erhalten, die abgeschüttelt werden muß, wenn sie gleich ihren westdeutschen und niedersächsischen Brüdern den Weg korporativer Selbsthilfe beschreiten sollen. Er feindet die Genossenschaften, die bedeutende und segensreiche Leistungen aufzuweisen haben, geradezu an und sucht die Bauern aus ihnen zu sich herüberzulocken, zu einer Vereinigung, die noch gar nichts für den Bauernstand geleistet hat. Er hält geradezu von Veranstaltungen korporativer Selbsthilfe ab, indem er die Bauern verleitet, ihr Heil von der Staatshilfe zu erwarten, und zunächst von hohen Agrarzöllen, denen er eine übertriebne Bedeutung beilegt; und er verschlimmert die oben beschriebne eigentliche Not des Gutsbesitzerstandes, indem er durch künstliche Mittel und Staatszwang die Rente und damit den Kaufpreis der Landgüter zu erhöhen strebt. Die Höhe des Bodenpreises ist ja eben die Ursache alles modernen Elends! Lasse man zehntausend ostelbische Rittergutsbesitzer bankrott werden (soviele der Staat und das Volk brauchen, blieben dann noch immer übrig), und siedle man auf der frei gewordnen Fläche, die wohlfeil zu kaufen wäre, eine Million mittlere und Kleinbauern an — das wäre bauernfreundliche, das wäre staatserhaltende Politik! Es gehört ein merkwürdiger Unverstand dazu, den Bund der Landwirte als ein Gegengewicht gegen die Sozialdemokratie zu empfehlen, wie bundesfreund-

*) Die Genossenschaften steuern selbstverständlich nicht bloß Übeln, sondern wirken segensreich auch dort, und dort erst recht, wo, wie in Niedersachsen und in manchen Gegenden Schlesiens, den wohlhabenden Bauernstand gar keine Übel drücken.

liche Blätter thun. Die Politik der Agrarier will ja eben jene großen Güter, die dem Vaterlande soviel geschadet haben, und die jetzt glücklicherweise dem Bankrott nahe sind, durch Besteuerung der Lebensmittelverzehrer, d. h. der armen Volksmassen, noch weiter lebensfähig erhalten, will die Latifundienwirtschaft verewigen, die den Osten unsers Vaterlandes entvölkert und in den industriellen Gegenden und Orten beschäftigungslose Proletariermassen anhäuft!

Über Zollfragen läßt sich streiten. Worüber sich aber nicht streiten läßt, das ist die Anmaßung eines kleinen Bruchteils der Bevölkerung, zu verlangen, daß alle Zollfragen lediglich nach seinen Wünschen entschieden werden. Sombart hat in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses am 8. März v. J. den Bevölkerungsteil, der „am Schutzzoll auf Getreide ein Interesse hat," auf ein Achtel der Gesamtbevölkerung berechnet und erklärt, er könne es vor seinem Gewissen nicht verantworten, diesem Achtel die übrigen sieben Achtel zu opfern. Und: ein Interesse daran haben, ist noch lange nicht soviel wie: davon abhängen. Der Kaufmann mag in einem gegebnen Augenblick ein Interesse daran haben, daß der Zucker auf- oder abschlage, aber damit ist noch nicht gesagt, daß er bankrott werden müsse, wenn es nicht geschieht. Je gesünder und natürlicher die Verhältnisse sind, je mehr die ländliche Bevölkerung überwiegt, je größer die Zahl der Menschen ist, die das Getreide, das sie bauen, selbst aufessen, je kleiner die Zahl der Latifundien ist, die das Getreide plantagenartig für den Export bauen, und der Großstädte, die es von fern her beziehen müssen, je mehr sich der Güteraustausch auf den Verkehr zwischen den Dörfern und einer in ihrer Mitte liegenden kleinen Stadt beschränkt, desto gleichgiltiger wird der Getreidepreis; jede Förderung der heutigen unnatürlichen Entwicklung — und künstliche Steigerung der Getreidepreise ist eine solche — beschleunigt den drohenden Einsturz des künstlichen Gebäudes.*) Und worüber

*) Den ewigen Hinweisen auf England, dessen Landwirtschaft durch die Aufhebung der Getreidezölle so tief geschädigt worden sei, daß sie ihrem Untergang entgegengehe, hat noch niemand im Reichstage und in großen Zeitungen den wirklichen Thatbestand entgegenzuhalten den Mut oder den Verstand gehabt. Was heißt Landwirtschaft? muß man hier vor allem wieder fragen. Den englischen Bauernstand haben die räuberischen Lords vernichtet, als England noch ein Getreide ausführendes Land war, und kein Mensch an Kornzölle dachte. Als sie dann zur Erhöhung ihrer ländlichen Grundrente Zölle einführten, war das Unternehmen von vornherein aussichtslos. Denn nachdem sie das englische Volk aus einem Bauernvolke in ein Fabrikproletariat verwandelt hatten, konnte es nur durch Exportindustrie am Leben erhalten werden, und das war nur möglich bei billigen Lebensmittelpreisen. Wären die Kornzölle nicht aufgehoben worden, so wären die Engländer einfach verhungert, und den Lords wäre samt der landwirtschaftlichen auch die Häuser- und Grubenrente abhanden gekommen. Daß die englischen Landwirte, die ja nicht Besitzer sind, sondern Pacht zahlen müssen, bei niedrigen Getreidepreisen schlecht durchkommen und vielleicht zu Grunde gehen werden, ist freilich richtig, aber auch von keiner großen Bedeutung. Die englische Landbevölkerung spielt keine wichtige Rolle mehr, weder in wirtschaftlicher noch in sozialer Beziehung. Denn da die Engländer schon beinahe vier Fünftel ihres Getreides aus dem Auslande beziehen, so ist kein

sich zweitens nicht streiten läßt, das ist die Lächerlichkeit, uns den Schutzzoll als konservatives „Prinzip" aufbinden zu wollen. Es ist noch nicht ganz einundzwanzig Jahre her, daß die Agrarier fanatische Freihändler waren und die Beseitigung des letzten Eisenzolls durchsetzten. In der Debatte darüber sprach einer ihrer Führer, der Abgeordnete von Behr: „Nehmen Sie vor allem die Versicherung entgegen, daß mir nichts ferner liegt, als Ihnen die Notwendigkeit der Aufhebung der Eisenzölle beweisen zu wollen. Axiome, meine Herren, beweist man nicht." Vielleicht vergehen keine zehn, keine fünf Jahre, und wir sehen die Agrarier, wenigstens einiger Provinzen, wieder an der Spitze der Freihändler marschieren. Die an der Ostsee wohnenden verlangen die Aufhebung des Identitätsnachweises, um ihr Getreide im Auslande zum Weltmarktpreise verkaufen zu können und so ihr natürliches Absatzgebiet, Schweden und England, wiederzuerobern, das sie sich in einem Anfall von schutzzöllnerischem Paroxysmus versperrt haben.*)

Ein Ableger der konservativen Partei ist die antisemitische. Sie hat ihre Berechtigung (von ihrer Skandalchronik sehen wir ab), geht aber einerseits nicht weit genug und andrerseits zu weit. Sie muß den Schritt thun, den Caprivi fürchtet, muß nicht bloß die Juden, sondern den Kapitalismus bekämpfen, zu dessen hervorragendsten Vertretern bei uns allerdings Juden gehören; Caprivi begeht nur den Fehler, daß er eine Wendung fürchtet, die er als Staatslenker herbeiwünschen müßte. Und sie gehen andrerseits zu weit,

Grund vorhanden, warum sie nicht auch das letzte Fünftel im Auslande kaufen sollten. Die ländliche Bevölkerung aber bildet schon lange nicht mehr den Kern des Volks. Sie beträgt nur noch ein Drittel der Gesamtbevölkerung. Von diesem Drittel sind (in England selbst ohne Wales und Schottland) 352067 Pächterfamilien und 59873 Familien, die eignes Land bewirtschaften, das übrige, also die Hauptmasse, sind Tagelöhner, ein Proletariat, ärmer, roher und elender als das Fabrikproletariat. Die Engländer leben nicht mehr von ihrem Vaterlande, sondern vom Auslande und von ihren auswärtigen Besitzungen; England ist ihnen nur das, was dem Fabrikbesitzer seine Villa und dem Gutsherrn sein Schloß ist; es ist nur die Residenz, nicht das Arbeitsfeld des Volks.

*) Der Versuch, das ostpreußische Getreide in West- und Süddeutschland statt wie früher in Schweden und England zu verkaufen, ist nicht zur Zufriedenheit der Landwirte ausgefallen, weder der ost- noch der west- und süddeutschen, wie denn bisher Versuche, die Handelswege gewaltsam zu ändern, noch immer verunglückt sind. Patrioten Listscher Schule haben die Schutz- und Sperrzollpolitik begrüßt, weil sie hofften, dadurch Deutschland zu einem geschlossenen Wirtschafts- und Handelsgebiete machen zu können. Ein Blick auf die Karte hätte sie belehren müssen, daß das unmöglich ist, wenn man unter Deutschland das heutige Reich versteht, ein Blick auf die Kleinheit, Gestalt und Lage dieses Reichs. Die Vereinigten Staaten könnten ein geschlossenes Wirtschafts- und Handelsgebiet sein, Rußland könnte eins sein, für Deutschland wäre nur dann vielleicht daran zu denken, wenn mit dem heutigen Reiche die österreichisch-ungarische Monarchie zu einem Ganzen verschmolzen würde; Mitteleuropa, das wäre ein Gebiet, das sich einigermaßen selbst genügen könnte, vorausgesetzt, daß keine Übervölkerung einträte.

indem sie den verderblichen Einfluß des Judentums auf die Volkswirtschaft überschätzen. Der Grundbesitzer in Nr. 1 der Grenzboten hat ganz Recht: wo ein Aas ist, da sammeln sich die Geier, und wo keins ist, da müssen sie verhungern oder fortziehen. Wirtschaftlich gesunde Menschen und Völker geben Wucherern und Schwindlern nichts zu verdienen, wo aber für solches Geschmeiß etwas zu verdienen ist, da bedarf es gar keiner Juden, die frömmsten Christen besorgen das Geschäft ebenso gut; der Leser braucht sich nur umzusehen, und er wird Beispiele in seiner nächsten Nähe finden. Und wenn man einwendet, daß doch auch ein ganz gesunder Volkskörper durch eine Menge Schmarotzer, die sich an ihn anhängen, schließlich krank gemacht werden könne, so entgegne ich, daß sich auch in dieser Beziehung die eignen Volksgenossen meistens verderblicher erweisen als die Juden; es sind gewöhnlich die Mächtigen, die ihr Volk zu Grunde richten. Welches sind denn die Länder, in denen die Juden lange Zeit die Übermacht gehabt haben und zum Teil heute noch haben? Es sind vorzugsweise Russisch-Polen, Posen, Galizien, jenes Stückchen Halbasien, das für die europäischen Völker nur sehr wenig bedeutet. Hier waren sie aber als Verkehrsvermittler unentbehrlich, weil im alten Polen der Adel und die Geistlichkeit keinen freien Bürger- und Bauernstand hatten aufkommen lassen. In großen Kulturstaaten aber, die sich eines kräftigen Bürger- und Bauernstandes erfreuten, diesen zerstört zu haben, das ist eine Leistung, deren sich nicht die Juden, sondern andre, mächtigere Leute rühmen können. Nicht Juden sind es gewesen, sondern hochkirchliche Lords normännischen und angelsächsischen Blutes, die den englischen Bauernstand vernichtet haben. Nicht Juden, sondern Vollblutitaliener sind es, die das italienische Landvolk in einen Zustand bejammernswürdiger Armut und Sklaverei herabgedrückt haben, und weder ihr politisches noch ihr religiöses Glaubensbekenntnis hat auf ihre Handlungsweise Einfluß geübt; ehemals waren sie fromme, konservative Räuber und besuchten die Messe, heute sind sie liberale Räuber und beten mit ihrem Carducci zum Satan, aber Räuber sind sie nach wie vor. Nicht Juden, sondern orthodoxe Bauern sind in Rußland die Mirfresser. Nicht Juden, sondern Yankees sind es gewesen, die, um fabelhafte Reichtümer aufzuhäufen, die natürliche gesunde Entwicklung Nordamerikas gewaltsam unterbrochen und durch Landdiebstahl, Schutzzölle, Ringe und Silbergesetze in jenem geräumigen, reichen und dünnbevölkerten Lande die sozialen Nöte jetzt schon erzeugt haben, die sich bei natürlicher Entwicklung erst nach einigen hundert Jahren eingestellt haben würden.

Die freikonservative oder Reichspartei ist die Genossenschaft der Großen. Diese Herren sind der Regierung unentbehrlich als technische Berater in allen Dingen, die den Großhandel, die Großindustrie und den Großgrundbesitz angehen, aber das Volk vertreten sie in keinem Sinne, und es ist fraglich, ob sie bei völliger Unabhängigkeit ihrer bisherigen Wähler auch nur ein einziges

Reichstagsmandat erobern würden. Daß sie der Regierung unentbehrlich seien, ist eigentlich zu wenig gesagt: sie sind mit der Regierung eins; man kann sie als die erweiterte Regierung oder die Regierung als die Exekutivgewalt ihrer Genossenschaft ansehen, weshalb denn auch ein ernsthafter Zwiespalt zwischen dieser Partei und der Regierung gar nicht denkbar ist. Die höchste Macht zieht natürlich auch die Spitzen der Intelligenz, bei uns also das Professorentum, in ihren Dienst, und aus diesem Grunde ist die Partei aller Orthodoxie abhold; außerdem aber auch an sich schon, denn die Vornehmen neigen nicht zur Bigotterie, und der Staat ist mißtrauisch gegen jede tiefere Religiosität, als gegen ein von ihm unabhängiges und volkstümliches Element, das leicht oppositionell wird. Aus ihrer Stellung zu den religiösen und Kirchenfragen haben die Herren die Berechtigung abgeleitet, in ihren Parteinamen das Wörtchen „frei" aufzunehmen. Allerdings sind sie auch noch in einem andern Sinne „liberal." Sie mißbilligen jede Art von „mittelalterlicher Gebundenheit," d. h. jede Korporation, durch die sich der Bürger oder Bauer selbst bindet, um sich stark zu machen gegen solche, die seinen Stand und damit ihn selbst zu schädigen trachten; sie mißbilligen alles, was ihre Freiheit einzuschränken geeignet wäre, die Freiheit des Reichtums und der Büreaukratie oder, was dasselbe ist, die Macht des Geldes.

Nicht bloß um die Reichspartei, sondern auch um die andern beiden Kartellparteien würde es schlimm stehen, wenn sich ihre Wählerschaft auf die überzeugten grundsätzlichen Anhänger beschränkte. Es wählen für sie erstens die zahlreichen von ihnen abhängigen: Dienerschaft, Gesinde, Lohnarbeiter (wo es der Sozialdemokratie noch nicht gelungen ist, einzudringen), Unterbeamte (wo deren Abstimmung kontrollirt werden kann); ferner die Kriegervereinskameraden, weil ihnen ihre obern und obersten Kriegsherren sagen, daß es der Treueid fordere, den sie geschworen haben; endlich von den politisch unselbständigen noch alle, die an den Wochentagen Glaceehandschuhe tragen, weil es sich für diese von selbst versteht, daß sie zu einer vornehmen Partei gehören müssen; zu welcher von den dreien, ist ihnen gleichgiltig. Nicht gleichgiltig ist das den Bauern und den zünftlerischen Handwerkern, die aus Standesinteresse konservativ wählen und damit eine der Stellen bezeichnen, wo das Kartell brüchig ist. Den Freisinnigen oder „Juden," den Sozialdemokraten und Katholiken gegenüber schwinden die Unterschiede der drei Kartellparteien, und wo solche Gegner vorherrschen, da hängt die Wahl der Parteibezeichnung vom Zufall ab. Ja in vorwiegend katholischen Gegenden verwischt der Konfessionshaß sogar die Grenze zur Linken, und der Anhänger Häckels reicht dem orthodoxen Pastor die Hand zum „Kampfe gegen Rom," mag es sich auch im Augenblick gar nicht um Rom, Wittenberg oder Jena, sondern nur um die Bier-, Branntwein- oder Tabaksteuer handeln. An manchen Orten sind die Angehörigen jeder Partei zu Klubs und Vetterschaften zusammengewachsen, und die Nach-

kommen werden als Montecchi oder Capuletti geboren; es versteht sich für jeden Sprößling der einen wie der andern Sippe von selbst, daß er es nicht „mit der Gesellschaft da drüben" halten könne; und wenn die Capuletti des Städtleins z. B. für den Handelsvertrag mit Rußland sind, so ist jeder Montecchi gezwungen, dagegen zu schreien, mag er auch Kaufmann und grundsätzlicher Freihändler sein.

Die deutschfreisinnige Partei, die nur noch in kümmerlichen Resten fortvegetirt, hat ihren geschmacklosen Namen in Ermanglung eines bessern wahrscheinlich darum gewählt, weil sie fühlte, daß ihr der Name Fortschrittspartei nicht mehr gebühre. Denn einerseits war sie in einen schlimmen Gegensatz zur Zeitströmung geraten und fing an, in wirtschaftlichen und sozialen Dingen den ewigen Stillstand zu predigen, und dann konnte sie sich doch auch nicht mehr gut als Erbin der alten Fortschrittspartei, der Harkort, Ziegler und Waldeck, geberden, seitdem sie zur Judenschutztruppe herabgesunken war. Die alte Fortschrittspartei ist zwar in mancher Beziehung doktrinär verblendet, aber hochachtbar und wirklich die Vertreterin des Kerns des preußischen Volks gewesen; getäuscht hat sie sich nur über den zukünftigen Gang der äußern Politik, dagegen sind ihre Befürchtungen wegen des im Innern drohenden Unheils vollauf begründet gewesen. Indem die deutschfreisinnige Partei unter den Volksrechten, die sie ihrer Abstammung nach zu verteidigen hätte, die Rechte der Juden voranstellt, hat sie ihre Wurzeln im Volke zum Absterben verurteilt. Für eine wirklich liberale Partei versteht es sich ja von selbst, daß sie Ausnahmegesetze, Religionsverfolgungen, Belästigung einzelner Bevölkerungsklassen durch unnötige Beschränkungen, ungerechte Bevorzugungen oder Zurücksetzungen zu bekämpfen verpflichtet ist. Aber während die Deutschfreisinnigen diese Pflicht nicht selten versäumen, wo Klassen betroffen werden, die ihnen gleichgiltig oder widerwärtig sind, verführen sie unaufhörlich ein entsetzliches Geschrei über Judenverfolgung, während den Juden im Reiche thatsächlich noch kein Haar gekrümmt worden ist. Hat der Staat jemals in das jüdische Kirchenwesen hineinregiert wie in das katholische? Hat er zahlreiche Rabbiner eingesperrt, bloß weil sie ihre Zeremonien verrichtet haben, ohne ihn zu fragen? Hat er andre Rabbiner internirt oder Landes verwiesen oder ihnen die Abhaltung gemeinnütziger Vorträge verboten, bloß weil sie Rabbiner sind? Hat er den jüdischen Lehrern verboten, die Judenkinder hebräisch lesen und schreiben zu lehren, obwohl das Hebräische doch nicht mehr in dem Sinne und Grade die Muttersprache der Juden ist, wie die polnische die der Polen? Nichts ist den Juden geschehen, als daß viele Leute und einzelne Blätter sie kritisiren und auch wohl auf sie schimpfen; aber welche Religionsgesellschaft, Nationalität, Partei, ja welcher der Öffentlichkeit bekannte Mann müßte sich das nicht gefallen lassen? Zwar sind auch mancherlei Pläne gemacht worden, die staatsbürgerlichen Rechte der Juden zu beschränken, allein sie haben so wenig Aussicht auf Verwirklichung,

daß man noch gar nicht einmal gewagt hat, sie zu Gesetzanträgen zu formuliren und in den Parlamenten einzubringen; sie bedeuten demnach gar keine unmittelbare Gefahr für das Judentum. Daher macht sich die „freisinnige" Presse nur lächerlich, wenn sie den Antisemitismus „die Schmach des Jahrhunderts" nennt. Es giebt leider sehr vieles, was unserm Jahrhundert zur Schmach gereicht, aber der Antisemitismus gehört nicht dazu, er ist schlimmsten Falls eine Donquixotterie. Ende der siebziger Jahre schrieb die Saturday Review einmal: „Es ist merkwürdig! Wenn in Preußen katholische Geistliche wegen Erfüllung ihrer Amtspflichten eingesperrt werden, wenn man in Rußland Katholiken, die nicht in die orthodoxe Kirche gehen wollen, scharenweise zu Tode knutet, wenn man ebenda die Kinder evangelischer Eltern zwangsweise der orthodoxen Kirche zuführt und die Pastoren wegen Erfüllung ihrer Amtspflichten nach Sibiren schickt, so rührt sich in ganz Europa keine Macht, um für die Verfolgten Fürsprache einzulegen. Wenn aber in Rom ein einziger Judenknabe, den eine Magd (gesetzwidrigerweise) getauft hat, seinen Eltern weggenommen wird, um katholisch erzogen zu werden, oder wenn in Rumänien einige jüdische Wucherer durchgeprügelt werden, so setzt sich die europäische Diplomatie in Bewegung!" Den Grund dieser Erscheinung findet die genannte Zeitschrift in der Abhängigkeit der Regierungen von den jüdischen Finanzfürsten. Die Juden hatten also thatsächlich eine privilegirte Stellung erlangt, daher erscheint der Antisemitismus schon als Reaktion des Volksunwillens dagegen gerechtfertigt.

Wenn die „Deutschfreisinnigen" das Volk noch nicht ganz eingebüßt haben, so haben sie das in erster Linie der in Mosses Verlag erscheinenden Berliner Morgenzeitung zu verdanken, die 150000 Abonnenten in allen Gegenden Deutschlands und vorzugsweise in den untern Klassen zählt. Es ist nicht bloß der fabelhaft billige Preis (1 Mark vierteljährlich), was ihr diese große Verbreitung verschafft hat, sondern hauptsächlich die äußerst geschickte Redaktion. Das spezifisch „Deutschfreisinnige" tritt zurück; die Sprache ist volkstümlich, der Inhalt ebenfalls; denn sie enthält sachkundige Mitteilungen und Erörterungen über alle Angelegenheiten des Volks, insbesondre auch über landwirtschaftliche Gegenstände, durch „Stimmen aus dem Leserkreise" werden Leser aller Stände ihre Mitarbeiter. Auf 150000 Abonnenten muß man mehr als 500000 Leser rechnen, da in den ärmern Klassen immer mehrere Personen ein Blatt zusammen zu halten pflegen. Von Umständen hängt es ab, ob dieser Leserkeis den Deutschfreisinnigen noch auf längere Zeit erhalten bleiben oder was sonst damit geschehen wird. Er kann den Sozialdemokraten zufallen, kann die Gründung einer Demokratenpartei vorbereiten, die sich der süddeutschen Volkspartei angliedern würde, kann auch, namentlich unter der Bauernschaft, die Bildung der echten Volkspartei, der Mittelstandspartei, anbahnen helfen.

Die Zentrumspartei ist, sozial betrachtet, schon eine Mittelstandspartei.

Die Zahl der reichen Leute, die aus konfessionellen Gründen zu ihr halten, ist nicht groß, und wollen solche Einfluß in ihr erlangen, so dürfen sie keine extrem kapitalistischen Ansichten und Neigungen hervorkehren. Die Masse ihrer Wähler besteht aus Bauern, Handwerkern und kleinen Kaufleuten, und die Proletarier, die ihr treu bleiben, thun es meistens nicht aus Zwang, sondern teils aus Frömmigkeit, teils weil sie noch nicht vom Klassenbewußtsein ergriffen sind. Demnach wäre diese Partei sehr geeignet, als Kryſtallisationskern für die Organisation der Bürger- und Bauernschaft zu dienen, wenn sie durch Beseitigung des Konfessionshaders gezwungen würde, ihren konfessionellen Charakter abzustreifen.

Von der sozialdemokratischen Partei brauchen wir nichts zu sagen. Sie erweist der gegenwärtigen Gesellschaft den Dienst des unbestechlichen Kritikers, aber als die Partei der Zukunft können wir sie nicht gelten lassen, da der Kommunismus nicht unser Zukunftsideal ist. Die Zukunft vorbereiten hilft sie, nicht bloß indem sie die Übel aufdeckt, ehe sie unheilbar geworden sind, sondern auch indem sie die Massen der Ärmern zum Nachdenken, zur Selbstbeherrschung, zum gemeinsamen Handeln, also für das politische und Gemeindeleben erzieht, eine Erziehung, die weit verdienstlicher ist als die sogenannte „sittlich-religiöse“ zum blinden Gehorsam, vorausgesetzt, daß wir weder eine Hammelherde noch ein Theater von Drahtpuppen noch ein Gesindel von Sklaven, sondern ein Volk von deutschen Männern sein und bleiben wollen.

Das preußische Landrecht

Zu seinem hundertjährigen Bestehen

Von Ernst Kayser

Während die Blicke der Nation erwartungsvoll auf die Vollendung des Werkes gerichtet sind, das unter dem Namen eines bürgerlichen Gesetzbuchs dem politisch geeinten Reiche die langersehnte Einheit auf dem Gebiete des Privatrechts in den durch die bundesstaatlichen Verhältnisse gezognen Grenzen bringen soll, naht sich der Gedenktag eines für die Rechtsgeschichte Preußens bemerkenswerten Ereignisses, dessen Bedeutung und Wirkungen bis auf unsre Tage herabreichen. Am 5. Februar 1894 sind hundert Jahre verflossen, seit durch ein Patent König Friedrich Wilhelms II. das allgemeine Landrecht für die preu-

ßischen Staaten verkündet worden ist; seit dem 1. Juni 1794 ist es in Geltung. Es bedurfte eines mehr als zweihundertjährigen Ringens, der Überwindung fast unermeßlicher Schwierigkeiten, um dieses Gesetzbuch ins Leben zu rufen; seine Schöpfungsgeschichte ist ein getreues Spiegelbild der Entwicklung des vielgegliederten preußischen Staatswesens zur Zentralisation, deren Abschluß im Innern es anbahnte. Vorbildlich für alle Gesetzgebungen hat zuerst das preußische Landrecht mit Erfolg den Versuch gemacht, ein selbständiges, in sich abgeschlossenes Recht zu schaffen, das unabhängig von den römischen Quellen lediglich aus sich selbst erklärt und nach dem Geiste seiner Rechtsordnung ausgelegt und ergänzt werden darf. Bis dahin waren zwar in verschiednen Gebieten des alten Reichs die einheimischen Rechtssätze in zahlreichen Landrechten, Provinzialrechten und Statuten gesammelt und aufgezeichnet worden, aber diese Sammlungen enthielten kein vollständiges Material, sie bezweckten auch nicht eine umfassende Regelung aller Rechtsverhältnisse, wie sie die Aufgabe der Kodifikation bildet, sondern sie beruhten auf der Voraussetzung, daß zur Ergänzung der Lücken das römische Recht herangezogen werden müsse. Es ist hier nicht der Ort, das der überwältigenden Ausbreitung des Christentums vergleichbare Ereignis der Aufnahme des fremden römischen Rechts in die deutschen Lande zu erklären, zumal bisher alle Erklärungsversuche immer nur Einzelheiten anzuführen imstande gewesen sind, ohne eine vollkommen befriedigende Lösung dieses rätselhaften Vorgangs zu geben. Genug, daß das römische Recht auch in der Mark Brandenburg Eingang gefunden hatte. Schon durch die Kammergerichtsordnung von 1516 wurde bestimmt, daß in der Mark nach kaiserlichem, d. h. nach dem römischen Rechte geurteilt werden solle. Gleichzeitig mit dem fremden materiellen Recht wurde der von dem kanonischen Recht, insbesondre von der italienischen Praxis ausgebildete Prozeß aufgenommen, dessen Hauptgrundsatz in einer weitläufigen Schriftlichkeit bestand. Die bisher aus dem Volke entnommnen einheimischen Urteilsfinder, die gewohnt waren, in öffentlicher mündlicher Verhandlung die Entscheidung zu treffen, zeigten sich den Schwierigkeiten dieses Verfahrens nicht gewachsen. Recht und Prozeß verloren ihren volkstümlichen Charakter, und die Schöffenstühle gerieten aus den Händen der Laien in die Gewalt eines gelehrten Richtertums.

Der Kampf mit dem römischen Rechte führte aber nicht zur völligen Unterdrückung des deutschen. Rechtsanschauungen, für die der Boden im Leben und Verkehr des deutschen Volkes fehlte, wurden abgelehnt oder nach kurzem wieder abgestoßen. Auf dem Gebiete des ehelichen Güterrechts wußte sich das einheimische Recht, das an innerm Werte dem ausländischen weit überlegen war, zu behaupten. Und hinsichtlich des Pfand- und Hypothekenrechts gelang es ihm wenigstens, wenn es auch zunächst zurückgedrängt wurde, sich doch bald wieder Anerkennung zu schaffen, da sich das der Öffentlichkeit entziehende römische Hypothekenwesen für den modernen Kreditverkehr hier, wo die Offen-

legung aller Verhältnisse verlangt werden muß, als praktisch unbrauchbar erwies. Die Aufnahme des römischen oder, wie man es in der Anwendung durch die Gerichte nannte, des gemeinen Rechts hatte eine höchst bedenkliche Rechtsunsicherheit zur Folge, die namentlich in einer Zeit des Aufblühens von Handel und Gewerbe schwer empfunden werden mußte. Dieser Rechtsunsicherheit wurde, abgesehen von den zahlreichen Streitfragen, die sich schon im Corpus juris vorfanden, und die nach der Wiederbelebung des römischen Rechts auf den italienischen Hochschulen, insbesondre durch die auslegende und scholastische Thätigkeit der Glossatoren eine nicht unbedeutende Vermehrung erfahren hatten, dadurch Vorschub geleistet, daß die Praxis den Rechtsgrundsatz, daß das enger begrenzte Recht das weitere, also das Stadtrecht das Landrecht, das Landrecht das gemeine und kaiserliche Recht ausschließe, geradezu in sein Gegenteil verkehrte. Man stellte nämlich die prozessuale Beweisregel auf, daß, wer sich auf römisches Recht berief, die Vermutung der Giltigkeit für sich habe, und man überließ es dem andern Teile, die Geltung eines etwa entgegenstehenden einheimischen Rechtssatzes nachzuweisen. Dazu kam, daß, wenn auch die Reichsgesetzgebung sehr spärlich arbeitete, doch die Landesherren von ihrer aus der Landeshoheit stammenden Gesetzgebungsgewalt einen um so ergiebigern Gebrauch machten. Wesentlich zu dem Zwecke, den Geltungsbereich zwischen dem eignen und dem römischen Rechte festzustellen, und um einigermaßen Sicherheit in die Rechtsverhältnisse zu bringen, geschah es, daß die Statuten (Ortsrechte), die Provinzial- und Landrechte aufgezeichnet wurden.

Auch in der Mark Brandenburg wurde der Zustand der Rechtsunsicherheit als ein schweres Übel empfunden, und die märkischen Stände drangen deshalb seit dem Jahre 1573 auf die Abfassung einer Landeskonstitution, durch die das geltende Recht festgestellt werden sollte. Ihre Wünsche fanden zwar bei dem Kurfürsten Joachim II. und bei seinem großen Kanzler Lamprecht Distelmaier, unter dem die Justizverwaltung stand, bereitwilliges Entgegenkommen, blieben aber infolge der politischen Umstände und Verwicklungen des Landes ohne nennenswerte Wirkungen. Die Bestrebungen der Stände, denen die Entstehung einer zwar nicht amtlichen, aber von den Gerichten vielfach benutzten Sammlung des Corpus juris Marchici verdankt wird, bildeten den frühesten Anlaß zu einer Bewegung, die von da an fortdauerte, bis sie zwei Jahrhunderte später in der Schöpfung des allgemeinen Landrechts ihr Ziel erreichte.

Es kann nicht auffallen, daß mehr als die Widersprüche in der Handhabung des materiellen Rechts die äußerlich wahrnehmbaren Nachteile des Verfahrens das Volk zu bedrücken schienen. Die Umständlichkeit und Weitläufigkeit der Prozeßvorschriften, zumal die Möglichkeit, jede Beweisentscheidung durch die Instanzen zu treiben, zog den Rechtsstreit ins Ungemessene hin. Den Parteien erwuchsen, da sie die Rechtsbeistände nicht entbehren konnten, ungeheure Kosten, die Unparteilichkeit der schlechtbesoldeten und mit Neben-

ämtern überlasteten Richter wurde angezweifelt, und über die Advokaten wurden laute Klagen erhoben, daß sie das Publikum ausbeuteten.

Die brandenburgisch-preußischen Herrscher ließen es sich deshalb angelegen sein, zunächst den in der Gerichtsverfassung hervorgetretenen Mängeln abzuhelfen, indem sie sich um eine geeignete Besetzung der Gerichte bemühten und durch die Einrichtung einheimischer Berufungsinstanzen, wie des Kammergerichts und der Oberappellationsgerichte, die an Stelle des Reichskammergerichts und des Reichshofrats die Rechtsprechung ausüben sollten, für die Gleichmäßigkeit und Zuverlässigkeit der Rechtspflege Sorge trugen. Die Bedeutung dieser Behörden wuchs, je mehr es gelang, durch Erweiterung des bereits in der goldnen Bulle für die Kurlande anerkannten Privilegium de non appellando die Abhängigkeit von den Reichsinstanzen zu lösen.

Aber alle diese Verbesserungsversuche betrafen doch nur Einzelheiten und erwiesen sich als unzulänglich, da es einer umfassenden organischen Verbesserung bedurfte. Ebensowenig brachten die Reskripte der Landesherren, die auf die Bittschriften der Parteien ergingen, Abhilfe. Mochten sie auch in manchen Fällen das Richtige treffen und einer starren Rechtsanwendung gegenüber der Billigkeit Ausdruck verschaffen, so thaten sie doch andrerseits dem Ansehen der Gerichte Abbruch und zogen ein Querulantentum groß, das gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts überhandnahm. Zwar hielt man im hohenzollernschen Fürstenhause bis in die neueste Zeit, bis durch die Verfassung ein andrer Zustand Rechtens wurde, an dem staatsrechtlichen Satze fest, daß der Monarch ermächtigt sei, in schwebende Zivilprozesse einzugreifen und die Urteile der Gerichte durch seinen Machtspruch abzuändern. In der Regel aber gaben die Landesherren ihre Entscheidung in Anlehnung an einen Erlaß der Kaiser Theodosius und Zeno nur unter der Voraussetzung, daß die vorgebrachten Behauptungen auf Wahrheit beruhten, sodaß die Sache wieder an die Gerichte zurückging.

In den Wirren des dreißigjährigen Krieges, in die auch der brandenburgische Staat verwickelt wurde, mußte trotz des Verfalls, in den die Rechtspflege geraten war, der Gedanke an eine allgemeine Justizreform in den Hintergrund treten. Die Anstrengungen des großen Kurfürsten und des Königs Friedrich I. betrafen hauptsächlich die Einsetzung und Revision der Obergerichte. Nur für das Herzogtum Preußen wurde zuerst 1620 ein Landrecht publizirt, inhaltlich jedoch noch so dürr und mangelhaft, daß es wiederholten Verbesserungen unterzogen werden mußte und den Zweck einer Kodifikation nicht erfüllte.

Eine neue Anregung bekamen die Einheitsbestrebungen durch die Naturrechtsschule, deren Hauptvertreter, Thomasius, bekanntlich in Halle lehrte. Schon Leibniz hatte ein Programm zu einem Zivilgesetzbuch für das ganze Reich entworfen, dem er den Namen Codex Leopoldinus geben wollte. Bei

seiner Übersiedlung nach Berlin verfolgte er denselben Plan für den engern Bereich der brandenburgisch-preußischen Gebietsteile. Aber auch dem Feuereifer Friedrich Wilhelms I. glückte es nicht, obwohl er der Hebung der Rechtspflege seine regste Teilnahme zuwandte, die von ihm ins Auge gefaßte Umgestaltung des Prozesses und des Zivilrechts ins Leben zu rufen. Gleich beim Antritt seiner Regierung verlangte er von seinen Ministern, sie sollten binnen Jahresfrist für das ganze Land ein Landrecht schaffen, und der Fakultät Halle und ihrem Leiter Thomasius erteilte er den Auftrag, ein solches Landrecht innerhalb von drei Monaten anzufertigen. Beide Befehle blieben unausgeführt. Erst unter Friedrich dem Großen erhielten die Wünsche der Naturrechtsschule, der auch der König zuneigte, eine dauernde und feste Gestaltung. In Cocceji schien Friedrich den geeigneten Mann gefunden zu haben, seine Ideen, die er selbst in einer Dissertation Sur les raisons d'établir et abroger les lois niederlegte, zu verwirklichen. Coccejis Geschicklichkeit brachte es dahin, daß infolge einer von ihm erlassenen Anweisung in Pommern in kaum acht Monaten 2400 rückständige Prozesse abgethan werden konnten. Sein auf diese Erfahrungen ausgearbeitetes Projectum codicis Friedericiani Pommeranici wurde zuerst 1747 als Prozeßordnung für Pommern veröffentlicht und dann als Projectum codicis Friedericiani Marchici allen übrigen Provinzialgerichten zur Nachachtung empfohlen. Aber auch der Gedankenaustausch mit Voltaire blieb auf Friedrichs Gesetzgebungspläne nicht ohne Einfluß. Insbesondre regte das Siècle de Louis XIV den König an, dem Vorgange Frankreichs zu folgen, wo es Ludwig XIV. gelungen war, durch energische persönliche Maßnahmen eine Revision des Prozeßverfahrens durchzusetzen. Aber Friedrich wollte die gesetzgeberischen Verdienste Ludwigs noch übertreffen, indem er seinem Kanzler Cocceji befahl, „weil die größte Verzögerung der Justiz aus dem ungewissen lateinischen Recht herrühret ... ein generales Landrecht, worunter alle Rechte, die in der Zivilsozietät vorkommen können, begriffen sind, zu verfertigen," das im Gegensatz zu den „in andern Ländern verfertigten Landrechten, da sie kein jus universale ausgemacht, alle Materien erschöpfen sollte." Cocceji, bereits an der Grenze des Greisenalters angelangt, vermochte den von ihm ausgearbeiteten Plan nicht mehr ganz auszuführen. Nur der erste und zweite Teil seines Projekts, des Corpus juris Friedericiani, der allgemeine Rechtslehren, das Personen- und Sachrecht umfaßt, wurde in den Jahren 1749 bis 1751 veröffentlicht; ein in Aussicht genommner dritter Teil erschien nicht mehr. Aber das Gesetzbuch, das der Verfasser auf der Vernunft und gemäß den Verhältnissen des Landes aufbauen wollte, wird weder der Sprache noch dem Inhalt nach für ein Meisterwerk der Gesetzgebungskunst gehalten. Knüpft auch die Arbeit der Redaktoren des Landrechts formell und in den äußersten Rechtsgedanken an das Corpus Friedericianum an, so läßt sich doch ein innerer Zusammenhang zwischen der ältern und der jüngern Gesetzgebung weder in

der Methode noch in der materiellen Ausgestaltung der Rechtseinrichtungen nachweisen. Jedenfalls zeigt ein Vergleich, daß sich das Landrecht überall den Charakter der Selbständigkeit wahrte. Praktische Geltung hat übrigens das Corpus Friedericianum nur in einzelnen Abschnitten für einige kleinere Bezirke der Monarchie erlangt.

Die schlesischen Kriege und die Hebung der wirtschaftlichen Verhältnisse seiner Lande zogen den König von der Weiterverfolgung der Justizreform ab. Erst nach Beendigung des letzten schlesischen Krieges kam sie wieder in Fluß. Nun traten von Anfang an zwei Personen in den Vordergrund, denen es beschieden war, das große Gesetzgebungswerk nach jahrelangen Vorarbeiten zu entwerfen und ohne kleinlichen Sinn gegen die gerechten Bedenken der Kritik umzuändern, die den Mut und den Glauben an sich selbst hatten, ihr Werk in schweren Kämpfen gegen offne und geheime Angriffe zu verteidigen, bis sie endlich mit ihrer Energie und Unermüdlichkeit die Einführung durchsetzten. Es sind das der schlesische Justizminister Freiherr von Carmer und sein langjähriger und treuer Berater Karl Gottlieb Svarez, der eine 1721 zu Kreuznach geboren, der Sproß eines normannisch-englischen Adelsgeschlechts, der andre 1746 in Schweidnitz geboren und einer aus dem Bauernstande hervorgegangnen ursprünglich in Pommern ansässigen Familie angehörig. Für Svarez war wohl sein protestantisches Glaubensbekenntnis mitbestimmend gewesen, der aufsteigenden Sonne des preußischen Königs zu folgen, um so mehr als sich die schlesischen Protestanten, trotz der ihnen in der Altranstedter Konvention gewährten Privilegien, zahlreichen Kränkungen durch die katholische Bevölkerung ausgesetzt sahen. Svarez Vater, aus Zossen nach Schweidnitz eingewandert, hatte zwar als Advokat dem römischen Kaiser den Treueid geleistet, stand aber doch mit seinen Sympathien auf Seiten Preußens. In die Jugendzeit des Sohnes fallen die Belagerungen von Schweidnitz im dritten schlesischen Kriege, bei denen die Familie ihr Vermögen einbüßte.

Die erste Anregung zu dem von ihm unternommnen Gesetzgebungswerke erhielt Carmer, der kurz nach seinem Eintritt beim Kammergericht Cocceji auf einer Dienstreise nach Schlesien im Jahre 1750 begleiten durfte, vermutlich von dem Könige selbst, der vorschlug, in Rechtsstreitigkeiten zwischen Gutsherrschaft und Gutsunterthanen das Verfahren dadurch abzukürzen, daß man den Richter mit der Ermittlung des Streitverhältnisses von Amts wegen beauftragte. Mit seinem Vater teilte der König die Abneigung gegen die Advokaten, die er auf diesem Wege möglichst unschädlich machen wollte. In Schlesien wurde die neue Theorie praktisch und mit Erfolg zur Anwendung gebracht, und als Carmer später zum Justizminister für Schlesien ernannt worden war, überreichte er dem König im Jahre 1774 einen kurzgefaßten Entwurf einer für die ganze Monarchie berechneten Prozeßordnung, die sich auf die sogenannte Offizialmaxime gründete, d. h. auf den Gedanken, daß die Herbei-

schaffung der Thatsachen und Beweismittel nicht dem Betriebe der Parteien oder ihrer Vertreter überlassen werden dürfe, sondern daß es ebenso wie im Strafprozeß auch im Zivilprozeß die Aufgabe des Richters sei, durch seine Thätigkeit die materielle Wahrheit an den Tag zu bringen. Carmers Vorschlag scheiterte damals an dem Widerspruche des Großkanzlers von Fürst. Erst nach der ungnädigen Entlassung des Großkanzlers wegen des Arnoldschen Prozesses, und nachdem Carmer zum Nachfolger berufen war, eröffnete sich diesem die Aussicht, seine Reformpläne zu verwirklichen.

Svarez war schon in sehr jungen Jahren dem Minister nahegetreten, nachdem er 1768, kaum zweiundzwanzig Jahre alt, als Oberamtsgerichtsreferendar die ihm anvertraute Revision des arg vernachlässigten Schweidnitzer Justizwesens zur Zufriedenheit des Ministers erledigt hatte. Er hatte Carmer bei der Einrichtung der schlesischen Landschaften und bei der Einführung eines Schulreglements für die höhern Schulen Schlesiens wichtige Dienste geleistet, sich auf beiden von seinem Fache weit abgelegnen Gebieten als ein äußerst brauchbarer Gehilfe erwiesen und fast alle Maßregeln entworfen, die später die Billigung seines Chefs und sodann die königliche Genehmigung fanden. Carmer erkannte sehr bald die vielseitige Begabung seines Beraters, der sich besonders durch einen scharfen Blick für die Bedürfnisse des Lebens und ein außergewöhnliches Organisationstalent auszeichnete und es verstand, sich auch in schwierigen Verhältnissen schnell zurechtzufinden und seine schöpferische Kraft zu bewähren. Eine der ersten Amtshandlungen des Großkanzlers war es, die Übernahme von Svarez, der bereits 1771, ein Jahr nach seinem Staatsexamen, zum Rat bei der Breslauer Amtsregierung ernannt worden war, nach Berlin für die Vorbereitung der in Aussicht genommnen Kodifikation zu wirken.

Die Kabinetsordre vom 14. April 1780 zeichnete die Grundzüge vor, die für die neue Gesetzgebung beobachtet werden sollten. Es werden darin die Klagen über das bisherige unnatürliche Prozeßverfahren, das die Parteien zwinge, alles Streitmaterial durch gedungne Advokaten vorzutragen, für berechtigt erklärt und die Offizialmaxime für das bürgerliche Streitverfahren zum Ausgangspunkt genommen. Den bestehenden Übelständen solle dadurch abgeholfen werden, daß die Richter selbst verpflichtet würden, den wahren Zusammenhang zu ermitteln, den Parteien aber solle ein vom Staat besoldeter Rechtsbeistand zur Kontrolle beigegeben werden; dann sei zu hoffen, daß sich die meisten Prozesse schon auf dem Vergleichswege erledigen lassen würden. Als die weitere Aufgabe der Gesetzgebung bezeichnet die Kabinetsordre, die in jeder Provinz bestehenden Sonderrechte zu sammeln, und zur Ergänzung an die Stelle der aufgenommnen Rechte ein allgemeines Gesetzbuch abzufassen.

Für die Prozeßordnung lagen die Materialen in einem Entwurfe bereit, den Svarez 1775 nach Carmers Anweisung ausgearbeitet hatte. Schon Ende 1780 konnte daher der neue Entwurf vorgelegt und den Gerichten zur Kenntnis

mitgeteilt werden. Ungeachtet eines sehr lebhaften Widerspruchs, der gegen seine Brauchbarkeit von der Kritik und namentlich von Seiten des Kammergerichtspräsidenten Rebeur nicht ohne persönliche Spitze erhoben worden war, wurde er durch ein Patent vom 17. April 1781 als Gesetzbuch eingeführt. Carmer hatte sich dabei soweit hinreißen lassen, dem Kammergericht, aus dessen Mitte besonders die Offizialmaxime beanstandet worden war, jede weitere Beurteilung zu untersagen. Nach einer spätern, von Svarez unternommnen Umarbeitung, die, ohne von den Grundlagen abzuweichen, die inzwischen in der Praxis gesammelten Erfahrungen nicht unberücksichtigt ließ, wurde die Prozeßordnung unter dem Titel Allgemeine Gerichtsordnung für die preußischen Staaten neu herausgegeben und durch Patent vom 6. Juli 1793 den Gerichten zur Befolgung vorgeschrieben.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß der Gedanke der Offizialmaxime ausschließlich auf den Großkanzler zurückgeht, der deshalb gegen seine mächtigen Widersacher sein ganzes Ansehen einsetzen mußte, und daß Svarez Entwürfe lediglich die Absichten Carmers verwirklichen wollten. Aber trifft auch Svarez nicht die Verantwortlichkeit für die Mängel des Gesetzes, so hat er sich doch in allen Stücken als einen überzeugungstreuen Anhänger der neuen Prozeßordnung bekannt und Carmer in Wort und Schrift gegen die auf ihn gerichteten Angriffe verteidigt; er hat nicht Anstand genommen, öffentlich zu erklären, daß die Prozeßordnung so lange bestehen werde, als gesunder Menschenverstand den Ausschlag gebe. Die Ereignisse haben aber schließlich das Verdammungsurteil der Kritik gerechtfertigt. Es hat sich herausgestellt, daß im Zivilprozeß, soweit lediglich streitige Privatrechte in Frage kommen, ohne daß ein öffentliches Interesse mitwirkt, es besser ist, die Aufklärung des Streitstoffes den Parteien zu überlassen, und daß die den Gerichten zugewiesene Verpflichtung, von Amts wegen den wahren Sachverhalt zu ermitteln, nur geeignet ist, den Lauf des Prozesses zu verlangsamen, und über den Schutz hinausgeht, den die Rechtsuchenden selbst erstreben. Die Offizialmaxime hat die ihr in erster Linie gestellte Aufgabe, die Rechtsstreitigkeiten abzukürzen, nicht zu lösen vermocht, sie hat andrerseits durch die erweiterte Thätigkeit der Gerichte einen Mehraufwand von Richterkräften erfordert und eher eine Steigerung als eine Minderung der Prozeßkosten für die Parteien zur Folge gehabt. Aber wenn auch die Erfahrung die preußische Gesetzgebung dazu gedrängt hat, die Offizialmaxime für den gewöhnlichen Prozeß fallen zu lassen und zur Verhandlungsmaxime des frühern Rechts zurückzukehren, die es dem Betriebe der Parteien anheimgab, sich nach ihrer Wahl geeigneter rechtsgelehrter Vertreter vor Gericht zu bedienen, über ihre streitigen Ansprüche nach ihrem Ermessen zu verfügen und die ihnen erforderlich erscheinenden Beweise zu führen, so wäre es doch irrig, dem Carmerschen Gedanken jede Berechtigung abzusprechen. Zwar ist im allgemeinen für den ordentlichen Zivilprozeß, bei dem nicht auch das öffent-

liche Interesse eine Rolle spielt, der freie Selbstbetrieb des Prozesses durch die Parteien der richtige Ausgangspunkt, aber dieser Grundsatz bedarf doch einer gewissen Einschränkung, wenn nicht aus den allzuweit gehenden Befugnissen der Prozeßführenden für diese selbst durch falsche Entscheidungen unbeabsichtigte Nachteile entstehen sollen. Dies hat auch das heutige Recht anerkannt, indem es den Gerichten die Verpflichtung auferlegte, durch Stellung von Fragen darauf hinzuwirken, daß Unklarheiten erläutert, Mängel in den Angaben oder Beweismitteln ergänzt und alle wesentlichen Erklärungen abgegeben werden. Zumal in einem Streitverfahren, wo, wie gegenwärtig vor den Amtsgerichten der Prozeß von der Partei selbst ohne Rechtsbeistand geführt werden kann, ist die Fragepflicht des Richters ganz unentbehrlich, und die Rechtsprechung des obersten Gerichtshofs zeigt, welche Bedeutung der Beobachtung dieser Vorschrift beigelegt wird. Ist mithin auch die Grundlage der allgemeinen Gerichtsordnung nach dem angegebnen Gesichtspunkte als verfehlt zu bezeichnen, so enthält sie doch, verglichen mit dem frühern Rechte, im einzelnen, namentlich hinsichtlich der Regelung der Beweislast, wesentliche Verbesserungen und Vereinfachungen, die auch in die neuern Prozeßordnungen Eingang gefunden haben. Übereinstimmend wird es als ein Vorzug des preußischen Rechts gerühmt, daß es bei der Erhebung der Beweise, namentlich bei der Abnahme des Eides dem Ermessen des Richters einen gewissen Spielraum einräumt, während der gemeinrechtliche Prozeß die Entscheidung an feste Beweisregeln band. Damit wurde der Fortentwicklung des Prozesses seine Richtung gegeben und der freien Beweiswürdigung, auf der unsre gegenwärtige Zivilprozeßordnung beruht, die Wege gebahnt. Seit dem 1. Oktober 1879 sind sämtliche auf Zivilstreitigkeiten bezügliche Bestimmungen der allgemeinen Gerichtsordnung, aus denen sich der wesentliche Inhalt ihres ersten Teils zusammensetzt, aufgehoben und in der Zivilprozeßordnung ein gemeinsames Gesetz für das ganze Reich geschaffen. Damit ist auch die das preußische Prozeßrecht im vorbereitenden Verfahren beherrschende Schriftlichkeit gefallen und die Mündlichkeit der Verhandlung vollkommen durchgeführt. Ob in dieser Änderung ein Vorteil für die Rechtsuchenden zu erblicken ist, wird in der Wissenschaft bis auf den heutigen Tag für eine offne Frage betrachtet. Beseitigt ist auch der Konkursprozeß der Gerichtsordnung, der schon vor der Einführung der Reichskonkursordnung einem nach französischen Muster gebildeten Gesetze hatte weichen müssen, weil er durch die Nachteile seines schleppenden Verfahrens, das ebenfalls ganz in die Hände des Gerichts gelegt war, den berechtigten Anforderungen der Gläubiger nicht genügte. Aufrechterhalten aber sind zahlreiche Vorschriften der freiwilligen Gerichtsbarkeit, sowie einzelne über alle Teile verstreute Rechtssätze materiellen Inhalts, die statt im Landrecht, wo ihr eigentlicher Sitz sein sollte, aus äußern Zweckmäßigkeitsgründen in die Gerichtsordnung eingefügt wurden.

Eine gerechte Würdigung kann der allgemeinen Gerichtsordnung nicht vom gegenwärtig erreichten Standpunkte der Wissenschaft zu teil werden, sondern nur aus dem Rahmen ihrer Zeit, deren Schwächen und Vorzüge sie offenbart. Das Glück der Unterthanen herbeizuführen, vor allem die Armen und Unwissenden vor Schaden zu bewahren, erschien dem vorigen Jahrhundert als die Hauptaufgabe der Staatskunst. Aber es sollte dem Ziele nicht auf dem Wege zugestrebt werden, daß jeder selbst in die Lage gesetzt werde, zu beurteilen, was seinen Vorteil ausmache, da man aus solchen Maßnahmen eine Verirrung des Volksgeistes besorgte, vielmehr sollte die Obrigkeit das als gut erkannte aus freien Stücken gewähren. Der Staat nahm selbst die Verbreitung der Aufklärung in die Hand, aber er wollte sie sich auch sichern. Auf das Gebiet der Rechtspflege angewendet, bedeutet dieser Gedanke, die Gerichte allein sollten die Macht haben, den Unterthanenverstand zu erleuchten, und die Pflicht, den Streitenden ihr wirkliches Recht zu verschaffen. Dabei durften sie nicht an die Angaben der Parteien gebunden sein, sondern hatten auch ohne und sogar gegen das Verlangen der Parteien alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel anzuwenden, um den wahren Sachverhalt zu erforschen. Nachdem man aber später den bisher wirtschaftlich Unfreien die wirtschaftliche Selbständigkeit gegeben hatte, erkannte man sehr bald, daß kein Bedürfnis bestehe, die Parteien im Prozeß wie Unmündige zu behandeln und sie unter eine Art von vormundschaftlichen Schutz der Gerichte zu stellen. Die allgemeine Gerichtsordnung, in einer Zeit entstanden, wo sich die Umgestaltung der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse Preußens vorbereitete, vermochte der Strömung des neuen Jahrhunderts nicht Stand zu halten, während der rein privatrechtliche Inhalt des Landrechts, von der Bewegung des öffentlichen Lebens weniger berührt, sich forterhalten konnte.

Weit größere Schwierigkeiten als die Schöpfung der Prozeßordnung bereitete die Abfassung des Landrechts. Hier handelte es sich zunächst darum, geeignete Arbeitskräfte herbeizuschaffen. Die Kabinetsordre vom 6. April 1780 forderte auf, praktisch erfahrene Leute aus den Kommissionen für die Ausarbeitung des Gesetzbuches zu berufen, weil man mit ihnen „besser und weiter kommen könne als mit den Professoren, die immer zu weitläufig seien.“ Carmer wählte sich zunächst seine Gehilfen aus der Zahl seiner schlesischen Amtsgenossen Klein, Pachaly und Volkmar, die ihm von ihrer öffentlichen Thätigkeit in Breslau bekannt waren; von den Ratgebern seines Vorgängers übernahm er nur Baumgarten, der aber bald ausschied und durch den Kammergerichtsrat Goßler ersetzt wurde. Der Großkanzler erregte damit Anstoß in den Berliner Juristenkreisen, besonders bei den Mitgliedern des Obertribunals und des Kammergerichts, die sich zurückgesetzt glaubten und deshalb seiner Person und seinem Werke im Anfang ein gewisses Mißtrauen entgegenbrachten. Im weitern Verlaufe wurden noch die Kammergerichtsräte Kircheisen und Grohl-

mann und der spätere Kabinetsrat Friedrich Wilhelms III., Beyme, zu den gesetzgeberischen Arbeiten zugezogen.

Carmers Stellung war von dem Vertrauen des Königs getragen, das ihm, so lange Friedrich lebte, unvermindert erhalten blieb. Ihm allein übertrug der König das Departement der Gesetzgebung, ohne ihn zu verpflichten, die neben ihm amtirenden Justizminister zuzuziehen. Erst als nach Friedrichs Tode eine lebhafte Strömung gegen das Gesetzbuch Bedeutung gewann und die vor der Einführung warnenden Stimmen ein geneigtes Ohr bei Friedrich Wilhelm II. fanden, wurde Carmer gezwungen, mit den andern Justizministern im Staatsrat in eine kollegiale Beratung zu treten und die für bedenklich erachteten Bestimmungen gar einer Nachprüfung zu unterziehen. Man hatte dem Großkanzler nicht ohne Unrecht sein eigenmächtiges Vorgehen in allen Fragen der Gesetzgebung zum Vorwurf gemacht.

Carmer verfiel nicht in den Fehler Coccejis, das Gesetzbuch selbst im einzelnen auszuführen, sondern er übertrug dies, abgesehen von einigen Abschnitten, die er für sich aussonderte, seinen Mitarbeitern, unter die er das Material verteilte. Er behielt jedoch die Oberleitung in den Händen und traf überall die Entscheidung. Nachdem Auszüge aus den römischen Quellen gesammelt waren, wurde eine erste Vorlage von Klein oder einem andern Mitgliede besorgt; diese wurde aber nur als eine Vorarbeit benutzt, denn unabhängig davon entwarf Svarez seine Vorschläge. Bei der gemeinsamen Beratung mit dem Großkanzler wurde schließlich die endgiltige Fassung festgestellt; in der Regel wurden Svarez Vorschläge nach Inhalt und Form ohne wesentliche Veränderungen angenommen. Die einzelnen fertigen Abschnitte wurden einer aus Praktikern bestehenden Gesetzkommission zur Begutachtung überreicht und auf deren Erinnerungen, wenn diese gegründet schienen, nochmals umgestaltet. So trägt das allgemeine Landrecht das Gepräge zwei erleuchteter Geister, von denen jeder Rechtssatz, bevor er aufgenommen wurde, sorgfältig geprüft worden ist. Svarez und Carmer waren sich in ihrer Denk- und Anschauungsweise nahe verwandt; sie hatten sich durch jahrelanges Zusammenarbeiten so an einander gewöhnt, daß eine Verständigung zwischen ihnen nicht schwerfallen konnte. Nicht ohne Grund rühmt Svarez als einen besondern Vorzug des Landrechts, daß infolge der für die Redaktion angewendeten Operation durch das Ganze „einerley Geist und die vollkommenste Gleichförmigkeit der Grundsätze, sowie in der Ausführung einerley Vortrag und Schreibart" herrschten. Für die moderne Gesetzgebungskunst kann freilich das Beispiel der von Svarez empfohlenen Methode nicht nachgeahmt werden, denn sie beruhte auf der naiven Anschauung des vorigen Jahrhunderts, daß das absolut Vollkommne erreichbar sei, und daß auch die Kunst eines einzelnen vermöge, ein die Bedürfnisse des Lebens befriedigendes Gesetzbuch zu liefern.

Der Kabinetsordre vom 14. April 1780 lag der Plan zu Grunde, daß

das für die preußischen Staaten zu erlassende Landrecht an die Stelle des aufgenommnen fremden Rechtsstoffes, insbesondre des römischen und des für die Mark Brandenburg bedeutsamen gemeinen sächsischen Rechts treten sollte. Man wollte in erster Linie die mannichfaltigen Bildungen und Verschiedenheiten der Provinzial- und statutarischen Rechte schonen und fortbestehen lassen und die althergebrachten, in das Bewußtsein des Volks eingedrungnen Gewohnheiten möglichst aufrecht erhalten. Nur zur Ergänzung der lückenhaften und unvollständigen Rechte sollte das allgemeine Gesetzbuch zur Anwendung kommen. Hierzu war es aber erforderlich, um ein sicheres Recht zu schaffen, die einzelnen Provinzialrechte aufzuzeichnen. Man übersah aber die Schwierigkeiten, die diesem Unternehmen entgegenstanden. Bis zur Einführung des allgemeinen Landrechts gelang es nicht, in irgend einem Gebietsteile der Monarchie eine solche Aufzeichnung zu vollenden; später wurden nur Provinzialrechte für Ostpreußen, Westpreußen und in gewissem Umfange bezüglich der ehelichen Güterrechtsverhältnisse für Westfalen veröffentlicht. In den Landesteilen, wo das allgemeine Landrecht nach der Verdrängung der Fremdherrschaft an die Stelle des Code civil, der die Giltigkeit aller Statuten und Gewohnheitsrechte aufhob, in Kraft gesetzt worden war, entschied man sich im allgemeinen dafür, den statutarischen Vorbehalt fallen zu lassen. Man erkannte, daß die Bedeutung der Provinzialrechte und Observanzen, die meist auf Gewohnheit und Übungen größerer oder kleinerer Bezirke beruhten, zurücktrete, daß Leben und Verkehr das Bestreben zeigten, nachdem einmal ein für alle Fälle berechnetes Gesetzbuch zu Gebote stand, sich nach dessen Normen zu regeln, und daß endlich die Gerichte den klaren Bestimmungen des positiven Gesetzes vor den dunkeln und bestrittnen Provinzialrechtssätzen den Vorzug gaben. So hatte sich im preußischen Rechte ein ähnlicher Entwicklungsgang vollzogen, wie ihn das gemeine Recht durchgemacht hatte. Abgesehen von einem besondern Vorbehalt, von dem noch die Rede sein wird, wurde das Gesetzbuch aus einem subsidiarisch, nur mittelbar anwendbaren Rechte ein unmittelbar praktisches Recht und begründete damit die Rechtseinheit zwischen den Bestandteilen des preußischen Staats, wo das allgemeine Landrecht Gesetzeskraft hatte.

(Schluß folgt)

Die Weltanschauung der Romantik
und Friedrich Hebbel

Von J. Collin

(Schluß)

Hebbels erstes Drama ist die Judith (1838/39). Es behandelt die aus der Bibel allbekannte That der Judith. Uns gehen hier nur die beiden Gestalten der Judith und des Holofernes an. Holofernes ist ein Geschöpf des Titanismus in dem Dichter; aber er ist ein Titane der Reflexion. In ungeheuern Gedanken, in seltsamen Grübeleien erschließt sich sein Inneres, nicht in den überschäumenden Strömen der Empfindung. Die Art, wie der Dichter sich diesen Charakter exponiren läßt, erinnert durchaus an Büchners Danton, der ihm, während er an der Judith schrieb, in die Hände gefallen war. Die Grundlage des selbstbewußten Trotzes in seinem Helden ist dessen gewaltige Kraft. Sie giebt ihm das Bewußtsein seiner Überlegenheit, aber sie macht ihn auch zum einsamen Manne. Denn alles weicht vor ihm zurück, weil er stets bereit ist, alles, was er nicht zu achten vermag, deshalb zu vernichten. Darin ist er wieder mit Gutzkows Nero (1834) verwandt. „Kraft! Kraft! ruft Holofernes aus, das ists. Er komme, der sich mir entgegenstellt, der mich darniederwirft. Ich sehne mich nach ihm! Es ist öde, nichts ehren zu können als sich selbst.“ Das trotzige Selbstgefühl des Dichters, das durch kümmerliche Verhältnisse seiner Jugend und durch mangelnde Anerkennung aufs höchste gesteigert war, macht sich hier in starker Übertreibung Luft.

Aber dieser Prometheus des Kraftgefühls empört sich nicht gegen Gott; er sucht nach Gott als etwas Höherm. Seine Götter genügen ihm nicht. Das Stück beginnt damit, daß Holofernes ein Opfer befiehlt, und zwar dem Gott, den wir alle kennen und doch nicht kennen. Aber der Fluch des Heidentums erfüllt sich an ihm, obwohl er gerade in dem Lande weilt, dessen Volke bereits die Offenbarung zu teil geworden ist. Ihm wird sie es nicht. Darum vermag er, auf schwindelnder Gedankenhöhe angelangt, sich selbst für Gott zu halten. „Stürz hin und bete mich an!“ ruft er Judith zu, die, von der Macht seiner Persönlichkeit ergriffen, schwankend geworden ist. Dies Wort vernichtet ihn. Es giebt ihr Kraft und Entschluß zur That wieder.

Wir sehen also deutlich, wie hier der Mensch, da er keinen Widerstand findet, alle Schranken durchbricht und sich gar an der Gottheit Stelle zu setzen sucht. Darin liegt die Schuld; sie ist in Hebbels Sinn die größte, die der Mensch auf sich laden kann. Denn nach ihm ist mit dem Leben selbst bereits die Schuld gegeben; sie beruht auf der ursprünglichen Inkongruenz zwischen Idee und Erscheinung, auf der mangelhaften Form, in der die Idee in die Erscheinung getreten ist. „Hierbei — bemerkt Hebbel in seinem Wort über das Drama — ist nicht zu übersehen, daß die dramatische Schuld nicht, wie die christliche Erbsünde, aus der Richtung des menschlichen Willens entspringt, sondern unmittelbar aus der starren, eigenmächtigen Ausdehnung des Ichs hervorgeht, und daß es daher dramatisch völlig gleichgiltig ist, ob der Held an einer vortrefflichen oder verwerflichen Bestrebung scheitert." Es scheint, daß bei der Bildung des Hebbelschen Schuldbegriffs Schellings Einfluß mitgewirkt hat, insofern dieser zwischen Eigenwillen und Universalwillen unterscheidet und das Böse als die Erhebung des Eigenwillens über den Universalwillen auffaßt.

Auch die Schuld der Judith gründet sich darauf, daß sie die Grenzen des Menschlichen überschreitet. Ihre That aber ist nicht nur unmenschlich, sondern auch unweiblich. Sie muß allerdings annehmen, daß diese That von Gott selbst geboten sei; eine ganze Reihe von Anzeichen scheint sie dazu aufzufordern. Aber als sie schließlich die That begeht, ist es nicht die beleidigte Gottheit, die sie rächt, sondern der Frevel, den Holofernes durch die Nichtachtung ihres Wesens und die Beleidigung ihrer Weiblichkeit an ihr begangen hat. Mit Entsetzen erkennt sie selbst, daß sie ihr Werk nicht als Gottgesandte verrichtet, sondern um ihr geschändetes Ich zu rächen. Das heißt also: selbst dann, wenn die Gottheit den Menschen zu einer Frevelthat bestimmt zu haben scheint, die aus den Fugen gegangne Welt wieder einzurichten, macht sie ihren scheinbaren Übergriff wieder gut, indem sie diese That doch noch aus rein menschlichen Gründen geschehen läßt. Judith sieht daher mit Grausen, daß die Strafe für den Bruch göttlicher Ordnung in den Händen des göttlichen Geschicks liegt; denn Gott vermag, daß aus ihrem eignen Schoße der Rächer des Mordes erwachse. „Bete zu Gott, ruft sie ihrer Dienerin am Schlusse des Dramas zu, daß mein Schoß unfruchtbar sei! Vielleicht ist er mir gnädig!"

Es ist darum eine völlige Verkennung des Hebbelschen Genius, wenn z. B. Bulthaupt in seiner Dramaturgie der Klassiker den Tausch der Motive als eine Schwäche des Dramas empfindet. Auch hier fügt die Gottheit den Reif, den sie einen Augenblick zerbrochen hatte, wieder zusammen. Es liegt dem der tiefe Gedanke zu Grunde, daß der Mensch selbst da, wo er von Gott ausdrücklich zur Sünde bestimmt wird, doch schließlich noch für seine That verantwortlich gemacht werden kann.

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Die Ähnlichkeit der Idee mit der Jungfrau von Orleans liegt auf der Hand. Als das tragische Hauptmotiv in der Geschichte der Jungfrau von Orleans bezeichnet Hebbel in den Tagebüchern (unterm 6. März 1838): „Die Gottheit selbst, wenn sie zur Erreichung großer Zwecke auf ein Individuum unmittelbar einwirkt und sich dadurch einen willkürlichen Eingriff ins Weltgetriebe erlaubt, kann ihr Werkzeug vor der Zermalmung durch dasselbe Rad, das es einen Augenblick aufhielt oder anders lenkte, nicht schützen." So hatte er schon im Anfang des Jahres 1837 die Absicht, eine neue Jungfrau von Orleans zu schreiben. Sie sollte, nachdem Gott durch ihren schwachen Arm ein Wunder ins Leben gerufen hätte, vor sich selbst wie vor einem dunkeln Geheimnis zurückschaudern. (Brief vom 19. Februar 1837 an E. Lensing.) Daraus ist dann im Laufe der Zeit nicht ohne Einfluß der Nebenhandlung in Gutzkows König Saul die Judith geworden.

Die Beziehung des Stückes endlich zu den schwebenden Prinzipienfragen der Zeit liegt offenbar in jenem zweiten Punkte, daß Judith nicht nur das Maß des Menschlichen, sondern auch des Weiblichen überschreitet. „Ein Weib soll Männer gebären, nimmermehr Männer töten," mahnt ihre Dienerin. Hebbel will also zu den Emanzipationsgelüsten der Zeit Stellung nehmen, die, besonders vom Saint-Simonismus vertreten, auch beim jungen Deutschland anfangs Anklang gefunden hatten.

Sein nächstes Drama behandelt das leidende Weib. Seine Genoveva (1840/41) ist in jeder Beziehung ein Gegenstück zur Judith. Sie ist das duldende Opfer, die Heilige, wie Judith die Handelnde, die Herrin; beide zusammen schließen, wie er betont, den Kreis der jüdisch-christlichen Weltanschauung ab. Genoveva ist während des ganzen Stückes als die christliche Heilige gezeichnet, die siegreich die härtesten Proben besteht. Mag auch der Versucher immer neue und schärfere Waffen gegen sie richten, sie werden stumpf an dem Schild himmlischer Reinheit, den sie gegen ihn wendet.

Man trifft sie, wie man eine Saite trifft!
Die Antwort ist ein wunderbarer Ton!

Es ist der Kampf des Bösen mit dem Guten, der das ganze Stück durchzieht, aber des Bösen, das durch das Gute selbst hervorgerufen wird — ein Widerspruch, der Hebbel selbst schwer bedrückte und ihn deshalb zur Darstellung reizte. Seine Heldin ist die Heilige, aber fleischgeworden wie der Heiland, zugleich ein Weib. Eben da Golo, der bisher nur die Heilige in ihr sah, beim Abschied Siegfrieds erkennt, daß sie auch ein menschlich fühlendes Weib ist, entflammt ihn dies zu rasender Begier. „Nur weil die Heilge Weib

ward, lieb ich sie." „Erschütternd und tragisch in höchster Bedeutung, bemerkt der Dichter in den Tagebüchern unterm 2. Februar 1839, ist dieser verhängnisvolle Augenblick; erschütternd und tragisch in jedem Sinne und auf jedem Punkt ist das Schicksal Golos, der nicht weniger wie Genoveva selbst, durch die Blüte seines Daseins, durch sein edelstes Gefühl, das durch böse Fügung mißgeboren in die Welt tritt, unabwendbarem Verderben als Opfer fällt." Die Liebe wird durch die Richtung, die sie nimmt, da sie das Weib eines andern begehrt, zur Sünde; und die Heilige selbst bringt sie hervor: „O, Sünde ists, so liebenswürdig sein." Golo fleht darum zum Himmel, den Widerspruch aufzuheben, die Heilige wieder in den Himmel zu nehmen.

Ich fühl es, dieses Weib,
Wenn du nicht schnell sie unserm Blick entziehst,
Ruft Sünd ins Dasein, außerordentlich,
Wie ihre Schönheit, einzig, wie sie selbst!

Aber erst als Golo die teuflische Hexe Margarethe, die im Gegensatz zu Golo das von Natur Böse vertritt, zu Hilfe gekommen ist, entschließt er sich und tritt vor Genoveva. Er überläßt ihr die Entscheidung: Soll er sich töten oder zum Verbrecher werden? „Sprecht für Gott!" Doch des vermißt sie sich nicht. Das menschlich fühlende Weib antwortet; sie ruft ihn von dem Tode zurück, den er sich mit dem einst zum Schutz der Frauen geweihten Schwerte droht. Nun ist er entschlossen: „Nun bist du mein!" Unaufhaltsam bricht seine entfesselte Begier aus. Auch des Heilands würde er nicht achten, wenn er sich zwischen ihn und sie stellen wollte: „Zu seinen sieben Wunden gäb ich ihm die achte." Die Erlösung hat für ihn ihre Kraft verloren; in ihm ist das Böse wieder zu einer solchen Höhe gestiegen, daß sie von neuem nötig wäre:

Die Zeit ist um, wo der befleckte Ball
Der Erde neu entsündigt werden muß,
Wenn nicht der Donner aus der Hand des Herrn,
Die schon sich hob, zermalmend fallen soll.
Er that im Anbeginn den Gnadenschwur,
Daß er das arme menschliche Geschlecht
Nie tilgen will, wenn alle tausend Jahr
Auch nur einziger vor ihm besteht.
Auf Genoveva schaut sein Auge jetzt
Herab und sieht die andern alle nicht.

Und Genoveva besteht; die menschgewordne Heilige ist die Nachfolgerin des Heilands. Geduldig trägt sie das schwerste irdische Leid, das der Versucher auf sie häuft.

Bekanntlich hatte Hebbel die Absicht, einen Christus zu schreiben. Judas sollte darin der Allergläubigste sein. Er sollte also wohl eine ähnliche Rolle spielen wie Golo. Denn dieser ist es ja auch, der Genoveva am meisten liebt,

während ihr Gemahl Siegfried insofern der Allerschuldigste ist, als er die verrät, die er am besten kennen mußte. Und wie Judas, so ist auch Golo der Urheber des Leidens, das der Welt die Erlösung bringen soll. Wie Judas, vollzieht er, da er das Entsetzliche vollbracht zu haben glaubt, die Strafe an sich selbst; er schlachtet sich, wie einst Margarethe gehöhnt hatte, der neuen Heiligen als erstes Opfertier. Denn er kann den Ekel vor sich selbst durch neue Schuld nicht mehr steigern. Den Ekel der Menschheit vor sich selbst aber erklärt Hebbel in den Aphorismen zu seinem Christus für die Wurzel des Christentums.

Das Martyrium der Genoveva ist jedoch noch nicht zu Ende. Noch sieben Jahre muß sie dulden, was der Mensch nur dulden kann;

> Dann endlich ist die Zeit der Prüfung aus,
> Still geht sie ein zur ewgen Herrlichkeit,
> Und ein Gefühl erneuter Zuversicht
> Durchdringt belebend jede Menschenbrust.

Wir verstehen, wie der Dichter die Idee des Stückes als die christliche der Sühnung und Genugthuung durch Heilige erklären konnte. Doch hat er selbst eingesehen, daß das Stück den Fehler seiner Idee habe; denn die Sühnung und Genugthuung konnte, da sie erst nach dem Tode der Heldin eintrat, nicht dargestellt werden. Wie anders in Goethes Iphigenie! Der Gegensatz zwischen der klassischen Weltanschauung und der von der Romantik hervorkommenden Hebbels kann gar nicht schärfer zu Tage treten als durch diesen Vergleich. Die Idee der Iphigenie ist auch die der Sühnung; aber „reine Menschlichkeit" vollbringt sie, ohne alles Zuthun der Gottheit, ja scheinbar gegen das Gebot der Gottheit; und ihre Wirkung offenbart sich an allen, die mit der Heldin in Berührung kommen.

Zum Schluß werden wir noch fragen müssen: Wo ist die Beziehung der Genoveva zur Zeit? In seiner Vorrede erklärt Hebbel ausdrücklich, mit dem Stück der Zeit ein künstlerisches Opfer dargebracht zu haben. Wie in der Judith, will er auch hier gegen die Emanzipationsgedanken des jungen Deutschlands Stellung nehmen, insoweit sie sich gerade gegen die Ehe richteten. Es scheint fast, als wollte er sich ausdrücklich gegen Mundts Madonna (1835) wenden, in der eine Gefallene als Weltheilige gepriesen wird. „Ich glaube, schreibt er einmal in sein Tagebuch (29. Januar 1837), es wäre für mich das Mittel zum Selbstmord, wenn ich einmal eine Stunde lang auf Gutzkow-Wienbargsche Weise an die Emanzipation der Ehe dächte."

Judith und Genoveva erklärt der Dichter selbst als Kraft- und Talentproben, keine Werke. Eine reichere Periode seines künstlerischen, sich selbst begrenzenden Schaffens bezeichnet sein nächstes Drama, das bürgerliche Trauerspiel Maria Magdalena (1843), das vollkommenste Beispiel für sein Zeit- und Weltdrama.

In dem engen Raume des Bürgerhauses stoßen zwei Zeitalter auf einander, und dieser Zusammenstoß bringt eine Erschütterung und einen Bruch der Weltordnung hervor. Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Bräutigam sind die wichtigsten Personen der Tragödie. Kein Konflikt mit dem höhern Stande. Ganz im Schoße der bürgerlichen Familie geht das Trauerspiel vor sich. Die Not des Lebens hat den Meister Anton hart und rauh gemacht. Diese Seite seines Wesens wendet er vor allem dem neuen Geschlechte zu, das sich ihm zunächst in Sohn und Tochter verkörpert. Mißtrauisch sieht er ihnen zu, er versteht sie nicht. Sein Herz ist steinern geworden; das Licht der neuen Zeit zeigt ihm ein Räuberloch. Ihm schauderts vor der Zukunft. Sein Sohn ist leichtsinnig, dem Spiel ergeben, kein Freund ernster Arbeit und der Enge des Vaterhauses. Als nun der Vater hört, in dem Hause des reichen Kaufmanns, wo sein Sohn zuletzt gearbeitet hat, sei ein Diebstahl begangen worden, fällt sein Verdacht auf den eignen Sohn. In der That wird der Sohn verhaftet. Die schreckliche Folge davon ist der Tod der eben erst von schwerer Krankheit erstandnen Mutter. Aber das Mißtrauen des Vaters greift auch auf die Tochter über; er schwört, wenn sie ihm Schande mache, so werde er sich selbst töten. Mit Entsetzen hört sie den Schwur, denn sie ist wirklich schuldig; sie hat sich ihrem Verlobten hingegeben, aber sie hat nicht im Taumel der Leidenschaft gegen die sittliche Ordnung gesündigt, sondern nur, um den Zweifel ihres Bräutigams, daß sie ihr Wort halten werde, durch dieses äußerste Mittel niederzuschlagen. Da sie keinen andern Ausweg sah, hat sie der Vorsehung vorgegriffen und zugleich gegen sich selbst gesündigt. Jetzt, da ihr Bruder ein Dieb ist, verläßt sie der schurkische Bräutigam, und sie wird dadurch die Beute der Verzweiflung. Vergebens wendet sie sich noch einmal an den Treulosen, nachdem ihr Bruder als unschuldig aus dem Gefängnis entlassen und so das alte Verhältnis wieder hergestellt ist. Auch der edelmütige Geliebte ihrer Jugend, der Sekretär, vermag es nicht über sich, die Gefallene zu sich emporzuheben. Von allen verstoßen, tötet sie sich: „O Gott, ich komme nur, weil sonst mein Vater käme!“ Den Sohn aber treibt des Vaters Mißtrauen in die neue Welt. Allerdings also ein erschütterndes Zeit- und Weltbild! Wie viele seiner Kinder hatte nicht auch das größere Vaterhaus, das Vaterland, aus seinem Schoße vertrieben oder vernichtet! Meister Anton hat seine schwerbüßende Tochter in den Tod gejagt, statt sie, eine neue Maria Magdalena, an sein Vaterherz zu schließen. Der Grund des grausigen Ereignisses enthüllt sich ihm jedoch nicht. „Ich verstehe die Welt nicht mehr!“ Mit dieser Dissonanz schließt das Stück ab.

Auch daraus hat man dem Dichter einen Vorwurf gemacht; aber was dem Helden seines Dramas verborgen bleibt, ist doch uns nicht verhüllt. Die Versöhnung fällt über den speziellen Kreis des Dramas hinaus; sie fällt, wie auch Rötscher einmal mit Recht betont (Brief vom 17. Dezember 1847),

wesentlich in den Betrachtenden. Wir verlangen dazu keine Stimme von oben, die uns etwa zuriefe: Verhärtet euch nicht gegen eine neue Zeit, begegnet auch ihren Verirrungen liebevoll; treibt sie nicht durch Mißtrauen und Unverstand ins Verderben! Verfehlt ist es auch, in Maria Magdalena einen Sturmlauf gegen die die Liebe und Ehe betreffende, von der heutigen Gesellschaft gutgeheißene Moral zu sehen (Berger, Dramaturgische Vorträge) oder, wie Hettner meint, den Fehdehandschuh, den Hebbel der ganzen europäischen Gesellschaft hingeworfen habe. Hebbels Poesie läuft nicht Sturm, sie ist nicht tendenziös, sie sucht vielmehr zu begreifen. Er will hier darstellen, wie der Mensch in der Enge und Unfreiheit seiner Anschauung anders handelt als die göttliche Gnade; er wünschte, wie er an einen Münchner (am 3. April 1852) schreibt, an das Evangelienwort zu mahnen, daß es zur Umkehr nie zu spät sei, und daß es selbst in der Hölle noch einen Weg zu Gott gebe, und das sei doch gewiß eine Verherrlichung des sittlichen Gesetzes.

Das Thema der Maria Magdalena, der Gegensatz zwischen dem alten und dem neuen Schlage, war übrigens das Lieblingsthema in der dramatischen Poesie Gutzkows und Laubes. So behandelt Gutzkow den Konflikt zwischen Mutter und Sohn, der den Sohn in den Tod treibt, in Richard Savage (1839), und zwar auch als Symbol der politischen Zeitverhältnisse. Der Präsident in Werner oder Herz und Welt (1840) ist der aristokratische Vorläufer des bürgerlichen Meisters Anton. „Stürme auf deiner Bahn hin, du schwindelnde Jugend! ruft er aus, mein Fuß, mein Auge, mein Herz kann dir nicht mehr folgen!"

Das Gegenstück zur Maria Magdalena bildet die Julia (1846/47). Der Faden, den dort die Katastrophe abriß, ist hier weitergesponnen. Julia ist die gefallene Tochter eines Vaters, der starr und fest auf seine Ehre hält; aber sie tötet sich nicht, sondern flieht, um ihren Verführer zu suchen. Sie findet ihn nicht, aber auch da giebt sie sich nicht den Tod; es schaudert sie, den Tod zu rufen, wenn er ihr nicht entgegenkommen mag. Da trifft sie auf den Mann, der anders denkt, als der Sekretär in dem vorigen Stücke. Dieser Mann, Graf Bertram, ist ein Verlorner, der sich physisch zu Grunde gerichtet hat, in allem das Gegenstück zu dem Kraftmenschen Holofernes; bei lebendigem Leibe schon tot. Es ist ihm zu Mute, als wüchsen aus seinem Fleische schon die wüsten Disteln und Brennesseln heraus, die sich auf seinem Grabe brüsten werden. „Ich brauche mich nur nach Art der Toten auf den Rücken zu legen und die Augen zu schließen, so hab ich ein Gefühl, als ob ich ein wucherndes Beet voll Kirchhofsunkraut wäre." Nur die Hoffnung hält ihn aufrecht, daß es vielleicht noch irgendwo ein Loch in der Welt giebt, wo ein Kerl wie er, der nur noch Ding ist, hingestopft werden kann, wie ein Fetzen in einen Fensterriß. Da zeigt sich ihm in der That bei der Begegnung mit Julia die Gelegenheit, sein verlornes Leben doch noch nützlich zu machen und ein Doppel-

leben zu retten. Er bietet ihr, nachdem er ihre Geschichte gehört hat, die Hand zu einer Ehe, auf deren Rechte er von vornherein verzichtet. Sie nimmt sie an; er eilt mit ihr zu ihrem Vater. Der hat unterdes, um seine Tochter sich und der Welt für tot zu erklären, ein Scheinbegräbnis hergerichtet. Er läßt sich auch jetzt nicht erbitten, sie wieder aufzunehmen. Vergebens ruft ihm der Graf zu: „Ihre Tochter ist vor Gott ohne Schuld. Sie würde es auch vor Ihnen sein, wenn Sie in ihr Herz geschaut hätten!“ ein Wort, das auch der leitende Gedanke in Maria Magdalena ist. Die Vermählung wird auf dem Schlosse des Grafen vollzogen. Aber kaum ist das geschehen, so meldet sich Juliens Verführer, um seine Rechte geltend zu machen. Denn er ist nicht der feige Schurke wie der Bräutigam in dem vorigen Stück. Ihn trifft keine Schuld; ein Unglück, eine schwere Verwundung, hat es ihm unmöglich gemacht, sein Wort zu halten. Als Feind tritt er dem Grafen entgegen; aber bald entwaffnet ihn dessen Opferwilligkeit, für ihr beider Glück sein eignes Leben hinzugeben, spurlos von der Erde zu verschwinden. Allein er bedenkt sich:

Graf Bertram: Ha, es kommt mir doch vor, als ob, wer redlich büßte, irgendwo auf einen freundlichen Empfang rechnen dürfte. (Zu Antonio und Julia.) Wir bleiben beisammen, solange das Schicksal will! Aber wenn ich sterben sollte, eines natürlichen Todes sterben sollte, so — das versprechen Sie mir beide —

Julia: Dann —

Antonio: Dann wollen wir uns fragen, ob wir noch glücklich sein dürfen!

Julia: Wir wollen uns fragen, ob wir noch glücklich sein können!

Es liegt also die doppelte Idee zu Grunde: Keiner ist so schlecht, daß ihn nicht die Gottheit noch zu einer guten That gebrauchen könnte, und alle Schuld kann auf Erden durch wahre Reue gebüßt werden. Aber wie in der Genoveva, so ist es Hebbel auch hier nicht gelungen, seine Idee wahrhaft plastisch und dramatisch zu gestalten. Das ganze Stück ist ein zu einem neuen Drama gewordner, versöhnlicher Schluß der Maria Magdalena. Deshalb war Hebbel zum Schaden der dramatischen Entwicklung genötigt, die Vorgeschichte in einer Reihe von Erzählungen hineinzubringen und andrerseits seine eigne Ansicht durch den Helden selbst aussprechen, statt sie uns finden zu lassen. Daher die zahlreichen Monologe oder Dialoge, die so gut wie Monologe sind. So ist Julia ein Mittelding zwischen Drama und Novelle geworden. Die Situation ist, wie der Dichter selbst zugesteht, stärker betont als die Charakterentwicklung.

Mit der Julia war nach Hebbels eigner Erkenntnis für ihn eine Entwicklungsperiode abgeschlossen; es beginnt eine dritte Zeit seines dichterischen Schaffens. Ihr gehören seine großen historischen Dramen an. Die Reihe eröffnet Herodes und Mariamne (1847/48). Ein älteres englisches Stück von Massinger, das damals von Deinhardstein für die Wiener Bühne erneuert worden war, gab die äußere Veranlassung dazu. Der Stoff, den Hebbel bei

Josephus fand, übte an und für sich durch die Seltsamkeit seiner Voraussetzungen einen großen Reiz auf ihn aus, zumal da auch hier die Ereignisse auf dem Wendepunkt zweier großen Zeitalter vor sich gehen. König Herodes ist von allen Seiten von Feinden umgeben. Die Pharisäer hetzen das Volk auf gegen den freisinnigen Herrscher, der am Alten rüttelt. Er ist im eignen Hause nicht sicher; die Mutter seiner Frau, eine Makkabäerin, haßt ihn, weil er ihr den Sohn gemordet hat, um den Thron zu sichern. Die Liebe seiner Gattin hat er ebenfalls dadurch erschüttert. Bei Antonius ist er auf Tod und Leben verklagt. Er bleibt jedoch fest und unbeirrt: „Ich wehre mich, so gut ich kann, und gegen jeden Feind mit seiner Waffe.“ So beschließt er zunächst nach Ägypten zu ziehen, um sich bei Antonius zu rechtfertigen. Aber vielleicht kehrt er nicht wieder zurück. Seine eifersüchtige Liebe verlangt darum von Mariamne, sie möge sich selbst töten, wenn er den Tod finde. Sie weist dieses Ansinnen zurück: man könne das wohl aus sich selbst thun, aber nicht auf Befehl. Ihre Weigerung verstärkt sein Mißtrauen; er stellt sie unters Schwert. Seinem Schwager Joseph giebt er den Todesbefehl für Mariamne, falls er nicht wiederkehre. Denn er, der Feige, hat das Schlimmste von den Makkabäern zu befürchten; er müßte schon, um sich selbst zu retten, die That vollziehen. Sein anmaßendes Benehmen und seine Unbedachtsamkeit verraten aber Mariamne das Geheimnis, ihr, die noch eben der entsetzten Mutter erklärt hatte: „Ich sterbe, wenn er stirbt.“ Tief fühlt sie die Herabwürdigung. Die Menschheit ist in ihr geschändet. Herodes hat in Gottes Rechte eingegriffen:

Keiner will das Leben
Sich nehmen lassen als von Gott allein,
Der es gegeben hat.

Herodes kehrt zurück; er merkt, sie weiß alles. Vergebens sucht er sich zu rechtfertigen. Da kommt Nachricht von Antonius, der ihn abermals abberuft, diesmal zum Entscheidungskampf gegen Oktavian. Freudig begrüßt Mariamne diese Botschaft. Gott stellt Herodes noch einmal auf die Probe: „Es steht noch einmal, wie es vorher stand.“ Nun wird es sich zeigen, ob es das erstemal nur die vom Fieber gereizte Leidenschaft war oder sein Innerstes, das sich selbst verriet. Herodes deutet aber ihre Freude, die er wohl bemerkt, falsch. Um welchen Preis mag wohl auch sein Schwager das Geheimnis verraten haben, ein Vergehen, auf dem doch der Tod stand? Abermals stellt er sie unters Schwert. Diesmal giebt er den Befehl seinem Statthalter Soemus. Auch dieser verrät ihn, bezeichnenderweise wegen der Nichtachtung seiner Persönlichkeit, die ihm Herodes dadurch, daß er ihm die That zumutete, zu erkennen gab:

So groß ist keiner, daß er mich als Werkzeug
Gebrauchen darf!

Mariamnens Entschluß ist gefaßt; sie ist bereit, sich zu opfern; sie will so scheinen, wie er glaubt, daß sie sei. Das Gerücht hat die Niederlage bei Actium und seinen Tod gemeldet. Sie sagt zur Nacht ein großes Fest an; sie selbst wird dort tanzen. Mitten in dies Freudenfest, das wegen seines Todes gefeiert wird, tritt Herodes, der, mit Oktavian versöhnt, zurückkommt.

Der Tod! Der Tod! Der Tod ist unter uns!
Unangemeldet, wie er immer kommt!

Mit diesem gräßlichen Jubelruf begrüßt ihn Mariamne. Das ist der Höhepunkt des Dramas. Sie hat also, so schließt Herodes, die Probe nicht bestanden; sie muß bei Soemus den höchsten Preis gezahlt haben. Vor Gericht gestellt, verteidigt sie sich nur mit den Worten:

Betrogen? Wie? Unmöglich!
Hat er mich noch nicht gefunden, wie er mich
Zu finden dachte?

Vor ihrem Tode teilt sie ihr Geheimnis dem Römer Titus mit. Eine Larve hat auf dem Feste getanzt; eine Larve stand heute vor Gericht, für eine Larve wird das Beil geschliffen, doch es trifft sie selbst. Als Titus die Rache zu streng findet, erwidert sie:

Auf meine eignen Kosten nehm ich sie,
Und daß es nicht des Lebens wegen war,
Wenn mich der Tod des Opfertiers empört,
Das zeige ich, ich werf das Leben weg!

Wie kann sie mit dem noch leben, der Gottes Ebenbild nicht einmal in ihr ehrt? Zu spät erkennt Herodes sein Unrecht, aber er bricht so wenig zusammen, wie Meister Anton. Er will nun seine Krone um so fester halten. Er ist aber auch noch nicht belehrt; denn abermals übernimmt er die Rolle der Vorsehung. Die heiligen drei Könige treten auf, um den neugebornen König zu begrüßen. Sie suchen ihn bei ihm. Es giebt noch einen königlichen Stamm, in Bethlehem; dorthin eilen sie. Herodes will aber dem neuerstandnen Nebenbuhler zuvorkommen und befiehlt den Bethlehemitischen Kindermord. So wirft zuletzt die neue Zeit ihr Licht in die trostlose Nacht der untergehenden, die sie vergebens im Keime zu ersticken trachtet.

Also auch hier der Grundgedanke: der Mensch spielt in seiner Vermessenheit die Rolle der Vorsehung und vergeht sich zugleich gegen das Grundrecht des Menschen. Gott straft ihn durch den Verlust des Liebsten und eröffnet dabei die Aussicht, daß er das noch verlieren werde, was er noch festhält. Was in der Judith Nebenmotiv ist, ist hier Hauptsache geworden. Herodes und Mariamne ist die Tragödie des Menschen, der, in seiner Freiheit gehindert, zu Grunde geht. Die Schuld entkeimt, wie in Maria Magdalena, der Unfähigkeit des Helden und der Heldin, sich gegenseitig zu verstehen.

Das nächste große Drama Hebbels, Agnes Bernauer (1851), zeigt seine

Ansicht von der Schuld auf der Spitze. Auch Judith empfand ihre Schönheit als einen Fluch. Hier baut sich das Tragische allein auf die Schönheit der Agnes auf, die sie in Konflikt mit dem Staatsgesetz bringt. Es war eben seine Absicht, die Schönheit von der tragischen Seite darzustellen. Durch sie allein erschüttert sie die feste Ordnung des Staats. Die bloße Schönheit, die doch ihrer Natur nach nicht zum Handeln gelangen kann, geschweige zu einem die Nemesis aufregenden Handeln, also die ganz passive bloße Erscheinung auf der höchsten Spitze, ohne irgend ein Hinzutreten des Willens, vermag den tragischen Konflikt zu erzeugen. (Vergl. den Brief vom 27. Januar 1863 an Engländer.) Baiern ist in höchster Gefahr und wird in schwere Wirrungen gerissen, wenn nicht Albrecht seinem Vater Ernst auf den Thron folgt, und das kann und darf er nicht als Gatte der Agnes. So fällt sein Vater feierlich und in gesetzlichen Formen das Todesurteil und läßt es vollstrecken. Dem Sohn aber bahnt er den Weg zur Versöhnung mit dem Ungeheuern, indem er ihm nachweist, daß er im Namen der göttlichen und menschlichen Ordnung gehandelt hat, und zugleich die Tote anerkennt. Er vermag jetzt mit ihm zu weinen, denn er faßt seinen Schmerz. Der Fürst ist dem Dichter ein durchaus sittlicher Vertreter der höchsten Gewalt, der eben darum auch, obgleich sich der Groll der Masse gegen ihn erklärt, am Schluß durch einfache Entfaltung des erhabnen Pflichtbegriffs die ihm in wilder Ungebändigtheit entgegentobende Leidenschaft niederschmettert. (Brief an Dingelstedt vom 26. Januar 1852.)

Der Einzelne muß sich, wie herrlich und schön er auch sei, der Gesellschaft unter allen Umständen beugen. Die Heldin ist ihm eine moderne Antigone, die in dem ergreifenden Widerstreit des absoluten und des positiven Rechts untergeht, während natürlich Herzog Ernst höher steht als Kreon. Nirgends hat Hebbel die Bedeutung des Gesetzes mehr hervorgehoben. Das Verhältnis zu seiner Zeit, dem hohlen Demokratismus jener Tage, hat ihn dazu vermocht. Schon Gervinus hat ihn deshalb getadelt, und er selbst ihm zugestanden, die wahnsinnige Emanzipationssucht, die sich damals bei Demokraten und Konservativen gleichmäßig äußerte, habe ihn dazu verführt, das Gesetz zu scharf zu betonen. (Brief vom 13. Juni 1853.)

Ein politisches Drama ist auch das folgende, Gyges und sein Ring (1854). Auch dies führt uns auf den konservativen Standpunkt des Dichters. Der König Kandaules ist ein Freigeist, wie Herodes. Er, der letzte Heraklide, setzt sich über uraltes Herkommen leichtfertig weg und verletzt so sein Volk, das noch am Alten hängt; ebenso versündigt er sich an seiner Gemahlin. Sie ist eine indische Königstochter, geboren und erzogen in der uralten Anschauung ihres Landes, daß das Weib sich niemandem unverhüllt zeigen dürfe als ihrem Gemahl. Dieser Glaube ist fest mit ihrer Persönlichkeit verwachsen. Kandaules erkennt es selbst an: „Dein Schleier ist ein Teil von deinem Selbst." Gegen diese mit ihrem Wesen engverwebte Auffassung vergeht sich der lydische

König. Aus dem leisen Hauch entwickelt sich der tragische Sturm. Die Tragödie baut sich durchaus auf die Charaktereigentümlichkeit der Rhodope auf. Das Schicksal entsteigt, wie es in dem vorgesetzten Motto heißt, einzig der menschlichen Brust. Hebbel nähert sich hier also am meisten dem klassischen Charakterdrama. Wir fühlen die Verwandtschaft mit der Mariamne; aber Rhodope trifft keine Schuld. Sie wird tragisch vernichtet, weil sie von einem fremden Manne gesehen worden ist. In dem Verhältnis der Gatten zu einander waltet nichts von dem gegenseitigen schroffen Mißverstehen zwischen Herodes und Mariamne, und doch reißt das tragische Geschick beide ins Verderben. Nicht minder edel gehalten ist der Grieche Gyges, des Königs vertrauter Freund. „Von dem dramatischen Dichter, bemerkt Hebbel einmal, ist es bekannt, daß er um so weniger taugt, je mehr Bösewichter er braucht." Gyges ist nun der Besitzer eines unsichtbar machenden Rings. Kandaules beredet ihn, damit die entschleierte Schönheit der Königin zu belauschen. Denn ihm läßt es keine Ruhe, der einzige Zeuge dieser Schönheit zu sein. Gyges thuts; aber sofort wird ihm die Schwere seines Frevels klar. Er hat eine Missethat begangen, „für die der Lippe zwar der Name fehlt, doch dem Gewissen die Empfindung nicht." Er ist bereit, sich selbst zu opfern. Der König weigert sich, sein Opfer anzunehmen; aber er will ihn ziehen lassen. Indes hat Rhodope Verdacht geschöpft. Die Reine glaubt sich aufs schlimmste befleckt. Kandaules weiß ihren Argwohn nach und nach zu beseitigen. Da zerstört er selbst sein Werk; er kündet ihr an, daß Gyges, sein teuerster Freund, ziehen werde, aber den Grund vermag er nicht anzugeben. Nun steht alles wieder in hellen Flammen. Gyges ists, kein andrer, das steht bei ihr fest. Noch glaubt sie aber, der König wolle ihn schonen. Sie entbietet Gyges zu sich. Offen gesteht er die That; sie ruft ihren Gemahl zur Rache auf, doch so unedel ist er nicht, den Freund für seinen Frevel büßen zu lassen. Er entfernt sich und läßt ihn vertrauensvoll seine Sache führen. Gyges verteidigt vor Rhodope den Freund, aber für sie ist er nur sein Ankläger. Kandaules hat nach ihrer Meinung sein Gattenrecht an ihn abgetreten. Sie nimmt darum sein Opfer so wenig an, wie ihr Gemahl. „Du mußt ihn töten; ich muß mich dir vermählen." In diesem Entschluß läßt sie sich nicht mehr wankend machen. Doch erst daß sie droht, sich selbst zu töten, bringt Gyges dazu, zwar nicht, wie die barbarische Fabel des Herodot erzählt, den Freund zu ermorden, wohl aber ihn zum Zweikampf herauszufordern. Der König nimmt den Kampf an. Denn seine Schuld ist ihm klar geworden: leichtsinnig hat er sich an Recht und Sitte einer alten Welt vergangen. Er hat den Schlaf der Welt gestört. Wer ihr alten Besitz als kecker Neuerer nehmen will, der weckt sie auf.

Drum prüf er sich vorher,
Ob er auch stark genug ist, sie zu binden,
Wenn sie, halb wachgerüttelt, um sich schlägt,

Und reich genug, ihr Höheres zu bieten,
Wenn sie den Tand unwillig fahren läßt.

Jenen verhängnisvollen Ring hat er zu frevlem Spiel mißbraucht, ihn, der nur in die Hand des mächtigen, starken Neuerers gehört; er schützt den, der ihn zu gebrauchen versteht, und vernichtet den Schwachen, der ihn mißbraucht. So hängt an ihm vielleicht das ganze Weltgeschick. Der König fällt; aber die Hochzeitsfeier der Rhodope und des Gyges wird zugleich zur Totenfeier der Königin. Sie tötet sich selbst. Auch hier ist also der Schwerpunkt der Handlung in die Frau verlegt und die Frauenfrage von dem denkbar konservativsten Standpunkt aus behandelt. Welch eine Reihe von Frauengestalten von Judith bis zu Rhodope! Aber Gyges und sein Ring ist zugleich ein politisches Stück, geschrieben mit Beziehung auf den Liberalismus der Zeit, dem es an Kraft zu gestalten fehlte.

Das letzte Werk, das Hebbel vollendete, ist sein gewaltigstes: die Nibelungentrilogie (1855 bis 1860). Es leitete ihn dabei lediglich die Absicht, „den dramatischen Schatz der Nibelungen für die Bühne flüssig zu machen, nicht aber den poetisch-mythischen Gehalt des weitgesteckten altnordischen Sagenkreises, dem er angehört, zu ergründen oder gar irgend eine moderne Lebensfrage zu illustriren." Eine eingehende Besprechung würde uns hier zu weit führen.

Noch auf seinem letzten Krankenbett beschäftigte den Dichter sein Demetrius. Er brachte ihn so wenig zu Ende wie sein Genosse in Kampf und Leid. Wir werden uns nicht wundern, daß er sein Drama auf einem andern Grund errichtet hat als sein großer Vorgänger. Demetrius ist, wie auch bei Laube, kein Betrüger; er muß sich für den Sohn Iwans halten. Nachdem sich ihm sein Geheimnis enthüllt hat, ist er sofort bereit, allem zu entsagen. Aber er kann nicht mehr zurück; er glaubt bleiben zu müssen, um die, die an sein Geschick gekettet sind, zu erhalten. Das ist seine Schuld, an der er zu Grunde geht. Bei Schiller dagegen beharrt Demetrius, nachdem er den mit ihm gespielten Betrug erkannt hat, um den Kampf mit den entfesselten Gewalten aufzunehmen. Das Werkzeug wird selbständig; er greift nun selbst nach der Krone, er wird aus sich selbst das, wozu man ihn gemacht hat. Aber innerlich mit sich zerfallen, zerstört er sein eignes Werk.

Diese Übersicht wird gezeigt haben, inwieweit es Hebbel gelungen ist, seine Gedanken über das Drama zu verwirklichen. Das Gesetz beherrscht das Drama wie die Welt. Die Dichtkunst reinigt die Natur vom Zufall und setzt das Notwendige als das Würdigste in seine Rechte ein. Hebbel hat, was Goethe auch von Shakespeare rühmt, das Notwendige sittlich gemacht. Aber auch die Rechte des Menschen sind gewahrt, die so wenig wie die göttlichen verletzt werden dürfen. Freiheit und Notwendigkeit sind mit einander in Einklang gebracht. Insofern hat Hebbel aus dem griechischen Drama und

dem Shakespeares ein Mittleres gewonnen und die einander widerstreitenden Anschauungen der Klassiker und der Romantiker zu vereinigen gesucht. Ein geschlossener, festgefügter Organismus herrscht in seinen Dramen wie in der wirklichen Welt. Das Drama ist ihm ein Spiegelbild des Weltlaufs. Mit dem Bruch der Weltordnung beginnt für ihn die Tragödie.

Die Schuld hat er dabei auf ein immer geringeres Maß herabgesetzt. Um so gewaltiger schwillt von da aus die Tragödie an. Weil eben die theoretische Erkenntnis seinem dichterischen Schaffen vorausging, hat er sich darin gefallen, seine Lehrsätze gerade unter so extrem wie möglich gehaltnen Voraussetzungen noch als giltig zu erweisen. Läßt er aber so das Tragische aus der geringsten Schuld entstehen, so predigt umgekehrt auch seine Poesie, daß dem größten Sünder sogar Vergebung werden könne, wenn er reuig umkehre. Selbst aus der Hölle führt noch ein Weg zum Himmel. Die völlige Ergebung in die Gottheit, wie sie besonders sein letztes Gedicht, der Brahmine, ausdrückt, erhebt den Menschen zu Gott. Der Dichter, den seine Zeit für den unversöhnlichsten gehalten hat, verkündet Versöhnung noch für den ärgsten Sünder.

Wie war es möglich, von Hebbel, dessen größte Feinde die Emanzipation aus der Schule der Sand und der hohle Demokratismus der Zeit waren, von dem Manne, der das schöne Wort gesprochen hat: „Es giebt auf ethischem Gebiet so wenig Künstlerrechte wie Königsrechte!“ zu behaupten, er sei der größte sittliche Revolutionär unter allen deutschen Dichtern, aber er verberge diesen sittlichen Jakobinismus unter der kunstvollen Plastik des Tragikers? (Gottschall.) Wie konnte man so kurzsichtig sein, den Richter mit dem Verbrecher, den er verklagt, auf gleiche Stufe zu setzen? Denn stellen wir uns auf den Standpunkt, den uns nicht bloß der Theoretiker, sondern auch der Dichter anweist, so vernehmen wir, wie er seine aufgeregte Zeit mit deutlichen Worten ermahnt, die Grenzen der Menschheit nicht zu überschreiten, den Willen zu zähmen, die göttliche Ordnung — offenbare sie sich nun als Sitten- oder Staatsgesetz, als Recht des Menschen oder Gottes — nicht zu durchbrechen.

So ist im Grunde das uralte Sophokleische Wort aus dem Schlußchor der Antigone, eines Dramas, das ihm im Einklang mit der modernen Empfindung am höchsten steht, sehr im Gegensatz zur Romantik, die den König Ödipus, der uns am fernsten steht, über alles hob, das Wort: „Am Göttlichen darf nie freveln der Mensch!“ Hebbels tragischer Kanon.

Die Versöhnung

Deutschland hat am 26. Januar den größten Tag seiner neuesten Geschichte seit dem 25. Juni 1888 erlebt. Wir wissen allerdings recht wohl, daß Fürst Bismarck selbst den Ausdruck „Versöhnung," auf seine Begegnung mit dem Kaiser angewandt, kaum zutreffend finden würde. Er hat mehrmals erklärt, er sei in Ungnade beim Monarchen, und es sei lediglich dessen Sache, diese Ungnade wieder aufzuheben. Und doch könnte das geschehen ohne wirkliche Versöhnung. Das freudenvolle Schauspiel aber, das der Kaiser am Vorabend seines Geburtstages seinem aufjubelnden Volke bereitet hat, das bedeutet doch wohl mehr, als daß die Ungnade wieder von dem Fürsten genommen ist. Wir wissen nicht, was den Monarchen, nachdem er im September v. J. die Welt mit der Depesche aus Güns überrascht hat, bewogen haben mag, gerade jetzt der Nation eine noch unendlich größere und freudigere Überraschung zu bereiten, die freilich dem Fürsten selber wohl weniger eine solche gewesen ist, denn seine Beziehungen zum Kaiserhause sind niemals ganz abgerissen. Wir sehen nur, daß Kaiser Wilhelm aus eignem Antrieb gehandelt und keinen seiner jetzigen Ratgeber von seinem Entschlusse vorher auch nur in Kenntnis gesetzt hat. Und darin liegt, so scheint uns, das bedeutsame und bezeichnende des Vorgangs. Nüchterne, kühle, berechnende Überlegung gehört nicht zu den hervorstechenden Eigenschaften des kaiserlichen Herrn; er ist ein Mann lebhafter Empfindungen und rascher Entschlüsse, und ein solcher hochherziger Impuls hat ihn gewiß auch jetzt vor allem bestimmt. An seinem fünfunddreißigsten Geburtstage, der zugleich den ersten militärischen Erinnerungstag für ihn bedeutet, hat er den greisen Staatsmann, der im Groll von ihm geschieden war, nicht unter den Beglückwünschenden missen mögen. Der Kaiser hat damit nicht nur uns, sondern sich selber das schönste Geburtstagsgeschenk gemacht. Auch durch die Art, wie er es gethan hat. Einen wahrhaft königlichen Empfang hat er dem alten Recken bereitet, und mit schlichter Herzlichkeit hat er ihn zugleich behandelt wie einen alten Freund seines Hauses. Es ist ihm offenbar selbst eine wahre Freude gewesen, seinem Volke eine Freude zu machen und ihm so recht augenfällig zu zeigen, daß er sich eins mit ihm

wisse, eins vor allem in der Verehrung für Fürst Bismarck. Warum er diesen Schritt nicht früher gethan hat, darnach fragen wir heute nicht. Die tiefe, ihrer Natur nach unausgleichbare Verschiedenheit zwischen einem jungen, thatkräftigen und thatendurstigen Monarchen von starkem Eigenwillen und ausgeprägter Selbständigkeit des Charakters und einem greisen Staatsmann, der auf eine mehr als vierzigjährige Erfahrung zurücksah und mit dem durchdringenden Blick einer genialen Natur für das Wirkliche und Mögliche die überlegne Ruhe des Alters verband, hatte im März 1890 die Trennung herbeigeführt. Seitdem sind fast vier Jahre vergangen. Das ist wenig für einen zurückgezogen lebenden Greis, sehr viel für einen strebenden Mann, zumal in diesem Alter und in dieser Stellung. Ist es zu kühn, anzunehmen, daß beide sich in dieser Zeit innerlich näher gekommen sind, daß der Kaiser durch eigne Erfahrung die Größe und Genialität seines alten Kanzlers noch mehr hat schätzen und verstehen lernen als früher, da er sie als etwas gegebnes und selbstverständliches hinnahm wie alle? Es kann ihm auch nicht entgangen sein, daß das Reichsschiff in Gefahr ist, auf eine Sandbank zu geraten, daß niemand recht sagen kann, was aus der Reichssteuerreform und aus dem Handelsvertrage mit Rußland noch werden wird, und wie sich die einander heftig widerstrebenden Interessen der Industrie und der Landwirtschaft werden versöhnen lassen, daß der Mißgriffe in der jungen Kolonialpolitik mehr als genug geschehen sind, daß der Respekt vor uns im Auslande nicht mehr der alte ist, daß die Mißstimmung gegen den neuen Kurs in den am entschiedensten monarchisch und deutsch gesinnten Kreisen am größten ist, daß überall das Vertrauen nicht auf den guten Willen, wohl aber auf die Fähigkeiten seiner Leiter fehlt, weil sie das Fahrwasser der Bismarckischen Politik verlassen haben, daß endlich der einsame Mann im Sachsenwalde noch eine Macht für sich darstellt und immer darstellen wird, solange er lebt, und daß daran sein Verhältnis zum Hofe nichts geändert hat. Und wenn daher jetzt der Kaiser den Kanzler dreier Kaiser zwar nicht ins Amt zurückruft, wohl aber zu sich ruft in sein Haus, so ist das Hochherzigste, wie so oft, zugleich auch das Klügste gewesen. Die unversiegliche Quelle der Mißstimmung und des Mißtrauens, die aus der Entfremdung beider immer wieder Nahrung sog, ist geschlossen, und mit der herzlichen und tiefen, rein menschlichen Freude darüber, daß es der Kaiser über sich gewonnen hat, nach mancher trüben Stunde dem treuesten Diener seines Hauses und dem größten Deutschen wieder die Hand zu reichen, und daß wir uns beider wieder zusammen freuen dürfen, ist auch die frohe Hoffnung auf eine Wendung der Reichspolitik erwacht, und leuchtend bricht die Sonne durch den Nebel der Verstimmung. Das hat auch dem Kaiser der schier unbezähmbare Jubel zeigen können, mit dem die Reichshauptstadt seinen Gast begrüßte. Wir maßen uns nicht an, auch nur vermuten zu wollen, was weiter geschehen wird. Aber das eine wissen wir, daß mit uns ganz Deutsch-

land dankbar zu seinem Kaiser aufschaut, der ihm an einem Tage soviel geschenkt hat, und daß es noch niemals an seinem Geburtstage so warm und freudig wie diesmal in den Ruf eingestimmt hat: Heil dem Kaiser!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Regungen des Partikularismus. Fürst Bismarck hat sich seit seinem Rücktritt in verschiednen Ansprachen weniger an seine preußischen Landsleute als an die Angehörigen der andern deutschen Stämme gewandt und sie zu einer lebhaftern Bethätigung ihrer Teilnahme am Reich gemahnt. Der Grund dafür soll hier nicht weiter erörtert werden. Sein Rücktritt hat offenbar weniger auf Preußen als auf die andern Glieder des Reichs gewirkt, vielleicht weil in Preußen das staatliche Gefüge fester und das dynastische Vertrauen gesicherter ist. Jedenfalls braucht der erste Reichskanzler den Preußen die Beteiligung an den Reichsangelegenheiten nicht besonders zu empfehlen, da sich diese der geschichtlichen Entwicklung gemäß von selbst bethätigt, und da der deutsche Kaiser niemals vergessen darf, daß er in erster Linie König von Preußen ist. Die an die andern deutschen Stämme gerichtete Aufforderung hatte ihren guten Grund. Das Bundesverhältnis im deutschen Reich beruht nicht auf der gleichen Macht der Gliedstaaten, das preußische Übergewicht ist einmal vorhanden, und dessen sollten wir uns freuen. Es bildet ein so mächtiges Bollwerk nach innen und außen, daß es von dem guten oder bösen Willen unabhängig ist. Abgesehen von gewissen Vorrechten Preußens in Bezug auf die Kriegsverfassung und die verfassungsmäßige Beibehaltung gewisser Steuern und abgesehen von der sogenannten clausula Bajuvarica sind die Rechte der Gliedstaaten gleich. Auf ihrer gegenseitigen Achtung ruht die innere Entwicklung des Reichs. In der Verfassung ist dem Bundesrat eine sehr wichtige Stellung zugewiesen. Er war auf dem gesetzgebenden Gebiet als eine Art Oberhaus, auf dem Verwaltungsgebiet als ein Ministerkollegium gedacht, das in seinen einzelnen Ausschüssen die Gesetze vorbereiten, ihre Anwendung durch Ausführungsvorschriften regeln und durch ein gewisses Vorschlagsrecht sogar bei der Besetzung wichtiger Ämter mitwirken sollte. Seine volle Macht hat der Bundesrat eigentlich nur in den Zeiten des norddeutschen Bundes entwickelt. Damals bestand die ganze Reichsregierung aus dem Präsidenten Delbrück und einem halben Dutzend Räten. Die Entwürfe wurden in der Regel von Preußen, einzelne auch von andern Bundesregierungen ausgearbeitet, und die Ausschüsse des Bundesrats berieten diese Entwürfe sehr eingehend. Liest man die Drucksachen des Bundesrats aus dieser norddeutschen Periode, so findet man ein reichhaltiges Material hervorragender Gesetzgebungs- und Verwaltungsthätigkeit. Fast jeder Ausschuß lieferte einen inhaltreichen schriftlichen Bericht. Die Berichte des braunschweigischen Gesandten Lieber, des Hanseaten Krüger u. a. werden in der staatsrechtlichen Litteratur einen dauernden Wert behalten. Durchmustert man dagegen die Drucksachen des Bundesrats aus neuerer Zeit, so wird man schwerlich mehr einen schriftlichen Bericht finden, höchstens einmal den gedruckten Antrag eines Ausschusses, und auch diesen in sehr seltnen Fällen verschieden von der Vorlage, die

fast ausnahmslos vom Reichskanzler ausgeht. Die Protokolle des Bundesrats sind rein formale Aufzeichnungen über den Hergang der Sitzung. Aus ihnen einen Schluß auf die Thätigkeit des Bundesrats zu ziehen, würde kein günstiges Ergebnis liefern. Trotzdem kann man nicht behaupten, daß die große Eiche des Fürsten Bismarck alle die kleinen Pflänzchen, die sich an den festen Stamm gelehnt hatten, überwuchert und zerdrückt habe. Der Grund für diese verschwindende Thätigkeit des Bundesrats liegt vielmehr in der Schaffung der Reichsämter. Aus dem kleinen Reichskanzleramt mit dem Präsidenten Delbrück, das eigentlich nichts andres als die jetzige Reichskanzlei, d. h. das Büreau der Reichskanzlei war, entwickelte sich nach und nach das Reichsamt des Innern, das Reichspostamt, das Reichsjustizamt, das Reichsschatzamt. Das auswärtige Amt entstand aus dem preußischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten; das Reichsmarineamt und das Reichseisenbahnamt traten hinzu. Unter dem Reichsamt des Innern erhob sich das Gesundheitsamt und das Reichsstatistische wie das Reichsversicherungsamt. Auf allen Gebieten der Zuständigkeit des Reichs entstanden neue Behörden, und es ist nicht bloß ein Sprichwort, daß der, dem Gott ein Amt giebt, auch Verstand erhalte, sondern auch ein Erfahrungssatz, daß, wenn einmal eine Behörde geschaffen ist, sie sich bald einen Wirkungskreis und eine Thätigkeit schafft. Die Reichsämter entstanden in der Zeit der mächtigsten Herrschaft des Fürsten Bismarck, wo er mit einem Wink seinen Willen durchsetzte und jeder Gedanke, seine Macht zu teilen oder ihm eine Teilung der Arbeit zu seiner Entlastung zu ermöglichen, von allen Parteien, wenn auch aus verschiednen Gründen, freudig begrüßt wurde. Die Reichsämter entzogen dem Bundesrat seine Arbeit und seine Macht, ohne damit auch die Macht der Gliedstaaten einzuschränken. Wenn ein Reichsamt einen Entwurf aufzustellen hat, setzt es sich mit den hauptsächlichsten Bundesregierungen in Verbindung und sucht deren Zustimmung zu gewinnen. Es werden Sachverständige zugezogen, die den verschiednen Bundesstaaten entnommen sind; die größern Staaten wissen ihre Wünsche auf diplomatischem Wege geltend zu machen, und wenn der Entwurf an den Bundesrat kommt, so ist in der Regel die Sache schon glatt, und die Wege sind ihm geebnet. Dem Publikum gegenüber sieht es so aus, als ob die Einzelstaaten einer Vorlage des Reichskanzlers gegenüber nichts vermöchten. Es ist das aber nicht der Fall, nur der Bundesrat als solcher ist zurückgedrängt, und es ist wohl auch ein Unterschied, ob eine Sache schriftlich mit den größern Staaten verhandelt oder mündlich erörtert wird. Die Behörde, die den Entwurf aufgestellt hat, ist — um ein gemeines Bild zu gebrauchen — in der Vorhand; der Entwurf hat damit einen bestimmten Charakter erhalten, den man in einzelnen Stücken verbessern oder verschlechtern, aber nicht verändern kann.

Das alles hat sich bis zum Frühjahr 1890 vollzogen und ist seither nicht anders geworden. Allmählich erwuchs aber in den Bundesstaaten eine gewisse Abneigung gegen die Reichsämter, obwohl auch hier die Mitglieder der einzelnen Regierungen ihre Vertretung finden, und jedenfalls würde es schwer fallen, neue Reichsämter zu gründen, außer für solche Zwecke und Aufgaben, bei denen dem Kaiser gesetzlich die volle Gewalt zusteht, wie in den Kolonien.

Es kann nicht geleugnet werden, daß die Zurückdrängung des Bundesrats zum Vorteil der Reichsämter mehr und mehr zum Einheitsstaat neigt und dem Grundsatze des Bundesstaats widerspricht, und es mag sein, daß Fürst Bismarck, dessen Sturz nicht sowohl im Reich als in Preußen erfolgt ist, erst nach seinem Abgang entdeckte, daß dieser Entwicklungsgang der Reichsverfassung ihrem Geiste nicht entspreche. Daher die Mahnung an die einzelnen Gliedstaaten, nicht ruhig

dem Gange der Reichsmaschine zuzusehen, sondern thätig in sie einzugreifen. Aber der Rat hat leider nicht die Ausführung gefunden, die seines Urhebers würdig gewesen wäre. Für die reichstreuen Parteien war die Befolgung durch die geschilderte Entwicklung der Dinge erschwert. Für Parteien aber, die bisher als Hort des Partikularismus galten, bot er eine Handhabe zur Bekämpfung des Reichs. Die klerikale Partei in Baiern, die widerwillig das Joch der Reichseinheit erträgt, macht seit Einberufung der Kammer seinem Ministerium das Leben schwer, indem es eine einflußreichere Thätigkeit im Bundesrat und eine größere Einwirkung auf die Reichspolitik verlangt. Sie rüttelt an der Grundlage, auf der sich bisher die Reichsverfassung entwickelt hat, und verlangt eine Einwirkung auf den Bundesrat für die Volksvertretung, während der Bundesrat doch nur die Vertretung der Regierungen darstellt. So wird ein Riß in die Einheit gemacht, den keine Staatskunst verkleistern kann, und es ist kein Zweifel, daß seither der Geist des Partikularismus in Süddeutschland weiter um sich greift. Während sich aber in Baiern das Ministerium bemüht, den bestehenden Zustand zu retten, tritt der württembergische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Freiherr von Mittnacht, ganz offen im Reichstag als Opponent gegen die Regierung des Kaisers auf und gewinnt dabei den Beifall der partikularistischen Parteien. Es war eigentümlich, aber im Zusammenhange klar, daß sich der Minister in demselben Grunde mit seinem demokratischen Landsmann begegnete, und keine Loyalitätserklärung durch den Reichsstaatssekretär, wie sie dem Herrn von Mittnacht in geschickter diplomatischer Weise zu teil wurde, vermag den Abgrund zu bekränzen, vor dem die mühevoll errungne Einheit schwebt. Denn Herr von Mittnacht brauchte ein gefährliches Argument, indem er deutlich hervorhob, daß Preußen bei Einbringung der Weinsteuer ein Württemberg angeblich gemachtes Versprechen gebrochen habe. Er hat damit das Vertrauen zu dem führenden Staat, das Fürst Bismarck als treuer Ekkehard zu wahren bemüht war, zu erschüttern gesucht. In der Zeit des alten Bundestags und seit 1848 war es ein beliebtes Mittel der Metternich-österreichischen Politik, den kleinen Staaten mit der Perfidie Preußens angst zu machen, und dieses Mittel hat zum Unheil des deutschen Volkes jahrzehntelang verfangen. Dieses Mittel wird jetzt wieder hervorgesucht. Bei aller Freiheit der Bundesglieder, vor dem Reichstag eine abweichende Meinung vorzutragen, eine solche Rede hätte nicht gehalten oder sie hätte verhindert werden müssen. Sie weckt aufs neue den Geist des Mißtrauens und zerstört den Einheitsgedanken in der Nation. Die Rede war inhaltlich nicht berechtigt, denn ein Reservatrecht Württembergs konnte der Minister nicht behaupten, bei den Unterhandlungen im Jahre 1870 war von Preußen auf die Anfrage Württembergs die Antwort gegeben worden, daß die Regierung eine Weinsteuer nicht plane. Eine solche Antwort konnte natürlich nicht für alle Ewigkeit gelten. Einem so klugen Manne, wie Herrn von Mittnacht, konnte die Bedeutung dieser Antwort nicht entgehen, um so weniger, als in den frühern Jahren sogar verfassungsmäßige Rechte Hamburgs und Bremens durch einen Druck des Reichs durch die Gesetzgebung beseitigt wurden. Damals wurde keine Klage von der Verletzung eines gegebnen Wortes laut, die Bürger der Hansestädte zeigten sich dem Reiche und Preußen gegenüber wohlwollender als jetzt Herr von Mittnacht. Kann man sich wundern, wenn in französischen Zeitungen schon die Rede davon ist, daß die süddeutschen Staaten auf eine Befreiung vom preußischen Joche warten?

In dem deutschen Volke lebt eine zentrifugale Neigung, die keiner Förderung, sondern der Bekämpfung bedarf. Der Kitt, der die deutsche Einheit geschaffen hat, war das Blut. Aber noch sind nicht fünfundzwanzig Jahre vergangen, seit es auf

den französischen Schlachtfeldern geflossen ist, und schon regt sich mit dem allgemeinen Geiste der Unzufriedenheit der Geist der Zersplitterung. Es ist nicht das erstemal, daß die königlich württembergische Regierung mit der demokratischen Volkspartei zusammengegangen ist. Es ist schon betrübend, wenn sie sich diesen Luxus am Nesenbach gönnt; in Reichsangelegenheiten soll sie damit fernbleiben; wir wollen uns bei aller Anerkennung der Selbständigkeit der Gliedstaaten unsre Einheit nicht gefährden lassen.

Zukunftsbilder. Unser Jahrhundert ist seinem Ende nahe, und nicht lange mehr, so wird man seinen Nekrolog zu schreiben haben. Bei seinem Beginne hatte es noch einen sehr unselbständigen Charakter; er war ganz gegeben durch die Revolutionsereignisse, in denen sich die politischen Gedanken ausdrückten, die im vergangnen Jahrhundert entstanden waren, und die erst auf dem Wiener Kongreß — scheinbar endgiltig — besiegt wurden. Erst hier fängt sein eignes Leben an, zunächst ein Leben der Erholung und der Sammlung. Die wirtschaftlichen Kräfte konnten sich bethätigen, die Naturwissenschaften erweiterten ihr Gebiet und bearbeiteten es eifriger, und die technischen Erfindungen gestalteten das Gefüge der Gesellschaft allmählich um, in deren gebildeten Schichten der Nationalitätsgedanke, dort wo er nicht schon verwirklicht war, litterarische Nahrung erhielt und mit den Verfassungsideen, die aus der Revolutionszeit zurückgeblieben waren, zusammenfloß. In dem fast allgemeinen Ausbruch von Achtundvierzig, der ersten großen öffentlichen Kundgebung des Jahrhunderts, waren die konstitutionellen, die nationalen und die neu aufsteigenden sozialen Bestrebungen im unklaren Durcheinander vermischt. Dann erschienen die Männer, die aus diesem Chaos die rein politischen Aufgaben herausgriffen und lösten, die Nationalstaaten schufen, und das ist die unserm Jahrhundert durchaus angehörende, das Jahrhundert kennzeichnende That. Daneben verrichtete es, fast in seinem ganzen Verlaufe, im Orient ein andres Geschäft, das es aber — bisher wenigstens — nicht vollendet hat, die fortdauernde Verkleinerung der Türkei durch die Hand Rußlands. Gleichzeitig setzte es aber auch die Entdeckungsarbeiten fort, die lange geruht hatten; in den achtziger Jahren wurde Afrika unter die seefahrenden Völker verteilt, und gerade noch rechtzeitig hatten die Deutschen und die Italiener ihre Nationalstaaten gebildet, um bei dieser Verteilung mitreden zu können. Wir können unser Jahrhundert nennen: das der Nationalstaatenbildung, der Naturwissenschaften und der Technik, der sozialen Frage und der Verteilung Afrikas.

Das letzte Ereignis wird in seiner Wirkung gewöhnlich unterschätzt, und die, die ihm ihre Kraft gewidmet haben und noch widmen, werden gern als Kolonialschwärmer und Phantasten bezeichnet. Es ist aber für die Zukunft Europas und für das künftige Schicksal seiner großen Massen so wichtig wie irgend ein andres. Afrika ist dreimal so groß wie unser Erdteil, und so viele zur Unfruchtbarkeit verurteilte Strecken es auch enthalten mag, so bleiben doch unter allen Umständen noch immer ungeheure Gebiete übrig, die anbaufähig und sogar sehr üppig sind. Vorläufig scheinen nur die nördlichen und die südlichen Ränder für Arbeiter der weißen Rasse bewohnbar, alles andre ist gegenwärtiges oder künftiges Plantagenland, wo der Europäer Befehlshaber sein, nicht aber sich als Ackerbauer ansiedeln kann. Doch gerade darin liegt die Bedeutung Afrikas. Es ist, wenn man von den semitischen Eroberern und Sklavenhändlern absieht, bewohnt von einer Rasse, die sich nie und nimmer auf die Höhe der kaukasischen erheben kann, die seit Jahrtausenden, seit es eine Geschichte giebt, immer in einem Unterthänigkeitsverhältnis

zu ihr gestanden hat, und die sich auch ganz genau ihrer untergeordneten Rolle bewußt ist. Gewiß sind die einzelnen Stämme oder Stammesgruppen sehr verschieden von einander, und man findet hier die eine, dort die andre Begabung oder Geschicklichkeit, hier die eine, dort die andre wertvolle Charaktereigenschaft; auch an einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten fehlt es nicht, und es ist wahrscheinlich, daß die eindringende Kultur manche verborgne Anlage wecken und zur Geltung bringen wird. Trotzdem kann man schon jetzt mit ziemlicher Sicherheit sagen, daß die Negervölker als Ganzes auf lange Zeit hinaus unter europäischer Herrschaft und Leitung zu stehen berufen sind, und daß sie der Europäer, wenn auch nicht mißbrauchen — wie es in der Vergangenheit so oft geschehen ist —, wohl aber gebrauchen können wird zu ihrem und zu seinem Vorteil. In den Negern bietet sich uns eine zahllose Menge von Arbeitern, die vielleicht einst die niedrigsten Verrichtungen in Europa selbst übernehmen, sicherlich aber in ihrer Heimat für unsern Nutzen wirksam sein werden. Sie werden die Bodenschätze Afrikas zu Tage fördern und dem übervölkerten Mitteleuropa den Nahrungsausfall decken helfen. Auf den ersten Blick scheint damit etwas unsrer Landwirtschaft und unsrer Arbeiterbevölkerung sehr unangenehmes bevorzustehen. Für eine Nation aber, die ihren tropisch-afrikanischen Grundbesitz nicht einzelnen Großpflanzern anheimgiebt, sondern von Staats wegen bebauen läßt — und die schlechten Erfahrungen, die Holland mit dem Monopolsystem auf den hinterindischen Inseln gemacht hat, beweisen nichts gegen die Möglichkeit einer glücklichen Lösung eines solchen Unternehmens —, hat eine Ausnutzung kolonialer Weizen- und Reisdomänen, die Schaffung einer Kornkammer und eines Fleischschatzes im dunkeln Erdteil nichts Bedenkliches. Sie wird dann auf dem ihr selbst gehörenden Grund und Boden das erzeugen lassen, was sie jetzt aus Rußland, Indien, Nordamerika beziehen muß, und was sie vielleicht nicht lange mehr mit ihren Industrieprodukten vorteilhaft bezahlen können wird. Denn alle diese Länder werden über kurz oder lang ihre eigne Großindustrie so ausdehnen, daß sie nur noch „Spezialitäten“ einzuführen brauchen, Kunsterzeugnisse, die ihr eignes Talent nicht herzustellen vermag. Frankreich mit seinem, in allen Geschmacksangelegenheiten unermüdlichen Erfindungsgeiste wird immer ausfuhrfähig sein; Deutschland dagegen ist keineswegs sicher, in einem Menschenalter verhältnismäßig eben so viel Absatz zu finden wie jetzt, besonders wenn die billige Arbeitskraft Ostasiens auf dem Markte erscheint, die schon heute, aus Indien wenigstens, die englischen Fabrikerzeugnisse zu verdrängen beginnt. Gerade Deutschland also, dessen industrielle Eroberungen sehr in Gefahr sind, eingedämmt zu werden, während andrerseits seine Bevölkerung rasch zunimmt, wird in den afrikanischen Besitzungen eine besonders wertvolle, ja, trotz aller Verbesserungen der Agrikulturtechnik in der Heimat, unbedingt notwendige Anlehnung schätzen lernen.

Durch die Fruchtbarkeit und die billige Arbeitskraft des dunkeln Erdteils wird die Menge unsrer Güter, die bisher unzureichend ist, um der Mehrzahl der Bevölkerung einen behaglichen Lebensstand zu verschaffen, vergrößert werden. Die heimische Industrie wird vorwiegend für den heimischen Bedarf erzeugen können, von ihren Erzeugnissen wird absolut und relativ mehr im Lande bleiben, und es wird genug vorhanden sein für alle, während jetzt Güter nach dem Auslande gehen, an denen viele Hunderttausende, ja Millionen Einheimischer Mangel leiden. Sie leiden aber Mangel, nicht nur weil die Menge aller oder der im Lande bleibenden Güter zu gering ist, sondern auch weil ihr Lohn zu niedrig ist, oder weil sie als Arbeitslose einen Lohn überhaupt nicht beziehen. Die Zahl der besitzlosen Bauern nimmt zu mit dem Wachsen der Bevölkerung, mit dem die Teilung des Bodens

nicht Schritt hält, und da die landwirtschaftliche Maschine die Verwendung dieser Besitzlosen als Landarbeiter überflüssig macht, strömen sie in die Städte, wo sie, weil die Industrie nicht alle beschäftigen kann, das Proletariat vermehren. Sollte hier wirklich nur die Sozialdemokratie helfen können? Nein. Die Hilfe liegt vielmehr in der reichlichen Schaffung kleiner Urproduktionsbetriebe. Die Zahl der Familien, die aus ihrem eignen Grund und Boden durch eigne Arbeit ihren Erwerb ziehen, muß möglichst gesteigert werden. Wie solche kleine Betriebe gedeihen können, lehrt Frankreich; und das Beispiel dieses Landes, wo trotz des Mangels jeder feststehenden Autorität die sozialdemokratische Partei schwächer ist als in Deutschland, zeigt den Wert eines zahlreichen Kleinbauernstandes auch für die konservative Entwicklung eines Volkes. Verhielte sich die erbgesessene französische Bourgeoisie nicht so ablehnend gegen gerechtfertigte finanz- und sozialpolitische Reformen, und wäre nicht andrerseits die revolutionäre Überlieferung so stark, so würde Frankreich von der Sozialdemokratie vermutlich vollständig verschont bleiben. Den wirtschaftlichen Segen eines ausgedehnten Kleinbetriebs würde eine tüchtige Facherziehung der bäuerlichen Jugend und dann eine Vereinigung der benachbarten Betriebe selbstverständlich bedeutend erhöhen; und er würde nicht allein denen zu gute kommen, die auf diese Weise selbst zu Besitzern werden, sondern der gesamten arbeitenden Klasse. Denn der durchschnittliche Lohn der Handarbeit kann nie wesentlich den durchschnittlichen Gewinn aus der Bearbeitung des eignen Bodens übersteigen; dieser Gewinn ist die Grundlage für alle Lohnbemessung auf dem Markte von Arbeitsangebot und Arbeitsnachfrage, und wenn er fällt, wenn infolge davon der kleine Grundbesitzer seinen undankbaren Boden verläßt und in die Stadt zieht, drückt dessen Konkurrenz alle Löhne herunter, wie sie alle steigen, wenn er zufrieden auf der Scholle bleibt.

Ist der heimische Boden bereit, die heimische Arbeitskraft zu beschäftigen, dann wird die fortschreitende Verbesserung der Maschinen alle Vorteile ohne ihre Nachteile entfalten können; die Zahl der Urproduzenten wird wachsen und wird der Industrie als konsumirende Menge gegenüberstehen, statt sich, wie bisher, unter ihre Hilfsarbeiter, und zwar zum Teil vergebens, zu drängen. Insofern aber wird der Urproduzent sich mit der Verarbeitung einzelner seiner eignen Erzeugnisse beschäftigen können, als neben die Dampfkraft mehr und mehr die Elektrizität tritt, die gewerblichen Betriebe im Kleinen ermöglicht, und unter deren Einfluß vielleicht manche alte wirtschaftliche Sitte, wie z. B. die, im Hause zu spinnen, wieder aufleben wird. Die Änderungen in der Technik sind es in erster Reihe, die die Änderungen in den wirtschaftlichen Einrichtungen herbeiführen, und die Elektrizität, diese feinfingrige Fee, wird manchen Knoten lösen, den der Riese Dampf zusammengeballt hat. Aber auch die politischen Umwälzungen wirken auf das wirtschaftliche Leben ein, und gerade das Bedürfnis nach Erweiterung der konservativen Volkskreise wird zu der Schaffung eines zahlreichen Kleinbesitzerstandes mit Notwendigkeit führen. Das dauernde Vorherrschen der Latifundienwirtschaft und die ungeschwächte Erhaltung der Großbauernwirtschaft ist unmöglich; es geht nicht an, daß Millionen von Menschen vom Besitze ausgeschlossen und allesamt auf die Lohnarbeit angewiesen werden, die in diesem ungeheuern Maße nicht geboten werden kann. Es geht schon im Interesse der Besitzenden selbst nicht an, weil man damit den Boden für Unruhen zurechtpflügt, deren Umfang und Gefährlichkeit sich noch gar nicht voraussehen läßt; es geht aber auch im Interesse der Menschlichkeit nicht an, die verlangt, daß das Vaterland allen die Möglichkeit biete, zu leben und sich zu bethätigen. Die kräftig betriebne, alle Fortschritte der Wissen-

schaft benutzende Kleinkultur, nicht als ausschließliche Betriebsform — denn jede Einförmigkeit ist vom Übel —, wohl aber als ausreichend gepflegte, wird diese Möglichkeit herbeiführen. Wir können getrost sagen: sie wird, denn das Eintreten dieser Reform ist unvermeidlich; die außerordentlichen Anstrengungen der Staaten auf militärischem Gebiete werden sie über kurz oder lang dazu nötigen, die Volkskraft auf diese Weise zu heben und besser auszunutzen als bisher.

Und so werden die Thaten und die Leiden unsers Jahrhunderts zusammenwirken, um dem nächsten ein neues und hoffentlich ein besseres und friedlicheres Antlitz zu verleihen. B. M.

Zur Charakteristik Goethes als Politiker. „Die Wahrheit ist, daß sich Goethe überhaupt zu keiner bestimmten, in sich zusammenhängenden Staatslehre bekannte; er war das gerade Gegenteil von dem, was der politische Doktrinarismus in seiner Zeit und seit seiner Zeit mit so großen Ansprüchen zu fordern begann. Es gehört daher zu dem Schwierigsten und Gewagtesten, eine Charakteristik des Dichters in dieser Beziehung zu geben."

Jeder, der seinen Goethe ein wenig gelesen hat, wird diese Stelle in der neusten Schrift von Ottokar Lorenz*) bereitwillig unterschreiben. Damit ist nun aber nicht gemeint, daß der Dichter nicht in bestimmten Zeiten über bestimmte politische Fragen ein sehr bestimmtes politisches Urteil gehabt habe; er hat es nur sehr selten ausgesprochen, besonders selten in der Zeit vor der französischen Revolution. Doch führt auch Lorenz, der über diese frühere Zeit rasch hinweggeht, eine Äußerung Goethes aus dem Jahre 1775 an „über den Unwert der Freiheitsideen, von denen alle Welt erfüllt sei." Der Dichter konnte sich damals in Korsika die Menschen nur unter despotischer Herrschaft glücklich denken. Bei erneutem Lesen seiner Briefe aus dem Jahre 1782 sind uns aber ein paar Stellen aufgefallen, die uns wenigstens für diese Zeit eine Charakteristik Goethes als theoretischen Politikers wohl zu gestatten scheinen.

Da ist zuerst der längst bekannte Brief an den Geschichtschreiber Johannes von Müller vom 26. Juli 1782. Goethe dankt darin Müller für seine Schrift „Die Reisen der Päpste," worin sich der Verfasser, wie Goethe sagt, des „dreifach gekrönten Oberhaupts" annimmt, „dessen Vorfahren, ohne es ordentlich zu verdienen, von der Welt angebetet werden, und der nun, ohne es verschuldet zu haben, seinen eignen Kindern zum Gespötte wird." **) Man vergegenwärtige sich Anlaß und Zweck jener Schrift. 1782 im Frühjahr hatte Papst Pius VI. seine Reise nach Wien unternommen, um den Kaiser zur Zurücknahme seiner kirchenpolitischen Reformen zu bestimmen. Mannichfache Eingriffe Josephs in die Reichskirchenverfassung hatten aber auch die geistlichen Fürsten des Reichs mißtrauisch gegen den Kaiser gemacht, die weltlichen Stände, Preußen an der Spitze, fürchteten seine hohen Pläne, wie sie schon 1779 hervorgetreten waren. So waren denn ihre Sympathien beim Papst. Müller aber war in Diensten des Kurfürsten und Erzbischofs von Mainz, des Erzkanzlers des Reichs. Überdies schrieb er seiner Überzeugung gemäß, die viele — unter andern z. B. Friedr. Heinr. Jacobi — mit ihm teilten: daß das größte aller politischen Übel weltliche Despotie und eine Universalmonarchie nach Art der römischen von den Zeiten des Augustus an sei;

*) Goethes politische Lehrjahre. Ein in der achten Generalversammlung der Goethegesellschaft gehaltener und erweiterter Vortrag mit Anmerkungen, Zusätzen und einem Anhang: Goethe als Historiker. Berlin, Hertz, 1893.

**) Goethes Briefe (Weimarer Ausgabe), II, S. 15.

nach einer solchen schien ihnen Joseph zu streben. Auf der andern Seite war der Kaiser bei dem, was er that, doch von den löblichsten Absichten beseelt, es war auch ganz im Sinne der Gebildeten von Deutschland; vernünftige Zustände in Staat und Kirche erschienen vor allem wünschenswert, ziemlich gleichgiltig dagegen erschien es, daß sie auf Kosten altehrwürdiger Rechte und Freiheiten und mit sehr gewaltsamen Mitteln geschaffen werden sollten. Die Schrift von Müller, die das Papsttum als das geistige Prinzip dem materiellen der weltlichen Gewaltherrschaft entgegenstellte und die wohlthätige Wirksamkeit einzelner großen Päpste des Mittelalters enthusiastisch pries, konnte darum in weiten Kreisen keine Anerkennung finden: im Gegenteil, sie erregten heftiges Mißvergnügen, nur die litterarischen Gegner des herrschenden Aufklärerwesens — es gab deren wenige von Bedeutung — erkannten sie an, Politiker an deutschen Fürstenhöfen mochten sie für nützlich halten, auch wenn sie innerlich dem Papsttum keineswegs die große Geistes- und Friedensmission zuzuerkennen geneigt waren, die ihm der Verfasser so emphatisch beilegte.

Hören wir nun, wie sich Goethe darüber vernehmen läßt. „So wenig — sagt er — wir uns dem Strome der Zeit entgegenstellen können, so ist es doch immer um der Einzelnen willen gut, wenn eine Stimme dem Beifall widerspricht, den das Menschengeschlecht oft Handlungen und Begebenheiten zujauchzt, die sie ins Verderben führen. Und wer eine Anlage hat, klug zu werden, mags nächst dem Leben in der Geschichte suchen." Das also erkennt Goethe, daß die Josephinischen Reformen, auch dort, wo sie Heiliges verletzten, von der Strömung des Zeitalters getragen wurden; er meint auch, daß diese Strömung unaufhaltsam sei, das heißt nichts anders, als daß die Einrichtungen, die ihrem Sinn und Wesen entgegen waren, vernichtet werden und verschwinden würden. Aber er scheint doch weit entfernt, diese Strömung zu billigen oder sie gar als einen Fortschritt zu verherrlichen. Die Handlungen, die Begebenheiten, von denen er spricht, können nur auf die kirchenfeindlichen Maßregeln des Kaisers gedeutet werden, die Welt jauchzt ihnen zu, aber sie führen ins Verderben. Was hernach von der Publizistik und Geschichtschreibung des neunzehnten Jahrhunderts wohl gesagt worden ist, daß die Nichtachtung aller geschichtlichen Rechte und selbst der ehrwürdigsten Einrichtungen, deren sich die absoluten Herrscher von Ludwig XIV. bis auf Friedrich und Joseph schuldig gemacht haben, die Revolution vorbereiteten, ja sie in einem gewissen Sinne recht eigentlich heraufführten, das spricht doch Goethe hier, wie uns scheint, sehr deutlich aus. Auch was er dann vom Klugwerden durch Leben und Geschichte sagt, ist der gemeinen Ansicht seines Zeitalters sehr entgegengesetzt, denn dieses sah in dem vernünftigen Denken die Quelle aller Weisheit auch für Staatslenker und ihre Gehilfen.

Welch ein wichtiges Zeugnis zur Charakteristik Goethes als Politiker ist also dieser Brief! Es wundert uns, daß Lorenz gar nicht auf ihn verwiesen hat. Man könnte meinen, weil sein Inhalt auf Goethe als Handelnden, als praktischen Staatsmann kein Licht wirft. Gewiß, im Herzogtum Weimar war keine Gelegenheit, zu dieser Frage Stellung zu nehmen, da gab es keinen Kirchenstreit, die Reformen des Fürsten bewegten sich auf einem Gebiete, wo ein Konflikt mit dem Herkömmlichen nicht leicht entstehen oder doch nicht von grundsätzlicher Bedeutung werden konnte. Aber Lorenz widmet doch auch den „Ansichten" Goethes ein Kapitel, auch sind es hauptsächlich die Übergriffe des Kaisers gegenüber deutschen Bistümern gewesen, die zur Bildung des Fürstenbundes führten, und Lorenz verbreitet sich ausführlich über den Anteil, den Goethe daran genommen hat, er macht es sogar wahrscheinlich, daß die Idee zu diesem Bunde im Haupte des Dichters entsprungen

sei. Und gerade für die Zeit vor der Revolution sind die Zeugnisse für Goethes politisches Denken und Meinen so spärlich!

Die zweite Stelle, auf die wir hier aufmerksam machen wollen, findet sich in einem Briefe an Lavater vom 9. August 1782.*) Dieser Brief ist namentlich bezeichnend für das damalige Verhältnis Goethes zur christlichen Religion, der Dichter berührt darin das Geheimnis der Menschwerdung und die Wunder des Neuen Testaments, er legt seine Auffassung des Evangeliums dar. Wir gehen aber darauf nicht näher ein, uns interessirt nur folgende beiläufige Äußerung: „Nimm nun, lieber Bruder, daß es mir in meinem Glauben so heftig ernst ist, wie dir in dem deinen, daß ich, wenn ich öffentlich zu reden hätte, für die nach meiner Überzeugung von Gott eingesetzte Aristokratie mit eben dem Eifer sprechen und schreiben würde, als du für das Einreich Christi schreibst, müßte ich nun" u. s. f. . . . Das weitere hat keine Beziehung mehr auf unsern Gegenstand.

Wenn das Urteil Goethes über die Reisen der Päpste im Grunde nur eine objektive geschichtliche Würdigung der Zeitströmungen enthält, so haben wir hier ein positives politisches Bekenntnis: der Dichter würde, sagt er, für die Aristokratie eintreten, wenn er öffentlich zu reden hätte. Er hält sie also ohne Zweifel für gut und nützlich; er bezeichnet sie aber auch als von Gott eingesetzt, also auf der heiligsten Berechtigung ruhend, nicht auf bloßer Anmaßung und Willkür.

Das ist nun aber wieder durchaus dem entgegengesetzt, was die Mehrheit der Zeitgenossen meinte und glaubte. Ob Monarchie oder Republik die bessere Staatsform sei, darüber durfte man geteilter Ansicht sein, Männer von sehr vorgeschrittner Denkart meinten, daß in alten und großen Staaten nur die Monarchie von Dauer sein könne; „Republiken — sagte Schlözer in Göttingen einmal — sind gut für Menschen, die mit einander grasen." Auch war streitig, ob es besser wäre, wenn die gesamte Staatsgewalt in einer Hand oder wenn sie geteilt wäre. Aber darüber war unter den Gebildeten jener Tage kein Zweifel, daß die Aristokratie an und für sich etwas Ungereimtes und Verwerfliches sei. Neben denen, die durch den Selbsterhaltungstrieb darauf angewiesen waren, für die Aristokratie einzutreten, hatte sie nur wenige vornehme Geister zu Verteidigern, die fern von der Heerstraße des Jahrhunderts wandelten. Zu diesen gesellt sich hier ausdrücklich Goethe.

Freilich bedürfen jene Worte des Dichters noch eines Zusatzes, wenn man sie recht verstehen will. „Republiken hab ich gesehen — sagt er später in den Xenien —, und das ist die beste, die dem regierenden Teil Lasten, nicht Vorteil gewährt." Gewiß, wenn er bereit gewesen wäre, die Aristokratie zu verteidigen, so war er doch weit entfernt, ihr Wesen in den Vorrechten zu sehen, deren sie sich erfreut, ein bezeichnendes Merkmal von ihr sah er vielmehr in ihren höhern Verpflichtungen, und wenn sie sich dieser entschlug, so erkannte er ihr auch keine Berechtigung zu. Später hat er ja auch — gerade so wie Tocqueville und Taine — eine der Haupturſachen der französischen Revolution in der Pflichtvergessenheit der herrschenden Klassen gesehen. Das betont auch Lorenz sehr eindringlich und verweist dabei auf Viktor Hehns geistvollen Nachweis, daß Goethe einen scharf ausgeprägten Sinn für die ständische Gliederung der Gesellschaft hatte, was auch in den Personen seiner Dichtungen überall zum Ausdruck kommt. Die Revolution war ihm hauptsächlich eine Auflösung der politischen Stände. Etwas andres ist es jedoch, die Erscheinung in ihrer geschichtlichen Bedeutung erkennen, etwas andres,

*) A. a. O., S. 36.

sie billigen. Die Briefstelle an Lavater enthält eine ausdrückliche Billigung der gesellschaftlichen und politischen Gliederung in dem vorrevolutionären Europa.

Es kommt uns nicht in den Sinn, mit diesen Zeilen etwa Lorenz ein „Übersehen" vorhalten zu wollen; er kannte diese Stellen, die uns bei einem zufälligen Lesen der Goethischen Briefe vom Jahre 1782 aufgefallen sind, gewiß; andre werden uns vielleicht belehren, daß es solcher Äußerungen des Dichters auch vor der Revolution noch mehr giebt. Man kann sein Leben lang Goethe lesen und wird — je nach seinem jeweiligen Entwicklungsstande, seinen Interessen und Absichten — immer wieder neues bei ihm finden. „Es ist das Meer da — wer erschöpft es!" E. G.

Mittelschulen. Aus den Grenzboten habe ich in meinem Leben schon so viel Vernünftiges gelernt, daß es mir eine große Freude macht, auch die Grenzboten einmal belehren zu können. In der ans Schwarze Bret des vorletzten Heftes genagelten Verfügung des preußischen Kultusministeriums an die Oberpräsidenten bemerke ich ein Fragezeichen hinter den Worten: Schulen mittlerer Kategorie. Ich erlaube mir hierzu folgende Auskunft zu geben. Von dem Vater dieser Verfügung stammt höchst wahrscheinlich auch der „Entwurf eines Gesetzes, betreffend das Ruhegehalt der Lehrer und Lehrerinnen an den öffentlichen nichtstaatlichen mittlern Schulen und die Fürsorge für ihre Hinterbliebnen," der in vergangner Woche dem preußischen Abgeordnetenhause zugegangen ist. § 1 dieses Gesetzentwurfs lautet: „Mittlere Schulen im Sinne dieses Gesetzes sind diejenigen Unterrichtsanstalten, welche allgemeinen Bildungszwecken dienen und welche weder zu den höhern Schulen, noch zu den öffentlichen Volksschulen, noch zu den Fach- und Fortbildungsschulen gehören." In der Begründung wird dann weiter ausgeführt: „Im Jahre 1892 gab es im preußischen Staate an öffentlichen mittlern Schulen: 215 Mittelschulen, 191 höhere Mädchenschulen, 59 Rektorschulen, Vorschulen u. s. f., die weder zu den höhern Lehranstalten noch zu den öffentlichen Volksschulen gehörten." Dem Entwurfe liegt also folgende Musterklassifikation zu Grunde: Mittlere Schulen: 1. Mittelschulen; 2. höhere Mädchenschulen; 3. Rektorschulen u. s. f. Ebenso gut könnte natürlich ein Quartaner disponiren: Mittlere Gebirge: 1. Mittelgebirge; 2. höhere Gebirge u. s. f.

Was wird aber nun mit dieser Bezeichnung bezweckt? Das liegt auf der Hand. Wird der Entwurf Gesetz, so wird selbst die zehnklassige preußische Mädchenschule mit drei akademisch gebildeten Lehrern zur mittlern Schule oder, kürzer gesagt, zur Mittelschule, deren Begriff durch die Allgemeinen Bestimmungen vom 15. Oktober 1872 bestimmt ist. Die Grenzboten werden nun ermessen können, welche für einen Sachsen kaum glaubhaften Pläne die preußische Schulbüreaukratie unter einem einfachen Komparativ zu verdecken weiß. Alle öffentlichen höhern Mädchenschulen sind von den Gemeinden mit den größten Opfern für ihre Töchter gegründet und gepflegt worden. Wie der Entwurf mehrfach hervorhebt, will der preußische Staat auch in Zukunft keinen roten Pfennig für diese Anstalten hergeben. Aber dabei wagt es die Schulbüreaukratie, dem Abgeordnetenhause zuzumuten, die höhere Mädchenschule von ihrer ohne Staatshilfe erreichten Höhe herunterreißen zu helfen.

Jüdische Moral und christlicher Staat. Unter diesem Titel wird von Dr. Edmund Friedemann ein Schriftchen verbreitet, das sich zur Aufgabe macht, nachzuweisen, daß die Juden befähigt und berechtigt seien, teilzunehmen und mitzuarbeiten am christlichen Staat, sofern man darunter nicht die „Begründung des

Gottesreichs in bestimmt dogmatischem Sinn, sondern die Verwirklichung der christlichen Sittenlehre in der menschlichen Gesellschaft" verstehe. Die Beweisführung, die sich in nichts über das Gewöhnliche und längst Bekannte erhebt, ist zunächst eine negative, indem sie bestimmte, nach des Verfassers Ansicht häufig mißverstandne Lehren des Judentums, die ihm zum Vorwurf gemacht werden, ins richtige Licht stellen will (besonders durch Hinweis auf die Zeit der Entstehung solcher Lehren, und dann durch Vergleichung mit den Grundsätzen andrer Völker); zweitens eine positive, indem sie auf Vorzüge des Judentums und der jüdischen Lehre aufmerksam macht, wobei besonders die sozialpolitische Seite der mosaischen Gesetzgebung mit ihren menschenfreundlichen Bestimmungen, z. B. dem Hall- oder Jubeljahr, besprochen wird. Daß es sich der Verfasser nicht entgehen läßt, die Abneigung vieler abendländischen Juden gegen schwere körperliche Arbeit auf die Gesetzgebung zurückzuführen, die die Juden „bis in unser Jahrhundert hinein" vom Handwerk ausgeschlossen habe, ist selbstverständlich. Den größern Teil der Schrift nimmt die Zurückführung der Bergpredigt auf ihre jüdischen Quellen ein, ein Auszug aus dem Werke: Les origines du Sermon de la Montagne par Hippolyte Rodrigues. Paris, 1868. In rein äußerlicher Weise werden da geschäftig zusammengesuchte Sprüche des Alten Testaments und des Talmud den betreffenden Lehren der Bergpredigt gegenübergestellt, Sprüche, die sich überdies häufig mit ihrem Gegenüber wenig decken und in ihrer Zusammenhangslosigkeit ganz vergessen lassen, daß die Bergpredigt ein systematisches Lehrgebäude ist, dessen einzelne Teile nicht auseinandergenommen werden können, und das sich in bewußten Gegensatz zu dem stellt, „was zu den Alten gesagt ist."

Auf dem grünen Umschlag des Heftchens wird noch die „Kollektion Kronbach" empfohlen, die es sich zur Aufgabe macht, „den Antisemitismus nicht durch Streitschriften und Belehrungen zu widerlegen, sondern durch Vorführung gemütvoller Bilder aus dem Thun und Treiben der Juden zu bekämpfen." Daß es dabei nicht immer ganz gemütvoll hergeht, läßt der Titel des vierten Bandes ahnen, der lautet: „Der Herr Hofprediger hat gesagt." Trotzdem scheint der Hauptnachdruck auf das humoristische Gebiet gelegt zu sein, denn wir lesen: „Bd. I. Aus dem Notizbuch des Onkel Jonas, Humoresken aus dem jüdischen Leben," und im zweiten Band kommt eine Erzählung „Die fidelen Alten." Wer denkt da nicht an den Hebraicus jocosus aus den Fliegenden Blättern?

Litteratur

Erinnerungen von Julius Mosen. Fortgeführt, erläutert und herausgegeben von Dr. Max Zschommler. Nebst einem Vorwort von Dr. Reinhard Mosen. Plauen i. V. F. E. Neupert, 1893

Die reizenden, leider unvollständigen Jugenderinnerungen, die Julius Mosen aufzuzeichnen begonnen hatte und die zu seinen letzten Arbeiten gehören, sind zwar in der Sammlung seiner „Werke" von 1880 veröffentlicht worden, aber es fehlt viel, daß sie auch nur in der engern Heimat des Dichters, in Sachsen, allgemein bekannt wären. Ebenso sind die „Beiträge zu Julius Mosens Erinnerungen" des

Dr. M. Zschommler (zuerst als Programm des Gymnasiums zu Plauen gedruckt), die Mosens Heimatserinnerungen liebevoll und zuverlässig ergänzen und bis zu seinen Universitätsjahren fortführen, bei weitem nicht in all den Händen, in denen sie zu finden sein sollten. Da ist es denn vielleicht ein glücklicher Gedanke, die beiden, ein Gesamtbild ergebenden Arbeiten zu einem Büchlein zu verbinden und so eine vollständige Jugendgeschichte des wenigstens als Lyriker unvergessenen Dichters zu bieten. Eine Biographie wäre natürlich besser, aber seit wir die Materialveröffentlichungen an die Stelle der Materialbenutzung gesetzt haben, giebt es nur noch Episoden, kein Epos mehr.

Schwarzes Bret

Die Schweidnitzer „Tägliche Rundschau" vom 17. Januar meldet: „Nachdem bereits im Jahre 1877 in allen deutschen Bundesstaaten das Format des Kanzleipapiers geregelt worden ist (!) und das einheitliche Format auf 33 Centimeter Höhe und 21 Centimeter Breite zum Gebrauch für Reichs- und Staatsbehörden festgesetzt wurde (!), ist nun auch von dem preußischen Finanzminister und dem Minister des Innern die Verfügung getroffen worden, daß künftig die im amtlichen Verkehre benötigten (!) Brief- bezw. (!) Postpapiere ebenfalls gleichmäßige Größe haben müssen, und zwar 27 Centimeter hoch, 21 Centimeter breit; die vorhandnen Bestände müssen auf die Größe geschnitten werden. Durch diesen Schritt, dem die übrigen Staaten wohl folgen werden [naturgemäß schleunigst!], ist die Breite der amtlichen Kanzlei- und Briefpapiere eine einheitliche geworden."

Gott sei ewig Dank!

Was ist man doch für ein unwissender Mensch! Lebt da ein anerkannt größter Dichter im deutschen Vaterlande, und das erfährt man erst aus einem Bücherumschlage! Der Verlag von Jacobson in Leipzig macht folgendes bekannt:

„Der hervorragendste deutsche Dichter der Gegenwart ist nach dem einstimmigen Urteil der Kritik

Richard Nordhausen (Caliban).

Da sein Erstlingswerk Joß Fritz, »Der Landstreicher« erst vor etlichen Monaten erschien [sehr hübsches Präteritum], so war das eminente Dichtertalent des jungen Mannes, der sich unter dem Pseudonym Caliban in der »Gegenwart« als Politiker und Satyriker (ŋ!) viele Verehrer erworben hat, bis vor kurzem erst kleinen Kreisen bekannt geworden. Nachdem nunmehr aber die Gnade Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs von Sachsen-Weimar ihm die Wartburg als vorübergehenden Aufenthalt, der günstig auf sein poetisches Empfinden wirken solle(!), angewiesen hat, ist die litterarische Welt aufmerksamer auf das aufsteigende Dichtergenie geworden u. s. w."

Hier ist alles unbezahlbar: daß sich der hervorragendste deutsche Dichter der Gegenwart Caliban nennt, daß sein Erstlingswerk „Der Landstreicher" heißt, daß ihn die Gnadensonne einer königlichen Hoheit bescheint, nicht bloß um ihn der litterarischen Welt sichtbar zu machen, sondern auch um seine Dichtergröße vollends auszubrüten, und daß es gerade die Wartburg sein muß, von der wir die welthistorische Erscheinung: sein neuestes Epos zu erwarten haben, das er Vestigia leonis zu nennen geruht.

Herr Maximilian Harden teilt in Nr. 69 der „Zukunft“ (20. Januar) mit, ein „hervorragender Rechtslehrer“ habe ihm geschrieben, daß „in Deutschland mindestens dreißig Millionen Menschen“ eine von Herrn Harden geäußerte Ansicht über Caprivi teilten. Da sind also nicht nur die Frauen mitgezählt, was ja sehr modern wäre, sondern auch die Schuljungen und die Säuglinge.

Zwei Knaben aus meinem Bekanntenkreise bekamen diesmal zu Weihnachten eine Geschichte des großen Kriegs, die es bereits auf drei Auflagen gebracht hat. Beim Durchblättern der ersten vierzehn Seiten fand ich neben andern Ungeheuerlichkeiten folgende Sätze, die ich laut zu lesen bitte: „Dazu kam, daß die französischen Heere häufig von tüchtigen, jugendkräftigen Führern, die das alte System der Kriegsführung bald verließen und frischere, bessere Formen, durch welche sie ihre geistlosen im alten Schlendrian erzognen Gegner verblüfften, erfanden, befehligt wurden“ (S. 9). „Dank sei es dem Gelichter eines Fürsten Metternich und seiner Kollegen in der Diplomatie, Kerle, denen jeder Gedanke einer nationalen deutschen Ehre etwas völlig unbekanntes war, sollte aber das deutsche und besonders das preußische Volk den hohen Preis für sein Blut, Gut und Opfer der Jahre 1814/15, den es mit vollem Rechte verdient hatte, nicht ernten“ (S. 14).

Die beiden Jungen haben selten so herzlich gelacht, als beim Lesen dieser Sätze. Das Buch nennt sich „Geschichte des Krieges von Deutschland gegen Frankreich in den Jahren 1870 und 1871“; sein Verfasser ist ein Herr Julius von Wickede, dem jedenfalls der „Gedanke einer nationalen deutschen Sprache etwas völlig unbekanntes“ war.

Der Theaterkritiker des Darmstädter Tageblattes preist in der Nummer vom 4. Januar an dem Schauspiele von Richard Voß: „Wehe den Besiegten“ namentlich die „luminalistische“ Wirkung; über den Darsteller des Napoleon sagt er: „Der Napoleon Wagners gleicht am meisten dem Bilde von Paul Delaroche, welches den Imperator auf dem Schlachtfelde von Fontainebleau (31. März 1814) vorführt.“

„Luminalistisch“ ist ausgezeichnet. Geschichte leider nur 3b.

Eine äußerst gelungne Verschmelzung von privat und intim findet sich im Briefkasten des „Wählers“ vom 22. Januar. Dort macht die Redaktion bekannt: „Alle den textlichen Inhalt des Wählers betreffenden Mitteilungen sind zu richten an die Redaktion des Wählers. Namen des einen oder andern in der Redaktion beschäftigten sind nur dann anzugeben, wenn es sich um persönliche bezw. privatime (!) Angelegenheiten handelt.“

Schmücke dein Heim! Schmücke dein Heim! Schmücke doch nur endlich einmal dein Heim, daß das Geschrei aufhört! Das heißt, wenn du Geld dazu hast; eine sittliche Verpflichtung besteht nicht.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Neue Ziele, neue Wege

4. Die Wege zum großen Ziel

Aus der in den ersten drei Nummern gegebnen Kritik unsrer sozialen und politischen Zustände, unsrer Büreaukratie und unsrer Parteien folgere ich keineswegs die Notwendigkeit einer Verfassungsänderung und der Gründung einer neuen Partei. Alle Verfassungen aller Zeiten sind schlecht gewesen, und eine gute wird es niemals geben; von neuen Parteien aber ist das Heil des Volks so wenig zu erwarten, wie das der Kirche von der Sektirerei. Not measures, but men muß jederzeit die Losung aller Vernünftigen sein. Es handelt sich um ganz andre Dinge, als um neue Paragraphen und Programme, es handelt sich um Sein oder Nichtsein des deutschen Volks. Und zwar in einem dreifachen Sinne. Eine Nation, die nur noch aus etlichen Millionären und vielen Millionen von Proletariern besteht — und diesem Zustande nähern wir uns, wie u. a. auch die jüngste Steuereinschätzung in Preußen und Sachsen wieder klar gemacht hat, im Sturmschritt —, eine solche Nation ist kein Volk. Eine Nation, in der kein Mensch mehr selbständig handeln darf, sondern ein jeder mit jedem seiner Schritte an die Vorschriften entweder der ihn bevormundenden Obrigkeit oder eines Brotherrn gebunden ist, ist kein Volk, und vor allem kein deutsches Volk. Endlich stehen wir in Gefahr, in unser winziges Landeckchen zusammengepreßt und dadurch an der Entfaltung unsrer Volkskraft verhindert, von dem alle Horden Asiens zusammenpeitschenden Zwingherrn der Russen im buchstäblichsten Sinne des Wortes zermalmt und zertreten zu werden.

Unter diesen Umständen müssen sich die verständigen Patrioten aller Parteien — und es giebt solche in allen Parteien — zu gemeinsamen Entschlüssen zusammenfinden; daß aus dieser Gemeinsamkeit des Handelns in einzelnen Fällen zuletzt eine neue große Mittelstandspartei hervorgehen, und ihr dann ein Ge-

wimmel kleinerer Parteien, Überbleibsel der heutigen, gegenüberstehen würde, ist ja sehr wahrscheinlich, aber für die Hauptsache gleichgiltig. Die Entschließungen, die ich meine, sind nichts neues, sondern schon längst von Männern der verschiedensten Parteien, wenn auch nicht alle von einunddemselben, gefordert worden. Soll eine Nation den Namen eines Volks verdienen, so muß die überwiegende Zahl seiner Angehörigen aus Grundbesitzern bestehen; die Zahl der Besitzlosen muß sich auf die wirtschaftlich Verunglückten beschränken, und ihre Gesamtheit darf nicht etwa einen förmlichen Stand, gar einen wirtschaftlich notwendigen, geschweige denn, wie jetzt, den allernotwendigsten bilden. Erfordert die Produktionsweise Massen besitzloser, also unfreier Arbeiter, so dürfen diese nicht dem eignen Volke entnommen, sondern es müssen Menschen niedriger Rassen zu solchen Sklavendiensten verwendet werden. Demnach muß das Volk, um Volk zu bleiben, sein Gebiet dem Bevölkerungszuwachs gemäß stetig vermehren, es muß jederzeit für jede seiner Familien hundert Morgen anbaufähiges Land und außerdem Reserveland für den Nachwuchs zur Verfügung haben.

Daraus ergeben sich die Aufgaben der innern wie der äußern Politik. Fürs Innere ist zu allererst eine neue Hypotheken- und Subhastationsordnung zu fordern. Es darf nicht mehr der Unsinn vorkommen, daß bei einer Subhastation der schlaue Spekulant einen Bauernhof, ein Haus um ein Lumpengeld erstehen kann, sodaß nicht nur der bisherige Besitzer ein Bettler wird, sondern auch die Hypothekengläubiger leer ausgehen. Sogar der unsern Lesern bekannte Professor Herrmann, der liberal ist bis ins Mark der Knochen, schreibt in seinem neuesten Buche (Wirtschaftliche Fragen und Probleme, S. 113 bis 114): „Der Staat hat mittelst der Rechtsnormen, welche der Weltstadt Rom entsprungen und auch heutzutage eigentlich nur für [auf!] ebenso großstädtische Verhältnisse anwendbar sind, das noch in nahezu mittelalterlichen Zuständen lebende flache Land dem ebenfalls mittelalterlich denkenden, aber modern handelnden Zins-, Korn-, Grundstückwucher selbst die Wege geebnet und demselben [ihm!] die Landbevölkerung ausgeliefert.“ *) Von den Landwirtschaftskammern

*) Auch in der Großstadt bleibt Unsinn Unsinn und Unrecht Unrecht. Aus einer Mittelstadt ist mir folgender Fall bekannt, der sich vor etwa vierzig Jahren ereignet hat. Bei der Subhastation eines Hauses, das in Seiten- und Hintergebäuden eine Menge Mietwohnungen enthält und jetzt wahrscheinlich weit über 6000 Mark Miete bringt, waren nur zwei Bieter erschienen: ein reicher Tuchkaufmann und ein Handwerker namens Poppel. Der Kaufmann sagte zu dem andern: „Weeßte, Poppel (man duzte sich damals auch noch unter Bürgern), biete nicht erst mit, ich werde dir ein Stück Tuch schenken“; und er bekam das Haus für wenige Thaler. Das „mittelalterlich“ in Herrmanns Satze hat keinen Sinn; was er das einemal darunter versteht, die Naturalwirtschaft, wird für den Bauer stets Lebensbedingung bleiben, und was er das andremal meint, der Wucher- und Gaunergeist, ist etwas höchst modernes. Herrmann ist ein großer Techniker, aber im Denken bei allem Scharfsinn so salopp wie hie und da, z. B. in dem angeführten verunglückten Satze, im Stil.

verspreche ich mir nicht viel. Nachdem die Bauernschaft einiger Gegenden durch die That bewiesen hat, daß sie sich auf genossenschaftliche Selbsthilfe heute noch so gut versteht wie vor tausend Jahren, sollte man sich darauf beschränken, das Genossenschaftswesen aufzumuntern und etwaige gesetzliche Hindernisse hinwegzuräumen, die seiner vollen Entfaltung hie und da noch im Wege stehen mögen; die Leitung und „Organisation" von oben würde den erwachten Trieb wieder lähmen. Auch von der „Organisation des Handwerks" erwarte ich nicht viel. Organismen werden überhaupt nicht in der Schreibstube gebraut, sondern sie wachsen. Wachsen können sie nur dort, wo Boden und Samen vorhanden sind. Der Same ist in diesem Fall ein selbstbewußter Handwerker, der es nicht als eine Gnade ansieht, wenn er zu Neujahr der gnädigen Frau Gerichtsschreiberin die Rechnung für längst zerrissene Schuhe überreichen darf, sondern der Ware nicht anders liefert als gegen bares Geld. Der Boden aber — nun das ist eben der Boden; der Handwerker muß wieder Haus- und Grundbesitzer werden, wie das treffliche Maßgebliche in Heft 2 der Grenzboten „Handwerk und Ackerbürgertum" klar macht;*) die Organisation wird sich dann, wenn kenntnisreiche Männer mit Belehrung und Ratschlägen zu Hilfe kommen, von selber finden.

Bauernschaft und Handwerkerstand gehen Hand in Hand, blühen und verwelken zusammen; je zwanzig bis fünfzig Bauerndörfer ermöglichen einer in ihrer Mitte liegenden Stadt das Dasein, und die Stadt wieder macht als Abnehmerin ländlicher Produkte die Bauerngüter rentabel. So vernichtet also das Latifundienwesen nicht allein die Bauernschaft, sondern auch das Handwerk und die kleinen Städte. Der Großgrundbesitz produzirt mit Sklaven, verkauft seine Produkte in die Ferne und bezieht, was er braucht, aus der Ferne. Demnach ist die Zurückdrängung des Großgrundbesitzes Lebensfrage für das Volk. Weg daher mit den Fideikommissen! Sind ihre Besitzer gute Wirte, so arrondiren sie sich, kaufen von dem jährlichen Überschuß beständig Bauergüter und kleine Rittergüter zusammen; sind sie liederlich, so bringen sie ihre Gläubiger ums Geld, denn ihr festgelegter Grundbesitz haftet nicht mit für ihre Schulden; im vorigen Jahre wurde in Zeitungen über mehrere solche Fälle berichtet. Fort mit allen Steuer- und Zollvergünstigungen, die dem Kleinbauer schaden, dem Mittelbauer nichts, dem Großbauer wenig nützen, die

*) Unter den Mächten, die das Ackerbürgertum zerstört haben, befindet sich noch eine die der Verfasser nicht erwähnt: unsre vortreffliche Reinlichkeits-, Gesundheits- und Anstandspolizei; diese macht die Viehwirtschaft in der Stadt unmöglich und wird sie vielleicht mit der Zeit auch aus dem Dorfe vertreiben. Die Honoratiorenwelt erzwingt eine nach ihrem Geschmack gestaltete Öffentlichkeit, ohne darnach zu fragen, wie viel produktive Existenzen sie damit zu Grunde richtet. Die Herrschaften wollen zwar täglich Milch, Butter und Fleisch, aber von Rindern und Kühen, vom Stallausmisten und Schlachten mögen sie nichts hören, sehen und riechen.

Rente der Großgrundbesitzer aber bedeutend erhöhen und solche Rittergutsbesitzer künstlich stützen, deren Land, wenn es subhastirt würde (nach einer neuen Subhastationsordnung!), mit Hilfe der Generalkommissionen (deren Thätigkeit, unter strengem Ausschluß aller Privatspekulation, auf diese Art von Güterumsatz auszudehnen wäre) der innern Kolonisation zu gute käme. Nur auf diesem Wege ist die Dezentralisirung der Industrie, ist die Zurückstauung der Bevölkerung aus dem Westen nach dem Osten und aus der Großstadt aufs Land zu erreichen.

Wie dem Wachstum des Großgrundbesitzes, so sind überhaupt dem Wachstum der großen Vermögen Grenzen zu setzen, teils durch gesetzlichen Schutz des kleinen Besitzes (früher durfte ein Jude kein Landgut, ein Bürgerlicher kein Rittergut kaufen; jetzt müßte bestimmt werden, daß ein Rittergutsbesitzer kein Bauerngut, und daß keiner ein Landgut kaufen dürfe, der es nicht selbst bewirtschaftet), teils durch eine Reform der Finanzwirtschaft (unerbittliche Ablehnung aller Anleihen für andre als produktive Zwecke), teils durch eine progressive Einkommensteuer, die bei einer gewissen obern Grenze, z. B. bei einem Einkommen von einer Million Mark 30, bei einem solchen von drei Millionen Mark 50 Prozent erreichen müßte. Ohnehin ist die bisherige Besteuerungsweise unhaltbar; die Empörung darüber im Volke ist allgemein. Bei jeder neuen Militärvermehrung, so spricht und schreibt man in Nord und Süd, appelliren die Großen, die sie wünschen, an die patriotische Opferwilligkeit des Volkes, und dann heimsen sie die Vorteile ein (neue Offizierstellen, Lieferungen für das Militär, vermehrte Sicherung ihres Reichtums, womöglich auch noch eine „Liebesgabe"), die Opfer aber bürden sie denen auf, die wenig oder gar nichts besitzen und von der Militärvermehrung nur eine Vermehrung ihrer Lasten haben.

Sehr zeitgemäß hat eine Steuerbetrachtung der Grenzboten im vorigen Vierteljahre (S. 343) an Holland erinnert. „Zu der Zeit, wo die Niederlande (denken wir dafür lieber Holland; denn Holland war die Seele des Befreiungskrieges, und die weltgeschichtliche Wendung bestand damals eben darin, daß es als Welthandelsmacht an die Stelle Flanderns trat, das doch auch zu den Niederlanden gehörte), um ihre Unabhängigkeit von Spanien kämpften, die unternehmendsten Seefahrer und Kolonisten aufzuweisen hatten, gingen die Steuern dort sehr hoch. An wohlbesetzter Tafel sprach der Niederländer mit Behagen von den Steuern, die jedes aufgetragne Gericht erlegt habe." Diese Worte beleuchten einen hochinteressanten Gegensatz mit der Stärke eines elektrischen Scheinwerfers. Dort die Holländer, ein winziges Völkchen, das alle fünf Weltteile mit seinen Thaten erfüllte, und hier wir Reichsdeutschen, an Kopfzahl hundertmal so stark, in einen Winkel Mitteleuropas eingeklemmt und zur Unthätigkeit verdammt! Dort ein Völkchen, das gleichzeitig eine Weltmacht im Kriege besiegt, alle seine Rivalen wirtschaftlich überwindet und mit den

Künsten seiner Politik ganz Europa verwirrt und leitet (die Generalstaaten gehören auch zu den Haupturhebern des dreißigjährigen Krieges), hier ein Volk, das jahraus jahrein militärisch gedrillt wird, um — die Nötigung zu kriegerischen Heldenthaten abzuwenden, wie seine Obrigkeit sagt, oder vielmehr, wie es selbst denkt, damit ihm die Möglichkeit benommen werde, das zu unternehmen, womit die Holländer ihre Weltstellung begründet haben.*) Dort die Holländer, deren schwellende Kraft sich in kriegerischen Heldenthaten, in kühnen Handelsunternehmungen und Kolonialgründungen, daheim in toller Lust (wie ein Blick auf die Werke der niederländischen Maler lehrt) austoben durfte, hier eine Herde zur Demut, Entsagung und zum Gehorsam erzogner Musterknaben, denen schon in der Kindheit die Adlerkrallen ausgebrochen worden sind, sodaß allerdings unsre heutigen Fürsten der Jesuiten nicht mehr bedürfen. Dort die Tugenden der Thatkraft, hier die des stillen Dulders. Dort eine Jugend, die mit der Losung: Erfolg oder Tod! in die Welt hinausstürmt, hier eine Jugend, die in großstädtischen Hinterhäusern, in Fabriken und Gruben, in Schul- und Schreibstuben verkümmert, die nichts unternehmen kann, weil die Armen durch Mittellosigkeit zur Ohnmacht, die Söhne der Wohlhabenden zu einer bis ins dreißigste Jahr hinausreichenden Vorbereitung verurteilt, alle durch polizeiliche Beschränkungen und militärische Verpflichtungen gefesselt sind. Ist der Deutsche durch allen Drill glücklich hindurch, so ist er furchtsam,**) kleinmütig, unselbständig geworden; er ist schon froh, wenn ihm eine Behörde oder ein Brotherr die Gnade erweist, ihn an die Kette zu legen oder ins Joch zu spannen und ihm dafür das Futter zu reichen. Was an Unternehmungsgeist und Kraft etwa noch übrig bleibt, das muß in Vereinsmeierei und Sport

*) Der bewaffnete Friede ist freilich zunächst das Ergebnis jener politischen Verwicklung gewesen, für die man mit Ranke Ludwig XIV. verantwortlich machen kann, aber seit ungefähr zehn Jahren tritt der ursprüngliche Zweck der allgemeinen Bewaffnung hinter einen andern zurück. Keine europäische Regierung will Krieg; alle brauchen ihre Armeen zur Unterdrückung der Volksmassen (wie auch Herrmann in dem angeführten Buche S. 46 eingesteht); nur vom Volke gezwungen, werden sie sie dereinst noch einmal zu ihrem eigentlichen Zwecke, zum Kriege verwenden. Die Gegenüberstellung der Holländer und der Deutschen auch in diesem Punkte wird dadurch nicht unpassend, daß es eine Fremdherrschaft war, gegen die sich die Niederländer empörten, und daß die Religion mit ins Spiel kam. Mit Karl V. hatten sie sich ganz gut vertragen, obwohl auch er die Ketzer verfolgt hatte, und gegen einen einheimischen Herrscher, der so unvernünftige Steuern hätte einführen wollen, wie Philipps Statthalter Alba, würden sie sich ebenfalls empört haben.

**) Der Reichsdeutsche kommt aus der Furcht nicht heraus. Er fürchtet sich vorm Schulmeister, er fürchtet sich vorm Lehrherrn oder Fabrikaufseher, er fürchtet sich vor den Examinatoren, er fürchtet sich vorm Unteroffizier, er fürchtet sich vor Polizei und Staatsanwalt, er fürchtet sich vor den Denunzianten, von denen es wimmelt, er fürchtet sich vorm Hauswirt, er fürchtet sich vor seinem Brotherrn oder vor seinen Kunden, er fürchtet sich vor einflußreichen Gönnern oder Mißgönnern; nur vor Gott fürchtet er sich nicht, weil es ja, wie die deutsche Wissenschaft lehrt, keinen giebt.

fruchtlos verpuffen; auch die Kolonialhelden, die ihr Kraftgefühl im Erlegen zweibeinigen Wildes entladen, haben dem Vaterlande vorläufig noch nichts genützt, während die damaligen holländischen die Schätze Indiens und gute spanische Prisen heimbrachten. Ein Volk, das Raum hat, schaffend thätig zu sein, bedarf keines Sports zur Übung seiner Kraft. Von der Losung: Erfolg oder Tod! kann schon gar keine Rede sein, denn die Polizei gestattet ja nicht einmal dem Elenden, dem schon bei der Geburt jede Aussicht auf Erfolg versperrt war, sich nach erwachtem Selbstbewußtsein durch den Tod zu befreien, sondern der arme Teufel wird zwangsweise „gerettet" (was die dummen Zeitungen als ein großes Glück zu melden pflegen), um dann, mit obrigkeitlicher Belehrung und geistlichem Zuspruch entlassen, die Bürde seines jämmerlichen und polizeiwidrigen Daseins noch ein paar weitere Wochen zu schleppen. Jawohl, sie haben gern Steuern bezahlt, jene Holländer! Sie hatten die Steuern verweigert, solange damit ihre Kerkermeister besoldet wurden, und sie haben sie mit Vergnügen bezahlt, sobald das geopferte Geld ein Mittel zu fröhlicher, gedeihlicher, ruhmreicher Kraftentfaltung war! Und nicht sie allein habens so gehalten, sondern alle Völker aller Zeiten, denn die Menschennatur bleibt immer dieselbe.

Unserm Ideal, einer Erneuerung des Volks auf der Grundlage wohlverteilten Besitzes, wird dreierlei entgegen gehalten. Die Kreuzzeitung bemerkte einmal: Besitzanhäufung werde allerdings bei einem gewissen Grade gefährlich, aber ihr Grenzen setzen, das dürfe der Staat nicht, denn das würde — Sozialismus oder Kommunismus sein. Den Grenzbotenlesern braucht nicht erst bewiesen zu werden, daß das Gegenteil wahr ist. Der Privatbesitz läßt sich nur bei gesunder Verteilung auf die Dauer aufrecht erhalten. Die Anhäufung großer Reichtümer ist nicht möglich ohne Zerstörung des mittlern und kleinen Besitzes, und die Massenarmut führt notwendig zur sozialistischen Revolution, wenn sie nicht, was das schlimmere ist, das Volk gänzlich entkräftet und sein Land zur Beute auswärtiger Eroberer macht. Zweitens wird eingewendet, daß durch eine stark progressive Einkommensteuer, die an Vermögenskonfiskation streift, die Heiligkeit des Eigentums verletzt werden würde. Darauf erwidere ich mit der Frage: Hat der Staat das Recht, unter gewissen Umständen*) geistliche Güter einzuziehen? Wird darauf mit nein geantwortet,

*) Unter gewissen Umständen, sage ich; die Säkularisation ist nur unter drei Bedingungen sittlich zu rechtfertigen, wenn 1. die einzuziehenden Stiftungen den Absichten der Stifter nicht mehr entsprechen, wenn sie außerdem entweder keinen volkswirtschaftlichen Nutzen mehr stiften oder wohl gar Schaden anrichten; wenn 2. das Volk die Stiftsgüter wirklich braucht; wenn 3. dafür gesorgt ist, daß sie nach der Einziehung fürs Volkswohl verwendet werden. So ist z. B. die Grande Chartreuse der Aufhebung entgangen, weil sie eine hohe Steuer zahlt (nach einer Angabe, deren Richtigkeit ich nicht prüfen kann, 900000 Franks). Ihre Einziehung aber würde ich auch dann nicht für erlaubt halten, wenn sie steuerfrei wäre, denn sie verwendet den ganzen Überschuß ihrer weltberühmten Likörfabrik auf gemeinnützige Zwecke

dann sind alle Monarchen, die säkularisirt haben, Räuber und Diebe gewesen. Wird aber die Frage bejaht, so ist damit der Grundsatz anerkannt, daß der Staat das Recht hat, gemeinschädlichen großen Privatbesitz nicht allein zu beschränken, sondern zu konfisziren. Übrigens ist es bei uns mit der Heiligkeit des Eigentums nicht weit her; gerade das einzige auf sittlicher Grundlage beruhende Eigentum, der Arbeitsverdienst, ist am schlechtesten geschützt, und während allerdings der gemeine Diebstahl, der meistens aus Not begangen wird und keinen nennenswerten Schaden anrichtet, mit drakonischer Strenge geahndet wird, bleiben die Börsenspekulanten, die ganze Vermögen rauben, die Häuserspekulanten, die ehrliche Handwerker zu Grunde richten, straflos. Drittens endlich werfen den Reformern meiner Richtung — es giebt ihrer nämlich viele — alle Liberalen bis in die freikonservative Partei hinein samt den Sozialdemokraten vor, daß unser Ideal „rückständig" und daher nicht zu verwirklichen sei, denn die Weltgeschichte lasse sich nun einmal nicht zurückschrauben. Dieser Vorwurf vermischt die technische mit der sozialen Entwicklung. Kein vernünftiger Mensch kann daran denken, die technische Entwicklung rückgängig machen zu wollen; ich selbst möchte so manche Errungenschaft der modernen Technik nicht mehr entbehren. (Nicht alle diese Errungenschaften ohne Ausnahme sind nützlich und notwendig; was z. B. würde der Menschheit fehlen, wenn sie kein Dynamit, keine künstlich bereiteten Gifte hätte?) Dagegen der Gang, den die soziale Entwicklung unter dem Einfluß der technischen genommen hat, kann nicht bloß, sondern muß rückgängig gemacht werden, wenn die technischen Errungenschaften allen zu gute kommen und ein Segen für die Menschheit werden sollen, was sie bis jetzt nicht sind. Nachdem die technischen Errungenschaften vom Großkapital dazu benutzt worden sind, die Menschen aus ihren natürlichen Verhältnissen herauszureißen, umherzuwirbeln, zu unheimlichen Haufen zusammenzuballen und ihre unterste Schicht im großstädtischen Sumpf abzulagern, wo sie in dem Zeitalter der Eisenbahn unlöslicher an das unfruchtbare Pflaster gebunden sind, als in dem Zeitalter gänzlicher Wegelosigkeit der Hörige an seine ergiebige Scholle gebunden war, soll eine weise Politik einen Zustand herbeiführen, wo die Maschine dem Hand-

und ist die Wohlthäterin der ganzen Dauphiné. Trotzdem bin ich überzeugt, daß, wenn sie aufgehoben würde, nicht wenige „Liberale" darüber jubeln würden, daß wieder ein Pfaffennest zerstört sei; kaufte aber eine Aktiengesellschaft die Fabrik, und spendeten dann die Aktionäre keinen Pfennig zu gemeinnützigen Zwecken, sondern wären sämtlich von der Art jener Herren, die ihr Geld in Paris in unproduktiver Weise verprassen, und nötigte sie der Staat auf die Klagen der Bewohner der Dauphiné zu gewissen Leistungen an die dortigen Gemeinden, so würden dieselben Liberalen über Verletzung der Heiligkeit des Eigentums schreien. Übrigens hat Taine behauptet, daß viele geistliche Körperschaften den Ordensgeist bis zum Zusammenbruch des Ancien Régime bewahrt und ihr Einkommen in gemeinnütziger Weise verwendet hätten; und er meint, auch die verdorbnen hätten nicht aufgehoben, sondern reformirt werden sollen.

werker dient, anstatt ihn zu vernichten, und wo unsre großartigen Verkehrsanstalten dazu benutzt werden, nicht die Menschen von ihrem Nährboden loszureißen, sondern ihnen die auswärtigen Güter zuzuführen, ohne daß sie nötig haben, ihr Heim zu verlassen. Auch die sozialistischen Utopien malen einen solchen Zustand aus; aber während die Sozialdemokraten behaupten, er könne nur durch Verstaatlichung der Arbeitsmittel herbeigeführt werden, bin ich überzeugt, daß dazu nicht die Aufhebung des Privateigentums, sondern nur eine weise Handhabung des Eigentumsrechts erforderlich sei. Niemals aber werde ich den jetzigen Zustand als ideal oder auch nur erträglich ansehen, wo die Maschine Massen von unverkäuflichen Gütern erzeugt, während Millionen Arbeiter feiernd daneben stehen und auf den Kauf von Gütern verzichten müssen.

Soviel über die innere Politik. Die Aufgaben der äußern ergeben sich aus dem Umstande, daß in unserm Reiche der Grund und Boden zur Durchführung der angedeuteten Reformen nicht hinreicht, daß auch die Zukunft unsers Volks gesichert werden muß, und daß die von den Slawen, Tataren und Mongolen drohende Gefahr je länger desto größer wird. Wenn dieser Gedanke, so oft er ausgesprochen wird, den heftigsten Widerspruch hervorruft, so giebt es dafür nur zweierlei mögliche Erklärungen: entweder unsre leitenden Kreise haben die ganze Weltgeschichte und die Bedingungen des Menschendaseins vergessen, oder sie haben auf die Zukunft des deutschen Volks verzichtet. Daß ein Volk sein Gebiet vergrößern muß in dem Maße, als seine Kopfzahl, seine Kultur und damit seine Wirkungskraft zunimmt, wenn es nicht elend verkümmern soll, das ist ein Naturgesetz, von dem die Weltgeschichte keine Ausnahme kennt. Unter den europäischen Großstaaten ist Frankreich der einzige, der an Gebietserweiterung nicht mehr zu denken braucht, weil seine Bevölkerung nicht mehr wesentlich zunimmt, sich also in dem Stadium befindet, das der Abnahme, dem Aussterben vorhergeht. Dennoch ist die Spannkraft des französischen Volks noch zu groß, als daß es schon in seinen Grenzen stillsitzen könnte, es erweitert daher beständig seinen schon sehr ansehnlichen Kolonialbesitz. Und wie gering man auch über die Fähigkeit der Franzosen zum Kolonisiren denken mag, jedenfalls haben Algier und Tunis für Frankreich einen Wert, den unsre afrikanischen Kolonien für uns niemals erlangen werden; sie sind bei ihrer bequemen Lage und bei dem geringen Unterschiede ihres Klimas vom südfranzösischen als Provinzen des Hauptlandes zu betrachten; Franzosen kaufen dort Landgüter, wie etwa Sachsen und Schlesier in der Provinz Posen.

Welche ungeheuern Länder und Volksmassen die Engländer und die Russen besitzen und fortwährend noch erwerben, weiß jedermann. Und die Deutschen, die an Zahl nur den Russen nachstehen, an geistiger und sittlicher Kraft aber allen andern Völkern überlegen sind, den Russen in dem Grade, daß ein Deutscher zehn Russen aufwiegt, sie allein sollen sich in einen Pferch einsperren lassen und auf jeden Versuch der Kraftentfaltung verzichten? Und ist es nicht

gewiß, daß, wenn sie in dieser Lage verharren, sie von dem russischen Koloß erdrückt werden müssen? Die Lage in der Mitte des Erdteils wäre die günstigste, wenn unser kleines Vaterland nur das Wurzellager bildete, von wo aus der Baum seine Äste in den geräumigen Osten hinein ausstrecken könnte, sie ist eine Mausefalle, wenn wir auf unsern Winkel beschränkt bleiben. Was nützt uns unsre höhere Kultur, unsre Überlegenheit, wenn sie keinen Raum hat, sich zu entfalten? Anstatt mit Millionen Händen Wüsten in Paradiese umzuwandeln, verurteilen wir je eine halbe Million zu erzwungnem Müßiggang oder zu unnützen und entwürdigenden Beschäftigungen und verwenden die andre halbe Million dazu, die erste zu fesseln, damit sie sich nicht empöre. Anstatt mit unsern Kenntnissen, Fertigkeiten und geistigen Spannkräften geistiges Leben über Osteuropa und Westasien zu verbreiten und dort die von den Muhammedanern vernichtete Kultur der Alten wiederherzustellen, verschwenden wir neun Zehntel unsrer Geisteskraft und Zeit in elendem Gezänk, in Utopien, in Reformprojekten, in Intriguen, in endloser Aktenschreiberei und Gesetzmacherei, in Strafprozessen gegen Menschen, an deren wirklichen und vorgeblichen Verbrechen niemand schuld ist als der Staat, der ihnen keine Gelegenheit zu nützlicher Thätigkeit und anständigem Erwerb eröffnet oder sie ihnen wohl gar versperrt. Um zehn Millionen ist die Bevölkerung des Reichsgebiets in den letzten fünfundzwanzig Jahren gewachsen. Um jedesmal zehn Millionen wird sie in Zukunft in immer kürzern Zeiträumen wachsen. Jeder solche Zuwachs von zehn Millionen hat die Kraft, ein neues Deutschland zu schaffen von dem Umfange des Reiches. Statt ihm dieses gesunde Leben, diese Schöpferarbeit zu ermöglichen, dadurch die Macht unsers Volkes zu vervielfältigen und das Menschenglück zu vertausendfältigen, verurteilen wir den Bevölkerungszuwachs zur Fäulnis und drängen immer größere Massen in den Fäulnisprozeß hinein. So bedeutet jedes Jahr längern Abwartens eine Schwächung unsrer Volkskraft: mit jedem Jahre werden die Geister stumpfer und kränker, werden die Leiber schwächer und untüchtiger zum Kriege, versiegen die Hilfsmittel mehr und mehr. Dagegen wird Rußland jedes Jahr stärker, nicht allein durch die natürliche Volksvermehrung, sondern auch durch neuen Landerwerb in Asien. Und so niedrig auch die Russen, die Tataren, die Mongolen in der Kultur stehen mögen, die Handhabung der modernen Mordwerkzeuge eignen sie sich schon soweit an, daß sie uns darin gleichkommen und uns mit ihrer Überzahl erdrücken können.

Also um Sein oder Nichtsein handelt es sich für uns Deutsche. Wenn wir dem Entscheidungskampfe mit dem Slawen- und Tatarentum ausweichen oder ihn verschieben wollen, bis es zu spät ist, dann mögen nur alle, die deutsches Wesen nicht untergehen lassen wollen, beizeiten nach Brasilien auswandern und dort ein Neudeutschland gründen; das alte Vaterland wird nach einigen Jahrzehnten eine Satrapie des Zarenreichs sein.

Sollte jemand daran zweifeln, daß die Deutschen heute gerade noch so fähig sind, neue Staaten zu gründen und Kulturen zu schaffen wie vor Jahrhunderten, so würde das ein schlechtes Zutrauen zur modernen Bildung und zum modernen Staate beweisen, würde übrigens durch die Erfolge der deutschen Kolonisten in Südrußland und Amerika widerlegt werden. Vielleicht aber sagt jemand: gerade die bei uns Überflüssigen, die Lumpenproletarier, sind doch gewiß unfähig. Aber das ist ja eben der Fehler der modernen Politik, daß sie so große Massen unnütz werden läßt! Die schon Verdorbnen allerdings können nichts leisten; aber dafür muß gesorgt werden, daß nicht der ganze Zuwachs, der alljährlich eine halbe Million beträgt, für alle Zukunft zum Verfaulen verurteilt werde. Von den jetzt Verkommnen ist ein Teil schon geistig und leiblich schwach geboren, weil er von verkommnen Eltern stammt, ein andrer Teil aber erst infolge elender Lebensverhältnisse und aus Mangel an angemessener Beschäftigung verkümmert. In einem gesunden Volke, dem Raum zur Entfaltung seiner Kräfte zur Verfügung steht, kommen geborne Schwächlinge und Schwachsinnige nur als seltene Ausnahme vor. Einige Personen giebt es immer auch in solchen Völkern, die sich schlechterdings in keine gesetzliche Ordnung fügen wollen und deshalb Verbrecher werden; aber auch dieser Auswurf sieht in einem solchen gesunden Volke noch anders aus als bei uns und kann unter Umständen noch nützlich gemacht werden. Ein kühner Räuberhauptmann kann im Kriege ein ganz tüchtiger Freischarenführer werden, ein moderner Strolch aber ist ein ausgemergelter, geistig und leiblich erschöpfter, energieloser Lump, ist zu nichts mehr nütz und steht auch, ästhetisch betrachtet, vielleicht sogar moralisch betrachtet, selbst wenn er nie im Leben etwas schlechtes begangen hätte, unter dem Räuberhauptmann.

Der Entscheidungskampf zwischen der germanischen und der slawisch-tatarischen Welt braucht nicht die Gestalt eines Eroberungskrieges anzunehmen. Das erste wäre ein Bündnis der mittel- und westeuropäischen Staaten*) zu

*) Frankreich würde nicht so schwer zu gewinnen sein, denn sein Rüstungseifer und seine Freundschaft für Rußland entspringen weniger dem Revanchegelüst als der Furcht vor Deutschland; die Franzosen wissen es, daß die Deutschen über kurz oder lang zur Vergrößerung ihres Gebietes gezwungen sein werden, und sie fürchten, wir möchten unserm Expansionsbedürfnis nach Westen hin Luft machen. Die Russen erkennen dieses unser Bedürfnis nicht weniger klar und fürchten sich nicht minder, und es wäre wohl möglich, daß sie selbst den Entscheidungskampf herbeiführten und uns zu der Rettung zwängen, die wir aus freien Stücken nicht wagen mögen. Seit der Vertreibung Napoleons I. wird in den russischen Kirchen alljährlich am Weihnachtsfeste ein Dankgebet verrichtet, und dabei werden die Franzosen und ihre damaligen Verbündeten verwünscht. Dieses Jahr sind in der Verwünschung die Franzosen weggelassen worden. Dagegen hat der heilige Synod in seinem Bericht über das Leben der orthodoxen Kirche in den Jahren 1891 und 1892 geklagt, daß sie sowohl von der „polnisch-lateinischen Propaganda“ wie von den „Protestanten und Sektirern“ deutscher Abstammung viel böses zu erdulden habe. Der Schaden, den die Propaganda anrichte, sei unermeßlich, da sie nicht

dem Zwecke, Rußland zur Öffnung seiner Grenzen zu zwingen. Was dann in politischer Beziehung aus dem Zarentum werden wird, wenn Rußland mit einem Flor deutscher Bauernkolonien und deutscher Städte bedeckt ist, das mögen wir getrost der Zukunft überlassen. Aber diese Kolonien würden uns eine Brücke nach Kleinasien und Syrien schlagen, wo allerdings ein Eroberungskrieg notwendig wäre, um die Gründung eines deutschen Filialreichs zu ermöglichen. Die bloße kommerzielle Erschließung der asiatischen Länder kann uns wenig helfen. Wir sind eben als Landmacht besser daran als England, das von seiner Insel aus freilich kein zusammenhängendes Reich gründen kann und daher auf parasitische Ausbeutung entfernter Länder angewiesen bleibt. Für England würde bei dieser großdeutschen Gründung so wenig etwas abfallen, daß es vielmehr den Levantehandel gänzlich verlieren würde. Bei einer solchen Richtung unsrer Politik würden sowohl die Friedensliguisten wie die Freunde des Krieges ihre Rechnung finden; die einen, indem die Kulturstaaten in Europa keine Kriege mehr mit einander führen würden, dafür aber Kolonialkriege in Asien und Afrika, womit sich die andre Partei wohl begnügen könnte.

In Heft 2 der Grenzboten, S. 109, heißt es: „Es ist Zeit, daß wir uns wieder eingehender mit Rußland beschäftigen. Deutschland hat die Pflicht, sich noch aus andern Quellen als den Schriften unzufriedner Balten und Polen und sensationssüchtiger Tagesschriftsteller über sein größtes Nachbarland zu unterrichten.“ Das ist richtig; genau und zuverlässig müssen wir über Rußland informirt sein, wenn wir nicht grobe Fehler in der auswärtigen Politik begehen wollen. Vor allem aber thut eins zu wissen not: ist es wahr, was russische und deutsche Schriftsteller in den letzten Jahren behauptet haben, daß die Russen ihren eignen Acker nicht im stande zu halten vermöchten, daß nicht allein der Ertrag von Jahr zu Jahr sinke, sondern die Ackerkrume selbst zu schwinden beginne, oder ist es nicht wahr? Wenn es wahr ist, dann haben wir, als nächste Nachbarn, die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, die Verwaltung dieser Kornkammer Europas selbst in die Hand zu nehmen. Ist es aber nicht wahr, ist es vielleicht auch nicht wahr, daß die Russen unfähig sind, aus sich selbst eine lebenskräftige Industrie zu erzeugen, ist alles unwahr, was von der Bestechlichkeit ihrer Beamten, von der Verlotterung und Verlumpung ihres Adels, ihres Popentums, ihrer Bauernschaft erzählt wird, stehen sie auf derselben Kulturhöhe wie wir, dann heißt es eben: Fuimus Troes! Dann können wir Deutschen einpacken. Denn daß wir neben einem Riesenreiche, dessen Gebiet vierzigmal so groß ist als das unsre, und dessen Einwohnerzahl

sowohl religiöse als politische Zwecke verfolge. Man sieht, es nützt uns nichts bei Rußland, wenn wir die Polen schlecht behandeln, Rußland fährt fort, die Deutschen und die Polen als seine Feinde und als natürliche Verbündete zu betrachten, was sie thatsächlich sind.

bald dreimal so stark sein wird, das uns die Lebensluft abzuschneiden vermag, selbst wenn es uns die Gnade erweist, uns nicht zu annektiren, daß wir also neben einem solchen Nachbar nichts mehr zu bedeuten haben, wenn er uns in der Kultur gleichsteht, das leuchtet doch ein.

Wer meine Fernsichten utopisch und wahnwitzig, vielleicht frevelhaft und gefährlich nennt, den möchte ich doch fragen, ob das von einem winzigen Stamme gegründete Römerreich, ob das indische Kolonialreich Englands, ob das russische Zarentum selbst Träume eines Wahnsinnigen oder Wirklichkeit sind? Denn was ist dieses Zarentum anders als die Herrschaft einer von einem deutschen Stabe unterstützten deutschen Dynastie über ein Konglomerat von Barbarenvölkern? Und ist es etwa ein Traum, daß die Hohenzollern, nur auf die Mark Brandenburg gestützt, nach und nach die nördliche Hälfte Deutschlands zusammenerobert haben? Dürfen nur Dynastien und kleine Stämme große Reiche gründen, während ein großes gebildetes Volk dazu verurteilt bleiben muß, sich selber aufzuzehren? Wann werden wir endlich einmal den Mut haben, statt der dynastischen und der sogenannten nationalen Politik Volkspolitik zu treiben und im Sinne unsrer Väter von 1813 weiterzuleben? Der silberne König*) — ja der spiegelt sich glitzernd und glänzend im Zeitenstrome, und der eherne klirrt und rasselt mit seinen Waffen; aber der goldne liegt noch in dem Dunkel alter Scharteken vergraben, und der Jüngling, der 1813, 1848 und 1870 auf Augenblicke zum Leben erwacht war, verfällt täglich mehr der Totenstarre.

Das preußische Landrecht

Zu seinem hundertjährigen Bestehen

Von Ernst Kayser

(Schluß)

Obwohl Carmer und Svarez noch in den Lehren der Naturrechtsschule befangen waren, deren Ausgangspunkt es bildete, ein Recht auf vernunftgemäßer Grundlage a priori herzustellen, so erwies sich doch die Macht der Verhältnisse stärker als ihr philosophisches Bewußtsein. Beide Männer standen bereits am Ausgange der naturrechtlichen Richtung; sie waren zu selbständig in ihren Urteilen, um blindlings einer Lehre, die sie durch ihre Erfahrungen überholt hatten, zu folgen.

*) In Goethes Märchen, siehe Heft 1 der Grenzboten.

Sie faßten von vornherein ihre Aufgabe als eine nationale auf, wie man es heute nennen würde. Ihnen schwebte nicht, wie Cocceji, ein Recht vor, das auf den Sätzen der Vernunft gebaut, sich gleichmäßig für alle Kulturvölker eignen sollte; die Vernunft sollte für sie bei der Wahl der aufzunehmenden Rechtsvorschriften nur den kritischen Wertmesser bilden. Den Rechtsstoff selbst aber entnahmen sie aus dem geltenden Rechte. Svarez hat sich auch nicht verhehlt, daß ein solches Gesetzbuch über das Programm der Naturrechtsschule hinausgehe. „Manche werden sich getäuscht finden, sagt er, wenn sie sehen, daß die Grundlage des neuen preußischen Gesetzbuchs noch so sehr römisch sei, daß nicht Montesquieu, Rousseau und Mably, sondern daß Labeo und Capito, daß Sever und die Antonine die meisten Materialien dazu geliefert." Er hat auch, wie er erklärt, das römische Recht nicht bloß wie Cocceji wegen seiner innern Vortrefflichkeit übernommen, sondern weil es „der innern Verfassung Preußens, soweit sie die Privatrechte bestimmt, zur Grundlage dient," und er hat endlich das römische Recht nur in der Gestaltung übernommen, wie es „in den königlichen Landen wirklich gewesen ist und durch den Gerichtsgebrauch bestimmt ist."

So stellt das allgemeine Landrecht den Niederschlag der gemeinrechtlichen Wissenschaft nach dem Stande des vorigen Jahrhunderts dar, freilich auch mit den Irrtümern, die erst hinterher durch die Forschungen der historischen Schule berichtigt worden sind. Gleichwohl darf der von ihm unternommne Versuch, den fremden und einheimischen Rechtsstoff organisch in einander zu verarbeiten und ein praktisch brauchbares Recht zu schaffen, im wesentlichen als gelungen bezeichnet werden; das deutsche Recht hat dabei den ihm gebührenden Einfluß erlangt. Beide Rechtsgebiete hatten sich nach ihrem Bestande durch die vorausgegangne Wissenschaft und Rechtsprechung hinreichend gesondert und geklärt, sodaß den Redaktoren die Wahl der Grundlage für die Ausgestaltung der Rechtsinstitute keine großen Schwierigkeiten machte. In der Hauptsache handelte es sich darum, die in einzelnen Fragen herrschende Ungewißheit zu beseitigen, Zweifel zu lösen oder unfertige Rechtsgebilde, wie die deutsche rechtliche Lehre vom Besitz und von den Gesellschaften, weiter zu entwickeln und zu einem gewissen Abschluß zu bringen. Aber das Auge der Gesetzgeber haftete nicht nur an dem Bestehenden, sondern war auch in die Zukunft gerichtet, um ihrem Werke Dauer zu sichern. Sie hatten Verständnis dafür, daß mit dem überkommnen Rechte dem Verkehr nicht mehr genügt werde, und daß es, um seine Entfaltung zu befördern, für eine neue Zeit neuer Rechtsgedanken bedürfe. Freilich unterschätzten sie die Verwicklung der Lebensverhältnisse, die sie übersehen und umspannen zu können meinten. Es tritt hier wieder jener naive Gedanke hervor, der in einer der Gesetzgebungskunst noch vollkommen ungewohnten Periode erklärlich ist, der Gedanke, das Unmögliche zu ermöglichen. Immerhin ist anzuerkennen, daß in dem allgemeinen Landrechte über das

römische und das deutsche Recht hinaus Keime zu neuen, fruchtbaren Gedanken gelegt worden sind. Es genügt hier, um einige Beispiele anzuführen, an die Erweiterung zu erinnern, die der gute und böse Glaube im Vergleich zu dem frühern Recht erhalten hat, sowie an die Abstufung des Schadenersatzes nach dem Grade der Verschuldung, dessen innere Berechtigung früher geleugnet wurde, neuerdings wieder verfochten wird. Wenn bei der Verwertung dieser Gedanken nicht immer das gehörige Maß von Vorsicht beobachtet und die richtigen Grenzen innegehalten wurden, so muß eben berücksichtigt werden, daß das Landrecht bahnbrechend vorangegangen ist. Der ausgestreute Samen aber hat reiche Früchte getragen, die nicht nur der spätern preußischen Gesetzgebung, sondern der Rechtswissenschaft überhaupt zu gute kamen, wie dies insbesondre die im Sinne des Landrechts weiter entwickelte, von andern Staaten nachgebildete preußische Immobiliargesetzgebung bezeugt. Ein außerordentliches Verdienst aber vor allen nachfolgenden Kodifikationen hat sich das Landrecht dadurch erworben, daß es seine Fürsorge den wirtschaftlich Schwachen zuwandte. Hierzu gaben die preußischen Könige selbst den Antrieb, die aus den Beschwerden ihrer Unterthanen immer aufs neue die Besorgnis schöpften, es möchte die arme und unwissende Partei von dem reichen und geschäftsgewandten Gegner übervorteilt werden. Vergriff man sich auch in den Mitteln, insofern man der Richtung der Zeit entsprechend glaubte, diesen Schutz hauptsächlich durch die Beaufsichtigung oder Einmischung der Behörden gewähren zu müssen, so liegt doch in diesen Maßnahmen die beherzigenswerte Lehre ausgesprochen, daß auch im Umkreise des Privatrechts die Verschiedenheiten der wirtschaftlichen Kräfte des Einzelnen in Betracht zu ziehen seien. Zu diesen Vorschriften gehört auch der dem Landrecht eigentümliche Formzwang, wonach die Giltigkeit jedes Vertrags über hundertfünfzig Mark von einer schriftlichen Abfassung abhängig gemacht ist. Gewiß ist in dieser Ausdehnung der Verkehr durch den Formalismus mehr beengt als gefördert worden, aber es ist doch ein gesunder Kern darin enthalten, ein Gedanke, dem sich auch die neueste Gesetzgebung nicht verschließen kann, daß nämlich, trotz des zu billigenden Prinzips der Formlosigkeit der Verträge, besonders wichtige Verträge, namentlich solche, die sich in ihrer Wirkung über das Leben der Vertragschließenden oder auf eine unabsehbare Zeit erstrecken, an eine Form gebunden werden müssen.

Der Vorwurf einer allzu breiten Kasuistik, d. h. des Eingehens auf die denkbaren Einzelheiten und Verschiedenheiten der Rechtsverhältnisse, ist gegen das Landrecht freilich mit vollem Rechte erhoben worden, und spätere Kodifikationen haben deshalb diesen Fehler vermieden. Schon Friedrich der Große urteilte über die Vorlage eines Teilentwurfs in einer Randbemerkung: „Es ist aber Sehr Dicke und gesetze müssen kurtz und nicht Weitläuftig seindt.“ Und hätte der König den Abschluß des Werkes erlebt, so wäre sicher in dieser Beziehung an das Landrecht noch die bessernde Hand angelegt worden, zumal nachdem

auf die öffentliche Aufforderung zur Besprechung und Begutachtung des bekannt gemachten Entwurfs ernste Stimmen in der Kritik, unter ihnen auch Schlosser, Goethes Schwager, gerade diesen Mangel als einen besonders schädlichen und die Brauchbarkeit des Gesetzbuchs gefährdenden bezeichneten. Svarez war deshalb mit großem Eifer bemüht, den Vorwurf als unbegründet zu widerlegen. Zwar mußte auch er bekennen, daß für ein Volk ein möglichst geringer Bestand von Gesetzen wünschenswert sei, und daß Schärfe und Kürze der gesetzlichen Bestimmungen ein sehr wesentliches Erfordernis bildeten; aber andrerseits meinte er, man könne unter den verwickelten und schwierigen Verhältnissen der Gegenwart doch nicht mehr mit so wenigen und einfachen Gesetzen, wie sie die zwölf Tafeln enthielten, auskommen. Er warnte davor, die bürgerliche Freiheit der Willkür der Gerichte auszusetzen, dadurch, daß man die Ergänzung undeutlicher und allzu knapper Gesetze dem Richter überlasse, „zumal in einem Staate, wo der Richter im Solde des Monarchen steht, und sein Amt lebenswierig ist." Nicht also, wie man auf den ersten Blick denken sollte, um das Gesetzbuch auch dem Laien zugänglich zu machen, sondern für den Rechtsgelehrten und Richter war die kasuistische Redaktionsweise gewählt worden, um für sie möglichst vollkommen und erschöpfend alle Geschäfte des Lebens gesetzlich zu regeln; für den durch seine Tagesarbeit vielbeschäftigten Staatsbürger erachtete Svarez einen kurzgefaßten, volkstümlich geschriebnen Auszug für ausreichend, wie er ihn selbst noch vor der Einführung des Landrechts veröffentlicht hat. Von einem andern Gesichtspunkte ging die Kritik Schlossers aus; er erklärte die Vereinfachung des Rechts, wie sie das preußische Gesetzbuch anstrebe, für eine Beförderung des Despotismus, die nur für einen Staat von lauter Weisen oder lauter Sklaven passe, und er gab der Befürchtung Ausdruck, man werde sehr bald zu Abänderungen gezwungen sein, da das Gesetz der richterlichen Machtstellung, die allein den Umständen der verschiednen Fälle Rechnung zu tragen vermöge, keinen genügenden Spielraum eingeräumt habe. Gewiß erscheint es uns heute als ein beinahe vermessenes Unterfangen, das Leben in Paragraphen einsperren zu wollen. Der Verkehr läßt sich nicht meistern und spottet der Schranken, die ihm das Gesetz ziehen will. Nicht selten ist auch der Inhalt des allgemeinen Rechtsgedankens dadurch verdunkelt worden, daß das Gesetz selbst die Folgerungen ausspricht, anstatt dies der Rechtsanwendung zu überlassen. Wer aber Gelegenheit gehabt hat, sich mit dem Landrecht eingehender zu befassen, wird bestätigen, daß sich in seinen kasuistischen Bestimmungen ein außerordentlich feiner Beobachtungssinn und eine ungemeine Fülle von Kenntnissen in allen Zweigen des Erwerbslebens liegt. Das Beispiel des Landrechts zeigt gerade, daß es für alle Zeiten die Aufgabe der Gesetzgebungskunst bilden muß, die richtige Mitte innezuhalten zwischen einer allzu weitgehenden Abstraktion der Rechtssätze, die das Gesetz unverständlich macht und dem Volke entfremdet, und einer Kasuistik, die das Leben er-

schöpfen will und damit einem unerreichbaren Ziele nachstrebt. Namentlich wenn man an der in den deutschen Verhältnissen geschichtlich begründeten Stellung des Richteramts festhält, wonach der Richter seine Machtbefugnisse nur innerhalb der gesetzlichen Schranken auszuüben hat und die Gesetzgebung nicht auch, wie nach französischem und schweizerischem Recht, in den für die gesetzliche Entscheidung ungeeignet erscheinenden Fällen an die Gerichte übertragen werden darf, wird man die Kasuistik nicht entbehren können, um dem richterlichen Ermessen durch die Bezeichnung konkreter gesetzlicher Handhaben einen Anhalt oder wenigstens einen Wink zu geben.

Ein Fehlgriff, der ebenfalls mit der kasuistischen Methode zusammenhängt, ist es zu nennen, daß das Landrecht neben seiner Bestimmung als Gesetzbuch auch den Zweck der Belehrung verfolgte, was allein Sache der Wissenschaft ist. Aber im Hinblick auf den dem Landrecht vorausgegangnen Rechtszustand hängt gerade damit ein außerordentlicher und vielbewunderter Vorzug zusammen, seine Sprache. Noch nie zuvor war ein Gesetz in so klarer, einfacher, durchweg deutsch gehaltner Sprache geschrieben worden; sie hielt sich frei von allen büreaukratischen Sonderbarkeiten der Zeit. Der Schleier des Geheimnisses, der durch die lateinische Sprache um das Recht gewoben war, sollte zerrissen, das Recht dem Volksgefühl nähergebracht werden. Vergleicht man die Ausdrucksweise des Landrechts mit der nur ein Menschenalter weiter zurückliegenden, verschnörkelten und mit Fremdwörtern durchsetzten des Corpus Friedericianum, so ergiebt sich auf den ersten Blick, welch ein ungeheurer Fortschritt in der Kunst der Gesetzessprache gemacht worden war.

Das dem Landrecht zu Grunde liegende System ist ihm eigentümlich; die in der Gegenwart übliche Einteilung des Rechtsstoffs in den allgemeinen Teil, die dinglichen Rechte an körperlichen Sachen, das Recht der Schuldverhältnisse, das Familien- und Erbrecht verdankt ihre Entstehung einer spätern Theorie unsers Jahrhunderts. Für das Landrecht war nur ein Vorgang in den Institutionen unsers römischen Juristen Gajus gegeben, die in drei Abschnitte, das Personenrecht, das Sachenrecht und das Prozeßrecht, zerfallen. Da die eigentliche Aufgabe des Gesetzbuchs darin bestand, das Privatrecht festzustellen, so war es natürlich, daß die Verfasser das Einzelwesen in seinen rechtsgeschäftlichen Beziehungen zum Ausgangspunkte nahmen und zunächst dessen gesamte Privatrechtssphäre behandelten. Den anfänglichen Plan, das Personen- und das Sachenrecht von einander zu scheiden, ließ man fallen und verschmolz beide Gebiete zu einem Ganzen, die mit den allgemeinen Lehren den Inhalt des ersten Teils des Landrechts bildeten. Der zweite Teil erörtert dann die Stellung des Einzelnen in der Familie, als Mitglied von Gesellschaften und Körperschaften, seine Zugehörigkeit zu gewissen Ständen und schließlich sein Verhältnis zu Kirche und Staat. Innerhalb des Systems aber sind die einzelnen Rechtseinrichtungen mehr nach ihren äußern Berührungs-

punkten und ihren Zwecken als nach ihrer innern Verwandtschaft geordnet, sodaß nicht selten logisch zusammengehörige Vorschriften über verschiedne Titel verteilt sind.

Der Entwurf wurde in den Jahren 1787 und 1788 vollendet; er wurde dann abschnittweise veröffentlicht und eine Zeit lang (bis zum 1. April 1789) der öffentlichen Beurteilung ausgesetzt. In zahlreichen Besprechungen und Gutachten wurde der Aufforderung Folge geleistet; auch die Provinzialstände wurden auf Befehl Friedrich Wilhelms II. gegen den Willen von Carmer und Svarez, denen die Beteiligung dieser Kreise widerstrebte, veranlaßt, ihre Bemerkungen einzusenden. Es gewann den Anschein, als ob die bisherige absolutistische Richtung verlassen und einem volkstümlichen Zug in das Gesetzbuch Einlaß gewährt werden sollte. Aus dem sehr reichhaltigen Material wurden Auszüge gemacht, die dann Svarez in der sogenannten Revisio monitorum kritisirte. Er unterzog darauf in den Jahren 1790 und 1791 die Vorlage einer nochmaligen Umarbeitung, der er eine ausführliche Begründung beifügte. Er mußte selbst zugestehen, daß das Werk in dieser neuen Form an innerm Werte bedeutend gewonnen habe.

Man konnte nun an die Einführung der hiermit zum Abschluß gelangten Gesetzsammlung denken, da man es nicht für nötig hielt, die Verkündigung bis zum Zustandekommen der noch fehlenden Provinzialrechte zu verzögern. In der That geschah diese Publikation durch Patent vom 20. März 1791, wonach die Gesetzsammlung vom 1. Juni 1792 ab in Kraft treten sollte.

Inzwischen war aber infolge des Thronwechsels ein Umschwung in der bisherigen innern Politik eingetreten, und eine dem Gesetzbuch feindliche Strömung, die noch zu Lebzeiten Friedrichs des Großen in der Umgebung des Thronfolgers entstanden war, gewann die Oberhand. Drei anonyme Immediateingaben, vermutlich von Dankelmann, dem spätern schlesischen Justizminister, und von Wöllner, damals Kammerrat bei dem Prinzen Heinrich, verlangten eine Revision, die die ganze Anlage vernichtete. Sie erklärten es für notwendig, daß alles, was als Gesetz zu gelten habe, von den bloßen spekulativen Rechtssätzen und Meinungen ausgeschieden würde, damit nicht auch diese als Gesetze vorgeschrieben würden. Dankelmann bekannte später dem Großkanzler offen, daß nach seiner Ansicht der Bürger nur von den bestehenden Geboten und Verboten Kenntnis zu nehmen brauche, aber nicht vom Recht, und daß er deshalb nicht wünsche, daß statt der einzelnen gegebnen Falls zu erlassenden Verordnungen eine Gesetzsammlung zwar diesen Namen trage, aber nicht ihre Eigenschaften habe.

Der neue König hatte die Überzeugung gewonnen, daß mit der Aufklärung nicht bloß lautere Zwecke verfolgt würden, und er hatte den Willen, dem entgegenzutreten. In der That kamen unter dem Deckmantel der Aufklärung viele Ausschreitungen vor; schreibt doch auch Lessing an einen Freund, daß sich

die Berliner Freiheit darauf beschränke, gegen die Religion soviel Sottisen auf den Markt zu bringen, als man wolle. Es blieb aber nicht bei der bloßen Unterdrückung dieser Ausschreitungen. Männer von zweifelhaftem Charakter, wie Wöllner und Bischofswerder, wußten das Vertrauen des Königs zu gewinnen und einflußreiche Stellungen zu erlangen. Sie brachten in Preußen, das unter Friedrich dem Großen allen Völkern in den Fortschritten der Kultur vorangeleuchtet hatte, eine rückläufige Bewegung zustande, die am besten durch die bekannten, die Gewissensfreiheit der Unterthanen bedrückenden Zensur- und Religionsedikte gekennzeichnet wird. Dieser Reaktion sollte nach den Wünschen der Gegner auch das allgemeine Gesetzbuch zum Opfer gebracht werden. Man hatte Bedenken vor den rechtlichen Neuerungen, die das Gesetzbuch enthalte, und deren Tragweite sich nicht übersehen lasse, man besorgte namentlich eine Antastung des vorhandnen politischen Besitzstandes, auf dessen Erhaltung das Glück und die Sicherheit des Staats und der Monarchie gegründet zu sein schien. Nicht in der Absicht, das Recht zu populariſiren, wie es Svarez zuerst irrtümlich annahm, „damit sich Preußens Unterthanen rühmen dürften, unter Gesetzen zu leben, die von ihnen selbst geprüft und genehmigt worden sind," wurden die Provinzialstände zur Begutachtung herangezogen, sondern es war ihre Aufgabe, den etwa gefährlichen Neuerungen einen Damm entgegenzusetzen. Wußte man doch, daß der Adel, dem die bedeutendsten und einflußreichsten Vertreter der Stände angehörten, ein sehr großes Gewicht darauf legte, daß ihm seine Rechte nicht geschmälert würden. Eine weitere Verzögerung der gesetzgeberischen Arbeiten wurde dadurch erreicht, daß dem Kanzler von Carmer die kollegiale Beratung aufgezwungen und Wöllner als Justiz- und Kultusminister und damit auch als Mitglied des Justizstaatsrats an die Seite gegeben wurde. Mächtiger aber noch als alle diese Einflüsse wirkten auf das Gemüt des Königs die in Frankreich sich vollziehenden Ereignisse, die ihm den Abgrund offenbarten, in den sich der Geist der Aufklärung hatte verirren können. Dazu kam, daß sich im Sternberger und Krossener Kreise die Bauern zusammengerottet und erklärt hatten, das neue Gesetzbuch zähle alle ihre Verpflichtungen gegen die Gutsherrschaft auf, darüber hinaus seien sie zu keinerlei Leistungen verbunden. Die kurmärkischen Stände wurden vorstellig und baten, die Einrichtungen des allgemeinen Gesetzbuchs erst gleichzeitig mit der Einführung des Provinzialrechts in Kraft zu setzen. Aus Ostpreußen wurde berichtet, daß die Hinausschiebung der Großjährigkeit bis zum vierundzwanzigsten Jahre von der Bevölkerung mißliebig aufgenommen werde. Der König widerstand diesem Andringen nicht und ließ sich vom Minister Dankelmann bestimmen, durch Kabinetsordre vom 17. April 1793 den Termin der Einführung des Gesetzbuchs vorläufig bis auf weiteres zurückzuziehen. Als Grund wurde angegeben, daß in der kurzen Zeit seit der Publikation des Gesetzbuchs die größern Volksmassen noch nicht die Möglich-

keit und Muße gehabt hätten, sich mit dessen Inhalt hinreichend vertraut zu machen.

Carmer sah bald ein, daß sein Einfluß beim Könige im Schwinden begriffen war, und daß ihn andre Personen, denen er als alter Mann unbequem geworden war, von seinem Platze verdrängen wollten; er trug sich ernstlich mit Rücktrittsgedanken. Daß er sich schließlich überwand und im Amte blieb, geschah in der patriotischen Einsicht, daß mit seinem Abgange auch das Schicksal seines Lebenswerks endgiltig besiegelt sein würde. Zunächst klammerten sich Carmer und Svarez an den Wortlaut der Kabinetsordre, daß die Suspension nur eine vorübergehende sein solle, und gaben ihren Hoffnungen und Wünschen auf eine baldige spätere Einführung immer aufs neue Ausdruck. Sodann aber drangen sie darauf, da ihnen der wahre Grund der Maßregel nicht verborgen war, daß ihnen die dem Staatswohle gefährlichen Stellen und die bedenklichen Neuerungen angegeben würden, damit sie aus dem Gesetzbuch entfernt werden könnten. Aber die Gegner hüteten sich wohl, bestimmte Angriffspunkte zu bieten, oder sie begnügten sich damit, die Mängel nebensächlicher Rechtseinrichtungen zu bezeichnen, wie die Ausdehnung der Ehe zur linken Hand und das Erbrecht der Armenanstalten gegenüber den Hagestolzen, von deren Bestehen oder Weglassen die Existenz des Gesetzbuchs unmöglich abhängig gemacht werden konnte. Der Hauptvorwurf, den man aussprach, war der, daß der Großkanzler den ihm von Friedrich dem Großen erteilten Auftrag, das geltende Privatrecht festzustellen, überschritten und Neuerungen eingeführt habe. In dem Gesetzbuche sei von landesherrlichen Befugnissen und Verbindlichkeiten die Rede, während Preußens Könige niemandem auf Erden zur Rechenschaft verpflichtet wären; schon aus der bloßen Aufzählung der landesherrlichen Machtbefugnisse könnten leicht irrtümliche Folgerungen gezogen werden, zumal da die Verfasser bezüglich der Entstehung des Staats vielfach an die Rousseausche Lehre vom contrat social anknüpften. Man müsse es deshalb unter diesen Umständen Carmer selbst überlassen, die anstößigen Stellen, die er am besten kennen werde, zu beseitigen. Svarez übernahm die Verteidigung der gegen den Großkanzler und ihn gerichteten Angriffe; er wies nach, daß nur solche Neuerungen aufgenommen seien, die von sachverständiger Seite geprüft und bei den Provinzialständen unbeanstandet geblieben wären. Er legte dar, daß das Gesetzbuch nichts enthalte, was mit der absoluten monarchischen Verfassung des Staats unverträglich wäre und nicht schon vorher gegolten hätte. Nur das sei darin anerkannt, was „Preußens Monarchen von Despoten unterscheide, die sie nie hätten sein wollen"; wer behaupte, das Gesetzbuch stehe auf den Grundlagen der französischen Konstitution, übersehe, daß das Gesetzbuch längst vor der Konstitution abgeschlossen worden sei.

Aber alle diese Auseinandersetzungen würden zu keinem Ergebnis geführt haben, wenn sich nicht infolge der politischen Lage ein unerwarteter Umschwung

zu Gunsten des Gesetzbuchs vollzogen hätte. Die bei der zweiten Teilung Polens im Jahre 1793 an Preußen gefallnen Landesteile bedurften der Organisation, um sie dem Hauptlande anzugliedern. An die Spitze der Verwaltung der Provinz, die den Namen Südpreußen erhielt, wurde Dankelmann gestellt, der hier Gelegenheit fand, sein reiches Organisationstalent zu bewähren. Als die Gestaltung der Rechtsverhältnisse der neuen Unterthanen in Frage kam, wandte er sich an Carmer, und nach längern Unterhandlungen einigte man sich dahin, daß das allgemeine Gesetzbuch als subsidiäres Recht in Südpreußen eingeführt werden könne. Gewiß nicht ohne Beziehung auf diese Verhandlungen erging ein Staatsratsbeschluß ohne Teilnahme Carmers, wonach dem Großkanzler die nochmalige Durchsicht des Gesetzbuchs aufgegeben werden sollte. Carmer erbat sich die Zuziehung eines der Gegenpartei geeignet erscheinenden Beirates. Die Wahl fiel auf den damaligen Kammergerichtspräsidenten und Justizminister Goldbeck, Carmers spätern Nachfolger und den letzten Großkanzler von Preußen, den Vertrauensmann Wöllners und Bischofswerders und gleich diesen Mitglied des Rosenkreuzerordens. Bei dieser sogenannten Schlußrevision war es aber nicht Goldbeck, sondern Svarez, der die Hauptarbeit übernahm, und dessen Vorschläge im Justizstaatsrat Billigung fanden. Goldbeck setzte es nur durch, daß das Verbot von Machtsprüchen der Landesherren in schwebenden Prozeßsachen, das der Entwurf aufgenommen hatte, gestrichen wurde. Es wird Svarez, der die Selbständigkeit der Rechtsprechung in seinen Schriften eifrig verfochten hatte, und der sie in seinen Vorträgen über das Gesetzbuch dem jungen Kronprinzen so dringend ans Herz legte, keine geringe Überwindung gekostet haben, gerade diese Vorschrift zu opfern. In kurzem war die Revision beendet, und die Publikation konnte wiederholt werden, nachdem König Friedrich Wilhelm II. zuvor noch den ihm mißfallenden Titel „Allgemeines Gesetzbuch“ auf Goldbecks Anregung in „Allgemeines Landrecht für die preußischen Staaten“ verwandelt hatte. Es wurde jedoch den aus der Mitte der Stände erhobnen Bedenken insoweit nachgegeben, als die Vorschriften des Familienrechts und des gesetzlichen Erbrechts, die Abweichungen von dem bisherigen gemeinen Rechte enthielten, bis zur Feststellung der Provinzialrechte außer Kraft gesetzt wurden.

Carmer und Svarez überlebten die Einführung des allgemeinen Landrechts nur um wenige Jahre. Carmer erbat, bald nachdem der Thronwechsel eingetreten war, seinen Abschied; er zog sich auf sein schlesisches Gut zurück, wo er am 23. Mai 1801 starb. Svarez blieb noch im Amt und stand, wenn auch nur kurze Zeit, auch dem Großkanzler Goldbeck als Berater zur Seite, der seine Verdienste zu würdigen wußte. Seine letzten Jahre sind ausgefüllt mit gesetzgeberischen Reformplänen, insbesondre befaßte er sich mit der Reform des Strafverfahrens. Inmitten einer anstrengenden und vielseitigen Thätigkeit, die seine Arbeitskräfte erschöpfte, verfiel er in eine tötliche Krankheit, der er

am 14. Mai 1798 erlag. Die Einführung in die Akademie der Wissenschaften, zu deren Mitglied Friedrich Wilhelm III., sein dankbarer Schüler, ihn bestimmt hatte — eine Auszeichnung, die ihm schon früher zugedacht war, die aber Wöllner mit Erfolg hintertrieben hatte —, erlebte Svarez nicht mehr.

Für die Entwicklung einer preußischen Rechtswissenschaft war es verhängnisvoll, daß das Publikationspatent nicht nur die Verbindung mit dem frühern Recht und der frühern Lehre abbrach, sondern auch für die Zukunft, um nicht die Rechtssicherheit zu gefährden, jede freie Forschung verbot. Die in den ersten Jahrzehnten nach der Einführung des allgemeinen Landrechts erschienenen Darstellungen gaben deshalb nur dürftige Inhaltszüge aus dem Gesetzbuch; sie sind daher ohne wissenschaftlichen Wert und längst der Vergessenheit anheimgefallen. Selbst Svarez eigner Leitfaden, der an Bedeutung weit über ihnen stand, ist diesem Schicksal erlegen. „Das Landrecht ist eine schöne Blume, so urteilte ein preußischer Minister, die vom Stock abgeschnitten und in ein Glas Wasser gestellt worden ist.“ Nur von oben her durch Kabinetsordres oder durch Ministerialreskripte versuchte man fühlbar gewordnen Bedürfnissen abzuhelfen. In seiner Befürchtung vor den Gefahren einer neuen Rechtsunsicherheit war das Landrecht so weit gegangen, daß es die Richter anwies, sich in zweifelhaften Fällen Belehrung bei einer hierfür errichteten Gesetzeskommission einzuholen. Die Untergerichte gewöhnten sich sehr bald an eine mechanische Rechtsanwendung; in einem Gesetzbuch, das sich geflissentlich aus Rücksichten auf die Gemeinverständlichkeit von einer technischen Gesetzessprache fern hielt, klammerten sie sich ängstlich an den Wortlaut der einzelnen Rechtssätze. Die Präjudizien des obersten Gerichtshofs, die in Sammlungen veröffentlicht wurden, genossen ein fast unbestrittenes Ansehen. Dazu kam, daß die neue historische Rechtsschule von ihrer geläuterten Rechtsauffassung aus den Kodifikationen ungünstig gegenübertrat. Indem sie erklärte, daß das Recht nicht a priori zu konstruiren sei, sondern ähnlich wie die Sprache aus innern Trieben des Volks herauswachse, daß sie wie diese beständig im Flusse begriffen sei und von der Sitte und nationalen Sonderheit beeinflußt, sich ändre, verwarf sie die dauernde Festlegung des lebendigen Rechts durch die Gesetzgebung, weil dadurch der organische Prozeß aufgehalten werde, als einen unheilvollen Mißgriff und stellte sich in einen entschiednen Gegensatz zu dem vom Landrecht eingenommnen Standpunkt. Ein weitrer Übelstand war der Ausschluß des Landrechts vom akademischen Unterricht. Zwar scheint ursprünglich bei Carmer und Svarez der Plan obgewaltet zu haben, das neue Gesetzbuch nach Ablauf einer Übergangsperiode zum Hauptgegenstande des Unterrichts auf den Universitäten zu machen und das geschichtliche und das geltende Recht in den Vorlesungen von einander zu sondern. Diesen Plan ließ man aber wieder fallen, weil man ein Fernbleiben der Ausländer von dem Besuche der preußischen Universitäten fürchtete, wenn das römische Recht

zurückgedrängt würde, aber auch deshalb, weil man nur die tüchtige theoretische Durchbildung der jungen Juristen nach den Quellen des römischen Rechts als die Aufgabe der Universitäten ansah und es der dienstlichen Beschäftigung an den Gerichten überlassen wollte, sie unter geeigneter Anleitung in das geltende Recht einzuführen. Erst Savigny begann im Winter 1819/20 in Berlin unter Benutzung noch ungedruckter Materialien Vorlesungen über das Landrecht zu halten, und seit 1826 werden über preußisches Privatrecht auch auf den andern preußischen Universitäten Kollegien gelesen. Bei der Häufung so vieler Übelstände erscheint das Urteil eines der hervorragendsten landrechtlichen Schriftsteller nicht ganz unbegründet, daß das Landrecht fast vierzig Jahre lang so einsam und verlassen dagestanden habe, als wenn es alles geistige Leben in seinem Bereiche gelähmt hätte, während andre Gesetzbücher der neuesten Zeit, besonders das französische, kaum aus der Hand der Verfasser hervorgegangen, von einem zahlreichen geistesfrischen und kräftigen Gefolge umgeben worden sei.

Es mußte erst mit dem Autoritätsglauben aufgeräumt und die Unabhängigkeit der Gerichte sichergestellt werden, ehe sich eine neue preußische Rechtswissenschaft entwickeln konnte. Der erste Schritt dazu war, daß man den Gerichten die uneingeschränkte Auslegungsfreiheit, die sie vorher gehabt hatten, zurückgab und die Anfrage an die Gesetzkommission verbot, nachdem man sich überzeugt hatte, daß diese Maßregeln zu Unzuträglichkeiten führten, und es namentlich nicht angehe, im Zivilprozeß zwischen die Parteien und das Gericht eine außerhalb des Streitverhältnisses stehende und deshalb zur Entscheidung wenig geeignete Verwaltungsbehörde einzuschalten. Aber sobald man einmal ernstlich erkannt hatte, daß zum bessern Verständnis des Gesetzbuchs auf dessen Wurzel zurückgegangen werden müsse, und daß sich die für das gemeine Recht gewonnenen Ergebnisse bei freierer Auslegung auch für das Landrecht nutzbar machen ließen, entfaltete sich die preußische Rechtswissenschaft in schnellem Fluge, sodaß sie heute der gemeinrechtlichen ebenbürtig zur Seite steht.

In der jüngsten Zeit sind auch die Grundlagen zu einer preußischen Rechtsgeschichte geschaffen worden. Es sind Versuche gemacht worden, den Bildungsgang des Zivilrechts und des Prozesses auf ihren Entwicklungsstufen zu verfolgen und den innern Zusammenhang der Vorgänge zu ergründen. Das Hauptinteresse der Forschungen gilt schon wegen des unmittelbaren Anschlusses an die Gegenwart dem Zeitalter Friedrichs II. und in ihm dem großen Gesetzgebungswerke und den Personen seiner Gesetzgeber.

Es ist noch nicht an der Zeit, dem allgemeinen Landrecht einen Nachruf zu widmen; denn noch steht es in dem hier nur in Frage kommenden Privatrechtsbestand in voller Geltungskraft, wenn es auch so gut wie gewiß ist, daß es in wenigen Jahren einem mächtigern Nachfolger, dem bürgerlichen Gesetz-

buch für das deutsche Reich, wird weichen müssen. Aber auch dann wird seine Gesetzeskraft nicht ohne weiters aufhören, da wohl noch über ein Menschenalter hinaus die unter seiner Herrschaft entstandnen Rechtsverhältnisse seiner Entscheidung unterliegen werden. Erst dann wird es in die Geschichte zurücktreten, und nur sein Einfluß auf das bestehende Recht wird die wissenschaftliche Forschung noch beschäftigen.

Es bedurfte der starken Hand Friedrichs des Großen, um den Kodifikationsbestrebungen, die sich immer wieder ins Unbestimmte verirrt hatten, eine feste Gestalt zu geben; er hatte den Scharfblick, die richtigen Männer auszuwählen und sie auf den richtigen Posten zu stellen. Seiner Energie kam freilich die Stimmung der Zeit zu gute, die an ihrem Beruf zur Gesetzgebung nicht zweifelte. Diese Überzeugung ist später von der historischen Rechtsschule nicht ohne triftige Gründe erschüttert worden, aber sie geriet dabei auf Abwege und verfiel, um einen Ausdruck Friedrich Nietzsches zu gebrauchen, in ein Übermaß von Historie. Sie unterschätzte gegenüber den Nachteilen die überwiegenden Vorteile, die auch, abgesehen von der Förderung des politischen Einheitsgedankens, die Einheit des bürgerlichen Rechts dem Verkehr bringen mußte. Sie vertiefte sich in das Studium der römischen Rechtsquellen, ohne dabei ihre Bedeutung für die Gegenwart in Betracht zu ziehen, und sie vergaß nicht selten darüber, daß die Rechtswissenschaft in erster Linie dem Verkehr zu dienen bestimmt ist, nicht aber zu einer Hilfswissenschaft der klassischen Philologie herabsinken darf. Es bedurfte großer politischer Ereignisse, der Begründung des norddeutschen Bundes und des deutschen Reiches, um aus dem Volksgeist nie ganz verschwundnen Wünschen nach einer einheitlichen Gestaltung des Privatrechts einen fruchtbaren Anstoß zu geben. Noch während der Beratung des ersten Entwurfs des zukünftigen bürgerlichen Gesetzbuchs vollzog sich unter dem Einfluß der Spezialgesetzgebung in der Wissenschaft des Privatrechts der Umschwung, daß sie sich von der bisherigen einseitig geschichtlichen Richtung abwandte. Immer mehr drang die Überzeugung durch, daß auch das Privatrecht dazu berufen sei, an der Lösung der neuen gesetzgeberischen Aufgaben teilzunehmen. Hier das Richtige zu finden und, ohne den Zusammenhang mit der Vergangenheit abzubrechen, ein Recht zu schaffen, das ebenso den gesteigerten Verkehrsbedürfnissen der Gegenwart wie den sozialen Anforderungen Rechnung trägt, darin besteht die Aufgabe des neuen bürgerlichen Gesetzbuchs. Dasselbe Ziel hatten schon die Verfasser des Landrechts im Auge, aber die Lösung der Aufgabe ist bei dem konservativen Charakter des Privatrechts in einer Zeit der Umbildung aller gesellschaftlichen Verhältnisse wie der unsrigen weit schwieriger geworden, als sie es vor hundert Jahren war. Der Monumentalbau des allgemeinen preußischen Landrechts steht am Eingange der Kodifikationsbildungen der Neuzeit. Ihm sind andre Staaten gefolgt, Frankreich mit dem Code civil, der dann wieder vielfach als

Vorbild benutzt wurde, Österreich und Sachsen mit ihren bürgerlichen Gesetzbüchern. Sie alle haben die Fehler und Schwächen, die dem Landrecht anhafteten, zu vermeiden gesucht; dennoch darf die Frage aufgeworfen werden, ob ohne den bahnbrechenden Vorgang des preußischen Landrechts der Weg zum bürgerlichen Gesetzbuch so leicht gefunden worden wäre. Wenn heute nach hundertjähriger Geltung allgemein anerkannt wird, daß sich das Landrecht bewährt hat und den unter ihm Lebenden zum Segen gereicht, so ist dieser Erfolg vor allem auch dem Umstande zuzuschreiben, daß in ihm ein Werk von weitherziger Lebensauffassung und doch von echt nationaler Sinnesart geschaffen worden war.

Unser Apothekerwesen

Wenn man den, wie üblich, „wohlverbürgten" Nachrichten der Tagespresse glauben darf, so ist der Staat, indem er sich endlich seiner Pflicht, den Schwachen gegen den Starken zu schützen, erinnert, entschlossen, dem privilegirten Stande, der die Krankheitszwangslage des Volkes bisher zur Forderung von Notpreisen ausgenutzt und außerdem nur den reichen Fachgenossen in die Sinekure des Besitzes aufzurücken erlaubt hat, den Garaus zu machen. Wie die Sachen in Wahrheit liegen, das wird zwar in der Fachpresse, z. B. in der Pharmazeutischen und in der Apothekerzeitung (die letztere ist das Organ des deutschen Apothekervereins), eingehend besprochen; es kommt aber kaum zur Kenntnis weiterer Kreise, obwohl doch augenscheinlich vielseitiges Interesse dafür vorhanden ist. Denn wenn auch das Volk „seinen" Apotheker, den „Neunundneunziger," zu dem es viel weniger gern geht als zum Bäcker, zur Zielscheibe gutmütigen Spotts macht und ihm einen gewissen Spleen andichtet, so hält es doch große Stücke auf ihn. Er ist der erste Helfer in den tausend kleinen Gesundheitsbelästigungen, die man nicht erst vor das Forum des Arztes bringen will, zu ihm führt man zuerst den Verunglückten, er ist der naturwissenschaftliche Berater, der sich das Heranschleppen aller zweifelhaften Sammelobjekte, vom Maikäfer bis zur Kreuzotter, gefallen läßt, in ihm verehrt man den trefflichen Mann, dem man in vielen Fällen die Pflichten der Geselligkeit und öffentliche Ämter aufhalsen kann, und endlich: er ist ein guter Zinszahler. Eine wahrheitsgetreue Darlegung seiner Verhältnisse dürfte deshalb wohl allen Lesern willkommen sein.

Bei der unermüdeten Sorgfalt — so heißt es in der preußischen Apothekerordnung vom 11. Oktober 1801 —, welche Wir auf alle Zweige Unsrer Staatsverwaltung richten, ist es Uns nicht entgangen, wie sehr das Wohl Unsrer getreuen Unterthanen von einer zweckmäßigen Einrichtung der Apotheken in Unsern Landen und von einer sichern Ausübung der Apothekerkunst selbst abhange. Unsre durchlauchtigsten Vorfahren haben zwar bereits im Jahre 1693 eine Ordnung, nach welcher sich die Apotheker richten sollen, abfassen und das Wesentliche daraus in die Medizinalordnung vom 27. September 1725 aufnehmen lassen, da indessen teils die Fortschritte in der Pharmazie und Chemie, teils der überall eingeführte ordnungsgemäße Betrieb aller mit der Staatsadministration verwandten Gegenstände eine Revision und Vervollkommnung der bisherigen Gesetze und Verordnungen, welche sich auf das Kunstgewerbe der Apotheker beziehen, nötig gemacht haben, so ist von uns beschlossen worden, diese revidirte Ordnung in Kraft eines Landesgesetzes abfassen zu lassen u. s. w. Titel I § 1 setzt dann fest, daß zur Ausübung der Apothekerkunst allein berechtigt: 1. ein landesherrliches Privileg, 2. ein Approbationspatent, und § 2 spricht die Erblichkeit und die Veräußerlichkeit des Privilegs aus, vorausgesetzt die Approbation des Erstehers. § 6 sorgt für das arzneibedürftige Publikum durch die Bestimmung, daß neue Privilegien nur vergeben werden dürfen, nachdem Finanz- und Medizinaldepartement darüber „konzertirt" haben, weil eine zu große Konkurrenz der treuen Ausübung der Kunst schädlich sei. Erwähnt sei endlich noch die strenge Trennung der Praxis der Arzneibereitung und der Arzneikunst, die im Mittelalter durchweg in einer Person vereinigt waren, das Auseinanderhalten der Aufgaben des Apothekers und Arztes; nur in Ausnahmefällen soll den Apothekern, nach Ablegung eines Examens die Verrichtung leichter innerer Kuren gestattet sein, Ärzte und Wundärzte dagegen dürfen an Orten ohne Apotheke (jetzt auch in größern Krankenhäusern) mit besondrer Erlaubnis der Regierung eine kleine Hausapotheke halten und die notwendigsten Arzneien selbst bereiten, müssen aber ihre Vorräte aus einer Apotheke beziehen und sich behördlicher Revision unterwerfen.

Die Gewerbegesetzgebung von 1810 räumte mit den „Gerechtigkeiten" auf, machte aber die Errichtung neuer Apotheken von „Konzessionen" abhängig, die nur der Person des Konzessionirten verliehen wurden und beim Aufhören des Geschäftsbetriebs an die Behörde zurückfielen. Mit Rücksicht auf die Härten und Unannehmlichkeiten aber, die z. B. bei Todesfällen durch die Einziehung der Konzessionen eintraten, gestattete eine Kabinetsordre vom 9. Dezember 1827, daß Konzessionen, sowie die alten Privilegien vererbt werden könnten, und eine weitere vom 23. Juni 1832, die die Regierungen anweist, immer erst anzufragen, ehe sie über eine erledigte Konzession anderweit zu verfügen gedächten, läßt durchblicken, daß in den leitenden Kreisen die Anschauungen der Apothekerordnung geltend geblieben waren. Sie sind es auch noch später geblieben,

trotz verschiedner, sich bald für bald wider aussprechenden Verfügungen und Kabinetsordern, und thatsächlich sind auch die Konzessionen stets den Privilegien gleich geachtet, als freies Besitztum unter behördlicher Billigung frei verkauft, vererbt und verpachtet worden bis zum 21. Juli 1886, wo vom Kultusminister verfügt wurde, daß die von nun an auszugebenden Konzessionen erst nach zehnjährigem Besitz verkauft und vererbt, auf keinen Fall aber verpachtet werden dürften.

Thatsächlich werden also in Preußen (dessen Einrichtungen bei einer Neuordnung vermutlich maßgebend sein werden) die Apotheken als privilegirt angesehen, und das Recht, eine Apotheke zu betreiben, wird als „Realgerechtigkeit" behandelt, die von ihrem Besitzer wie irgend ein „Gut" frei verkauft, verpfändet, vererbt, auch unter gewissen, aus den sonstigen Bestimmungen hervorgehenden Bedingungen in ein andres Grundstück verlegt werden darf. Dem entsprechend sind auch die Privilegien von den Gerichten als Pfandobjekte angesehen worden, und man hat ihnen im Grundbuch ein besondres Blatt eingeräumt.

Für unsre weitere Besprechung ist noch die Frage von Wichtigkeit, eine wie große Einwohnerzahl der Staat auf eine Apotheke rechnet, um das Publikum vor den gefürchteten Folgen zu großer Konkurrenz zu schützen. Nach einer königlichen Verordnung vom 24. Oktober 1811 sollen die Apotheken vermehrt werden, wenn das Bedürfnis darnach durch bedeutende Zunahme der Volksmenge und durch Erhöhung ihres Wohlstandes erwiesen ist, und die Praxis hat 10000 Seelen als die richtige Grenzzahl festgestellt; jedenfalls entsprach sie in Deutschland 1887 den thatsächlichen Verhältnissen, schwankte allerdings in den einzelnen Bundesstaaten, infolge der verschiednen Bevölkerungsdichtigkeit und andrer Umstände, zwischen 6000 und 14000.

Diesen hier in seinen Grundzügen dargelegten Einrichtungen werden nun folgende Vorwürfe gemacht: 1. Die Arzneimittelpreise sind infolge dieser Einrichtungen viel zu hoch, der arme Mann wird dadurch überteuert; 2. die Werte der Apotheken sind durch die Privilegien zu schwindelhafter Höhe hinaufgeschraubt, der Besitzwechsel ist zu einem Schacher geworden, der, ganz abgesehen davon, daß er sittlich verwerflich ist, die Apotheker zu unlauterer Geschäftsführung zwingt; 3. dem Apothekernachwuchs ist es fast unmöglich gemacht, selbständig zu werden.

Die beiden ersten Vorwürfe scheinen von dem großen Publikum auszugehen, in der That aber haben sie ihren Ursprung in den Verwaltungen der vielen Krankenkassen, die pflichtgemäß darnach streben, ihre Ausgaben möglichst zu beschränken und, wenn sie für ihre Geldnöte nach Gründen suchen, auf falsche Fährte geraten, ferner in dem Lager verbesserungssüchtiger Politiker, die verlangen, daß sich der Staat ihren Theorien zuliebe auf das Glatteis des Probirens begeben soll. Die Klagen und Beschwerden werden in Petitionen

und Broschüren, deren statistische Begründung gewöhnlich den Thatsachen geradezu Hohn spricht und nur ad hoc gruppirt zu sein pflegt,*) zur Kenntnis der Behörden und des Publikums gebracht, und die Verbesserungsvorschläge bewegen sich, je nach dem politischen Standpunkte und den volkswirtschaftlichen Anschauungen der Verfasser, in zwei völlig entgegengesetzten Richtungen: die einen rufen nach Freigebung des Gewerbes, die andern nach der Staatsapotheke.

Der freisinnige Vorschlag, die Gewerbefreiheit auch auf das des Arzneimittelverkehrs auszudehnen, hat an sich etwas bestechendes. Die freie Konkurrenz in Handel und Gewerbe hebt unzweifelhaft alle volkswirtschaftlichen Kräfte, aber nicht nur die guten, sondern auch die bösen, und diesen völlig freien Spielraum im Gewerbe der Arzneiversorgung einzuräumen, von dem das höchste nationale Gut, die Gesundheit, abhängt, das scheint doch äußerst bedenklich. Wohl können die Preise der Arzneimittel, wie es bei freier Konkurrenz gewöhnlich geschieht, leidlich gleichmäßig werden, aber sinken können sie nicht, denn bei der Winzigkeit ihres Konsums haben Schwankungen der Produktionskosten, Folgen der Arbeitsteilung, Verkehrserleichterungen, Angebot und Nachfrage keinen wesentlichen Einfluß auf den Preis der Arznei, sondern nur der natürlich hohe Lohn des „Kunstgewerbetreibenden," der sich nach wie vor sein teuer erworbnes Sachverständnis bezahlen lassen wird. Denn gerade in diesem Gewerbe fehlt dem nachfragenden Publikum jedes Urteil über den Tauschwert der Ware, dafür muß das Vertrauen zum Verkäufer eintreten, und nirgends liegt die Befürchtung ungehöriger Ausbeutung günstiger Konjunktur, z. B. der durch Epidemien veranlaßten Zwangslage des Käufers, näher als hier, nirgends ist die Gefahr größer, daß, wie Wagner sagt, nicht die tüchtigern Elemente, sondern die gewissenlosen, die auf die Unkenntnis und die Zwangslage ihrer Abnehmer spekuliren, siegen werden. Überdies würde derselbe Fall eintreten, wie er in den Ländern der pharmazeutischen Gewerbefreiheit die Regel ist, und den der ebenfalls freie ärztliche Stand aufweist: ein Zusammendrängen der Apotheker in den Verkehrsmittelpunkten und damit ein Anwachsen des pharmazeutischen Proletariats, dagegen ein Mangel an Apotheken auf dem flachen Lande.

Thatsächlich giebt es wenig Mittel, wodurch der Staat seiner Pflicht, für das Wohlergehen seiner Angehörigen zu sorgen, so gut nachkommen könnte, als wenn er die Apotheken verstaatlichte, wie es von sozialdemokratischer Seite als eines der erträumten Ideale des ersehnten Zukunftsstaats vorgeschlagen wird. Es wäre dann auch leicht, den Klagen dünnbevölkerter Gegenden über Mangel an „Apothekenagenturen" zu begegnen. Aber die Preise

*) Hierzu gehören: Pasie, Enthüllungen über das Apothekergewerbe, und: Die Apothekerfrage, Denkschrift des Pharmazeutenvereins.

könnten doch auch nur auf Grund von Berechnungen, wie sie zur Wertbestimmung jeder Ware angestellt werden müssen, festgesetzt werden, und statt freier Gewerbtreibenden würde ein neues Heer von Beamten geschaffen werden, die instruktionsgemäß Arzneien, und nur diese allein, mit der bekannten büreaukratischen Zuvorkommenheit „distribuiren" würden. Daß übrigens die k. k. Staatsapotheke keineswegs eine melkende Kuh, etwa wie die Post, werden würde, soll später noch gezeigt werden.

Unser gegenwärtig geltendes Apothekerwesen vermeidet die oben gekennzeichneten Mißstände in der glücklichsten Weise. Der Staat hat sich eine regulirende Einmischung in das Apothekergewerbe vorbehalten, er schützt das Publikum vor Überteuerung durch eine Maximaltaxe, er sorgt für die Güte der Ware durch Überwachung der Offizinen, er bürgt für kunstgerechte Darstellung, indem er eine durch Prüfung nachgewiesene Vorbildung verlangt, und er sorgt für leichten Arzneibezug durch Anlegung neuer Apotheken je nach der Bevölkerungszunahme. Andrerseits sorgt der Staat für den Apotheker, dessen Stellung eine höchst verantwortliche und ganz eigentümliche, die eines Kunstgewerbetreibenden, eines Gelehrten und eines Kaufmanns zugleich ist, und dem die Möglichkeit, in freier Konkurrenz alle seine Kräfte einzusetzen, teilweise genommen ist, dadurch, daß er ihm den Arzneimittelhandel privilegirt und ihn vor allzu großer Konkurrenz schützt.

Die Klagen über die zu hohe Arzneipreise sind, wie die jahrtausendealten Klagen über die schlechten Zeiten, gewöhnlich ganz allgemein und unbestimmt. In der erwähnten Broschüre von Pasie teilt der Verfasser, ein offenbar mit seinem Los unzufriedner Apothekergehilfe, an der Hand von Berechnungen, die er mit 508 Verordnungen angestellt hat, mit, daß der Durchschnittspreis einer Verordnung rund eine Mark betrage. Den Ermittelungen dieser sehr tendenziös gehaltenen Schrift stehen andre Zahlen gegenüber, die auf absolute Richtigkeit Anspruch machen dürfen. Sie stammen aus den Jahresabrechnungen, die regelmäßig von den Krankenkassen gemacht werden, und die sich auf den Arzneiverbrauch von vielen Millionen Menschen beziehen, die den Unbilden des Lebens ganz besonders ausgesetzt sind und außerdem von ihrem Rechte, krank zu werden und Arznei zu verbrauchen, sicher den ausgiebigsten Gebrauch machen. Die für die Person hier durchschnittlich aufgewendeten Kosten belaufen sich jährlich auf 12,96 Mark; von dieser Summe fallen wieder nur 16,7 Prozent, also 2,13 Mark auf Arznei. Ermittlungen aus derselben Quelle ergeben ferner, daß der Preis einer Arzneiverordnung 76,8 Pfennige beträgt. Erhöhen wir nun auch diesen Preis im Hinblick auf die höhern Preise beim Einzelbezug des Privatmanns um 10 Pfennige, ja lassen wir den sehr schwarz gefärbten Preis von Pasie gelten, so muß doch zugegeben werden, daß er auch für den Armen erschwinglich ist, ganz abgesehen davon, daß für den ganz Armen die öffentliche Fürsorge eintritt. Er erscheint aber auch niedrig bei einem

Vergleich mit den Durchschnittspreisen andrer Länder. Setzt man den Durchschnittspreis in Deutschland mit 100 Pfennigen an, so beträgt er in Belgien 101 Pfennige, in Rußland 141 Pfennige, in Italien 174 Pfennige, in Frankreich 175 Pfennige, in England 187 Pfennige, in Amerika 252 Pfennige. Das ist eine Stufenleiter, die zugleich deutlich zeigt, wohin die in den letztgenannten Ländern geltende Gewerbefreiheit führt. Beobachtungen über die Preise der Arzneimittel in Staatsapotheken giebt es nicht, daß sie aber nicht billiger sein würden, als der gegenwärtige deutsche Durchschnittspreis, dürfte wohl schon die bisherige Besprechung gezeigt haben.*)

Der Vorwurf des „Apothekenschachers" ist in so gehässiger Art breitgetreten worden, daß ihm von seiten der Behörde bereits Beachtung geschenkt worden ist. Die Beobachtungen, die deshalb angeordnet worden sind, und die, etwas heißspornig angestellt, eine gewisse Ähnlichkeit mit den modernen Steuerermittlungen gehabt haben, sind teilweise veröffentlicht worden. So sollen in der deutschen Nordmark Holstein sechsundzwanzig Apotheken mit 283000 Mark Gewinn, vier mit Verlust verkauft worden sein. Lassen wir einmal die letztgenannten vier ganz aus dem Spiel, so können wir, einen Apothekendurchschnittswert von 35000 Mark vorausgesetzt, wie er etwa vor zwanzig Jahren bestanden haben soll, einen Gewinn von je 10000 Mark nicht für ungehörig erachten, selbst wenn wir das Aufblühen der Provinz und die Entwertung des Geldes unberücksichtigt lassen. Auf keinen Fall können doch diese Geschäfte anders beurteilt werden, als die täglich vorkommenden der die Konjunktur wahrnehmenden Geschäfte der Häuser- und Güterspekulanten. Vereinzelte unlautere Geschäfte können nicht dem ganzen Stande zur Last gelegt werden.**)

Der letzte unserm Apothekerwesen angeblich anhaftende Übelstand wird in den Reihen der jungen Apotheker in den geringen „Aussichten" gefunden, die sich den unbemittelten jungen Apothekern bieten. Daß es dem unbemittelten Apotheker schwerer wird, sich selbständig zu machen, als dem mit Glücksgütern gesegneten, das teilt er mit jedem andern Stande; in keinem andern Stande aber dürften sich strebsamen jungen Leuten soviel Aussichten zum Vorwärtskommen auch in andern Fächern bieten. Es giebt kaum einen Beruf, dem nicht ehemalige Apotheker zur Zierde gereichen: in erster Reihe natürlich die ihm naheſtehenden der Chemie, der zugehörigen Industrie und des Droguen-

*) Einen ungefähren Anhalt dürfte die Abrechnung des Krankenhauses Moabit in Berlin geben. Dieses verbrauchte in seiner Dispensiranstalt im Jahre 1892/93 für 3986 Kranke rund 24000 Mark, also durchschnittlich 6 Mark für den Kopf!

**) Eine sachliche Widerlegung des Vorwurfs des Apothekenschachers findet sich in dem Bericht des Medizinalrats Wolff in Breslau für 1889/91, der einerseits den Rückgang der kleinen Apothekengeschäfte in Schlesien nachweist, andrerseits zeigt, daß der für sie gezahlte höhere Preis nur seinen Grund in der bedeutenden Wertsteigerung der betreffenden Grundstücke gehabt hat.

handels. Überdies sorgt der Staat, obwohl er kaum eine Verpflichtung dazu hat, dadurch, daß er im Verhältnis zur Bevölkerungszunahme neue Konzessionen erteilt — in den letzten drei Jahren sind 318 neue Apotheken errichtet worden — und durch die Stellen der Militärapotheker für besonders tüchtige Bewerber. Daß die Verleihungen von den leer ausgehenden gelegentlich als ungerecht angesehen werden, daß sie vielleicht auch ab und zu ungerecht sind, das gehört zu den Vorkommnissen, die nicht abzustellen sind.*)

Der Staatsapotheke gebührt, abgesehen von den Bedenken, die man gegen den künftigen Apothekenschalterbeamten zu hegen wohl berechtigt ist, die volle Sympathie des arzneibedürftigen Publikums. Aber im Interesse der Steuerzahler wird der Staat vor einem Experiment dieser Art zurückschrecken müssen, wie denn selbst heißspornige Verwaltungsbeamte bei näherer Betrachung der Hindernisse merklich abgekühlt worden sein sollen.

Jeder Verstaatlichung des Apothekerwesens müßte eine Ablösung der bisherigen vom Staate geschaffnen und geschützten Werte vorangehen. Sie durch einen gesetzgeberischen Federstrich aufzuheben, ist undenkbar. Berechnen wir nun, nach einer Angabe des Medizinalassessors Hartmann, den jetzigen Durchschnittswert einer Apotheke auf 103000 Mark (die oben erwähnte Broschüre des Pharmazeutenvereins setzt 175000 Mark an) und einen Zinsfuß von $3^1/_2$ Prozent, so hätte der Staat zu zahlen:

Zinsen	18	Millionen Mark
Gehalte für 5000 Apothekenvorstände, ohne die Pensionen u. s. w.	15	„ „
Gehalte für 7500 Hilfskräfte	15	„ „
Gehalte für 5000 Diener	5	„ „
5000 mal Geschäftskosten	10	„ „
für Waren, Gerätschaften u. s. w., nach Maßgabe der augenblicklichen Verhältnisse ($^1/_3$ des Umsatzes von 69 Millionen)	23	„ „
im ganzen .	86	Millionen Mark

Berechnen wir nun dagegen die Einnahmen, die der Staat mutmaßlich haben wird, so würde es falsch sein, dabei die oben genannte Zahl, 2,79 Mark für den Kopf, zu Grunde zu legen, denn die Krankheitsgefahr der sieben Millionen versicherungspflichtigen Personen ist viel größer als die der gesamten Bevölkerung Deutschlands. Nach Ermittelungen, die der sächsische Staat angestellt hat, brauchen tausend Personen durchschnittlich täglich 3,05, eine Person also jährlich 1,11 Arzneiverordnungen; dies entspräche, die Arznei mit durch-

*) Bezeichnend ist, daß die Regierung jetzt vor dem Ausschreiben neuer Konzessionen erst anfragt, ob sich überhaupt Bewerber finden. Die Thatsache, daß den Ausschreibungen öfter gar keine Beachtung geschenkt worden ist, läßt den in der Tagespresse tendenziös aufgebauschten Wert dieser „Geschenke“ wohl in der richtigen Beleuchtung erscheinen.

schnittlich 80 Pfennigen berechnet, 89 Pfennigen, und für ganz Deutschland einem Arzneiverbrauch von 42 Millionen Mark. Nehmen wir aber selbst an, daß der Staat den Gesamtumsatz der 5000 deutschen Apotheken einheimsen würde, so könnte er immerhin den 86 Millionen der Ausgabe nur 69 Millionen Einnahmen entgegensetzen, hätte also ein Defizit von 17 Millionen zu decken. Daß dieses Defizit, so wie bei den jetzigen Apotheken, auf andre Weise beseitigt werden könnte, ist völlig ausgeschlossen. Von dem Debit der Staatsapotheke würden sofort schwinden die tausenderlei Hausmittelchen, die, lose mit der Apotheke zusammenhängend, den Platz der Gewürze eingenommen haben, die in der „guten alten Zeit" die Büchsen der Apotheker füllten. Allerdings könnte der Staatsapotheke manche hygieinische Arbeit, wie die Untersuchung der Nahrungsmittel u. dgl., aufgebürdet werden, ein künftiger Apotheken-Stephan fände vielleicht noch andern lohnenden Nebenerwerb; daß aber das Rechenexempel wesentlich günstiger werden würde, glaubt wohl niemand, der die angegebnen Zahlen unbefangen prüft.

Gewiß soll der Staat auf die öffentliche Meinung hören und ihre Mahnungen beherzigen, aber erst, nachdem er geprüft hat, ob nicht etwa doch nur Wölfe schreien und die in das Geschrei mit einstimmenden Schafe eben nur zeigen, daß sie Schafe sind, wie Ihering sagt. Es kann unmöglich Pflicht des Staates sein, solchem Geschrei zuliebe Experimente anzustellen, noch dazu mit einer Einrichtung, deren Vorzüge selbst in dem neidischen Auslande zugegeben werden, und die das Publikum ebenso wie die zunächst beteiligten Interessenten, die Apotheker, wie aus ihren Versammlungsbeschlüssen hervorgeht, zufrieden stellt. Für staatliche Thätigkeit findet sich hier in der That keine andre Aufgabe, als die, den Wust der Ordren und Verordnungen, der sich in achtzig Jahren angesammelt hat, durch eine Gesetzesrevision unter Beibehaltung der bisherigen Einrichtung mit frei verkäuflichen Konzessionen zu ersetzen, so den Beunruhigungsbacillen, die von gewissen Seiten ausgestreut werden, den Garaus zu machen und wieder Ruhe in die interessirten Kreise zu bringen. Für gesetzgeberische Versuche, Zugeständnisse an die grauen Theorien der einen und die begehrliche Teilwut der andern Partei, kann es in der That kaum eine ungünstigere Zeit geben als die jetzige. Darum lasse man die Hand von der „Klinke der Gesetzgebung" und reformire nicht, wo weder die wirtschaftliche Lage des Staats noch die soziale des Volks Besserung heischt.

Kotzebue

Was iſt uns heutzutage noch Kotzebue? Dieſe Frage tritt neuerdings an den Deutſchen heran, da es ein Franzoſe unternommen hat, den einſtigen Beherrſcher der deutſchen Bühne mit dem Wohlwollen, das er aus dem Gefühl der Überlegenheit der eignen Nation über die ſchwerfälligen, für das elegante, leichte Luſtſpiel faſt unfähigen Deutſchen ſchöpfen zu dürfen glaubt, auf ſeine litterargeſchichtliche Bedeutung zu prüfen und dabei, von einem ſchiefen Schlagwort Gottſchalls verführt, zu dem Ergebnis kommt, in Kotzebue den deutſchen Molière zu finden. Nicht bloß eine flüchtige Cauſerie iſt die Unterſuchung von Charles Rabany,*) ſondern ein umfangreiches Buch, wie es kein Deutſcher dem großen Vielſchreiber gewidmet hat. Selbſt der Sohn des Dichters, der eine Ehrenrettung ſeines Vaters verſuchte, wagte nicht, für ſeine pietätvolle, aber einſeitige Publikation**) ein allgemeines Intereſſe vorauszuſetzen.

Haben nun die Deutſchen hier wirklich eine Ehrenſchuld abzutragen? Oder iſt ihre jetzige Geringſchätzung des einſt Vergötterten berechtigt? Das hohe Lob Rabanys legt den Wunſch nahe, ſich darüber Klarheit zu verſchaffen. Prüft man aber zu dieſem Zweck ſeine Darſtellung nach, ſo ergiebt ſich ein ganz andres Bild von Kotzebues geſamter Perſönlichkeit und namentlich von ſeiner dichteriſchen Bedeutung, als uns der Franzoſe vorſpiegeln möchte.

Am 3. Mai 1761 in Weimar geboren, verlor Kotzebue ſchon früh ſeinen Vater und wurde daher von ſeiner Mutter und ſeinem Oheim, dem bekannten Märchenerzähler Muſäus, mit Sorgfalt, aber auch mit großer Schwäche erzogen. Der geweckte, frühreife Knabe erhielt reiche Anregungen durch die Vor-

*) Kotzebue. Sa vie et son temps. Ses œuvres dramatiques. Par Charles Rabany. Paris-Nancy, 1893.

**) Auguſt von Kotzebue. Urteile der Zeitgenoſſen und der Gegenwart. Zuſammengeſtellt von W. von Kotzebue. Dresden, 1881. Außer dieſem Buche, das auch die Unterſuchung des Freiherrn Woldemar von Biedermann über Goethes Verhältnis zu Kotzebue enthält, und den Schriften, die von Zeitgenoſſen des Dichters nie ganz frei von Parteilichkeit veröffentlicht wurden, vergl. noch die Abhandlungen von Max Koch in Erſch und Grubers Encyklopädie, von Adolf Hauffen in Kürſchners Deutſcher Nationallitteratur und L. Geigers Charakteriſtik in der Allgemeinen deutſchen Biographie.

stellungen der Kochschen und der Seilerschen Schauspielergesellschaft und kam auch in persönliche Berührung mit Wieland, Goethe, Klinger und andern Größen der Litteratur. Als Student der Rechte in Duisburg und Jena gründete er Liebhaberbühnen, für die er selbst Stücke schrieb, und als er, nach kurzer Thätigkeit als Rechtsanwalt in Weimar, 1781 nach Petersburg ging, hatte er als Sekretär des Generals Bauer, des Direktors des Hofschauspiels, Gelegenheit, sich viel mit dem dortigen deutschen Theater zu beschäftigen. 1785, also erst vierundzwanzig Jahre alt, wurde er Präsident des Gouvernementsmagistrats von Estland und erhielt damit den erblichen Adel. Für sein neues Liebhabertheater in Reval schrieb er nun die ersten Stücke, die auch auf andern Bühnen Erfolge errangen, darunter „Menschenhaß und Reue" (1787), das in verschiedne Sprachen übersetzt wurde und ihm zu europäischer Berühmtheit verhalf.

Ein schweres Nervenleiden zwang den übereifrig schaffenden, nach Pyrmont zu gehen, wo er auch durch die sorgsame Behandlung des Badearztes Zimmermann, des bekannten hannöverischen Leibarztes und Verfassers des Buches über die Einsamkeit, Heilung fand. Seiner Dankbarkeit dafür gab er bei seiner Rückreise Ausdruck durch ein Pamphlet gegen Zimmermanns Feinde, dem ihr Führer, „Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn," den Titel gab, derselbe Bahrdt, den Goethe früher, freilich aus ganz anderm Anlaß, wegen seiner rationalistischen Verwässerung der Bibel ebenfalls in einer Farce übel mitgenommen hatte. Aber das „Schauspiel," das Kotzebue noch dazu, um irre zu führen, unter dem Namen des Freiherrn von Knigge herausgab, war in Ton und Inhalt von einer so maßlosen Gemeinheit, daß es allgemeine Empörung hervorrief. Man fahndete gerichtlich auf den Verfasser; aber Jahre hindurch leugnete Kotzebue seine Verfasserschaft öffentlich ab, und endlich überführt, verschanzte er sich gegen die Gerichte hinter seine Unangreifbarkeit als russischer Unterthan, während er sich in dem Urteil des Publikums durch eine öffentliche Abbitte für seine „Unbesonnenheit" wiederherzustellen suchte — freilich vergeblich; denn der Makel seiner ehrlosen Schmähschrift blieb ihm sein Lebtag anhaften.

Bald nach dem Tode seiner ersten Frau (1790), um die er den Schmerz in zerstreuenden Vergnügungen in Paris mit Erfolg zu betäuben suchte, heiratete Kotzebue zum zweitenmale und zog sich 1795 für zwei Jahre auf sein Gut Friedenthal zurück, um seinen litterarischen Arbeiten zu leben. Im Herbst 1797 folgte er einem Rufe als Dramaturg und Regisseur nach Wien, wo er sich aber, trotz mancher Verdienste, wegen seines anmaßenden Auftretens den Schauspielern gegenüber nicht zu halten vermochte. Schon 1799 nahm er daher den Abschied und ging nach Weimar. Als er aber in Familienangelegenheiten nach Rußland zurückkam (1800), wurde er — aus welchem Grunde eigentlich, ist bis jetzt noch nicht aufgeklärt — an der Grenze sofort verhaftet und nach Si-

birien gebracht. Doch schon nach vier Monaten kehrte die Gunst des Zaren Paul wieder; Kotzebue wurde zurückberufen, zur Entschädigung mit einem livländischen Gute beschenkt und zum Direktor des deutschen Hofschauspiels in Petersburg ernannt. Aber sofort nach der Ermordung des Zaren Paul nahm er seine Entlassung und siedelte nun (1801) nach Weimar über.

Doch auch in seiner Geburtsstadt dauerte sein Aufenthalt nicht lange. So hoch ihn Goethe als kassenfüllenden Bühnentechniker schätzte,*) so wies er doch entschieden die Anmaßung des Dichterlings zurück, der neben den Koryphäen des deutschen Parnasses stehen zu wollen sich anmaßte. So legte denn Kotzebue seiner Sucht, das Hohe in das Bereich seines nicht immer sehr treffenden, oft aber verletzenden Witzes zu ziehen, wenig Zügel an, besonders als ihm Goethe den Zutritt zu seiner Mittwochsgesellschaft verweigert hatte. Vor allem durch Bekämpfung der Brüder Schlegel, der eifrigsten Apostel des Goethekultus und schärfsten Kritiker der künstlerischen Nichtigkeit Kotzebues, suchte der russische Kollegienrat seiner Mißstimmung Luft zu machen. Aber sein Angriff gegen die Schlegel in der ziemlich witzlosen Posse „Der hyperboreische Esel" wurde ihm von August Wilhelm böse heimgezahlt mit der beißenden Satire „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von Kotzebue bei seiner gehofften Rückkehr ins Vaterland," und der junge Klemens Brentano verdiente sich durch seine Parodie des Kotzebueschen „Gustav Wasa," mit der er den ältern Romantikern Unterstützung leistete, die ersten Sporen. Schließlich entzog ihm die Blamage wegen der mißglückten Schillerfeier vom 5. März 1802, durch die er Goethe zu kränken bezweckt hatte, allen Boden in Weimar, und so richtete er nun in seiner neubegründeten Zeitschrift „Der Freimütige" von Berlin aus, wohin er 1803 übersiedelte, die gehässigsten und maßlosesten Angriffe auf Goethe. Aber der Olympier schwieg zu all dem Geschrei und machte seinem gelegentlichen Unmut nur in Stachelversen Luft, die erst nach seinem Tode zur Veröffentlichung kamen.

Nach einem zweiten Aufenthalt in Paris, wo er sich auch über den Tod seiner zweiten Frau zu trösten wußte, und nach längern Reisen in Italien zog sich Kotzebue mit seiner dritten Frau auf seine russischen Güter zurück, wo er neben einer verdienstlichen Thätigkeit für seine Bauern einen erbitterten litterarischen Kampf gegen Napoleon in den Zeitschriften „Die Biene" und „Die Grille" eröffnete. Diesen setzte er 1813 im Auftrage der Regierung fort mit seinem „Russisch-deutschen Volksblatt," und nach den Befreiungskriegen ließ er sich als russischer Generalkonsul und Staatsrat in Königsberg nieder. Auch hier leitete er zeitweilig das Theater; aber schon 1817 erhielt er eine neue Verwendung, nämlich die Aufgabe, dem Zaren über neue Erscheinungen

*) Unter Goethes Direktion wurde von dem Weimarischen Schauspiel an 410 Abenden Kotzebue aufgeführt!

auf allen Gebieten des geistigen Lebens in Deutschland und Frankreich monatlich Bericht zu erstatten. Zu diesem Zwecke wählte sich Kotzebue wieder Weimar zum Wohnsitze, und in demselben reaktionären Sinne, in dem er seine „Geschichte des deutschen Reiches" geschrieben hatte und jetzt nach Petersburg berichtete, gab er hier auch sein „Litterarisches Wochenblatt" heraus, durch das er sich den Haß aller freiheitlich und national gesinnten Männer in einem solchen Maße zuzog, daß Goethe, Unheil ahnend, schon 1818 in einem Briefe schreiben konnte: „Es ist ein merkwürdiges Phänomen, daß niemand mehr an die allgemeinen Angelegenheiten denkt, sondern ein grenzenloser Haß gegen Kotzebue sich hervorthut, der denn seinen Feinden gut Spiel macht. Alles, was gegen ihn geschieht, wird gebilligt, jede Maßregel für ihn getadelt. »Bahrdt mit der eisernen Stirn« wird ans Licht gezogen und als das willkommenste Dokument betrachtet. . . . Bürger und Studenten wüten öffentlich gegen den Erbfeind, wie sie ihn betrachten. Alle frühern Geschichten, wie Kotzebue der Akademie und Stadt zu schaden gesucht, werden hervorgehoben, Historien denn, die nur allzu wahr sind. . . . Es entstehen gewiß noch die unangenehmsten Folgen aus diesem seinem Aufenthalt in Weimar." Goethe sollte Recht behalten. Als Spion und Landesverräter von Professor Luden gebrandmarkt, konnte Kotzebue keine Sühne für die widerrechtliche Veröffentlichung von Teilen seiner amtlichen Berichte erlangen und wurde bei einem vorübergehenden Aufenthalt in Mannheim von dem fanatisch begeisterten Burschenschafter Karl Ludwig Sand am 23. März 1819 ermordet. Die That Sands wurde von den Zeitgenossen hoch gepriesen und mit der That Tells verglichen, hatte aber freilich nur die Folge, daß die Reaktion mit noch schärfern Maßregeln gegen die Universitäten und alle freiheitlich gesinnten einschritt, und so kam es, daß selbst Kotzebues Tod dahin wirkte, unheilvoll für sein Vaterland, zugleich das allgemeine Urteil über ihn noch ungünstiger zu gestalten, als er es in der That verdiente.

In seinem ganzen wechselvollen Lebenslaufe tritt maßgebend neben einer großen Ruhelosigkeit, die ihn in keiner Stellung lange ausharren ließ, überall ein rücksichtsloses Streben nach Macht und Ruhm hervor, das, wenn es durch positive Leistungen oder geschmeidige Anpassung an die Forderungen der Mode und der maßgebenden Persönlichkeiten nicht zum Ziele gelangen konnte, durch negative Kritik das im Wege stehende Größere herunterzudrücken suchte. Dies prägt sich in der politischen Thätigkeit Kotzebues gerade so aus wie in seiner wissenschaftlichen als Historiker und in seiner litterarischen. Sein regsames Talent ist unleugbar, aber „schade nur — sagt Goethe —, daß durchaus Charakter und Gehalt mangelt, weil er die Oberflächlichkeit eines Weltmannes in die Wissenschaften übertragen will, was die Deutschen, und zwar mit Recht, für etwas völlig unerlaubtes zu halten pflegen. Indes auch diese Unart möchte hingehen, wenn er nur nicht dabei in eine fast unerhörte Eitelkeit verfiele. Ob

diese oder die Naivität, womit er sie an den Tag legt, größer ist, will ich nicht untersuchen. Er kann nun einmal nichts berühmtes um, über oder neben sich leiden, sei es selbst eine Stadt, ein Land oder eine Statue, geschweige denn ein Mensch."

Aus diesem Charakterzuge ging auch Kotzebues Neigung hervor, alles, was ihn betraf, auch das allerpersönlichste, vor die Öffentlichkeit zu bringen. So hat er in seinen Reisebeschreibungen und Streitschriften ein reiches autobiographisches Material gegeben, aber in einer Weise, daß er nur seine Persönlichkeit selbstgefällig beleuchtet, unempfänglich für das Große und Hohe, das ihm entgegentrat. Daher gilt Goethes Urteil über die italienische Reise für alle diese Schriften Kotzebues: daß es kaum möglich sei, bei einem von allen Seiten so reich vorliegenden Stoffe etwas an sich gehaltloseres zu Tage zu fördern.

Und kein günstigeres Urteil verdienen seine historischen Schriften, von denen zwar die „Älteste Geschichte Preußens" durch die Benutzung vorher unbekannter Dokumente einigen Wert gewann, die „Geschichte des deutschen Reichs" aber wegen ihrer reaktionären Richtung bei dem Wartburgfeste im Jahre 1817 von den Studenten und Turnern bei dem großen Autodafé verbrannt wurde. Dieser Verdammung scheint Kotzebues napoleonfeindliche Thätigkeit in den Jahren 1808 bis 1813 die Berechtigung zu nehmen. Aber man kann Kotzebues damaliges Verhalten wirklich nicht als deutsch-patriotisch bezeichnen. Der geschmeidige Streber, der schon mit einundzwanzig Jahren in Rußland eine zweite Heimat und eine glänzende Laufbahn gesucht und gefunden hatte, modelte seine Gesinnung treulich nach den Absichten seiner, der russischen Regierung. Er, der in seinen Dramen so gern mit demokratischen Schlagwörtern um den Beifall des Haufens buhlte, der den Adel wiederholt verspottet hatte, verfaßte schon 1792 ein Buch zur Verherrlichung des Adels und suchte sein bürgerliches Geschlecht auf ein altadliches von Kossebuh zurückzuführen. Napoleon hatte ihn bei seiner Anwesenheit in Paris nicht beachtet, während er in Weimar Goethe seine Hochschätzung bezeugte; so that Kotzebue seiner gekränkten Eitelkeit wie seiner angebornen Neigung zu satirischer Polemik Genüge, indem er den gewaltigen Gegner seines Landes mit oft sehr empfindlichen Nadelstichen belästigte. Aber von dem großen geistigen Aufschwung der Deutschen, von der Begeisterung der Kleist, Arndt, Körner, Schenkendorff, die das Sehnen des deutschen Volkes verstanden, mitfühlten und zu hinreißendem Ausdruck brachten, darf man bei Kotzebue keine Spur suchen. Ihnen war das Positive, die Herstellung der nationalen Freiheit und Einheit, die Hauptsache; Kotzebues Ziel war mit der Erfüllung des negativen Teils der großen Aufgabe, mit dem Sturze Napoleons, erreicht. Verständnislos stand er dem Empfinden der Nation gegenüber und trat in den Dienst der Reaktion, ohne eine Ahnung, wie sehr er sich damit an dem Geiste seines Volkes versündigte. Aber er

war eben ganz Russe geworden, und so ist es unbillig, ihm Landesverrat vorzuwerfen. Verständnislosigkeit war alles.

Und Verständnislosigkeit war es auch gegenüber den Forderungen echter Moral und wahrer Kunst, die ihm in der Bühnenlitteratur die Bedeutung geraubt hat, die er bei seinen reichen Gaben hätte erringen können. Nur als ein „höchst bedeutendes Meteor" erscheint er jetzt, während er ein leuchtender Fixstern am litterarischen Himmel zu werden berufen war.

Kotzebue versuchte sich, abgesehen von seinen Romanen und Erzählungen, von denen die abgeschmackten „Leiden der Ortenbergischen Familie" am bekanntesten wurden, vor allem auf den verschiedensten Gebieten des Dramas. Mit großer Geschmeidigkeit paßte er sich der Mode und ihren Erscheinungen an, ohne doch ein einzigesmal selbst den Anstoß zu einer neuen Bewegung zu geben. Die bürgerlichen Rührstücke von Gemmingens „Deutschem Hausvater" bis zu Schillers „Kabale und Liebe" waren ihm Muster; aber auch Schillers historische Trauerspiele ließen ihn nicht ruhen, und so verfaßte er Tragödien in Versen und Prosa, in denen die verschiedenartigsten Neigungen des Publikums ihre Rechnung fanden. Auch Ritterschauspiele und romantische Dramen, philosophische und satirische Stücke, Operntexte und Zauberspiele hat er verfertigt. Das Lustspiel und die Posse aber sind sein eigentliches Arbeitsfeld, zu dem er wirklich Beruf hatte. Er fühlte sich aber erniedrigt, wenn man ihn mit Iffland auf eine Stufe stellte, der doch trotz einiger Steifheit und einiger Philistrosität an künstlerischem und sittlichem Ernste weit über ihm steht. Wie es so oft geschieht, that auch er sich auf die mißratenen Kinder seiner Muse, seine historischen und romantischen Dramen, am meisten zu gute. Aber bei ihrem gänzlichen Mangel an tieferer Charakteristik, logischer Verwicklung und Entwicklung der Handlung, kräftiger Sprache und selbst schöner Verse sind sie mit Recht der Vergessenheit anheimgefallen. Hier mögen die Titel der „Oktavia," die mit Shakespeares „Antonius und Kleopatra" den Wettstreit wagt, des „Gustav Wasa," eines Musters von platter Geschichtsepisodenversifizirung ohne einen Hauch von großer historischer Auffassung, und der „Sonnenjungfrau," die zugleich Kotzebues Neigung zu opernhaften Effekten verrät, indem sie seine tendenziöse Verwendung exotischer Reize und unschuldsvoller Naturvölker belegt, genügen, um diese Seite seines Schaffens anzudeuten.

Flachheit und Äußerlichkeit der Charakteristik ist aber nicht bloß hier, sondern überhaupt ein Grundfehler in Kotzebues gesamter Dramatik, und damit ist ihr Urteil gesprochen. Auch seine unglaubliche Fruchtbarkeit in der Erfindung von fesselnden Situationen und Konflikten, seine unerschöpfliche Phantasie und seine große Bühnengewandtheit können über die innere Haltlosigkeit seiner Dramen nicht hinwegtäuschen. Das kann auch nicht anders sein bei einem Vielschreiber, der über zweihundert Stücke verfertigte und immer

lieber ein neues hinwarf als ein altes verbesserte und ausfeilte, der nicht die Spur von künstlerischem Gewissen besaß, sondern sein Glaubensbekenntnis in dem Vorbericht zu einem seiner Rührstücke, dem „Kind der Liebe," in folgender Weise niederlegte: „Ich habe zu allen unbilligen Urteilen geschwiegen, und werde auch ferner schweigen, so lange meine Stücke, trotz alles Plauderns, diejenige Wirkung auf das Publikum machen, die ich davon erwarte, denn vox populi vox dei. . . . Ich werde ohne Unterschied jeden Gegenstand meiner Behandlung wert glauben, welchen das Publikum seines Interesses wert findet. . . . Wenn auch Behandlung und Bearbeitung sich immer gleich bleiben, so hängt doch die Güte eines Stückes größtenteils vom glücklich gewählten Stoff ab." Im Stofflichen allein liegen denn auch die Vorzüge von Kotzebues Talent; daß aber die eigentlich künstlerische That in dem Wie der Behandlung beruht, verkannte er völlig. Und bei seiner Auffassung des Verhältnisses des Dichters zum Publikum war natürlich jede Regung freien künstlerischen Schaffens unmöglich. „Kotzebue hatte, sagt Goethe, bei seinem ausgezeichneten Talent in seinem Wesen eine gewisse Nullität, die niemand überwindet, die ihn quälte und nötigte, das Treffliche herunterzusetzen, damit er selber trefflich scheinen möchte. So war er immer Revolutionär und Sklav, die Menge aufregend, sie beherrschend, ihr dienend, und er dachte nicht, daß die platte Menge sich aufrichten, sich ausbilden, ja sich hoch erheben könne, um Verdienst, Halb- und Unverdienst zu unterscheiden." So hat sich denn auch das deutsche Publikum schon längst von der Bewunderung des gewandten Bühnentechnikers losgemacht und ihn der verdienten Vergessenheit übergeben.

Und doch nicht ganz verdient. An glücklichen Einfällen und Erfindungen steht Kotzebue weit über den heutigen Modelustspielfabrikanten, und in einzelnen Stücken, wie den „Deutschen Kleinstädtern," gelang ihm auch eine treffende Satire gegen eine Schwäche unsrer Kulturzustände und unsers Volkscharakters. Lustspiele wie dieses oder die übermütige Posse „Pagenstreiche" u. a. m. bekunden ein glänzendes Talent, das bei gründlicher Selbstzucht und künstlerischer Ausbildung dem deutschen Lustspiel eine gleichwertige Stellung neben dem französischen hätte erringen können. Aber gar zu sehr stellt sich neben der Flüchtigkeit der Mache auch Kotzebues Neigung zur Frivolität ein, seine Lust an zweideutigen Situationen, die in dem „Rehbock," der dem Libretto von Lortzings „Wildschütz" zu Grunde liegt, den „Beiden Klingsberg" und ähnlichem den Höhepunkt erreichte, während sie in andern Stücken wie den „Indianern in England" so unwahre Figuren wie die affektirt naive Gurli hervorbrachte. Aber Kotzebue begnügte sich damit, daß solche Pikanterien gefielen, und merkte gar nicht, daß er damit nur den niedrigsten Neigungen der Menge schmeichelte. Er konnte es nicht verstehen, wie man ihm Unsittlichkeit vorwerfen könne, da er doch in seinen Lustspielen alles zu einem guten Ende

führte und es in seinen bürgerlichen Rührstücken an moralisirenden Betrachtungen nicht fehlen ließ.

Und doch ist die tiefe innere Unsittlichkeit der Hauptgrund, warum Kotzebue von der Bühne verschwinden mußte. Ihm fehlte freilich das Verständnis dafür, daß nicht der Stoff an sich das Unsittliche ist — Ehebruch, Verführung u. dgl., was er mit Vorliebe in seinen Dramen behandelte, sind von jeher, von Homer bis auf den heutigen Tag, von Dichtern zum Vorwurf genommen worden. Aber wenige haben sie mit einer solchen Weichlichkeit und Energielosigkeit vorgeführt, wie Kotzebue. Ihm ist alles verzeihliche Schwäche, und auf Reue, Versöhnen und Verzeihen, um nur die notwendigen Folgen unsittlicher Handlungen zu umgehen, läuft seine ganze Moral hinaus. Ihm fehlt durchaus der Mut der tragischen Lösung. Daß es „unsühnbare" Vergehen giebt, wie uns jetzt herb Marie von Ebner-Eschenbach lehrt, daß es Dinge giebt, über die kein Mann hinwegkann, wie es Hebbel in seiner meisterhaften bürgerlichen Tragödie „Maria Magdalena" so erschütternd ausspricht, das ist eine sittliche Weltanschauung, die Kotzebue durchaus fremd und unverständlich bleibt. So sind die Vergehen bei ihm Ausfluß der Schwäche, nicht großer Leidenschaften, und die Versöhnung Folge der Schwäche, nicht großer Gesinnungen. Konnte sich diese Moral der Schwäche auf die Dauer auf der Bühne behaupten?

Diese wesentlichen Grundzüge scheint der neueste Beurteiler Kotzebues gar nicht zu erkennen. Er hat die Naivität, des eiteln Dichters Äußerungen, in denen er sich an moralischem Gehalt mit Goethe, an poetischem mit Schiller und Shakespeare auf eine Stufe stellt, ernsthaft wiederzugeben. Geblendet von der Fülle seiner Erfindungsgabe und von seiner Leichtigkeit, die ihn allerdings den Franzosen näher bringen mußte, verkennt Rabany die poetischen und sittlichen Schwächen Kotzebues und steht nicht an, ihn nicht bloß als den ersten Komödiendichter der Deutschen, sondern auch wegen seiner ernsten Dramen, sogar der Jambentragödien zu preisen.

Für den Deutschen ist es eine Genugthuung, sagen zu können: Kotzebues Rolle ist ausgespielt; nur in den Darstellungen der deutschen Litteraturgeschichte bleibt ihm ein Platz gesichert als einem „vorzüglichen, aber schluderhaften Talent," wie ihn Goethe nannte. Als Zeichen für seine Zeit hat er bleibende Bedeutung, für die Gegenwart hat er jede lebendige Wirkung verloren. Und so wollen wir lieber gestehen: Deutschland hat noch keinen Lustspieldichter hervorgebracht, den es Molière an die Seite setzen könnte, als daß wir Kotzebue den Ehrentitel eines deutschen Molière einräumen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Konservativ und liberal. Der Gegensatz von Inhalt und Form zeigt sich in den politischen Verhältnissen viel schärfer, als es sich der Parteitroß bewußt ist. Kein verständiger Mann möchte in einem gut geordneten Staatswesen die Partei vermissen, die ihre Hauptkraft auf die Bewahrung des Hergebrachten richtet, und im Gegensatz zu ihr die andre Partei, die bestrebt ist, auf den gegebnen Grundlagen weiterzubauen und den erworbnen Gedankenkreis weiter auszudehnen und zu entwickeln. Konservativ und liberal — wenn es gestattet ist, Fremdwörter zu gebrauchen — ist die Welt, seit sich kleinere und größere Verbände über den engen Familienkreis hinaus zusammengefunden haben. Nur die Formen, in denen diese Richtungen zum Ausdruck gelangten, geben der Gegenwart ihr Gepräge. Die politischen Parteibestrebungen sind dauernde Versuche, dem bekannten Inhalt einen Ausdruck zu geben. Gelingt das nicht, so entsteht eine Verwirrung der Geister, die sich erst wieder löst, wenn es an einem bestimmten Zeitpunkt gelungen ist, Inhalt und Form in Übereinstimmung zu bringen. Man redet oft von dem politischen Wandelprozeß einzelner Menschen, während diese doch nur verbindlich für eine ganze Richtung waren. Nicht Disraeli ist von einem Liberalen zu einem Konservativen geworden, sondern Whigs und Tories haben sich umgewandelt, sodaß der Staatsmann, der diese Umwandlung verstand und benutzte, aus liberalem Ursprung später die konservative Führerschaft übernahm. Fürst Bismarck ist vom konservativen Junker ausgegangen und ist später, wenn auch nicht der offne Parteigänger, so doch der thatsächliche Führer des liberalen Bürgertums geworden. Der konservative Inhalt des Staatslebens hatte in den vierziger Jahren einen andern Ausdruck gefunden als in den siebziger und achtziger Jahren des Jahrhunderts, und die liberalen Ideen fanden im Jahre 1848 eine ganz andre Art, zur Erscheinung zu gelangen, als 1866 und 1870. Gegenwärtig findet der alte Gegensatz von konservativ und liberal weniger einen politischen als einen wirtschaftlichen Ausdruck. Was wir aus diesen Vorgängen der geschichtlichen Entwicklung lernen sollten, ist Duldung und Anstand. Nirgend war Fürst Bismarck größer, als wenn ihm ein Wandel seiner Gesinnung vorgeworfen wurde. Mit feinem Spott wußte er die Tadler zu verhöhnen, daß sie so lange Jahre nichts gelernt hätten, während er selbst den Irrtum früherer Jahre anstandslos zugab.

Gefährlich ist es, wenn die Parteiführer, lediglich um die Massen zu gewinnen, eine Form bilden, die sich mehr und mehr von dem Inhalt entfernt. Dann entsteht aus dem Liberalismus die Demokratie, aus dieser die Sozialdemokratie, und von ihr splittert sich der Anarchismus ab. Der Konservativismus wird zur Reaktion, zur Herrschaft weniger besitzender Klassen, der Kampf gegen das Übergewicht des beweglichen Besitzes wird zum Antisemitismus, der Nationalstolz wird zum Rassenhaß. Dann kommt eine Zeit der Verwirrung, der Zersplitterung, der Unzufriedenheit und des Hasses der Volksgenossen gegen einander. Nicht um die Sache wird gekämpft, sondern gegen die Personen. Dann gerät das Vaterland in Gefahr, im Innern zerrissen und gegen das Ausland machtlos zu werden.

In solchen Zeitläuften befindet sich zur Zeit das deutsche Vaterland, dessen Einigung und Macht seit Jahrhunderten ersehnt und in wunderbarer Fügung des Schicksals nach blutigen Kämpfen in kurzem Zeitraum errungen war. Diese Einheit ist eben-

falls gefährdet, wie die Machtstellung. Der Mann, der nach dem Erfahrungssatz von Carlyle der Welt und der deutschen Nation in den letzten fünfundzwanzig Jahren ihr Gepräge gab, ist von der Leitung zurückgetreten, und in dem Hader um die Berechtigung und Nichtberechtigung dieses Ereignisses vergißt man das deutsche Volk und das deutsche Reich. Es ist Zeit, daß sich die Führer wieder daran erinnern, wenn sie nicht die Verantwortung auf sich laden wollen, daß sie das Werk dieses großen Mannes zerstören. Es ist Zeit, daß sich die Kräfte, die auseinandergehen, wieder sammeln, und das ist nicht bloß die Aufgabe der Regierer, sondern auch die der Regierten. Der alte Gegensatz von konservativ und liberal wird immer bestehen bleiben, aber es gilt im Augenblick, die Ausartungen ihrer Form einzudämmen. Schlage jeder an seine Brust; er wird das Mea culpa leicht finden, und mit der Erkenntnis wird auch die Besserung eintreten.

Ein hervorragender Publizist. Seitdem der in Hamburg erscheinende „Zuschauer“ aus einer „Monatsschrift für Kunst, Litteratur, Kritik und Antikritik“ zu einer „Halbmonatsschrift für Kunst, Litteratur und öffentliches Leben“ geworden ist, bringt er „aus der Feder eines hervorragenden Publizisten“ auch politische Aufsätze, die „sich keiner der bestehenden Parteien anschließen, sondern auf durchaus unabhängigem Boden (!) stehen.“ Hier ein Pröbchen dieser Unparteilichkeit aus einer Jeremiade „Talbots“ (2. Heft 1894) über den „Gewaltmenschen und unumschränkten (!) kaiserlichen Diener“ Bismarck. „Sein breitspuriger, banaler (!) Realismus und die damit zusammenhängende Verachtung aller rein ideellen (!) Bestrebungen, die ihn freilich nicht hinderte, bei passender Gelegenheit die klangvollsten idealen (!) Phrasen zu dreschen: das alles zeigt sich potenzirt (!) in jenen chauvinistischen Kraftmeiern und Bierhelden, die als »gebildeter« Janhagel das Leben in Deutschland für zwei Jahrzehnte nahezu unerträglich machten. In der Glanz- und Blütezeit des bismärckischen Deutschtums wurden die rüdeste (!) Verachtung der Kunst und krasseste Unbildung in künstlerischen Dingen, die unedelste Verhetzung und Mißhandlung des politischen Gegners, der possenhafteste Franzosenhaß und die hündisch ergebne gesinnungslose Loyalität die Kriterien (!) eines »echten deutschen Mannes.« Ein Kampf gegen diese Ausschreitungen des Nationalismus war lange vergebens; denn schon die leiseste Reaktion (!) gegen dieses widerwärtige Protzentum trug ihrem Urheber den Vorwurf undeutscher, »reichsfeindlicher« Gesinnung, unter Umständen Beschimpfung und gesellschaftliche Ächtung ein.“

Man muß im Zweifel sein, wer mehr zu verachten ist: Bismarck der Phrasendrescher oder die Deutschen, die unter seinem Einfluß so ausarteten, daß jahrzehntelang der Aufenthalt bei ihnen dem aufgeklärten und humanen Talbot gänzlich verleidet wurde. Jedenfalls werden unsre Leser mit Entsetzen erkennen, welchen Mißgriff der Kaiser gethan hat, als er sich mit einem Manne aussöhnte, der Deutschland auf eine solche Stufe der Barbarei herabzog. Der Wahnwitz des „hervorragenden Publizisten“ ist auch der Redaktion zu stark gewesen. Sie erklärt in einer Anmerkung: „Mit der Auffassung des Verfassers von Bismarck kann die Redaktion in ihrer Gesamtheit (!) sich nicht einverstanden erklären.“ Was soll das heißen? Wenn die Redaktion in ihrer Gesamtheit andrer Ansicht ist, wozu druckt sie dann den Unsinn ab? Oder sollen die Worte sagen, daß nur einige, nicht alle Redakteure Talbots Meinung teilen? Das kann dem Publikum gleichgiltig sein. Einen dritten Sinn aber wagen wir bei dem ausgebildeten Gefühl des Zuschauers für Sprachrichtigkeit nicht anzunehmen.

Polnischer Adel. Soeben ist das erste Heft eines Adreßbuches des gesamten deutschen Adels erschienen; die übrigen vierzehn Hefte sollen „mit thunlichster Beschleunigung“ ausgegeben werden, sodaß das ganze Werk am Schlusse dieses Jahres vollständig vorliegen wird. Der Herausgeber beklagt sich, daß er nicht überall freundliches Entgegenkommen gefunden habe, meint aber trotzdem ein Material zu bieten von einer Vollständigkeit und Richtigkeit, wie es noch nicht vorgelegen habe. Das Buch ist denn auch in der That interessant, aber vielleicht weniger für den Edelmann als für den Kulturhistoriker, denn man kann daraus sehen, in welchen Berufsklassen der Adel gegenwärtig am meisten vertreten ist. Das erste Heft enthält die Provinzen Ostpreußen und Westpreußen. Wir greifen eine Stadt, etwa Preußisch-Stargard, heraus. Rechnen wir dort die aktiven Offiziere der Garnison ab, so finden wir unter den 7200 Bewohnern der Stadt 29 selbständige adliche Personen, von denen die meisten dem dienenden oder dem arbeitenden Stande angehören. Fast alle dieser Adlichen führen einen polnischen Namen. Ähnliche Zahlen und Berufskreise finden sich bei dem polnischen Adel in allen westpreußischen Städten, überall ist der adliche Arbeiterstand stark vertreten. Ja es giebt nach diesem Adelsbuch in Westpreußen ganze Dörfer, die nur aus polnischen Edelleuten bestehen. So zählt man in dem Dorfe Glisno bei Neckow nicht weniger als zwanzig adliche Bauern, die mit ihren Angehörigen die Gemeinde bilden. In der Provinz Posen sind diese Zahlen noch auffälliger. Da können wir uns freilich nicht wundern, wenn der alte deutsche Adel diesem Unternehmen nicht freundlich entgegenkommt; denn er wird wenig Lust verspüren, sich mit dem polnischen unterschiedslos in einem Adelsbuch vermischen zu lassen. Wir fragen uns, welchen Zweck hat dieses Adreßbuch, in das alle adlichen Handwerker, Kommis, Dienstmädchen, Kinderfrauen, Wagenschmierer und Tagelöhner aufgenommen sind? Der Geschäftsmann kann doch mit dieser Gesellschaft nichts anfangen, und selbst dem wildesten Adelsfanatiker kann es doch kein Vergnügen machen, vor Deutschlands Augen in Reih und Glied mit Tagelöhnern und Arbeitsfrauen aufzumarschieren. Wäre es aber nicht an der Zeit, die polnischen Adlichen einmal von Amts wegen zu veranlassen, sich über die Rechtmäßigkeit ihres Adelsprädikats auszuweisen? Eine solche amtliche Untersuchung geschieht, soviel wir wissen, nur dann, wenn ein Adlicher Offizier werden will; manchem ist dabei das Wörtchen „von“ schon weggestrichen worden. Eine kleine Treibjagd auf dieses oft erschlichne Wörtchen wäre in unsern polnischen Provinzen zu wünschen.

Archemoros. Es giebt Schriftsteller, die sich nicht rezensiren lassen, von denen das getreuste Referat kein Bild giebt, und auf die sich nur hinweisen läßt, weil in ihren Büchern etwas lebt, was nicht gut in die Prosa eines Berichts umschrieben werden kann. Zu diesen Büchern gehören Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse (zweite Auflage, Basel, R. Reich, 1893) und Am Wege und abseits von Hermann Oeser (ebendaselbst, 1894). Man möchte dem Leser ohne viel Aufwand von Worten einen Aufschluß über das Wesen und den Grundton dieser Bücher geben, aber indem man nach einem erschöpfenden, bezeichnenden Worte für die Eigentümlichkeit und den milden Zauber dieser kleinen Lebensbilder und Betrachtungen sucht, steht der Verfasser selbst mit warnend erhobnem Finger hinter uns, wir beherzigen zwei Abschnitte aus den Laienpredigten, die den gemeinsamen Titel „Der Sprung in der Fensterscheibe“ führen, die Abschnitte, die von „Entwerteten Worten“ und „Blauen Begriffen“ handeln und die auch wahrlich beherzigenswert sind. So geht

es also nicht, und mit einer Auseinandersetzung über den Standpunkt des Verfassers, der ein gläubiges und ein frisch poetisches Gemüt zugleich ist, gehts auch nicht. Wollen wir aber einen Abschnitt zur Selbstcharakteristik herausgreifen, so flüstert es beinahe aus jeder der kurzen sinnvollen Erzählungen und aus jeder der ernsten Mahnungen, die sich anschließen: Nimm mich, nimm mich! Und es ist wahr, daß in jeder ein Klang ist, der aus dem Herzenskern des Verfassers heraufzutönen scheint. Fast überall findet sich ein Ausspruch, von dem man beim Lesen und Vergleichen meint, daß er als Motto über beiden Sammlungen stehen könnte. Mehr auf gut Glück, als nach sorgfältiger Wahl greifen wir aus dem zweiten Buche folgenden kleinen Aufsatz heraus, der „Von Gottes Hand ergriffen" überschrieben ist:

„Als ich jung war, ermahntet ihr mich, Gottes Offenbarung vor allem in der Bibel zu sehen und zu verehren, dann aber auch in der Natur den sich offenbarenden Gott mit seinen tiefen, herrlichen Augen aus dem Dämmer der Wälder, aus dem Kelche der Blumen, aus der Tiefe schweigender Wasser herausschauen zu sehen, und als ich im Alter ein wenig voranschritt, da fügtet ihr hinzu, Gott offenbare sich auch in den Menschen. Eure Lehre ward Leben in mir. Und nun, da ich Thomas Carlyle als einen Prediger Gottes empfinde, wie den Apostel Paulus, und Gottes liebe, warme und tröstende Stimme in Worten Goethes zu mir spricht, da seid ihr außer euch und tadelt mich bitter und nennt mich einen Ungläubigen? Also war es euch nicht ernst um die Gewißheit, daß Gott sich allenthalten offenbare, und daß sein Geist von Zeitalter zu Zeitalter in Einzelnen, Herrlichern sich vertraulicher, liebreicher und schöpferischer niederlasse? Also ist das Schneeglöckchen, das vorhin im Schnee aufsproßte, eben blüht und gleich nachher welk in das braune Laub des vorigen Jahres zurücksinken wird, euch ein Wort Gottes, das recht zu verstehen ihr die Kinder anleitet, aber Goethes »Grenzen der Menschheit« ist euch nur eine Ode in freien Rhythmen, ein Stück Litteratur und das Werk eines Mannes, bei dem ihr vergeßt, daß ihr Menschen, Irrende seid und bleiben werdet, wie er nach eurer ja richtigen Kenntnis ein irrender Mensch war? Ich aber danke euch, daß ihr mich Gott in allem sehen ließt, da ich jung und bildsam war, und erst warntet, da es zu spät war. Seht, wozu ihr mich bildetet! Oben im Gebirge in schönen Herbsttagen las ich ein Schauspiel, Björnsterne Björnsons »Handschuh,« und als ich ergriffen das kleine Buch durchgelesen hatte, ging ich bewegt hinaus über grüne Felder und durch Heidegestrüpp nach dem Bergwald, von allem Äußern unberührt und nur in den Entscheidungen jenes Stückes gegenwärtig, ich breitete die Arme aus und hob die rechte Hand empor und sagte: »O Gott, ich fasse deine Hand, du hast sie mir durch das Buch entgegengestreckt.« Nie vorher war ich frömmer, mächtiger, religiös innerlicher ergriffen gewesen, als damals, da ich den Handschuh zum erstenmale las."

Das ist so schön, wie es wahr ist. Und doch, nun es dasteht, empfinden wir wohl, daß es nur eine Seite dieser Bücher erhellt. Die andre, die den Verfasser als einen sinnigen Beobachter von hundert verborgnen, meist lichten und herzgewinnenden Einzelheiten unsers Lebens zeigt, tritt am deutlichsten in den Lebensbildern des „Herrn Archemoros" hervor. „Herr Kibitz," „Imponderabilien," „Barometrische Studien," „Wie Herr Philippus entdeckt, daß Ludwig zweifarbige Augen hat," „Herr Echternacher," „Der Zerstreute," „Ein Sonett" aus dem erstgenannten, „Helianthus," „Sein Weihnachtsabend" und „Ein Heimchen am Herde" aus dem zweiten Buche („Am Wege und abseits"), das sind solche Lebensbilder, deren feine Zeichnung nicht minder entzückt, als das sonnige Licht, das aus der Seele des Verfassers darüberströmt. In den „Laienpredigten über allerlei Christen"

finden wir noch ein paar besonders köstliche Skizzen dieser Art, die sich ausnehmen wie ausgeführte Köpfe zwischen leichten Arabesken, z. B. „Gaslichtchristen“ und „Puppengestelle.“

Bei aller tiefern Teilnahme, die Oesers Beobachtungen, Stimmungen und Reflexionen erwecken, geht es uns wie seinem Herrn Echternacher, wir sind froh, daß die Positiven, die „wohlmeinend Erhaltenden,“ so wenig Macht haben, das Leben zu vergewaltigen, und so viel Macht, es zu erquicken, zu trösten, still zu erheben. Nur daß wir zugleich wünschen, daß auch den „wohlmeinend Auflösenden“ die Fähigkeit und Freiheit zur Vergewaltigung stark beschränkt würde, damit sie zu Tage bringen können, was etwa in ihnen ist. Denn davon sieht man schon lange nichts mehr. Dem Verfasser werden wir jederzeit gern und mit der Empfindung wiederbegegnen, daß er zu denen gehört, die lieber daheim bleiben, wenn sie uns nichts zu sagen haben. Was er bis jetzt gesagt hat, sollte niemand ungehört lassen, der für schlichte und doch reiche Lebensäußerungen einer suchenden Seele empfänglich ist.

Ein lustiges Buch. Viele Leute haben mit ihren Prophezeiungen großes Pech, und ganz besonders die, die sich selbst eine ruhmvolle Zukunft oder gar Unsterblichkeit voraussagen. Aber einer hat doch Recht behalten. Es ist das ein Herr aus Venusia. Seine Hoffnungen auf lange dauernden Nachruhm sind sogar weit übertroffen worden, denn es ist schon lange her, daß der letzte Pontifex mit der letzten Vestalin die Stufen zum Kapitol hinaufschritt, und immer noch blüht und grünt der Lorbeer des Quintus Horatius Flaccus.

Vorläufig sind ja glücklicherweise unsre Gymnasien noch nicht soweit „reformirt,“ daß sie auch die lateinischen Dichter zu dem übrigen legen, das zu Gunsten der Bauchwelle, des Zeichnens und der Physik geopfert wird. Aber es haben auch viele Leute, die kein Latein gelernt haben, den Wunsch, Roms größten Dichter kennen zu lernen. Diese Leute müssen sich natürlich der Übersetzungen bedienen, und es muß zugegeben werden, daß gute, das heißt geschmackvolle und pietätvolle Horazübersetzungen vorhanden sind. Aber die ungeeignetsten Leute, denen man Horazübersetzungen widmen kann, sind doch sicherlich die Primaner unsrer Gymnasien, wenn auch Menge in diesem Punkte andrer Ansicht ist. Dagegen dürfte es sich wohl empfehlen, allen Primanern das Büchlein Horazübersetzungen anzuvertrauen, dem diese Zeilen gewidmet sind, und zwar — zum Abgewöhnen! Ich glaube, ein Primaner, der dieses Buch in die Hand bekommt, empfängt dadurch einen so frommen Schauder, daß er sogar seinen „Freund“ sofort ins Feuer wirft. Und dabei hat Hermann Stegemann, wie er auf dem Titelblatte sagt, des Horatius schönste Lieder der Antike entrückt und verdeutscht zu Nutz und Frommen der Poesie. (Berlin, Schriftstellergenossenschaft, 1893.)

Er hat sie wirklich zum großen Teil erwischt, des Horatius schönste Lieder, glücklicherweise nicht alle, und auch der „Antike“ hat er sie gründlich entrückt. Geteert und gefedert hat er den Dichter, und dieser Unthat rühmt er sich noch in der Vorrede in seinem wunderlichen Deutsch: „Laßt mir auf ein Stündlein den Dichter, sagt er, auf daß ich versuche, die Formen zu zerschlagen und den Inhalt zu beleben.“

Herr Stegemann hat Unglück gehabt mit dem Lehrer, bei dem er seinerzeit den Horaz las. Das wird jeder glauben, der an den Übersetzungen erkennt, wie wenig der Verfasser von Horaz gelernt hat. Trotzdem hat Herr Stegemann nicht das Recht, zu behaupten, daß alle Schüler bei der Lektüre des Horaz gemartert

würden, und daß sie sich „vergebens bemühten, die Oden, diese Fallgruben für ihr grammatisches Wissen, als Gedichte zu erkennen.“ Er hat auch kein Recht, den Gymnasiallehrern summarisch die Fähigkeit abzusprechen, den Horaz zu erklären. Für mich sind die Horazstunden die schönsten und leuchtendsten Erinnerungen aus meiner Schulzeit. Und wenn das Glück, das mir beschert war, auch nicht jedem zu teil wird, zum Lehrer im Horaz einen ganz außergewöhnlich begabten Mann zu haben, von feinster Bildung, von innigem Gefühl für die Schönheit der Dichtungen, und dazu einen liebenswürdigen und heitern Mann, so hat doch der Horazunterricht in Prima bei Tausenden bewirkt, daß das einzige Schulbuch, das sie auch im spätern Leben zuweilen noch aufschlagen, eben der Horaz ist. Das alles aber glaubt Herr Stegemann nicht, er dichtet ihn nach, den Horaz, „zu Nutz und Frommen der Posie.“

Das Buch beginnt mit der Ode IV, 3. Die Überschrift lautet: „An die Poesie. Sonett.“ Und es ist wirklich so nett! Die Poesie — Herr Stegemann ist ganz vernarrt in die „Poesie,“ der er als dem ewig Unerreichbaren nachjagt —, die Poesie begnügt sich nicht damit, den Dichter mit einweihendem Lächeln zu sehen, sondern sie hat „ihn geküßt in heilger Wiegenstunde.“ Dann braucht der Verfasser sofort einen Reim auf „rauschen.“ Aber woher nehmen? Tauschen und lauschen steht schon in den vorhergehenden Versen. Halt! Er hats! Er läßt — reim dich oder ich freß dich — die Quellen „plauschen.“ In II, 10 läßt er seine „armen Wünsche staunen,“ ohne zu verraten, was das bedeuten soll, während er zu I, 22 die große Neuigkeit verkündet, daß diese Ode von Horaz gar nicht traurig, sondern heiter und übermütig gemeint sei. Heiter ist aber auch die Übersetzung, denn, abgesehen von dem ersten Vers „wem Unschuld einst Gevatter stand“ für integer vitae scelerisque purus, ist es doch sehr nett und ein Zeichen großer Intimität, daß der Dichter „ging, zu preisen meiner Liebsten Schoß(!) im grünen Felderring.“ Welch origineller Reim! In III, 21 besingt er den „Wein, in jenem Herbst gegohren, da ich in Wieg und Linnen sank.“ Leider war nur Horaz gar nicht im Herbst geboren, sondern in dem entschiedensten Wintermonat.

So geht es weiter. „Frau Sorge wendet Stab und Rücken,“ die Zecher „lehnen Herz an Herzen, bis müd vertropfen Glas(!) und Kerzen“ — so scheußlich heiß war es damals, daß sogar das Glas „vertropfte“! und so vertropft auch „müd“ das herrliche Gedicht. Die Trinkangelegenheiten sind überhaupt nicht Herrn Stegemanns Stärke. So hat er auch I, 38 gar nicht verstanden. „Ein seidnes Tischtuch bringt keinen Gewinn,“ sagt er, indem er Persici apparatus für ein solches hält. Dafür verrät er in derselben Ode eine wichtige, wenn auch recht traurige Entdeckung: Horaz war nämlich blind, wie Homer! „Wozu die Rosen, liebes Kind, der Weinkrug duftet, und ich bin blind.“ Auch III, 19 wird dem „Dichter“ — so nennt sich Herr Stegemann in der Einleitung stolz bescheiden — zum Fallstrick. Dort benimmt sich der eine Zecher sehr unfein und inkommentmäßig, denn: „schon perlt der Wein in goldnem Fall aus der entkorkten Kehle,“ und dabei sagt der Verfasser auch noch: „das klingt so rein und silberfein.“ Wahrscheinlich klingt ihm der Schluß, den er der Ode I, 27 giebt, auch so rein und silberfein. Die lautet nämlich: „Ach, Herr Bruder, keiner Bettel Zaubertränklein giebt euch Kraft, erst wenn eure Guldenzettel(!) sie erwarb in süßem(!) Bettel, endet eure Haft.“ Wie zart!

So säubert und „belebt“ Herr Stegemann den Horaz; aber dem armen Lycidas zieht er Unterröcke an, mit Rücksicht auf § 175 des deutschen Strafgesetzbuchs, und er rühmt sich dieser Veredlung in einer besondern Anmerkung. „Den

Frohbesitz im Lebensabendbrot"(!) wünscht er sich in I, 31, und den Frühling schildert er in I, 4 folgendermaßen: „Die Almenglocken klingen, der Pflüger mißt(!) (mistet?) das Feld, jetzt werden die Triften nimmer mit Silberreif bestellt."

Ja, so ist Herr Stegemann. Nichts ist ihm heilig, nicht einmal die Ode, von der Julius Cäsar Scaliger sagte, er wolle lieber ihr Verfasser sein, als König von Arragonien. Auch dieser hat er, wie er in der Vorrede sagt, „neue Lichter aufgesetzt." Aber sie leuchten nicht, diese neuen Lichter, sondern sie „vertropfen müd." Es müßte denn gerade das ein neues Licht sein: „Heute bog in heißem Werben einer andern ich das Knie." Es ist aber doch sehr unfein, einer jungen Dame das Knie zu „biegen," und eine Jede läßt sich das auch nicht gefallen. Schrecklich schön ist der letzte Vers. Er besteht „zu Nutz und Frommen der Poesie" aus lauter einsilbigen Wörtern: „Dir ich all mein Hab und Gut" — so heißt er!

Doch Ende gut, alles gut. Ein Gedicht hat es Herrn Stegemann besonders angethan; aber er fand es, wie er hervorhebt, so unmodern an Inhalt und Form, besonders wegen des schrecklichen Namens Neobule, daß er es vollständig „umdichten" mußte. Hier ist es:

Ich sitze und spinne,
Die Liebe lockt,
Ich träume und sinne,
Die Spule stockt.
Nun reißt mir das Fädchen,
Der Oheim brummt,
Ich armes Mädchen
Bin schüchtern verstummt.
Und in meine Träume
Wie eitel Spott
Leis rauschen die Bäume:
Grüß Gott, grüß Gott!
So sprach er vor Zeiten
Mein Liebster gut,
Als heiß wir uns freiten
In nächtlicher Hut.
Er ist im Walde
Ein Jägersmann;
Die stürzende Halde
Klimmt er hinan.
Und sitz ich in Schmerzen
Und klingt mir das Ohr,
So möcht ich ihn herzen
Wie niemals zuvor.

Wir machen es nicht so, wie „der Liebste gut," der, als er „heiß" freite, nichts passenderes zu sagen wußte als: „Grüß Gott, grüß Gott!" Wir sagen nicht „Grüß Gott!" zu dem Büchlein, sondern Ade! Ade! auf Nimmerwiedersehn!

Litteratur

Die Philosophie des Metaphorischen. In Grundlinien dargestellt von Alfred Biese. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1893

Der Verfasser dieses wertvollen Buches versteht unter dem Metaphorischen die Einheit, die hinter Körper und Geist steht, und die verwirklicht ist im Menschen,

ja das eigentliche Lebenszentrum des Menschen bildet. Die unmittelbare Wirkung dieser Zweieinigkeit liegt vor in der Verkörperung alles geistigen in unsrer Vorstellung und der Vergeistigung oder Beseelung alles Körperlichen. (Eben diese „Übertragung" ist das, was die landläufige Geltung des Wortes metaphorisch meint.) Und daraus wieder fließt die Einheit oder Gemeinsamkeit des Fortschritts in der innern und äußern Erkenntnis, in der Erkenntnis von Geist und Natur. Goethe drückt das in den Sprüchen in Prosa einmal mit den schönen Worten aus: „Alles, was wir Erfinden, Entdecken im höhern Sinne nennen, ist eine aus dem Innern am Äußern sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit vorahnen läßt. Es ist eine Synthese von Welt und Geist, welche von der ewigen Harmonie des Daseins die seligste Versicherung giebt."

Dieses metaphorische Prinzip nun, das Grundprinzip alles menschlichen Denkens — schließlich das Urrätsel des Menschentums —, verfolgt der Verfasser von der Kinderstube bis in die Philosophie der Gegenwart, er zeigt, wie es alle Sprache durchdringt,*) daß es das wesentliche des Mythos, der Religion und der Kunst ist, daß endlich die Geschichte der Philosophie, abgesehen von dem wechselnden Auf und Ab in der Tiefe der Erkenntnis, eigentlich nur darin besteht, daß immer neue Bilder für das Unbegreifliche an Stelle der alten getreten sind. Kann doch auch der Materialist nicht anders, als die psychischen Vorgänge bildlich als physiologische erklären, wenn er den Gedanken als Bewegung, das Selbstbewußtsein als Phosphoreziren des Gehirns deutet!

Der schöne Schluß des Buches zieht eine Konsequenz, die sich jedem Leser schon vorher ergeben haben wird: „Das Metaphorische ist das Göttliche im Menschen, das wahrhaft Schöpferische, soweit es die Durchgeistigung des Stoffes bedeutet, soweit es Geist in die Natur, Leben in das Starre und Tote trägt." Aber diese Konsequenz bedarf des beschränkenden „soweit" nicht: die Kraft oder die Gabe, das Körperliche zu beseelen, und die Gabe, das Geistige körperlich vorzustellen (auch das ist eine Lebengebung), sind wesenseins, und das Göttliche im Menschen ist schlechthin dasselbe wie der Kern seiner Menschlichkeit.

Welch schöne und wichtige Aufgabe, auf Grund dieses Erkenntnisprinzips in dem von Goethe angedeuteten Sinne eine Lebensphilosophie auszubauen! Mancher Baustein dazu liegt schon behauen da, hier einige aus den tiefsinnigen Aphorismen von Novalis: „Wir werden die Welt verstehn, wenn wir uns selbst verstehn, weil wir und sie integrante Hälften sind. Gotteskinder, göttliche Keime sind wir. Einst werden wir sein, was unser Vater ist." Und ein andrer: „Die individuelle Seele soll mit der Weltseele übereinstimmend werden." Auch die Wesentlichkeit des Metaphorischen für die Kunst hat er erkannt; er sagt geradezu: „Der Sphärenwechsel ist notwendig in einer vollendeten Darstellung. Das Sinnliche muß geistig,

*) Es ist also eigentlich Unsinn, von Metaphern in der Sprache zu reden: jede Sprachbildung und Sprachentwicklung besteht in Übertragungen, jedes Wort ist im Grunde genommen ein Tropus. Ebenso ist es natürlich Unsinn, die Bilder oder Vergleiche als eine besondre Zierde der poetischen Rede zu bezeichnen: Poesie ist eben die bildliche Deutung, die Vermenschlichung der uns umgebenden Welt, das Beseelen des Körperlichen und die sinnliche Darstellung des Geistigen. Man denke doch an Goethes wunderbare Verse:

Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht.
Schon stand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgetürmter Riese, da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

das Geistige sinnlich dargestellt werden." Das Metaphorische endlich liegt auch dem Bedürfnis zu Grunde, das er einmal mit den Worten ausspricht: „Zur Idee, Entwurf und Plan sucht man die Ausführung, zur Ausführung den Plan." Hier ist zugleich ein Zeugnis dafür gegeben, daß das metaphorische Prinzip nicht nur innerhalb des Denkkreises wichtig ist, sondern auch für die Umsetzung von Denken in Handeln und umgekehrt als letzter Grund aufgefaßt werden kann.

Niederdeutsche Sprichwörter und volkstümliche Redensarten. Gesammelt und herausgegeben von Rudolf Eckart. Braunschweig, Appelhans und Pfenningstorff, 1893

Wer sich einmal an deutschem Volkswitz und volkstümlicher deutscher Art, die Dinge anzusehn, erbauen will, dem wüßten wir wenige so günstige Gelegenheiten zu nennen, wie dieses Buch — vorausgesetzt, daß er Niederdeutsch versteht. Denn der Herausgeber hat nur spärliche und nicht überall richtige Worterklärungen in seine reiche Sammlung eingestreut. Um einen Begriff von der hier aufgespeicherten Fülle zu geben: gegen Schluß des Buchstabens A sind unter aussehen gegen fünfzig Spottreden angeführt über einen, der lächerlich aussieht oder einen kläglichen Anblick darbietet, z. B.: er sieht aus wie die teure Zeit, als ob Erbsen auf seinem Gesichte gedroschen wären, wie ein ausländisches Pflänzchen, wie ein Advokat, der seinen Prozeß verloren hat, wie eine Katze, wenns donnert, wie ein Ochse, der den ersten Schlag (des Schlächters) überstanden hat, wie ein ungehangner Dieb, als wenn ihm die Petersilie verhagelt wäre, wie die Nacht um eins u. s. w. Natürlich fehlt es auch nicht an Derbheiten, so groben, daß vielleicht nicht jedermann den Wunsch des Herausgebers teilen wird, das Buch möchte ein rechter deutscher Hausschatz werden.

Schwarzes Bret

Die „freisinnige" Presse (sit venia verbo) bleibt „unentwegt" dieselbe und immer nur sich selbst gleich, je mehr die ganze Partei zu einer uninteressanten Versteinerung aus einer vergangnen Kulturperiode unsers Volkes wird. In der Berliner „Volkszeitung" lesen wir: „Niemals hat die Praxis bestanden, den Rathausturm zu beflaggen, wenn ein außerhalb wohnender Ehrenbürger Berlin besucht. Wir glauben auch nicht, daß Rudolf Virchow, welcher ebenfalls Ehrenbürger der Reichshauptstadt ist, Kummer darüber empfindet, wenn er, von einer längern Reise zurückkehrend, den Turm des roten Hauses unbeflaggt sieht." Das glauben wir allerdings auch nicht. Aber wir haben bisher zwar gewußt, daß Herr Virchow neben andern Dingen auch die Überreste eines vor mehr als dreitausend Jahren zerstörten halb sagenhaften vorderasiatischen Reiches, nämlich des trojanischen, vom anthropologischen Standpunkte aus begutachtet hat; daß er aber auch ein Reich gegründet und einer zerspaltenen Nation die politische Einheit errungen hat, wie sein Ehrenbürgerkollege Fürst Bismarck, ist uns neu und könnte uns beinahe in die unangenehme Lage versetzen, die angeführte Aus-, lassung des „Organs für jedermann aus dem Volke" für eine echt „freisinnige" Abgeschmacktheit zu halten, wenn wir nicht erst abwarten wollten, ob sich die „Volkszeitung" entschließt, über diese bis jetzt in weitern Kreisen unbekannten politischen Leistungen des zweiten größten Ehrenbürgers der Hauptstadt weitere Mitteilungen zu machen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Das Ergebnis der Börſenenquete

Von O. Bähr

Im Herbſt 1891 hatten die raſch auf einander folgenden Zuſammenbrüche mehrerer Bankhäuſer, bei denen viele Menſchen ihr Vermögen verloren, in weiten Kreiſen große Entrüſtung hervorgerufen. Der Hauptgrund jener ſchmählichen Vorgänge lag darin, daß ſich die Inhaber der Geſchäfte dem Börſenſpiel hingegeben hatten. Man verlangte allgemein, daß dieſem Unweſen endlich geſteuert werden möchte. Dies gab Veranlaſſung, daß der Reichskanzler eine Kommiſſion von achtundzwanzig erleuchteten Männern berief, die eine Enquete über die geſamten Börſenverhältniſſe veranſtalten ſollte.

Die Kommiſſion hat zunächſt 115 Sachverſtändige vernommen, deren Ausſagen in vier ſtarken Bänden geſammelt vorliegen. Ein Anlagenband umfaßt das ſonſtige zuſammengebrachte Material. Die Kommiſſion hat dann einen umfaſſenden Bericht erſtattet, der auch durch den Staatsanzeiger veröffentlicht worden iſt, worin ſie eine Reihe formulirter Vorſchläge macht. Dieſen Vorſchlägen iſt eine ausführliche Begründung beigegeben.

Wie die Begründung ergiebt, hat bei den Hauptpunkten der Kommiſſionsvorſchläge keine Stimmeneinhelligkeit geherrſcht, ſondern es hat der Mehrheit eine Minderheit gegenübergeſtanden, die andrer Meinung geweſen iſt. Es iſt von großem Intereſſe, daß der Bericht auch die Gründe, mit denen dieſe Minderheit ihre Anſichten verfocht, wiedergiebt. Es wird dadurch dem Leſer weſentlich erleichtert, ſich ein ſelbſtändiges Urteil über die Fragen zu bilden.

Die von der Kommiſſion aufgeſtellten Vorſchläge haben zunächſt die rechtliche Stellung und die Organiſation der Börſe, ferner das Emiſſionsweſen und die Zulaſſung von Papieren zum Handel und zur Notiz, ſodann am Schluß

das Maklerwesen und die Kursfeststellung und endlich das Kommissionsgeschäft zum Gegenstande. Auf diese Teile der Vorschläge gehe ich hier nicht weiter ein. Was uns hier beschäftigen soll, ist der dritte Abschnitt der Vorschläge, der vom Termingeschäft handelt. Es ist unzweifelhaft, daß die im Herbst 1891 ausgebrochne Bewegung vor allem eine Antwort auf die Frage verlangte: Wie ist dem Unfug des Börsenspiels, das so viele Menschen unglücklich macht, Einhalt zu thun? Die Antwort der Kommission lautet: Es muß fortgespielt werden!

Bekanntlich ist die Form, in der sich das Börsenspiel bewegt, das Termingeschäft. Es werden Waren oder Wertpapiere (Effekten) für einen bestimmten Zeitpunkt dem Namen nach gekauft. In Wahrheit aber handelt es sich den Beteiligten nicht um den wirklichen Erwerb der Waren oder Papiere, sondern nur um Herauszahlung der Differenz zwischen dem verabredeten Kaufpreis und dem spätern Kursstande. Der Kauf ist also nur die äußere Form, in der sich das Geschäft bewegt. Der sachliche Inhalt des Geschäfts ist ein Spiel um die Differenz.

Das Börsenspiel ist ein Hazardspiel. Es ist aber noch gefährlicher als ein gewöhnliches Hazardspiel, weil es für die Aussicht auf Gewinn auch noch auf Kenntnis der Verhältnisse und kluge Berechnung ankommt. Viele lassen sich, von blinder Gewinnsucht getrieben, zu dem Spiele verleiten, ohne daß ihnen diese geistigen Hilfsmittel zu Gebote stehen. Sie werden dann zur Beute der Börsenmänner, die ihnen in der Überblickung der Verhältnisse weit überlegen sind.

Der Vorwurf der Gefährdung weiter Kreise trifft jedoch die Warenbörse nur zum geringsten Teil. Viele scheuen sich, scheinbar Handelsgeschäfte über Waren abzuschließen, mit denen sie ihrer ganzen Lebensstellung nach nichts zu thun haben. An manchen Orten (z. B. in Kassel) ist von Leuten, die an der Warenbörse spekulirten, nie etwas bekannt geworden.

Das eigentliche Tummelfeld des Börsenspiels ist die Effektenbörse. Sie ist es auch, die die reichen Leute macht. Frankfurt a. M., die reichste Stadt Deutschlands, hat seinen Reichtum durch seinen schon seit langen Jahren dort blühenden Effektenhandel gewonnen. Über die an der Effektenbörse abgeschlossenen Zeitgeschäfte heißt es in Salings „Börsenpapieren“ *): „Die Zeitgeschäfte dienen fast ausschließlich der Spekulation; denn die Spekulanten handeln in den Papieren, um an den Kursen zu verdienen, und dazu sind die Zeitgeschäfte das bequemste Mittel.“ Diese Eigenschaft der Termingeschäfte als bloßer Spekulationsgeschäfte tritt auch in ihrer äußern Gestalt hervor.

*) Der volle Titel dieses in Börsenkreisen allbekannten Buches lautet: Salings Börsenpapiere. Erster Teil. Fünfte Auflage. Die Börse und die Börsengeschäfte. Herausgegeben von R. Siegfried.

Dienten sie wirklichen wirtschaftlichen Zwecken, so müßte doch, der Verschiedenheit dieser Zwecke entsprechend, ihr Inhalt ganz verschieden gestaltet sein. Nun aber gilt (nach Saling) für diesen Handel folgendes. Nur ganz bestimmte Papiere (vor allen Franzosen, Lombarden und Kreditaktien, außerdem gewisse, meist ausländische Staatspapiere, Bankaktien und Industriepapiere) unterliegen dem Terminhandel. Diese „Spekulationspapiere" werden auch nicht in beliebigem Umfange gehandelt, sondern immer nur in bestimmten großen Beträgen oder Quantitäten (15000 Mark, 50 Stück Aktien oder das Mehrfache dieser Summen). „Kulant zu handeln ist bei Zeitgeschäften nur das Doppelte der üblichen Minimalbeträge" (Saling). Die Geschäfte werden auch nicht auf beliebige Zeitpunkte geschlossen, sondern immer auf einen bestimmten Tag am Ende des Monats (Ultimo). Schon diese schablonenhafte Behandlung weist darauf hin, daß es bei diesen Geschäften dem Käufer gar nicht um den wirklichen Erwerb der Effekten zu thun ist. Über die Bedeutung dieses Handels heißt es bei Saling: „Jede Börse hat eine Anzahl von Papieren, deren sich die Spekulation in dem Grade bemächtigt hat, daß darin die meisten Geschäfte, und bei einigen Papieren sogar alle oder fast alle Geschäfte nur auf Zeit abgeschlossen werden. Auf diese Papiere konzentrirt sich das Interesse eines großen Teils der Börsenbesucher so ausschließlich, daß oft die Stimmung der Börse im allgemeinen mit der Stimmung für diese Papiere identisch ist." Über die Wirkung des Börsenspiels lesen wir bei Saling: „Die Differenzgeschäfte sind von sehr gefährlicher Natur. Die Gefahr beruht darauf, daß sie auch den weniger Bemittelten die Möglichkeit gewähren, in Effekten umfangreiche Geschäfte zu machen und durch die in Aussicht stehenden hohen Gewinne in starke Versuchung führen, sich über ihre Kräfte hinaus zu engagiren, sodaß sie bei Fehlschlagen der Spekulation durch Zahlung der Differenzen ruinirt sind. Der gewandte Börsianer kann allerdings an der Börse sofort alle Chancen wahrnehmen und den größten Gefahren die Spitze abbrechen, indem er sich im richtigen Augenblick »dreht,« d. h. Geschäfte auf das Doppelte und Dreifache in umgekehrter Richtung von seinen bisherigen Engagements macht." Diese Anführungen aus einem Buche, das bezüglich der darin bekundeten Thatsachen als klassisches Zeugnis gelten kann, werden genügen, das Getriebe bei der Börse in Zeitgeschäften einigermaßen zu veranschaulichen.

Sollen wir nun noch an einigen Beispielen auch die verheerenden Wirkungen des Börsenspiels anschaulich machen? Erst vor wenigen Wochen erfuhr man, daß ein großes, angesehenes Bankhaus in Mannheim zusammengebrochen sei, mit einer Überschuldung von Millionen. Depots, hauptsächlich solche, die kleinen Leuten gehörten, fehlen im Betrage von einer Million. „Durch jahrelange Spekulationen eines der Teilhaber sowie der Angestellten und mehrerer eng liirten Kunden sind viele Millionen verloren gegangen" — so meldeten die Geschäftsberichte. Noch ein andres, wenn auch etwas kleineres Bild bin ich

aus nächster Nähe vorzuführen imstande. Am 27. Oktober 1893 brach in Kassel das Bankgeschäft Pf. & H. zusammen. Pf. wurde sofort flüchtig und wird steckbrieflich verfolgt. H. starb am folgenden Tage. Die Schuldenlast betrug 750000 Mark. Für 252000 Mark Depots waren vergriffen. Deckung ist nur für höchstens 10 Prozent vorhanden. Es ergab sich, daß seit Beginn des Geschäfts (1876) die Inhaber vielfach an der Börse gespielt und dabei namentlich in der letzten Zeit schwere Verluste erlitten hatten. Sie hatten aber auch fortwährend für Kunden Differenzgeschäfte vermittelt. Viele Personen — solche, nach deren Lebensstellung es niemand hätte ahnen können — wurden jetzt als Börsenspieler bekannt! Die von ihnen aus Differenzgeschäften der Firma geschuldeten Beträge belaufen sich auf mehr als 200000 Mark. Ein nicht hochstehender Beamter ist dabei mit 105000 Mark beteiligt.

So sehen die Wirkungen aus, die das Börsenspiel fort und fort im bürgerlichen Leben übt. Schreit denn nicht das dadurch über so viele, auch ganz unschuldige Menschen gebrachte Unglück zum Himmel?

Die schweren Folgen, die das Börsenspiel nach sich zieht, haben dahin geführt, daß von manchen Seiten dem Terminhandel überhaupt jede Berechtigung abgesprochen worden ist. Diese Ansicht ist auch in der Kommission vertreten gewesen. Nur zur Ausgleichung internationaler Zahlungsverbindlichkeiten, wurde gesagt, sei er von Wert; auf die hierzu geeigneten Wertpapiere könne man ihn beschränken. Auch soweit er zur Sicherung gegen die schwankenden Valutenverhältnisse andrer Länder diene, könne er aufrecht erhalten, im übrigen aber ganz abgestellt werden. Die Mehrheit der Kommission hat sich für Aufrechthaltung des Terminhandels in seinem ganzen Umfange entschieden. Wir wollen die dafür angeführten Gründe hier kurz betrachten.

Zunächst sucht man den Terminhandel grundsätzlich zu rechtfertigen, und zwar in folgender Weise. Der Terminhandel sei Gegenstand berechtigter Spekulation. Spekulation sei die geistige Thätigkeit, die aus der Erfahrung der Vergangenheit und Beobachtung der Gegenwart Schlüsse auf die Zukunft ziehe, um darnach wirtschaftliche Handlungen vorzunehmen, in der Absicht, Vermögensvorteile zu erlangen. Auch der Gewinn bei den Termingeschäften sei in der Regel die Frucht des Nachdenkens, der Erfahrung und der richtigen Beurteilung der thatsächlichen Verhältnisse. Deshalb liege auch bei dem Termingeschäft eine berechtigte Spekulation vor, die sich von der des Kaufmanns nicht grundsätzlich unterscheide. Unberechtigt sei nur das Streben nach Gewinn ohne jedes Nachdenken, ohne jede Berechnung, ohne jede geistige Thätigkeit. Nur da, wo der reine Zufall entscheide, falle das Geschäft unter den Begriff von Spiel und Wette.

Diese Darlegung geht darin fehl, daß sie gar nicht darnach fragt, für welchen Zweck die Spekulation geübt wird. Der Kaufmann, der Waren kauft

und wieder verkauft, übt, indem er die Waren von dem einen dem andern zuträgt, eine wirtschaftlich nützliche Thätigkeit; und deshalb ist es ihm nicht zu verübeln, wenn er dabei in der Art spekulirt, daß er wohlfeil zu kaufen und teuer zu verkaufen sucht. In der Differenz zwischen Ankauf- und Verkaufpreis findet er den wohlverdienten Lohn für seine Thätigkeit. Bei dem Terminhandel mit Effekten kommen aber die Papiere gar nicht als Gegenstand wirtschaftlicher Nutzung, sondern nur als Geldwert in Betracht. Es handelt sich also nur darum, daß der eine dem andern durch diesen Handel sein Geld abnehmen will. Das ist ja nun für den, dem es gelingt, sehr nützlich, aber für den andern eben so schädlich. Und deshalb hat das Geschäft für das Allgemeine keinen wirtschaftlichen Wert. Es wird auch dadurch nicht besser, daß es mit Nachdenken und mit Erfahrung geübt wird. Wäre jede Thätigkeit gerechtfertigt, bei der Nachdenken und Erfahrung angewendet werden, so würden sehr häufig auch Diebstahl und Betrug als gerechtfertigt dastehen, denn bei diesen wird nicht selten ein hohes Maß geistiger Thätigkeit entwickelt. Wenn ein Börsenmann, der kraft seines Überblicks der Verhältnisse voraussieht, daß ein Papier fallen wird, mit einem unverständigen Laien, der sich verleiten läßt, auf das Steigen des Papiers zu spekuliren, ein Ultimogeschäft abschließt und ihm damit sein Geld abnimmt, so ist das juristisch allerdings kein Betrug, aber es steht moralisch nicht höher als ein Betrug. Es ist weit schlimmer, als wenn sich beide dem blinden Zufall überlassen, denn in diesem Falle spielen beide wirklich, in dem andern Falle glaubt der eine zu spielen, während er von dem andern überlistet wird. Übrigens ist die Darlegung der Kommission insofern interessant, als sie erkennen läßt, wie es gemacht wird, um das Publikum zu schröpfen. Auch zeigt schon die Thatsache, daß dergleichen geschrieben wird, welche entsittlichende Wirkung die Gewöhnung an Spekulation zu üben vermag.

Ein andrer Gesichtspunkt, aus dem der Terminhandel verteidigt wird, ist der, daß man sagt, dieser Handel bilde häufig eine wirtschaftlich durchaus berechtigte Versicherung. Nun kann man wohl mitunter den Terminhandel eine „Versicherung“ nennen. Aber das ist nicht eine Versicherung von der Art, wie sie in unserm Wirtschaftsleben als wohlthätige und vollberechtigte Einrichtung anerkannt wird. Das Wesen dieser wohlthätigen Versicherung besteht darin, daß durch das Zusammenwirken vieler eine jeden einzelnen treffende Gefahr von der Gesamtheit übernommen wird. Wenn aber einer zu seiner „Versicherung“ ein Termingeschäft abschließt, so überträgt er seine Gefahr nicht auf eine Vielheit, die den Schaden leichter trägt, sondern auf einen einzelnen, den der Schaden gerade so schwer trifft, wie ihn selbst. Wenn ein Börsenmann zu Anfang des Monats auf Ultimo Papiere verkauft hat, dann aber im Laufe des Monats, weil er einen Verlust für sich befürchtet, dieselben Papiere zu demselben Preise von einem dritten kauft, so kann man diesen

Kauf allerdings ein Versicherungsgeschäft nennen. Er selbst tritt aus der Gefahr heraus. Aber er schließt in Wahrheit doch nur ein zweites Spekulationsgeschäft ab, und dieses ist wirtschaftlich gerade so wertlos wie das erste.

Es werden noch viele andre Gründe aufgeführt, die den Terminhandel als wirtschaftlich wertvoll darstellen sollen. Es wird gesagt, der Terminhandel sichere ganz allgemein eine gleichmäßigere Preisbewegung und bewahre vor großen Preisschwankungen. Er führe eine richtigere Bewertung der Papiere herbei, als eine solche ohne Terminhandel möglich sei. Auch sei der Terminhandel in Wertpapieren Grundlage des Reportgeschäfts. Dieses biete die Möglichkeit, auf kürzere Zeit verfügbare Gelder vorübergehend zinsbar anzulegen, und führe zu einer Ausgleichung der Zinssätze. Die ausgleichende Wirkung des Reportgeschäfts diene dazu, Geldkrisen zu verhindern oder wenigstens abzuschwächen. Endlich wird auch noch Bezug genommen auf die Bedeutung des Terminhandels für die Ausgleichung internationaler Verbindlichkeiten und Werte.

Ob alle diese dem Terminhandel beigemessenen Vorzüge so schwer wiegen, daß, trotz des großen Unglücks, das er über viele Menschen bringt, seine Aufrechthaltung ratsam oder gar notwendig sei, ist für den, der nicht inmitten des Börsenlebens steht, recht schwer zu beurteilen. Die Börsenleute verstehen es, über das ganze Getriebe der Börse, auch durch die dafür gewählten Kunstausdrücke, einen Nebel zu verbreiten, in den einzudringen dem Nichteingeweihten schwer wird. Wohl bei jeder Sache, wie sie auch beschaffen sein mag, lassen sich gewisse Vorteile auffinden, die sie mit sich bringt. Es kommt aber darauf an, was die Sache in ihrer Gesamtwirkung wert ist. Wie die Dinge liegen, kann man sich nicht ganz des Zweifels erwehren, ob nicht die Börsenmänner, die den Terminhandel mit so großem Eifer verteidigen, ihre persönlichen Vorteile mit denen des Gemeinwohls verwechseln.

Hier soll jedoch über die Frage, ob die Vorteile oder die Nachteile des Terminhandels überwiegen, und inwieweit dieser überhaupt eine Berechtigung habe, nicht abgesprochen werden. Man kann ihn jedenfalls bestehen lassen, wenn es möglich ist, ihn seiner Gemeingefährlichkeit zu entkleiden. Wirklich hat die Kommission hierfür ein Mittel aufgefunden. Hören wir, wie es lautet.

Es soll sich jeder, der die rechtliche Fähigkeit zum Abschluß von Termingeschäften erlangen will, in ein bei dem Handelsgerichte seines Wohnorts zu führendes Register eintragen lassen. Für die Eintragung soll eine Gebühr von dreihundert Mark und für jedes Jahr des Bestandes des Eintrags eine weitere Gebühr von hundert Mark gezahlt werden. Das Register soll öffentlich sein und von jedermann eingesehen werden können. Die Eintragung soll in öffentlichen Blättern und jedenfalls im Reichsanzeiger ohne Verzug bekannt gemacht werden. Auch soll alljährlich eine Gesamtliste der Eingetragnen durch

den Reichsanzeiger veröffentlicht werden. Börsengeschäfte, die von Nichteingetragnen abgeschlossen werden, desgleichen Aufträge zu solchen Geschäften sollen rechtsunwirksam sein. Jedoch sollen geleistete Zahlungen nicht zurückgefordert werden können.

Würde diese Einrichtung durchgeführt, so wäre damit voraussichtlich dem verderblichen Börsenspiel ein Ende bereitet. Die meisten von denen, die jetzt an der Börse spielen, würden sich scheuen, sich in das Register eintragen zu lassen und sich dadurch öffentlich als Spieler zu bekennen. Die aber, die sich eintragen ließen, würden allgemein bekannt werden, und Handel und Wandel könnte sich darnach richten.

Nun aber kommt das Wunderbare. Die Registerführung soll nach dem Vorschlag der Kommission nur bei der Warenbörse eintreten, die Effektenbörse soll davon frei sein. Die Minderheit der Kommission stellte zwar den Antrag, auch die Effektenbörse der Registerführung zu unterwerfen; aber der Antrag wurde von der Mehrheit abgelehnt.

Durch diese Beschränkung wird der ganze Vorschlag wertlos. Denn es ist klar, daß, wer spielen will, wenn er die Warenbörse unzugänglich findet, sich sofort zur Effektenbörse wendet, wo er ungehindert seiner Spielluft fröhnen kann. Für die Männer der Warenbörse mag es ja verdrießlich sein, wenn ihr Sport gegen das große Publikum abgesperrt wird. Aber als Hemmnis des Börsenspiels ist die Maßregel bedeutungslos. Sie gleicht der Weisheit eines Mannes, der, um sich vor Dieben zu wahren, eine kleine Nebenthür seines Hauses verschließt, das große Thor aber offen läßt.

Hören wir die Gründe, weshalb die Mehrheit der Kommission es für geboten erachtete, die Registerführung bei der Effektenbörse auszuschließen.

Die Kommission lehnte diese Bestimmung ab, obwohl sie durchaus die Möglichkeit würdigte, daß infolge davon die Spekulation des Privatpublikums sich noch mehr als bisher auf die Effekten werfen würde. Sie ist der Ansicht, daß bei Waren die Verhältnisse wesentlich anders liegen als bei Effekten. Ist auch die Beteiligung gewisser Schichten der Bevölkerung an diesen Geschäften um ihrer selbst willen gleichmäßig sowohl bei Waren wie bei Effekten zu beklagen, so sind doch die allgemeinen Interessen, die einen Schutz gegen Beunruhigung und Fälschung der Preisbildung fordern, bei Waren umfassender als bei Effekten. Während sich ferner der Abschluß von berechtigten Warentermingeschäften auf die Kreise beschränkt, die diese Waren herstellen oder verarbeiten oder Handel in ihnen treiben, und alle die Personen, die nicht unter diese Klassen fallen, keine volkswirtschaftliche Veranlassung und Berechtigung zu Warentermingeschäften haben, kann man bei den Effekten die Grenze der Personen, die zu Börsentermingeschäften eine berechtigte Veranlassung haben, nicht in gleicher Weise ziehen. Auch der Privatmann, der Offizier und der Beamte kann zum Zweck der Verwaltung und bessern Verwertung seines Vermögens, wenn auch nur vereinzelt, in die Lage kommen, berechtigte Termingeschäfte in Effekten abzuschließen, wogegen der Charakter eines Spielgeschäfts in der Regel hervortritt, wenn solche Personen Termingeschäfte in Waren abschließen wollen. Sodann steht bei Effekten dem börsenmäßigen Termingeschäft das ge-

wöhnliche von wesentlichen börsenmäßigen Geschäftsbedingungen abweichende Fixgeschäft erheblich näher als bei Waren, sodaß bei Effekten das Erfordernis der Registereintragung leichter mit Erfolg umgangen werden kann. Dazu kommt aber noch insbesondre, daß es bei Effekten gar nicht lediglich der Terminhandel ist, durch den sich das Privatpublikum schädigt, sondern die Spekulation in Kassahandel eine kaum minder gefährliche Wirkung ausübt, während eine Spekulation des Publikums durch Abschluß von Effektiv-(Loko-)Geschäften in Waren erfahrungsmäßig kaum vorkommt. Jedenfalls ist auf diesem Gebiete mit Vorsicht vorzugehen. Die empfohlenen Register für Warentermingeschäfte sind eine ganz neue Einrichtung, und es läßt sich nicht mit Sicherheit übersehen, ob sie sich in jeder Beziehung in der Praxis bewähren werden. Ist dies der Fall, so ist nicht ausgeschlossen, daß man später auch zur Übertragung des Börsenregisters auf den Effektenverkehr wird übergehen können.

Diese Gründe sind völlig haltlos. Die Beschränkung der Registerführung auf die Warenbörse wird zunächst damit zu rechtfertigen versucht, daß nur die Interessen dieser Börse einen Schutz gegen Beunruhigung und Fälschung der Preisbildung forderten. Aber hat man denn die Registerführung vorgeschlagen, um den Interessen der Börse zu genügen? Und wie verhält sich diese Erklärung zu der an andrer Stelle gegebnen Versicherung, daß gerade der Terminhandel zur Sicherung der Preisbildung diene, und daß er deshalb notwendig sei? Was dann das angebliche allgemeine Bedürfnis für den Terminhandel in Papieren betrifft, so zeige man doch einmal, wie die Fälle aussehn, wo eine berechtigte volkswirtschaftliche Veranlassung vorliegt, daß auch „der Offizier und der Beamte" Ultimogeschäfte über 100 oder 1000 Stück Franzosen oder Lombarden für sich abschließen lassen! Auch wenn sich solche Fälle erdenken ließen, würden sie doch in ihrer Vereinzelung gar nicht in Betracht kommen. Wer sich bewußt ist, ehrenwerte Geschäfte der gedachten Art abzuschließen, braucht sich ja auch nicht zu scheuen, seinen Namen in das Register eintragen zu lassen. Wenn ferner gesagt wird, das Termingeschäft bei der Effektenbörse zu hindern sei nicht nötig, weil ja bei Papieren auch in der Form des Kassageschäftes spekulirt werden könne, so mag das in gewissem Grade richtig sein. Aber jedenfalls ist das Kassageschäft für diesen Zweck weit schwieriger und unbequemer, wie schon die Thatsache zeigt, daß sich jetzt die Spielwut fast ausschließlich im Termingeschäft ergeht. Träte mit Beschränkung des Terminhandels wirklich die Erscheinung ein, daß das Börsenspiel in der Form des Kassageschäfts fortgesetzt würde, so wäre ja die Frage zu erwägen, ob sich nicht auch hiergegen Mittel finden ließen. Einstweilen aber wäre mit Beschränkung des Termingeschäfts schon sehr viel gewonnen. Der zuletzt angeführte Grund, daß man vorsichtig sein und die Sache erst bei der Warenbörse probiren müsse, würde nur dann Beachtung verdienen, wenn dargelegt wäre, in welcher Weise die Einführung des Registers für ernste Interessen Gefahr bringen könnte. Davon enthält aber der Bericht kein Wort.

Der wahre Grund, daß die Mehrheit der Kommission die Registerführung

bei der Effektenbörse ablehnte, ist ohne Zweifel der, daß man eben nicht wollte. Nachdem man das (wertlose) Zugeständnis bei der Warenbörse gemacht hatte, glaubte man, für die Effektenbörse das Börsenspiel retten zu können.*)

Nun mußte aber doch auch hier etwas geschehen. Man erwog also, was für Maßregeln sich vorschlagen ließen. Dieser Teil des Berichts wird eingeleitet durch eine sehr ausführliche juristische Abhandlung. Wir wollen sie wenigstens auszugsweise wiederzugeben suchen, müssen aber, um sie verständlich zu machen, folgendes vorausschicken.

Lange Jahre haben die Gerichte, und namentlich auch das Reichsgericht, die an der Börse geschlossenen Termingeschäfte, wenn aus solchen Geschäften auf die Differenz geklagt wurde, durchweg für klagbar gehalten. Allerdings erklären die Gesetze den Anspruch aus einem Spiel für nicht klagbar. Da aber diese Geschäfte in der Form eines Kaufvertrags auftraten, so vermochte man die ihnen innewohnende wahre Natur eines Spielvertrags nicht zu erkennen, oder man glaubte die Augen dagegen verschließen zu müssen. Es hängt diese Erscheinung mit dem ganzen Stande unsrer juristischen Bildung zusammen. In neuester Zeit aber, wo die Sache immer mehr um sich greift, ist das Reichsgericht zu einer andern Ansicht gelangt. Es hat gesagt: „Wo es klar ist, daß die Beteiligten eine effektive Erfüllung des Kaufgeschäftes gar nicht gewollt haben, da haben sie offenbar nur ein Differenzgeschäft, also einen Spielvertrag im Sinne gehabt; und dann ist eine Klage aus dem Vertrag nicht gegeben. Diese Voraussetzung liegt namentlich dann vor, wenn die Beteiligten nach ihren Vermögensverhältnissen den Gegenstand des Handels gar nicht liefern oder nicht bezahlen könnten.“ In solchen Fällen wurde also die Klage auf die Differenz abgewiesen. In diesem Sinne ist bereits eine Reihe von Entscheidungen ergangen. Natürlich kann aber bei einem Gerichte, das sechs selbständig erkennende Zivilsenate zählt, eine solche neue Anschauung, zumal wenn sie sich, wie hier, an thatsächliche Verhältnisse knüpft, nicht sofort, einer gewappneten Pallas gleich, als etwas vollendetes aus dem Schoß des Gerichtshofs hervorgehen. Es liegt in der Natur der Sache, daß sie zunächst einigermaßen schwankend auftritt. Es wird also abzuwarten sein, wie sie sich weiter entwickelt. Jedenfalls ist damit ein Anfang gemacht, dem verderblichen Börsenspiel entgegenzutreten. Die neue Praxis wird namentlich zur heilsamen Abschreckung dienen für die Bankiers, die sich bisher bereit

*) Nach einem Artikel der Kölnischen Zeitung wurde ein Mitglied der Kommission, das an der Spitze der Berliner Kaufmannschaft steht, von der Getreidebörse heftig angegriffen, weil er für die Registerführung bei dieser Börse gestimmt hatte. Der Artikel verteidigt den Angegriffnen, indem er sagt, daß dieser der verpönten Maßregel zugestimmt habe, weil er von ihrer Notwendigkeit überzeugt gewesen sei, „ja vielleicht nur in der Absicht, schlimmern Schritten gegen die Börse vorzubeugen.“ Der Schreiber dieses Artikels war gewiß gut unterrichtet.

finden ließen, für jeden Kunden, der ihnen nur für die etwa zu zahlenden Differenzen gut war, in beliebigem Umfange Ultimogeschäfte zu vermitteln. Selbstverständlich steht aber nach dieser Praxis die Einrede des Spiels auch den Börsenmännern zu, wenn sie die Differenz verspielt haben, und es ist völlig unrichtig, wenn gesagt wird, die Börsendilettanten sollten auf diese Weise befreit werden, die Börsenmänner aber zahlen müssen.

Bei dieser Sachlage hätte die Kommission, die ja die Aufgabe hatte, für die Gesetzgebung zu arbeiten, um so mehr Veranlassung gehabt, der Rechtsprechung gegenüber eine freie Stellung einzunehmen. Denn für den Gesetzgeber sind doch die Aussprüche der Gerichte nicht der Weisheit letzter Schluß. Die Kommission hat es aber vorgezogen, ihr Haupt unter die Praxis des Reichsgerichts zu beugen, und zwar unter die ältere Praxis. Nach Anführung dieser Praxis wird in dem Bericht gesagt:

Zur Annahme eines unklagbaren Differenzgeschäftes genügt die bloße, wenn auch dem Gegenkontrahenten erkennbare Absicht des einen Teils oder beider Teile, es zu der Lieferung oder Abnahme nicht kommen zu lassen, nicht. Zwar ist neuerdings diese Unterscheidung angefochten worden. Auch der im Rechtssinne ernstliche Kaufvertrag soll demnach rechtlich als Spiel betrachtet werden müssen, wenn der wirtschaftliche Zweck auf Spiel gerichtet sei. Der Kommission würde es durchaus bedenklich erscheinen, bei einer Erörterung, was der jetzige Rechtszustand bietet, welche zum Zweck der Entschließung, ob und welche Änderungen vorzunehmen, erfolgt, auf solche Ansichten entscheidendes Gewicht zu legen, wenn denselben doch thatsächlich die Auffassung des obersten Gerichtshofes seit Errichtung des Reichsoberandelsgerichts bis zum heutigen Tage widerspricht. Insbesondre aber erscheint es der Kommission von Bedeutung, daß das Reichsgericht auch in neuester Zeit, nachdem es bereits offenbar im Hinblick auf den zu Tage getretenen Umfang der Beteiligung des Privatpublikums an der Börsenspekulation dahin gelangt war, für die Würdigung der stillschweigenden Spielabrede gewissen Umständen ein größeres Gewicht beizulegen, als bisher geschehen war, solche Versuche, dem Börsenspiel von einer andern Auffassung aus beizukommen, zurückgewiesen hat.

Dies wird dann mit einigen Entscheidungen zu belegen versucht und dann so fortgefahren:

Bei dieser Auffassung kann von einer Wirkung der Bestimmung, daß das Spiel unklagbar sei, zunächst bei den um des Differenzgewinnes willen geschlossenen Geschäften der an der Börse verkehrenden Spekulanten, auch wenn sie keine Effektivhändler sind, kaum die Rede sein. Ebenso nicht bei den Kommissionsaufträgen, welche um solchen Gewinnes willen außerhalb der Börse stehende Personen erteilen, wenn diese Personen zur Zeit der Auftragserteilung in guten Verhältnissen sind oder zu sein scheinen. Denn wenn selbst die vom andern Teil erkannte Absicht, nicht zu liefern oder abzunehmen — wie man fortfahren darf, auch die Absicht beider Teile, wenn die des einen Teils vom andern Teil erkannt und dieses Erkanntsein dem die Absicht hegenden bewußt ist —, noch nicht als stillschweigende Vereinbarung des Ausschlusses der Lieferung oder Übernahme zu erachten ist, so läßt sich nicht absehen, welche Umstände bei den bezeichneten Kategorien von Personen es sein sollen, welche mehr als jene Absicht ergeben.

Nach einem Absatz wird dann freilich gesagt:

Das Reichsgericht hat es nun allerdings in einer Reihe von Erkenntnissen als Anzeige für das reine Differenzgeschäft erachtet, wenn, wie der eine Teil weiß, die zu beziehenden oder zu liefernden Quantitäten das Vermögen des andern übersteigen.

Aber dann wird sofort der Versuch gemacht, diese Entscheidungen in ihrer praktischen Bedeutung verschwinden zu lassen:

Dies ist nicht in dem Sinne gemeint, daß etwa jedes Geschäft auf solche zahlenmäßige Unzulänglichkeit hin anzugreifen wäre. In vielen Fällen sind Personen mit ihren Einwendungen des reinen Differenzgeschäfts, auch unter Aufrechterhaltung der Entscheidungen seitens des Reichsgerichts, zurückgewiesen worden, obwohl nach dem Inhalt der betreffenden Prozeßakten es unzweifelhaft oder doch behauptet war, daß die Abschlußsummen erheblich höher als das betreffende Vermögen waren. Es erklärt sich dies zum Teil aus dem Erfordernis der Kenntnis des andern Teils von dieser Unzulänglichkeit. Sehr häufig wird dieser oder sein Agent, dessen Wissen als das seinige nach der Ansicht des Reichsgerichts zu gelten hat, darüber nicht im Zweifel sein, daß der Kunde mit disponibeln Mitteln so große Quantitäten, wie der Gegenstand(?) der laufenden Geschäfte sind(?), nicht abzunehmen oder zu liefern vermöchte. Nun kommt aber die heikle Frage des möglichen Kredits in Betracht, und ob dabei als den Kredit stärkend die Rechte auf Bezug der Quantitäten oder des Kaufpreises aus dem betreffenden Geschäfte mit in Berechnung zu ziehen sind. Die erwähnten Entscheidungen betreffen daher Fälle, in denen in andrer Weise ermittelt war, daß die Kunden in beschränkten Verhältnissen lebten, und dies dem andern Teile bekannt sein mußte. Alsdann werden diesen Thatsachen die erheblichen Abschlußsummen gegenübergestellt, und wird daraus, daß diese Personen solche Quantitäten nicht abnehmen oder liefern können, gefolgert, daß sie sich zur Abnahme oder Lieferung auch für den Gegenteil erkennbar nicht haben verpflichten wollen. Diese Behandlungsweise versagt aber, wenn es sich um Leute handelt, die wirklich oder anscheinend in günstigern Verhältnissen waren, während doch auch solche durch die betreffenden Geschäfte den Verlust ihres günstigern Nahrungsstandes, wenn nicht den völligen Ruin, erleiden und dieser Verlust, wenn er sich auf weite Kreise so situirter Bevölkerungsklassen erstreckt, volkswirtschaftlich nicht minder hoch anzuschlagen ist.

In diesem Stil geht es noch durch mehrere Spalten des Reichsanzeigers weiter. Das Mitgeteilte wird genügen, um daran den Ausspruch zu knüpfen: es sind das arge Sophismen, ausgeklügelt, um das Börsenspiel aufrecht zu erhalten. In weit ausgesponnenen Sätzen wird alles ins Dunkle zu ziehen versucht. Wie wir gesehen haben, ist schon bei Saling zu lesen: „Zeitgeschäfte dienen fast ausschließlich der Spekulation.“ Dennoch würde man kaum fehlgehen, wenn man annähme, daß alle Termingeschäfte in Spekulationspapieren, insofern sich nicht aus besondern Umständen das Gegenteil ergäbe, nichts andres als Differenzgeschäfte seien. Und nun sollen die Gerichte auch da, wo dies noch durch besondre Umstände klargemacht wird, die Augen dagegen verschließen? Soll man denn durchaus von der Justiz sagen müssen: Non intelligit, quod omnes intelligunt?*)

*) Das Reichsgericht hat sich durch die Ausführungen des Berichts (die ja schon vorher in einer Schrift zu lesen waren) nicht beirren lassen. Kürzlich ist dort folgender Rechts-

Der Schluß dieser juristischen Ausführung geht nun dahin, daß man gegen die Termingeschäfte und deren Mißbrauch unmittelbar gar nicht vorgehen könne. „Eine feste Scheidelinie zwischen Spekulation und dem, was man Spiel nennt, giebt es nicht, am wenigsten eine solche, die unter den bestehenden Gesetzen zu benutzen wäre. An Spiel im Rechtssinne ist dabei überhaupt nicht zu denken. Mit dem Gesichtspunkte der »Effektiverfüllung« ist nichts auszurichten. Er ist rechtlich unbrauchbar. Mittel, welche gegen die Ausartungen des Börsenspiels zu wirken geeignet wären, giebt es nicht." Gesetzt, dies alles wäre richtig, so drängt sich noch mehr die Frage auf: warum hat man denn nicht zu dem einfachen Mittel der Registerführung gegriffen? Statt dessen ist man zu folgendem Ergebnis gelangt. Es bedürfe besondrer Mittel gegen das Hauptübel der Verführung gewisser Schichten des Publikums zu Börsenspekulationen und der Ausbeutung dieser Schichten durch überlegne Berufshändler. Das Mittel der Abhilfe könne nur in Strafvorschriften bestehen, die aber eine vorsichtige Fassung erhalten müßten. Darnach schlägt dann die Kommission unter der Überschrift „Börsenspiel" in III E ihrer Anträge folgende Bestimmungen vor:

1. Wer in gewinnsüchtiger Absicht unter Benutzung des Leichtsinns oder der Unerfahrenheit eines andern denselben in Bezug auf Börsenpapiere zum Abschluß von Geschäften, die nicht zum Gewerbebetriebe desselben gehören, verleitet, obwohl er weiß oder nach den Umständen annehmen muß, daß der Umfang der Geschäfte die wirtschaftliche Existenz des Verleiteten gefährdet, wird mit Gefängnis bis zu sechs Monaten und zugleich mit Geldstrafe bis zu zehntausend Mark bestraft.

Die gleiche Strafe trifft denjenigen, der in gewinnsüchtiger Absicht unter Benutzung der Unerfahrenheit eines andern solche Geschäfte für sich oder Dritte abschließt, obwohl er weiß oder nach den Umständen annehmen muß, daß der Umfang der Geschäfte die wirtschaftliche Existenz des Gegenkontrahenten gefährdet.

Wird die Verleitung gewohnheitsmäßig betrieben, so tritt Gefängnis nicht unter einem Monat und Geldstrafe bis zu zwanzigtausend Mark ein. Auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden.

2. Ein entgegen der Vorschrift des zweiten Absatzes zu 1 abgeschlossenes Geschäft begründet keine Ansprüche.

---

fall entschieden worden. Fräulein H. S., deren Vermögen in 30000 Mark bestand, war durch einen Vermittler mit den Bankiers J. und L. in Verbindung gekommen, und diese hatten für sie während der Jahre 1890 und 1891 Börsengeschäfte gemacht in Türkenlosen, Laurahütte, Galiziern, Bochumern, Diskontobank, Warschau-Wienern u. dgl. Es waren dabei folgende Umsätze gemacht worden: Mai 1890 187982 Mark, Juni 57041 Mark, Juli 55109 Mark, August 105392 Mark, September 210509 Mark, Oktober 135113 Mark, November 207969 Mark u. s. f. Das Konto schloß am 31. Dezember 1891 mit einem Debet der Spekulantin für Differenzen von 14582 Mark, die nun von ihr eingefordert wurden. Das Kammergericht erklärte nach den Umständen des Falles die fraglichen Geschäfte für offenbare Spielgeschäfte und wies den Anspruch zurück. Durch Urteil vom 31. Januar 1894 billigte das Reichsgericht (erster Senat) diese Entscheidung. Und solchen Erscheinungen gegenüber wagt man zu behaupten, daß es für die Gerichte völlig unerkennbar sei, ob in Börsenhändeln Spielgeschäfte enthalten seien!

Aus einem Geschäft, das infolge der im ersten Absatz zu 1 unter Strafe gestellten Verleitung abgeschlossen ist, entstehen keine Ansprüche zwischen dem Verleiteten und dem Verleiter, sowie zwischen dem Verleiteten und einem Dritten, wenn letzterer um die Verleitung gewußt hat, oder die Verleitung von seinem Handelsangestellten in Ausübung seiner Verrichtungen oder von seinem zur Vermittlung von Geschäften der bezeichneten Art Beauftragten bewirkt worden ist.

Das auf Grund des Geschäfts Geleistete kann zurückgefordert werden. Das Recht der Rückforderung des bei oder nach Abwicklung des Geschäfts Geleisteten verjährt in zwei Jahren seit dem Tage der Leistung.

Daß diese Sätze mit der größten Vorsicht abgefaßt sind, kann man der Kommission gewiß zugeben. Aber glaubt denn die Kommission, daß diese Bestimmungen, wenn sie ins Leben träten, irgend einen Erfolg haben könnten? Sie sind an so zweifelhafte und unbeweisbare Voraussetzungen geknüpft, daß ihre praktische Anwendung gleich Null sein würde. „In gewinnsüchtiger Absicht," „unter Benutzung des Leichtsinns oder der Unerfahrenheit," „Verleitung," „wissen oder annehmen müssen, daß der Umfang der Geschäfte die wirtschaftliche Existenz des andern gefährde" — das alles sind überaus schwer faßbare Begriffe. Auch würde es kinderleicht sein, ihnen auszuweichen oder sie zu umgehen. Jeder Börsenjobber würde also nach einem solchen Erlaß ruhig sein Geschäft forttreiben können, so sicher, als säße er in Abrahams Schoß.

Charakteristisch ist auch, daß in dem zweiten Satze von Nr. 1, wo der eigne Abschluß von Geschäften mit Strafe bedroht wird, wiederum als positive Bedingung die „gewinnsüchtige Absicht" aufgestellt ist. Die Kommission scheint hiernach wohl anzunehmen, es könnten solche Geschäfte auch in andrer als gewinnsüchtiger Absicht, etwa aus Edelmut oder Menschenliebe, geschlossen werden. Mit solchen nutzlosen Worten wird der Rechtsprechung nur ein Knüppel zwischen die Beine geworfen. Dagegen ist in diesem zweiten Absatz die „Benutzung des Leichtsinns" weggeblieben. Wer also bloß unter Benutzung des Leichtsinns eines andern ein solches Geschäft abschließt, bleibt ein Ehrenmann, und sein Geschäft ist unanfechtbar. Besonders beachtungswert ist auch die Bedingung, es müsse durch den Geschäftsabschluß „die wirtschaftliche Existenz des andern gefährdet werden." Es kommt gewiß selten vor, daß sich jemand durch ein Geschäft allein zu Grunde richtet. Er wird immer eine Reihe verfehlter Spekulationen gemacht haben. Bei welchem dieser Geschäfte ist nun der Punkt, wo sich der Börsenmann sagen muß, die Existenz seines Geschäftsfreundes werde gefährdet? Alles Vorausgehende ist natürlich ehrenwert; und wenn schließlich der Geschäftsfreund bankerott wird, so muß die Konkursmasse die aus den vorausgehenden Geschäften aufgelaufnen Summen bezahlen. Nahe liegt auch der Einwand, daß es Personen giebt, deren wirtschaftliche Existenz niemals durch einen Vermögensverlust gefährdet werden kann, weil sie für ihr Leben noch andre gesicherte Grundlagen haben. So namentlich Beamte und Offiziere, deren wirtschaftliche Existenz durch ihren Gehalt stets

gesichert bleibt, auch wenn sie ihr Vermögen verlieren. Solche Personen könnten also nach jenen Bestimmungen ohne Gefahr ausgebeutet werden. Die Minderheit der Kommission hat auch diesen Einwand erhoben. Aber was antwortete die Mehrheit?

Unter der wirtschaftlichen Existenz ist nicht eine abstrakte, die Möglichkeit, sich zu ernähren, sondern die individuelle zu verstehen. Es wird also darauf ankommen, welche Bedeutung das Vermögen, welches durch die Spekulation gewagt wird, für die Existenz hat, und ob im Falle des Verlustes desselben diese Existenz von Grund aus verändert wird. In diesem Sinne kann daher auch ein Beamter, obwohl er für die Zeit seiner Arbeitsfähigkeit sein Diensteinkommen behält, verarmen, und keinenfalls kann sein Geraten in Schulden deshalb belanglos sein, weil das Gesetz ihn im Genuß seines Diensteinkommens während dieser Zeit schützt.

Man suchte also die Bestimmung dadurch zu retten, daß man ihren offenbaren Sinn wegleugnete.

Noch verdient erwähnt zu werden, daß sich die Mehrheit von ihren Strafandrohungen auch eine erzieherische Wirkung auf die Börse verspricht. „Schon von dem Vorhandensein des Strafgesetzes darf man sich die Wirkung versprechen, daß viele Elemente aus Vorsicht noch ein ziemliches Stück hinter der Grenze, die das Gesetz schaffen will, zurückbleiben. Denn es handelt sich hier nicht, wie beim Wucher, um lichtscheue Elemente, sondern um Personen von einer gewissen äußern Ansehnlichkeit, denen die Erhaltung ihres Rufes durchaus nicht gleichgiltig ist.“ „Von einer gewissen äußern Ansehnlichkeit“ ist gut. Aber wer kennt sie nicht, die hartgesottnen Männer, die meisterlich die Kunst verstehen, sich stets bis an die äußerste Grenze des Gesetzes zu bewegen? Und welcher Staatsanwalt würde es wagen, gegen so ansehnliche Männer auf einen so verzweifelten Thatbestand hin vorzugehen?

Was die unter Nr. 2 formulirten zivilrechtlichen Bestimmungen betrifft, so sind diese, da sie an dieselben Voraussetzungen geknüpft sind, gerade so bedeutungslos wie die Strafbestimmungen. Ich möchte den Prozeß sehen, der auf Grund dieser Voraussetzungen angestellt werden könnte und gewonnen würde. Auch hier haben wir es nur mit leerem Schein zu thun.

Fassen wir unser Urteil zusammen, so lautet es: die unter Nr. 1 und 2 formulirten Bestimmungen sind praktisch ohne jeden Wert. Eine Gesetzgebung, die sie sich aneignen wollte, würde sich damit nur lächerlich machen.

Die Kommission hat es aber nicht bei diesen Bestimmungen bewenden lassen. Sie hat noch folgende dritte Bestimmung hinzugefügt:

3. Gegen Differenzansprüche aus Zeitgeschäften über Börsenpapiere, sowie aus börsenmäßigen Termingeschäften über Waren kann ein Einwand nicht darauf gegründet werden, daß die Erfüllung durch Lieferung der Papiere oder Waren von den Vertragschließenden ausgeschlossen worden ist.

Hat die Kommission mit den Bestimmungen 1 und 2 dem deutschen Volke statt des erbetnen Brotes einen Stein geboten, so wirft sie ihm mit dieser

Bestimmung den Stein geradezu an den Kopf. Ein Termingeschäft, bei dem ausdrücklich ausgemacht würde, daß die Erfüllung durch Lieferung der Papiere ausgeschlossen sein solle, wäre ganz unzweifelhaft ein reines Differenzgeschäft. Wenn nun auf diese Vereinbarung hin in Zukunft kein Einwand gegen das Geschäft soll gegründet werden dürfen, so heißt das nichts andres als: jedes Differenzgeschäft ist klagbar. Die Kommission verteidigt also nicht bloß den bestehenden Zustand, sie will sogar über diesen hinaus zu Gunsten der Börse einen Sieg erringen! Die neue in der Entwicklung begriffne Praxis des Reichsgerichts soll tot gemacht und das Börsenspiel für alle Zeit dagegen gesichert werden. In vollem Triumph soll die Börse aus dieser Angelegenheit hervorgehen.

Natürlich ist auch diese Bestimmung von der Minderheit der Kommission „lebhaft" bekämpft worden. Es half ihr aber nichts; die Mehrheit war fest. Sie scheint bereits sehr siegesbewußt gewesen zu sein. Ihre Gründe sind hier kühner gestaltet als an irgend einer andern Stelle.

Sie ging davon aus: das Volksgefühl könne ein Übel bezeichnen und Abhilfe gegen dasselbe mit vollem Recht auf Beachtung begehren. Für die geeigneten Mittel zur Abhilfe sei seine Auffassung nicht maßgebend. Die Bestimmung sei die natürliche Konsequenz der zuvor gefaßten Beschlüsse. Zwei neben einander bestehende zivilrechtliche Anfechtungen hätten keinen Sinn. Die neuen Bestimmungen könnten nur in die Lage kommen, sich zu bewähren, wenn die bisherigen beseitigt würden. Sobald dies geschehe, würden die auf Zahlung der Differenzen in Anspruch genommnen, wie sie heute Spiel oder reines Differenzgeschäft einwendeten, ihre Einwände entsprechend dem neuen Thatbestande substantiiren. Dieser Thatbestand biete mehr als der bisherige Rechtszustand, soweit letzterer bisher überhaupt Wirkungen ausgeübt habe. Denn ohne das Vorhandensein solcher Voraussetzungen, wie die neue Strafbestimmung erfordre, sei auch bisher kaum die Abweisung erhobner Differenzansprüche endgiltig erfolgt. Nunmehr solle aber die Rechtsprechung von der Fessel der Prüfung, ob der Wille auch wirklich auf Ausschluß der Effektiverfüllung gerichtet gewesen, befreit werden. Seien die Voraussetzungen des neuen Strafthatbestandes nicht vorhanden, so sei die Forderung des Schutzes gegen das Ergebnis eigner Handlungen auch unbegründet. Alsdann käme das Prinzip in Geltung, daß es unmoralisch sei, die Lossagung eines Teils von dem eingegangnen Geschäft, weil das Ergebnis gegen ihn ausgefallen, zu begünstigen. Es handle sich nicht lediglich um Schutz, sondern auch um Erziehung. Gestatte man dem Publikum, auch ohne eignes Risiko solche Spekulationen zu machen, so werde der Spieltrieb genährt. Von einer Privilegirung der Börsengeschäfte durch die Bestimmung könne nicht gesprochen werden. Wenn der Begriff des Spiels doch gegen die Geschäfte des Wohlhabenden nichts zu leisten vermöge, so beweise dies, daß der Begriff nicht passe, denn das Unvermögen habe mit dem Begriff des Spiels nichts zu thun. Es werde aber auch durch die Bestimmung die Anwendung der das Spiel betreffenden Rechtssätze nicht völlig beseitigt, wie auch die Behauptung, daß man die in Bezug auf Simulation geltenden Rechtssätze ausschließe, nicht zutreffend sei. Mit vollem Bedacht sei es vermieden, die Bestimmung dahin zu fassen, daß der Einwand des Spiels oder der Wette ausgeschlossen sei. Der Sinn der Bestimmung sei nur der, daß, wer mit Willen

den Abschluß eines börsenüblichen Zeitgeschäfts erkläre, nicht solle einwenden dürfen, der betreffende Geschäftsschluß habe nach dem daneben ausdrücklich oder stillschweigend erklärten Willen der Beteiligten statt der Lieferung als des unmittelbaren Vertragsgegenstandes der betreffenden Geschäftsart nur den Kursunterschied zum Gegenstande gehabt. Es solle also ein in solcher Weise zum Ausdruck gebrachtes Geschäft eventuell auch als reines Differenzgeschäft Wirksamkeit haben. Es werde nur eine bestimmte Unterscheidung, auf die man einen Einwand der Simulation gründen möchte, für unerheblich erklärt. Die Beachtlichkeit von Behauptungen, daß überhaupt ernstlich gar kein Geschäft geschlossen oder ein in andern Richtungen inhaltlich verschiednes, bleibe natürlich bestehen. Der Einwand des Spiels sei keineswegs in den Fällen ausgeschlossen, in denen statt der Richtung der Erklärung auf ein börsenübliches Zeitgeschäft lediglich ein Versprechen, für den Fall eines bestimmten Kursunterschiedes eine Differenz zu zahlen, erklärt oder die Erklärung im Sinne des börsenüblichen Zeitgeschäfts noch mit besondern andern aleatorischen Bestimmungen verknüpft würde. Ebenso nicht, wenn Wertpapiere auf einen Zeitpunkt versprochen würden, zu dem sie die Eigenschaft kurshabender Papiere gar nicht mehr haben könnten, wie beim Zeitgeschäft über Dividendenscheine auf Lieferung nach der Dividendenfeststellung, oder wenn eine Quantität versprochen würde, die überhaupt nicht existirte.

Klingt das alles nicht wie Hohn gegen die Menschheit, die das Börsenspiel verdammt? Könnte man nicht glauben, die Jurisprudenz setze ihren Stolz darein, wenn es ihr gelänge, diese Schmach unsrer Zeit unversehrt aufrecht zu erhalten? Die Männer des Berichts nehmen für sich allein die Weisheit in Anspruch, über die geeigneten Mittel wider den Börsenschwindel zu entscheiden, auch wenn diese Mittel auf bloße Spiegelfechterei hinauslaufen. Sie setzen sich auf das hohe Pferd der Moralität, reden von Worthalten, von Volkserziehung und — füllen damit die Geldbeutel der Börsenleute auf Kosten ihrer Opfer. Die Gerichte sollen von der Fessel der Prüfung, ob der Wille auf Effektiverfüllung gerichtet gewesen sei, befreit werden. Natürlich würde für sie die Prüfung, ob die Voraussetzungen der von der Kommission empfohlenen Sätze vorliegen, eine Kleinigkeit sein. Wie zum Spott wird denen, die etwa ein Differenzgeschäft anfechten möchten, zugerufen: Substantiirt doch einmal eure Klage nach dem neuen Thatbestande — wenn ihr es könnt! Zum Schluß rühmt man sich noch der Schlauheit, daß man die unbedingte Klagbarkeit der Differenzgeschäfte in einer etwas versteckten Form gegeben habe, und dann wird noch zum Trost gesagt, daß es doch noch immer Differenzgeschäfte geben würde, aus denen nicht geklagt werden könne. Man hätte nur noch hinzufügen sollen, daß auch aus solchen Differenzgeschäften nicht geklagt werden könne, die gar nicht geschlossen worden seien.

Der Bericht der Kommission ist in meinen Augen ein erstaunliches Werk, erstaunlich im Hinblick darauf, was man der Welt zu bieten wagt. Es ist unerhört, daß eine zum Kampf gegen ein schweres soziales Übel berufne Kommission den Spieß umdreht und Vorschläge macht, die darauf abzielen, das Übel erst recht zu befestigen.

Nachdem nun der große Anlauf, den man mit Berufung dieser Kommission genommen, in der Hauptsache das Ziel verfehlt hat, wird wohl die ganze Angelegenheit, trotz des aufgehäuften gewaltigen Papierberges, auf sich beruhen bleiben. Daß sich die Regierungen die Vorschläge der Kommission über das Börsenspiel aneignen sollten, ist undenkbar. Es wäre ja einfach zu helfen, wenn man die von der Kommission selbst vorgeschlagne Registerführung auf die Effektenbörse ausdehnte. Aber dazu wird man sich wohl im Widerspruch mit dem Berichte nicht entschließen können. So wäre denn die ganze Bewegung des Jahres 1891 kläglich im Sande verlaufen! — Wenn man aber auch hier wieder sieht, wie die Börse eine Macht übt, daß sie sich selbst die Beratungen einer zur Bekämpfung ihrer Mißbräuche berufnen Versammlung von Vertrauensmännern in ihrem Endergebnis dienstbar zu machen vermag, kann es da Wunder nehmen, wenn die Agitation gegen die Börse in immer weitern Kreisen Anklang findet?

Rußland in Persien

Auf einen Aufsatz, der im August 1893 in der Nationalzeitung stand und „Rußland, Frankreich und England in Asien" überschrieben war, antwortete ein Mitarbeiter des Petersburger Herold folgendes: „Indien wird England durch eine europäische Großmacht nicht verlieren. Es ist nicht zu erwarten, daß sich eine Macht an Stelle Englands zur Besitzerin von Indien machen wird, am allerwenigsten hat Rußland diese Absicht, denn unser Reich ist schon so groß, daß es durchaus nicht wünschenswert, im Gegenteil, ein Unglück sein würde, wenn es sich noch vergrößerte. Aber darin hat die Nationalzeitung Recht, daß Rußland mit Naturnotwendigkeit zum Indischen Meere drängt, ja drängen muß, damit eben das russische Asien nicht wirtschaftlich ersticke. Nur deshalb brauchen wir mit Naturnotwendigkeit am Indischen Meere einen Hafen, der mit unsern mittelasiatischen Eisenbahnlinien durch einen Schienenweg verbunden ist. Wir geben uns noch immer der Hoffnung hin, daß England das schließlich einsehen wird, und daß man in England zu der Überzeugung kommen wird, daß es viel klüger sei, sich mit Rußland zu verbinden, als Rußland zu bekämpfen. Rußland als asiatischer Bundesgenosse des asiatischen Englands wird England auf allen Seiten den Besitz Indiens gewährleisten. Wird aber diese Ansicht in England nicht die herrschende, nicht die maßgebende, dann in

der That könnte England eines Tages Indien verlieren, freilich nicht an Rußland, wohl aber an seine indische Bevölkerung selbst, der Rußland mit seiner Macht aus eigenstem Interesse, wenn auch mit großem Widerstreben, die Befreiung von der englischen Herrschaft bringen müßte. Die Nationalzeitung kann überzeugt sein, daß Rußland ein Bündnis mit England, wodurch es ohne Schwertstreich einen Hafen am Indischen Meere erhielte, mit Freuden begrüßen würde."

Der Herold erklärt also kurz und bündig: Rußland muß, nachdem es in Asien so weit vorgedrungen ist, für seine gewaltigen Gebiete einen Ausgang nach dem indischen Weltmeere haben. Es wird dieses Ziel am liebsten mit Englands Einwilligung, aber auch gegen dessen Willen zu erreichen suchen.

Man mag nun über Rußland und seine Eroberungen denken, wie man will, jedenfalls muß man jetzt mit den Verhältnissen rechnen und zugeben, daß dieses unermeßliche Binnenreich eine ganz armselige Küstentwicklung hat. Zwar stoßen im Norden und Nordosten die asiatischen Ländermassen an das Meer, aber dieses Meer bildet hier ein Hemmnis für den Verkehr, da es den größten Teil des Jahres durch Eismassen versperrt ist. Was Wunder also, wenn der Länderriese mit aller Gewalt nach jenen sonnigen Meeresgestaden drängt, wo sich die Häfen das ganze Jahr hindurch gastlich öffnen, nach dem Arabischen Meerbusen und nach dem Indischen Meere, und wenn er die trennenden Schranken zu überrennen sucht!

Allgemein bekannt ist es, wie große Fortschritte die Russen auch schon auf dem Wege nach dem Indischen Meere gegen Afghanistan hin gemacht haben. Hier soll kurz gezeigt werden, welche Erfolge Rußland in den letzten Jahren in Persien erreicht hat.

Lange Zeit bekämpfte sich in Persien englischer und russischer Einfluß. Als gegen Ende des Jahres 1888 durch den Schah die Schiffahrt auf dem Karunflusse für alle Völker freigegeben wurde, empfand dies die russische Staatskunst als eine schwere Niederlage, denn man hatte schon seit fünfundzwanzig Jahren mit Beharrlichkeit dieser Möglichkeit entgegengearbeitet. Der Karun ist der einzige dauernd schiffbare Fluß Persiens, der sich mit dem westlichen Arm in den Schat-el-Arab und mit dem östlichen in den Persischen Meerbusen ergießt. Es war wohl klar, daß von der Eröffnung der Schiffahrt auf diesem Flusse nur England und Indien Vorteil ziehen konnte. Es wurde dadurch die persische Provinz Chuschistan dem englischen Handel eingeräumt und das Vordringen westlicher Kultur beinahe bis nach Ispahan, der zweiten Hauptstadt Persiens, ermöglicht. Gleich darauf begann nun ein Werben bei der persischen Regierung. Die Engländer wollten noch weitere Erfolge haben. Sie strebten darnach, die Erlaubnis zum Bau einer Bahn zu bekommen, die Teheran mit Muhammerah, einem Hafen am Schat-el-Arab, verbinden sollte, um so den persischen Handel ganz an sich zu ziehen. Die Russen dagegen setzten alles

daran, Teheran mit der eben vollendeten transkaspischen Bahn zu verbinden, um so dem russischen Einfluß einen Zugang zu öffnen und den Erfolg der Engländer zu durchkreuzen.

Schon im Mai 1889 wurde gemeldet, und die russischen Zeitungen bestätigten es später auch, daß es der russischen Staatskunst gelungen sei, große Erfolge zu erringen. Sämtliche wegen des Eisenbahn- und Straßenbaues an die Teheraner Regierung gerichteten Forderungen waren vom Schah angenommen worden. Darnach mußte sich die persische Regierung verpflichten, alle mit Ausländern wegen der Eisenbahnbauten in Persien angeknüpften Verhandlungen vor der endgiltigen Bestätigung dem Petersburger Ministerium des Äußern mitzuteilen. Stellt es sich heraus, daß Russen die zwischen der persischen Regierung und den Ausländern vereinbarten Eisenbahnbauten übernehmen wollen, so ist einem russischen Unternehmer der Vorzug vor allen andern zu gewähren. Zu dieser Anzeige ist die persische Regierung fünf Jahre lang verpflichtet. Außerdem verspricht Persien innerhalb zweier Jahre Fahrstraßen von Ardebil nach Astara (Transkaukasien) und von Rescht am Kaspischen Meere nach Teheran zu bauen, sowie den auf ihn fallenden Teil der Straße, die von Chorassan nach Askabad (an der transkaspischen Bahn) führt, zu vollenden. Endlich eröffnet es die Murdabbucht, die zwischen Enseli und Rescht am Kaspischen Meere liegt, der russischen Schiffahrt.

Diese Zugeständnisse, die der Schah der russischen Regierung machen mußte, sind die unmittelbare Folge der transkaspischen Eisenbahn. Rußland drückt jetzt auf Persien von zwei Seiten her, einmal vom Kaukasus aus, der mit einer ganzen Kette von starken russischen Garnisonen umgeben ist, und dann von der transkaspischen Bahn aus. Dieser Druck wird noch viel stärker werden, wenn erst die Wladikawkas-Kaukasusbahn vollendet ist. Diese Bahn wird nicht nur die Kaukasusgebiete unter sich verbinden, sondern auch die engere Verbindung dieser weiten Strecken mit dem Innern des europäischen Rußlands und mit Persien vorbereiten.

Aber schon jetzt ist der Schah fast ganz und gar in der Hand der Russen. Die Russen sind auch die einzigen, die bei Unruhen in Persien sofort eingreifen können. Und Unruhen drohen in Persien immerfort auszubrechen, und zwar geht die Anregung dazu von der Priesterschaft aus. Die Priesterschaft ist von Naßr-ed-din immer sehr kurz gehalten worden. Sie sucht sich nun dadurch an ihm zu rächen, daß sie seit einiger Zeit mahdistische Lehren predigt. Sie verkündet die Ankunft des „zwölften Imam," der die Ungläubigen von der Erde vertilgen werde. Schon Ende des Jahres 1892 erklärte sie, dieser Mahdi und Retter sei in dem heiligen Wallfahrtsorte der Schiiten in Kerbelah bei Bagdad erschienen. Wie drohend dieser Aufstand war, wird daraus hervorgehen, daß in den Moscheen schon das Gebet für den Schah unterlassen wurde. Die Priesterschaft hat nämlich bei den Schiiten, zu denen bekanntlich

die Perser zählen, einen weit größern Einfluß auf die Massen als bei den Sunniten. Die Bewegung soll nur durch die Verhandlungen, die der Großvezier mit dem einflußreichsten der aufständischen Priester, dem Mollah Mirza Hassan eröffnete, beschwichtigt worden sein. Es gelang ihm, den Mollah zu überzeugen, daß die Bewegung das Land nur in die Hände der Ungläubigen bringen würde.

Bei einer solchen Bewegung würde Rußland die einzige Macht sein, die sofort für den Schutz der Europäer eintreten könnte. Eine Abteilung russischer Kavallerie bildet die Leibwache des russischen Gesandten in Teheran. Turkmenische Kosaken unter russischen Offizieren sind die besten Truppen in Persien. Außerdem könnten leicht von Askabad, Duschak und andern Punkten der transkaspischen Bahn auf telegraphischem Wege russische Truppen herbeigerufen werden. Diese Bewegung, die sich also gegen die Europäer und den Schah von Persien richtet, könnten sich die Russen sehr leicht zu nutze machen. Auch an einem künftigen Thronbewerber und Statthalter für Persien würde es den Russen nicht fehlen. Lebt doch in Tiflis als russischer Generalmajor ein persischer Prinz Risa-Kuli-Mirza.

In England sieht man denn auch hinter jeder Volksunruhe russische Umtriebe. Als infolge der Übertragung des Tabakmonopols an eine englische Gesellschaft bedenkliche Bewegungen entstanden, führte man dies — und wohl nicht ohne Grund — auf russische Einwirkung zurück. Der Schah mußte, so geldbedürftig er auch war, der englischen Gesellschaft die Erlaubnis wieder entziehen und dafür eine beträchtliche Entschädigungssumme zahlen, die ihm die russische Regierung vorschoß. Dagegen durfte der Schah Ende des Jahres 1892 der Pariser Tabakgesellschaft in Konstantinopel auf fünfundzwanzig Jahre große Vorrechte einräumen. Auch im Mai 1893 erhob sich in Schiras eine nicht unbeträchtliche Bewegung gegen die Beamten der englischen Telegraphengesellschaft.

Während also den Engländern das persische Volk — mag dies nun freiwillig oder infolge von Aufstachlungen geschehen — Feindschaft entgegenbringt, begegnet es den Russen mit einem gewissen Vertrauen. So traten letzten Sommer eine große Anzahl Familien aus Chorassan, geführt von ihren Chanen, auf russisches Gebiet über. Zwar mag sie übermäßiger Steuerdruck zu diesem Schritte veranlaßt haben, aber diese kriegerischen Stämme Nordpersiens, die den Turkmenen verwandt sind, und die sich dem Steuerdruck gern zu entziehen pflegen, scheint auch ein Gefühl der Achtung vor der russischen Macht nach Transkaspien getrieben zu haben.

Gleich dem Ansehen sinkt auch der Handel Englands, wogegen der russische, namentlich im Norden und Osten, immer mehr wächst. Schon 1892 berichtete der englische Generalkonsul Maclean in Mesched, daß Rußlands Wareneinfuhr nach Chorassan bedeutend zugenommen und sich im Jahre 1891

von 2208000 auf 4152000 Mark erhöht habe. Seitdem ist aber der russische Handel in Nord- und Ostpersien jedenfalls noch viel mehr angewachsen. Ende des Jahres 1892 wurde in Teheran eine russische Handelsgesellschaft „Rossija" zugelassen. Die Gründung ging von Moskauer Kaufleuten aus. Diese Gesellschaft hat nicht nur in Teheran, sondern auch in den wichtigen Städten des Landes eine rege Thätigkeit begonnen. Die russischen Konsuln sind angewiesen worden, ihre Unternehmungen nach besten Kräften zu unterstützen. Jetzt befinden sich mehrere Beamte des russischen Finanzministeriums in Persien, die sich über den Stand des persischen Handels unterrichten und namentlich auch darüber Bericht erstatten sollen, wie man den russischen Kaufleuten den Wettbewerb mit den englischen erleichtern könne. Schon meldet man von Petersburg, daß zur Entwicklung der Handelsbeziehungen mit Persien ein fünftes russisches Konsulat zu Ispahan errichtet, und daß dem Generalkonsulat zu Mesched noch ein Dragoman zugewiesen werden solle. Auch wird die Gründung einer großen russischen Bank in Teheran geplant. Vor allem aber sucht Rußland zu erreichen, daß die von russischen Kaufleuten eingeführten Waren keinem höhern Zoll als die von den persischen eingeführten unterliegen.

Nicht minder rege ist die Thätigkeit, die Rußland auf dem Gebiete des Verkehrs entfaltet. Die Ausländer, die hier Verkehrswege und Bahnen anlegen wollten, sind infolge der obenerwähnten Abmachung verdrängt worden. Eine belgische Gesellschaft, die sich die Erlaubnis zum Anlegen einer Straßenbahn in und um Teheran, sowie den Bau einer Eisenbahn von Teheran nach Süden erwirkt hatte, trat von diesem Unternehmen zurück, nachdem sie zweiunddreißig Kilometer auf Kum zu gebaut hatte, und überließ den Weiterbau russischen Händen. Gegenwärtig sind Ingenieure des russischen Verkehrsministeriums beschäftigt, die Vorarbeiten zum Bau von Eisenbahnen zwischen Täbris, Teheran, Mesched, kurz im ganzen Norden des Landes von Osten nach Westen hin vorzubereiten. Rein militärischen Zwecken wird die Bahn dienen, die von Duschak, dem südlichsten Punkte der transkaspischen Bahn, nach der an der russisch-persischen Grenze gelegnen Festung Serahs geführt wird.

Voriges Frühjahr hat die persische Regierung mit einer russischen Gesellschaft, deren Führer der bekannte Eisenbahnunternehmer Poljakoff ist, eine Abmachung auf neunundneunzig Jahre getroffen über Errichtung einer Heerstraße zwischen Kaswin, Resicht und Enseli. Jedenfalls handelt es sich hier um die Ausführung der vertragsmäßig versprochnen Straße von Teheran nach Resicht, denn Kaswin liegt ungefähr in der Mitte des Weges. Interessant sind die Bedingungen des Vertrags. Die Gesellschaft hat das Recht, das Land zu beiden Seiten des Fahrdammes zu bebauen, doch darf die Breite des Fahrdammes nebst dem dazu gehörigen Ackerlande nicht siebzig Fuß überschreiten. Die Zahl der an und auf der Heerstraße anzustellenden Fremden ist dem Ermessen der Gesellschaft anheimgestellt, d. h. mit andern Worten, Russen werden

die Beschützer der Straße sein. Besonders wertvoll wird die Abmachung aber dadurch, daß eine hohe Zollgebühr von Fahrzeugen, Lasttieren und Reisenden erhoben werden darf. Der Verkehr wird jedenfalls auf dieser Straße, wenn die Bahn über den Kaukasus fertig und der Hafen von Enseli ausgebaut ist, sehr bedeutend werden. Aus der reinen Einnahme wird der persischen Regierung ein kleiner Gewinnanteil gewährt; außerdem werden daraus zwölf Prozent des Kapitals gezahlt. Schließlich muß die persische Regierung noch versprechen, keinem andern zum Bau einer Bahn zwischen Kaswin und Enseli Erlaubnis zu geben. Sechs Monate nach Unterzeichnung des Vertrags müssen die Arbeiten begonnen werden, und in zwei Jahren muß die ungefähr zweihundert Kilometer lange Strecke fertig sein. Es ist kein Zweifel, daß es sich hier um Herstellung einer russischen Heerstraße handelt. Schon jetzt ist eine Menge von russischen Arbeitern an dieser Straße thätig, und vier Ingenieure überwachen die Arbeiten an den verschiednen Teilstrecken. Auch mit den Arbeiten am Hafen bei Enseli (Murdabbucht) wird bald begonnen werden. Durch Ausbaggern soll eine Tiefe von vierzehn Fuß hergestellt werden, damit der Hafen auch größern Schiffen zugänglich werde.

Auch seine militärische Stellung in Nordostpersien hat Rußland in letzter Zeit sehr verstärkt. So hat es sich Kelat-i-Nadir als Gesundheitsstation für die transkaspischen Truppen abtreten lassen. Dieser Ort ist ein in ganz Mittelasien berühmter fester Platz. Es liegt achtzig Kilometer nördlich von Mesched, wo die Straße von Duschak sich nach Mesched und dem Kaspischen Meere hin teilt. Die Daily News nennt diesen Ort ein ausgezeichnetes Sommerquartier für die russischen Truppen, das auch ohne künstliche Anlagen uneinnehmbar sei und vermöge seines Umfangs sowohl als Festung, wie als Waffenplatz dienen könne. Auch von Grenzberichtigungen und Gebietsaustausch in Nordchoraſſan wird mancherlei berichtet; und zwar soll nach einer Meldung des Standard aus dem Juni 1893 Persien eine Hochfläche unweit Firuzeh an Rußland als Gesundheitsstation für die Truppen von Askabad überlassen haben, wofür es durch weiter östlich gelegne Punkte entschädigt werden soll. In der That hat auch das Petersburger Gesetzblatt im November ein dahinlautendes russisch-persisches Abkommen veröffentlicht.

Jedenfalls sehen wir Rußland mit großer Thatkraft dem Ziele zustreben, das uns der Petersburger Herold als eine Naturnotwendigkeit für das asiatische Rußland bezeichnet. Es sucht mit aller Gewalt nach einem Auswege zum Indischen Weltmeere.

Nach dem Gesagten wird es uns nicht sehr wundern, wenn wir eines Tages vernehmen, daß der Schah von Persien mit seinem gewaltigen Reiche, das an Größe unser deutsches Vaterland um das dreifache überragt, Gefolgsmann des Zaren geworden ist. Jetzt soll sich die russische Regierung mit einem Plane beschäftigen, der eine Umgestaltung der asiatischen Besitzungen in

Bezug auf die Verwaltung herbeiführen soll. Es soll das turkestanische Generalgouvernement mit dem transkaspischen Gebiet zu einem Ganzen unter dem Namen „Russisch-mittelasiatische Besitzungen" verschmolzen werden. Wie die Nowosti schreibt, will man eine Gewalt schaffen, die der des indischen Vizekönigs das Gleichgewicht hält. Rußland wolle jetzt daran gehen, das Wort des verstorbnen Generals Fadejew zu erfüllen, der es als Aufgabe der neuern russischen Politik hingestellt habe, den gedankenlosen Despotismus der Khane und Emire durch den erleuchteten Despotismus des russischen Herrschers zu ersetzen. Die Stelle des Statthalters über diese mittelasiatischen Besitzungen wird jedenfalls dem jetzigen Generalgouverneur von Turkestan, Kuropatkin, übertragen werden, dem ehemaligen Generalstabschef Skobelews, der für den besten Heerführer gehalten wird.

Es wird sich also voraussichtlich in den nächsten Jahren zwischen England und Rußland ein lebhafter Kampf um Persien entspinnen, der hauptsächlich auf friedliche Weise, und zwar auf dem Gebiete des Handels und Verkehrs geführt werden dürfte, dessen Ausgang aber kaum zweifelhaft sein kann.

Verlorne Kräfte

Von Charles Fink

Es ist eine überraschende Erscheinung, daß man sich in einer Zeit, wo sich Deutschland der Erwerbung von Kolonialgebiet nicht mehr entziehen kann, wenn es der drohenden Gefahr einer vollständigen Zersetzung seiner Kräfte vorbeugen und damit sein Fortbestehen sichern will, in den weitesten Kreisen des Volks über den Verbleib und das Weiterwirken von Millionen, die das Vaterland haben verlassen müssen, weil für sie daheim kein Stückchen Land geschafft werden konnte, in völliger Unkenntnis befindet. Man weiß zwar, daß alljährlich hundert-, ja zweimalhunderttausend kräftige, gesunde Auswandrer Deutschland den Rücken kehren; auch daß für die überwiegende Mehrzahl von ihnen die Vereinigten Staaten von Nordamerika das Ziel der Wanderung bilden, ist bekannt. Aber weiter verfolgt die Auswandrer fast niemand. Man beruhigt sich bei dem Gedanken: für Deutschland sind sie verloren; wozu sich also noch graue Haare wachsen lassen und nachforschen, was aus ihnen wird! Ja man geht noch weiter und sagt: der Kerl hat ja doch nichts getaugt; gut, daß wir ihn los sind. Daß aus solchen Worten keine Vaterlandsliebe, sondern nur die krasseste, schamloseste Selbstsucht spricht, das vergegenwärtigt man sich nie oder

doch nur selten. Man hält sich in eitler Verblendung für den „bessern Menschen," weil man es mit Hilfe von Familienbeziehungen und Kapital fertig gebracht hat, einen lästigen Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen, während man selbst „im Lande bleiben und sich redlich(!) nähren" kann.

Könnten die Zurückbleibenden die armen Auswandrer, die da drüben ein neues Leben beginnen müssen, in ihrem Kampfe mit hundert und aber hundert Schwierigkeiten sehen, könnten sie sehen, wie sie nur mit der äußersten Anspannung aller ihrer Kräfte da drüben festen Fuß fassen und sich ein Heim gründen, sie würden anders denken. Sie würden einsehen, daß es gerade die Stärksten und Besten sind, die dem deutschen Vaterlande allwöchentlich auf den riesigen Auswandrerschiffen entzogen werden. Freilich, aus den Touristenschilderungen, die heutzutage über Amerika geschrieben werden, erfährt man von den Kämpfen der deutschen Stammesbrüder in der neuen Welt wenig, und von dem, was sie dazu beigetragen haben, die junge Republik des Westens zu kräftigen und zu einem großen, achtunggebietenden Staat zu machen, noch viel weniger. Und doch kann nur die Kenntnis von dem, was die deutschen Auswandrer im Auslande geleistet haben, wo sie für die Bethätigung ihrer Kräfte Raum und Gelegenheit fanden, einen Begriff davon geben, was Deutschland mit ihnen verloren hat, und was es auf der andern Seite von zukünftigen Auswanderern, die auf ein deutsches Kolonialgebiet gelenkt werden, erwarten darf.

Um einen solchen Begriff zu gewinnen, ist es nötig, die Geschichte der Vereinigten Staaten aufzuschlagen und nach dem Anteil zu forschen, den die deutschen Einwandrer an ihrer Entwicklung genommen haben. Selbstverständlich kann es dabei nicht unsre Aufgabe sein, zu ermitteln, welchen Nutzen England aus den deutschen Bauern gezogen hat, die William Penn vor zweihundert Jahren folgten und Germantown (heute ein Teil Philadelphias) gründeten; auch nicht, wie zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges deutsche Bauern in den Waldthälern New-Yorks für die Freiheit gegen die englischen Söldlinge und feindlichen Indianer gekämpft haben. Für uns hat nur das Bedeutung, was das amerikanische Volk dem Einfluß der in den beiden letzten Menschenaltern eingewanderten Deutschen zu verdanken hat. Denn erst in den dreißiger Jahren nahm die Einwanderung aus Deutschland einen solchen Umfang an, daß sich überhaupt ein allgemeiner deutscher Einfluß in den Vereinigten Staaten geltend machen konnte. Will man aber ein klares Bild davon gewinnen, was die dem alten Vaterlande verlornen Deutschen in ihrer neuen Heimat erreicht und mit was für Schwierigkeiten sie dabei zu kämpfen gehabt haben und noch heute kämpfen müssen, um nicht sofort spurlos in dem Volke der Yankees zu verschwinden, so muß man zunächst einen Blick auf die sogenannte Knownothingbewegung werfen, deren Zweck die Bekämpfung des Einflusses der Eingewanderten, ganz besonders der Deutschen, ist.

1. Die Deutschamerikaner im Kampfe mit den Knownothings

Seit James Monroe als Präsident der Vereinigten Staaten in seiner Botschaft an den Kongreß die Worte schrieb: Amerika für die Amerikaner! hat es nie an engherzigen, kurzsichtigen Männern gefehlt, die diese Staatslehre, die nur das Verhältnis der Union zu den übrigen amerikanischen Völkern und zu den europäischen Monarchien klären sollte und seither die Richtschnur für die auswärtige Politik der Vereinigten Staaten gebildet hat, verdreht haben und sie auch auf die innere Politik des Landes angewendet wissen wollten, insofern sie sie auf die Zulassung der Einwandrer zur bürgerlichen Gleichberechtigung beziehen.

Seit Beginn dieses Jahrhunderts giebt es in den Vereinigten Staaten eine Partei, die bald im geheimen wühlt, bald kühn in der Öffentlichkeit ihr Haupt erhebt, und die als Wahlspruch auf ihre Fahnen geschrieben hat: Widerstand gegen den Einfluß der Fremden! Bei der Präsidentenwahl im Jahre 1856 hat diese, die sogenannte Knownothing- oder amerikanische Partei, in der Person Millard Fillmores sogar einen eignen Kandidaten aufgestellt. Fillmore war im Jahre 1849 zum Vizepräsidenten gewählt worden und hatte nach dem Tode des Präsidenten Zacharias Taylor von 1850 bis 1853 schon einmal das höchste Ehrenamt des Landes bekleidet. Aber die Mehrzahl des Volkes gab ihrer Mißbilligung der einwandrerfeindlichen Grundsätze der Knownothings im Jahre 1856 Ausdruck, indem sie von 296 Wahlstimmen 288 gegen Fillmore abgab. Immerhin darf nicht übersehen werden, daß von 4053957 bei dieser Wahl abgegebnen Volksstimmen nicht weniger als 874534, d. h. 21,5 Prozent auf Fillmore fielen; das Gift der Unduldsamkeit hatte also schon weit um sich gegriffen.

Zwar hat es seit jener Niederlage keine Partei bei Nationalwahlen wieder gewagt, die Grundsätze der Knownothings offen anzunehmen. Daraus darf aber beileibe nicht der Schluß gezogen werden, daß die Knownothingbewegung ganz eingeschlafen sei. Von ihren Anhängern wird fortwährend weiter gewühlt und gearbeitet. Unter dem Wahlspruch: Amerika für die Amerikaner! suchen sie, wo es nur möglich ist, zum Haß gegen die „Fremden“ aufzureizen. Auch hat es ihnen nicht an mächtigen Bundesgenossen gefehlt. Seit vielen Jahren macht ihnen die republikanische Partei Zugeständnisse, um dafür ihre Unterstützung im Kampfe um die Mehrheit in der Gesetzgebung und Verwaltung zu haben.

Ihrem unermüdlichen Drängen nachgebend, haben sich die Republikaner im Kongreß mehr als einmal mit der Einwandrerfrage beschäftigt und verschiedne erschwerende Gesetze im Sinne der Knownothings erlassen. Zuletzt geschah das während des einundfünfzigsten Kongresses 1890 und 1891, wo die Republikaner noch über eine Mehrheit im Abgeordnetenhause wie im Senat verfügten und der Zustimmung eines republikanischen Präsidenten, Benjamin

Harrisons, gewiß waren. Selbstverständlich haben sie sich wohl gehütet, radikale Gesetze zu erlassen und die Einwanderung ganz zu verbieten; aber mit dem letzten Erlaß haben sie nicht allein einer unerwünschten Einwanderung einen Riegel vorgeschoben, sondern sind auch darauf bedacht gewesen, die Einwanderung im allgemeinen, also mit Einschluß ihres bessern und besten Teils, einzuschränken.

Das Gesetz von 1891 verbietet nämlich nicht nur die Einwanderung von Schwach- und Irrsinnigen, von Armen, von Personen, die voraussichtlich einem amerikanischen Gemeinwesen zur Last fallen werden, oder die an unheilbaren oder ansteckenden Krankheiten leiden, die eines Verbrechens (mit Ausnahme der politischen Verbrechen) von einem Gerichtshof überführt worden sind, Polygamisten und solchen, deren Überfahrt von andern als Familienangehörigen bezahlt worden ist; sondern es verbietet auch, zur Einwanderung durch Schrift und Rede aufzumuntern, d. h. niemand, auch keine Dampfer-, Eisenbahn- oder andre Transportgesellschaft darf außerhalb der Vereinigten Staaten durch Anzeigen u. s. w. auf die Einwanderungslust von Ausländern einwirken. Übertreter werden mit einer Strafe von 1000 Dollars für jeden Fall bedroht und angehalten, die betreffenden Personen kostenfrei zum Abfahrthafen zurückzubefördern, wofür eine entsprechende Kaution bei der Regierung zu hinterlegen ist.

Daß hiermit eine ganze Reihe von Einwandrern ausgeschlossen worden ist, die jeder Staat zu seinem eignen Schutze von sich fern halten muß, ist ja nicht mehr als recht und billig. Auch die Einwanderung von Arbeitern, deren Überfahrt nicht von ihnen selbst oder von ihren Verwandten bezahlt wird, kann dem Lande nur schaden, weil regelmäßig damit die Verpflichtung verknüpft ist, eine bestimmte Zeit für einen bestimmten (natürlich äußerst niedrigen, gewöhnlich ungenügenden) Lohn zu arbeiten, wodurch nur die Sklaverei, wenn auch in veränderter, aber keineswegs verbesserter Form wieder ins Leben gerufen wird. Agenten reicher Korporationen haben jahrzehntelang Chinesen, Polen, Russen, Italiener u. s. w. wie eine Ware eingeführt. Die großen Fabrikstädte des Landes sind mit ihnen überfüllt. Der bessere Arbeiter ist von ihnen längst verdrängt worden.

Aber um diese verwerfliche Klasse von Einwandrern handelt es sich hier nicht; hier fragt es sich nur: 1. Können die Vereinigten Staaten die Einwanderung physisch und moralisch gesunder Menschen (wir möchten sie im Gegensatz zu der künstlich hervorgerufnen die natürliche Einwanderung nennen) fortan entbehren, und 2. wenn dies nicht der Fall ist, was für Gründe haben die Knownothings, die natürliche Einwanderung, und besonders — wie wir sehen werden — die deutsche, zu bekämpfen?

Wenn es auch keinem Zweifel unterliegt, daß in frühern Zeiten ein Teil der Einwandrer aus entlassenen Sträflingen, flüchtigen Verbrechern, von ihren

Heimatorten abgeschobnen Krüppeln und mit jeder Gesellschaftsordnung unzufriednen Leuten bestand, so darf doch deshalb nicht der Wert der natürlichen Einwanderung unterschätzt werden. Der Aufschwung, den die Vereinigten Staaten in den letzten fünfzig Jahren, besonders seit der Beendigung des Bürgerkriegs, genommen haben, würde unmöglich gewesen sein, wenn die Beschuldigung der Knownothings auf Wahrheit beruhte: jeder Einwandrer, der nicht aus sittlichen Gründen Europa verlasse, sei ein Bettler, dem Amerika Wohnung, Nahrung und Kleidung bieten müsse, ohne daß sich dieser zu einer angemessenen Gegenleistung verstehe. Unbemittelte haben es in einem fremden Lande durch ihrer Hände Arbeit allein noch nie zu einem wirtschaftlich selbständigen Dasein bringen können. Das vermag nur, wer von vornherein mit Kapital ausgerüstet ist, mag das nun in barem Gelde oder in der gründlichen Kenntnis eines Handwerks oder dergleichen bestehen.

Seit dem Jahre 1831 sind im ganzen 15 500 000 Einwandrer in den Vereinigten Staaten gelandet. Fast 30 Prozent von ihnen sind aus Deutschland gekommen, etwa 22 Prozent aus Irland und ebenso viel aus England und Kanada; 13 Prozent sind Schweden, Dänen und Angehörige andrer zur germanischen Rasse gehörigen Völker; 7 Prozent sind romanischer Herkunft (die Italiener ausgenommen), und den Rest von 6 Prozent bilden die Chinesen, Polen, Russen, Italiener u. s. w. Das sind die schon erwähnten, künstlich ins Land gezognen Kontraktarbeiter, die sehr schnell auf die Stufe von Lohnsklaven herabsinken.*)

Die Einwandrer romanischer Herkunft haben sich größtenteils nach den sogenannten Südstaaten**) gewandt, wo früher bekanntlich zum Teil der spanisch-französische Einfluß maßgebend war. Die Engländer und Kanadier, die schon durch ihre Sprache und ihre Lebensanschauungen den Yankees am nächsten stehen, verschmelzen sich mit diesen so schnell und so leicht, daß von einem lebhaften Widerstand gegen sie kaum die Rede sein kann. Es bleiben somit als die geschwornen Feinde der Knownothings nur die Deutschen, die Irländer, die Skandinavier u. s. w. übrig, die zusammen allerdings über 60 Prozent der Eingewanderten ausmachen, wovon auf die Deutschen, Österreicher und Deutsch-Schweizer bedeutend über die Hälfte fällt. Die Deutschen, Irländer und Skandinavier sind vorwiegend in den nördlichen, mittlern und westlichen Staaten zu finden. Bedenkt man nun, daß der größte Teil der Südstaaten schon seit mehr als zwei Jahrhunderten der Besiedlung zugänglich ist — sie hatten namentlich an Neworleans und Charlestown einen festen Rückhalt —,

*) Eine Ausnahme macht nur ein Teil der Chinesen, der so genügsam ist, daß er sogar den Waschfrauen erfolgreich Konkurrenz zu machen imstande ist.

**) Unter Südstaaten werden im folgenden stets die Staaten verstanden, die sich im Bürgerkrieg von der Union losgerissen hatten, also: Virginien, Nordkarolina, Südkarolina, Tennessee, Georgia, Alabama, Mississippi, Arkansas, Louisiana, Texas und Florida.

während der ganze Westen (d. i. das Gebiet westlich vom 80. Grad und nördlich vom 35. Grad) erst in diesem Jahrhundert den Indianern abgerungen worden ist, mehrere von den westlichen Staaten und Gebieten sogar erst vor vierzig und noch weniger Jahren,*) so läßt sich der große wirtschaftliche Unterschied zwischen den Nord- und Weststaaten einerseits und den Südstaaten andrerseits nur dadurch erklären, daß es gerade die von den Knownothings so sehr gehaßten und viel verfolgten Einwandrer und unter ihnen wieder besonders die schon der Zahl nach überwiegenden deutschen sind, die so viel zur Entwicklung des Nordens und Westens beigetragen haben. Einige Zahlen werden das noch besser zeigen.

Die elf Südstaaten, die ein Gebiet von 737508 englischen Quadratmeilen umfassen und eine Bevölkerung von 15669309 Seelen haben, brachten im Jahre 1890**) hervor:

Ackerbauprodukte im Werte von	434500000	Dollars
Industrieprodukte „ „ „	284500000	„
zusammen .	719000000	Dollars

Stellen wir nun daneben den einen kleinen, namentlich von Irländern besiedelten Staat Massachusetts. Er hat einen Flächenraum von nur 8040 englischen Quadratmeilen (etwa $^1/_{22}$ von dem der Südstaaten) und 2233407 Einwohner (etwa $^1/_7$ der Südstaaten), seine Produkte aber hatten in demselben Jahre einen Wert von 848000000 Dollars. Dabei darf allerdings nicht vergessen werden, daß Massachusetts der älteste Industriestaat der Union ist. Noch schlagender ist ein Vergleich mit einem Gebiet, das eine ganz vorwiegend deutsche Bevölkerung hat, dem Gebiete, das die Staaten Ohio, Illinois, Wisconsin, Michigan und Iowa umfaßt. Hier lagen die Verhältnisse im Jahre 1890 so:

	Engl. Quadratmeilen	Einwohner	Ackerbau Dollars	Industrie Dollars	Zusammen Dollars
Ohio . .	40760	3666719	114000000	342000000	456000000
Illinois .	56000	3818530	140000000	420000000	560000000
Wisconsin .	54450	1683697	62000000	125000000	187000000
Michigan .	57430	2089792	51500000	153500000	205000000
Iowa . .	55475	1906729	92500000	61500000	154000000
zusammen	264115	13165467	460000000	1102000000	1562000000

Das Gebiet der Südstaaten ist etwa $2^1/_2$ mal so groß, als das dieser fünf Nordstaaten; die Bevölkerung ist fast um 20 Prozent stärker, der Wert der Produkte um mehr als 50 Prozent geringer. Mit Ausnahme der größern Städte, namentlich Chicagos, ist aber die Zahl der Irländer in den fünf an-

*) Der erste Teil des Territoriums Oklahoma, das heute bereits 100000 Einwohner hat, erst im Frühjahr 1889.

**) In dem letzten Jahr, aus dem ein allgemeiner Zensus vorliegt.

geführten Staaten klein, die Skandinavier in der verschwindenden Minderheit. Es überwiegt durchaus das deutsche Element. Die Zahl der eingewanderten Deutschen beträgt 1500000, die der übrigen Eingewanderten 500000. Um aber ein ganz richtiges Bild von dem Einfluß der Eingewanderten zu erhalten, muß man auch noch die Kinder der vorigen Generation der Eingewanderten hinzuzählen, da diese — wenigstens ist das die allgemein giltige Regel — dieselben Ansichten vertreten wie ihre eingewanderten Väter, von denselben Beweggründen und Einflüssen geleitet werden, sich vielfach im Verkehr noch derselben Sprache bedienen, kurz in allen Fragen auf Seiten der Eingewanderten stehen, deren Fleiß, Ordnungssinn, Ausdauer u. s. w. sie auch geerbt haben. Erst die dritte Generation, die Enkel der Eingewanderten, haben die engere Fühlung mit ihren Stammesgenossen verloren und sind in ihrem Denken und Handeln vollständig unabhängig. Rechnet man nun auf jeden Einwandrer zwei Nachkommen, was bei der bekannten Vermehrung der Deutschen, der Skandinavier und der Irländer, die für die Nord- und Weststaaten ausschließlich in Betracht kommen, der Wahrheit entspricht, so kommt man zu dem Schluß, daß nicht ein Sechstel, sondern die volle Hälfte der Bevölkerung auf die Eingewanderten und die erste im Lande geborne Generation kommt, die in Sitten, Gewohnheiten, Sprache, Denken und Fühlen ein Ganzes bilden. Was also in den fünf Staaten in den letzten 50 Jahren geschaffen worden ist, ist zum größten Teil deutschem Fleiß und deutscher Kraft zu danken.

So wie es aber dort nur mit Hilfe der Eingewanderten möglich gewesen ist, aus schwach besiedelten Länderstrecken, aus vielen Steppen und Urwäldern in wenig mehr als einem Menschenalter reiche blühende Staaten zu machen, so können die Vereinigten Staaten auch in der Zukunft kräftige, arbeitsame und genügsame Einwandrer nicht entbehren. Denn viele weite Länderstrecken in den westlichen Staaten harren noch der Besiedlung und Urbarmachung. Über 500 Millionen Acres Land (200 Millionen Hektar) sind noch Eigentum der Bundesregierung.*) Freilich ist nicht aller Boden kulturfähig, weiten Strecken am Ostabhang der Rocky Mountains mangelt es an Wasser; doch wird schon jetzt für künstliche Berieselung Sorge getragen. Ferner sind ausgedehnte unbesiedelte Ländereien noch in den Händen von Eisenbahngesellschaften und von Privatleuten.**) Hunderte von Pflanzungen liegen seit dem Bürgerkrieg in den Südstaaten mehr oder weniger brach und harren der Besiedlung und Bewirtschaftung durch tüchtige Bauern. Schon dämmert auch der Morgen einer neuen Zeit über den alten Südstaaten. Schon

*) Ganz abgesehen von dem Territorium Alaska, wo die Regierung noch weitere 370000000 Acres (148000000 Hektar) besitzt.

**) Der Tierra Amarilla Grant, ein solcher in Privatbesitz befindlicher Landkomplex an der Denver- und Rio Grande-Bahn im Territorium New-Mexiko, ist so groß wie das Herzogtum Holstein. Solche altspanische Besitzungen giebt es noch viele.

fängt man an, die unermeßlichen, an Reichtum hinter den pennsylvanischen Gruben nicht zurückstehenden Steinkohlenbergwerke in Virginien und Kentucky zu erschließen und die Eisenschätze Tennessees und Alabamas zu heben; schon beginnt man in den Wäldern Georgias Sägemühlen zu bauen, die weiten Prairien des westlichen, für Weizenbau so sehr geeigneten Texas urbar zu machen und in New-Mexiko und Arizona nach wertvollen Metallen zu graben. In verschiednen Teilen des Landes sind reiche Ebnen, auf den heute noch der Indianer haust. Selbst wenn also eine vorsorgliche Regierung auf zukünftige Geschlechter Rücksicht nehmen und genügend Land für sie aufsparen wollte, so brauchen doch heute die Vereinigten Staaten noch Hunderttausende von Einwandrern, schon um für die vielen großen industriellen Anlagen des Nordens ein natürliches und bequemes Absatzgebiet zu schaffen. Ein großer Teil des Westens und des Südens harrt der geeigneten Kräfte, die seine Reichtümer erschließen sollen. Der eigentliche Yankee ist kein Handarbeiter. Man wird also wohl oder übel fortfahren müssen, wie bisher Einwandrer ins Land zu ziehen, unter deren Händen bald neue blühende Gemeinwesen entstehen werden.

Wir kommen nun zur zweiten Frage, deren Beantwortung insofern von Interesse ist, als sie den Beweis liefert, daß die deutschen Einwandrer nicht bloß auf wirtschaftlichem, sondern auch auf sittlichem und politischem Gebiete großes geleistet und in vielen Fällen sogar die eingeborenen Amerikaner im Patriotismus übertroffen haben, die Reichsdeutschen also sehr Unrecht thun, sie stets von oben herab und über die Achsel anzusehen, wie es allgemein geschieht.

Daß die Knownothingpartei von den wirtschaftlichen Leistungen und Erfolgen der Einwandrer, besonders der deutschen, nichts wissen sollte, dieser Gedanke ist ganz ausgeschlossen; sie leugnen sie, weil sie von ihnen nichts wissen wollen. Das ist eben das Wesen des Knownothingtums. Ihre Anhänger sind nicht „Nichtswisser," wie man sie genannt hat, sondern „Leute, die nichts wissen wollen." Deshalb ist auch nicht Unkenntnis der Thatsachen, sondern etwas ganz andres der Beweggrund ihres grimmigen Hasses und Eifers gegen die „Foreigners," die Eingewanderten. Es ist der Neid darüber, daß diese mehr für die Entwicklung des Landes gethan und sich in vielen Fällen seinen Einrichtungen gegenüber dankbarer bewiesen haben als sie selbst, und die „allerdings für sie sehr betrübende" Erkenntnis, daß die Einwandrer dem Krebsschaden der Heuchelei und Korruption sehr energisch entgegentreten und ihn auch, je schneller ihnen noch weitere unverdorbne, sittlich wie physisch gesunde Kräfte aus der alten Welt zu Hilfe kommen, desto eher heilen werden. Das Bewußtsein, daß dieser Krebsschaden durch die Einwandrung unlautrer Elemente in vergangnen Zeiten eingeschleppt worden ist, und daß jene unlautern Elemente die Vorfahren der heutigen Eingebornen sind, aus denen sich die Knownothings eben rekrutiren, macht sie in ihrem Kampfe gegen die neuen

Ankömmlinge nur um so erbitterter. Alle nur denkbaren Gehässigkeiten und Verleumdungen werden gegen die Einwandrer und vor allem gegen die deutschen geschleudert. Man wirft ihnen vor, sie verfolgten Sonderbestrebungen und gründeten einen Staat im Staate, sie wollten sich den Einrichtungen des Landes nicht unterordnen, hätten vor dem „amerikanischen Sabbath" keine Achtung. Man verargt es den Deutschen, daß sie am Sonntag Nachmittag in der freien Natur Erholung suchen und sich ihren harmlosen Vergnügungen hingeben, statt, wie die „echten Amerikaner," den Tag des Herrn in den Kirchen oder doch wenigstens zu Hause zu verbringen. Daß die Verfassung des Landes Gewissensfreiheit verbürgt und die Forderungen keiner einzigen Religionsgemeinschaft oder Kirchengemeinde anerkennt, wenn sie auch die freie Ausübung keiner Religion verbietet, davon wollen die Knownothings nichts wissen. Man klagt ferner den Deutschen an, er bediene sich einer besondern Sprache und verhalte sich der englischen Landessprache gegenüber ablehnend. Daß er seine Kinder neben der englischen auch in der Sprache unterweist, die ihm selbst einst an der Wiege entgegenklang, und daß sich gerade die Kinder der Deutschen in den Schulen durch Fleiß und durch Kenntnisse — auch in der englischen Sprache — auszeichnen, das wird totgeschwiegen. Wenn aber alles andre nicht verfangen will, dann kommt schließlich die Behauptung, der Deutsche sei und bleibe ein politisch unreifer Mensch, der im Grunde doch nur die Interessen Deutschlands vertrete und von den Einrichtungen seiner neuen Heimat nichts wissen wolle.

Schon Karl Schurz hat diesen schweren Vorwurf, als er ihm im Jahre 1870 bei Gelegenheit einer Debatte im Bundessenat gemacht wurde, wo Schurz für strengste Beobachtung der Neutralität sprach, mit den trefflichen Worten zurückgewiesen, er bekenne mit Stolz, daß er noch Achtung und Liebe für Deutschland hege, aber deshalb sei er sich seiner Pflichten Amerika gegenüber doch vollkommen bewußt; denn, fügte er hinzu, „wer seine Mutter nicht ehrt und liebt, kann auch das selbstgewählte Weib nicht achten und lieben." Die ganze Ungerechtigeit des Vorwurfs zeigt schon ein Blick auf die Geschichte der Vereinigten Staaten. Ohne das loyale Eingreifen der deutschen Einwandrer hätte sich das Schicksal des Landes ganz anders gestaltet; ohne ihre Hilfe hätte weder Lincoln im Jahre 1860 zum Präsidenten gewählt, noch der blutige Bürgerkrieg zu Gunsten des Nordens entschieden werden können.

Der Zensus weist nach, daß sich die Bevölkerung der Vereinigten Staaten im Jahre 1860 auf 31189744 Seelen belief, von denen 22313997 in den Nord- und Weststaaten und 8869747 in den Südstaaten zu finden waren. Von ihnen waren 4099152 im Auslande geboren, davon wieder 1262269 in Deutschland. Von den Eingewanderten lebten nur 216730 in den Südstaaten, wo sie also keine 2,5 Prozent der Bevölkerung ausmachten, während der Rest von 3882322 Seelen 17,5 Prozent der Bevölkerung der Nord- und Weststaaten

ausmachte. Als nun im Herbst 1860 ein neuer Präsident gewählt wurde, standen sich vier Kandidaten gegenüber: Lincoln, der als Republikaner die Abschaffung der Sklaverei verlangte, Breckenridge, der als Demokrat des Südens auf ihrer Beibehaltung bestand, Douglas, der als unabhängiger Demokrat des Nordens die Sklavenfrage der Entscheidung des obersten Bundesgerichts unterbreitet wissen wollte, soweit die neuen Gebiete betroffen würden, und Bell, ein vollständig unabhängiger Kandidat. Den Sieg konnte nur der erringen, der 152 von 303 abzugebenden Wahlstimmen auf sich vereinte. Die 72 Stimmen der Sklavenhalter des Südens waren Breckenridge sicher, etwa 30 dem unabhängigen Bell. Die übrigen mußten auf Lincoln und Douglas fallen. Die republikanische Partei konnte mit Sicherheit nur auf die Mehrzahl der Neuenglandstaaten rechnen und auf die eingewanderten Deutschen und Skandinavier nebst ihrem Anhang, d. h. den Söhnen früher eingewanderter Deutschen und Skandinavier, in den großen ackerbautreibenden Mittel- und Nordstaaten. Diese hatten sich schon mehr als einmal für grundsätzliche Gegner der Sklaverei erklärt, weniger aus Liebe zu den geknechteten Negern, als weil sie in der durch die Sklaverei verursachten Ungleichheit eine Gefahr für ihre eigne, von der Konstitution verbürgte bürgerliche Gleichberechtigung erblicken mußten. Die Staaten Ohio, Illinois, Wisconsin, Michigan und Iowa, in denen mehr als die Hälfte der Bewohner aus Eingewanderten und der ersten in Amerika gebornen Generation bestand, von denen wieder reichlich drei Viertel Deutsche waren, hatten zusammen nur 51 Stimmen im Wahlkampf abzugeben. Erhielt Lincoln diese nicht, so konnte er keine absolute Mehrheit auf sich vereinigen. Fielen sie auf Douglas, so war es nicht unmöglich, sogar wahrscheinlich, daß sich die Wahlmänner des Südens, die für Brekenridge waren, ebenfalls für Douglas erklärten, um unter allen Umständen einen demokratischen Präsidenten zu erwählen. Den Sklavenhaltern konnte jedes Mittel recht sein, das sie in den Stand setzte, den Status quo aufrecht zu erhalten. Folgende Tabelle zeigt nun, wie sich die genannten fünf Staaten damals entschieden:*)

	Einwohner	Eingewandert	Abgegebne Stimmen	Lincoln	Douglas	Stimmen der Eingewanderten
Ohio . .	2339500	328249	442441	221610	157232	65000
Illinois .	1711951	324643	338693	172161	160215	64000
Wisconsin .	775881	276967	154747	88480	65057	55000
Michigan .	749113	149093	152180	86110	75021	30000
Iowa . .	674913	106077	128331	70409	55111	21000

Jeder dieser Staaten hatte sich damit für Lincoln entschieden.**) Zieht man,

*) Vergleiche: Forum II, 1890.

**) Bei der schließlichen Abstimmung der Wahlmänner erhielt Lincoln 180, Breckenridge 84, Douglas 12 und Bell 39 Stimmen. Die 51 Stimmen der obigen fünf Staaten hätten den demokratischen Wahlmännern, die über 96 Stimmen verfügten, 147 Wahlstimmen gegeben

was in der Tabelle nicht geschehen ist, die Stimmen der ersten im Lande gebornen Generation mit in Betracht, so ergiebt sich sogar, daß Lincoln ausschließlich von Deutschamerikanern gewählt worden ist. Übrigens herrschten in Pennsylvanien, Indiana, Minnesota und andern Staaten ganz ähnliche Verhältnisse, nur daß in ihnen die Deutschen nicht der Zahl nach den Ausschlag gaben.

Der Erwählung Lincolns folgte der Sezessionskrieg. Nun, wer die Fahne der Revolution ergriff, wer den Versuch machte, die Verfassung zu brechen, wer den Grundsatz der Ungleichheit aufstellte und sich ein Recht auf die Frucht der Arbeit der Sklaven anmaßte, wer den ersten Schuß auf das Sternenbanner abfeuerte, das waren nicht die Eingewanderten, sondern die eingebornen, „echten" Amerikaner; wer aber seinen ganzen mächtigen Einfluß in zwei großen Sklavenstaaten, in Missouri und Kentucky, aufbot, um sie an einen Anschluß an die elf sezedirenden Staaten — wie es schon beschlossene Sache war — zu hindern, das waren nicht die eingebornen, „echten" Amerikaner, sondern die damned Dutch Unionists. Der amtliche Bericht des Kriegsministers weist nach, daß von den 2678000 Freiwilligen der Nordstaaten 494000 im Ausland und davon fast 175000 in Deutschland geboren waren. Rechnet man die Söhne von eingewanderten Deutschen den letztern zu, so zeigt sich, daß die Generale des Nordens über 500000 deutsche Soldaten verfügten, von denen nicht wenige hohe und höchste Offizierstellen bekleideten. An guten Soldaten und trefflichen Offizieren aber fehlte es auch den Südstaaten nicht. Der Krieg wurde weniger durch die größere Tapferkeit der Unionssoldaten und das bedeutendere Feldherrngeschick ihrer Generale beendet, als durch die Erschöpfung der Sklavenstaaten, denen es an freien Arbeitern mangelte. Die Deutschen des Nordwestens bestellten ihre Felder ebenso gut, wie die Fabriken des Ostens mit der Herstellung von Schuhwerk, Waffen und Munition vorwärts gehen konnten, sodaß die Speicher des Nordens stets gefüllt blieben. Die Deutschen haben also auch an der für die Nordstaaten glücklichen Beendigung des Bürgerkriegs einen bedeutenden Anteil, der um so höher anzuschlagen ist, als sie auf Grund von Gesetzen ins Land gekommen waren, die die Demokraten geschaffen hatten, aber eingedenk ihres Bürgereides, den sie nicht einer Partei, sondern dem ganzen Lande geleistet hatten, dieser Partei nicht Folge leisteten, als durch sie der Fortbestand des Bundes und die Aufrechterhaltung der Konstitution gefährdet waren.

Seit jenen großen Tagen hat es zwar an bedeutenden politischen Ereignissen gefehlt, bei denen die Deutschamerikaner ihr Gewicht hätten in die Wage

---

und damit die Entscheidung an den Kongreß gebracht, der sich für einen Demokraten entschieden hätte. Die Stimmen, die für Bell abgegeben worden waren, kamen aus Virginien, Kentucky und Tennessee, also Sklavenstaaten, die keinesfalls für Lincoln waren.

legen können. Aber ſie haben während der Friedensjahre eifrig an der Verwaltung des Landes teilgenommen. Tauſende von weitſichtigen Beamten haben ſie jedem Staate der Union zur Verfügung geſtellt. Wo es galt, humane Einrichtungen zu fördern, Schulen, Bibliotheken, Kirchen und Hoſpitäler zu bauen, waren die Deutſchamerikaner ſtets bei der Hand. Deutſchamerikaniſche Staatsmänner,*) Kongreßabgeordnete, Senatoren, Geſandte und Konſuln haben ſegensreich für das Land gewirkt. Wo die Korruption zu tief einriß, da waren es ſtets die Deutſchen, die ſich zuſammenſcharten und alle ehrlich denkenden um ſich ſammelten, um dem ſchändlichen Treiben an der Wahlurne ein Ende zu machen. So waren auch ſie es, die vor nunmehr anderthalb Jahren, nachdem ſie ſeit 1861 der republikaniſchen Partei treu geweſen waren, ſich ihr entgegenſtellten und ihr die Zügel der Regierung aus der Hand nahmen. Grover Cleveland weiß ſehr wohl, wem er die überwältigende Mehrheit zu danken hat, die ihm im Herbſt 1892 zum Siege verhalf. Das iſt auch der Grund, weshalb die Knownothingpartei ſo ſcheel auf die großen Leiſtungen und Erfolge des Deutſchtums in Amerika blickt und auf den Einfluß, den trotz ihrer Umtriebe die in ihrem eignen Vaterlande ſo verächtlich angeſehenen Deutſchamerikaner auf die politiſche und wirtſchaftliche Entwicklung der Vereinigten Staaten ausüben.

Georg Forſter

Neben den Geiſtesheroen, die ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts mit unerhörter Schnelligkeit unſerm durch den dreißigjährigen Krieg ſo furchtbar zurückgekommnen Vaterlande den erſten Platz in der europäiſchen Geiſtesrepublik verſchafften, ſteht eine große Zahl von Perſönlichkeiten zweiten Ranges, deren Fehlen den Eindruck einer faſt unerſchöpflichen Fülle geiſtigen Lebens, wie ihn jene Zeit dem rückſchauenden Betrachter gewährt, bedeutend abſchwächen würde. Zu denen unter ihnen, die über Gebühr in Vergeſſenheit geraten ſind, während doch ihr Streben und Irren viel Lehrreiches auch noch für das heutige Geſchlecht enthält, gehört auch Georg Forſter, der jugendliche Weltumſegler und Schilderer der Reiſen Cooks, der Verfaſſer der „Anſichten vom Niederrhein,“ der Mann, dem Alexander von Humboldt die erſte Anregung zu ſeiner uni-

*) Es ſei hier ganz beſonders an den geiſtigen Führer des Deutſchtums in Amerika, Karl Schurz, erinnert, der von 1877 bis 1881 Miniſter des Innern war.

verfellen Naturauffassung verdankte, der edle, aber bedauernswerte Parteigänger der französischen Revolution.

Der Jenaer Litterarhistoriker Albert Leitzmann hat daher recht daran gethan, daß er uns kurz vor dem Säkulartage seines Todes (11. Januar 1894) durch Veröffentlichung von Forsters Briefen und Tagebüchern von jener Reise im Frühling 1790, der auch die „Ansichten vom Niederrhein" ihre Entstehung verdanken, das Bild seiner Persönlichkeit wieder einmal näher gerückt hat. Seine reichen Gaben, sein edler und liebenswürdiger Sinn hätten ihm ein glückliches und beglückendes Dasein bereiten können; aber einige unselige Eigenschaften, die in der Hauptsache als Erbteil seines Vaters erscheinen, in erster Linie der völlige Mangel an wirtschaftlichem Sinn und eine gewisse Unstetigkeit, dann aber auch jene verhängnisvolle Hingebung an die französische Revolution, die besonders aus dem durch persönliche und sachliche Verhältnisse erklärlichen Gefühl der Vaterlandslosigkeit entsprang, waren schuld, daß er im besten Mannesalter fast mehr dem Kummer über seine gescheiterten Hoffnungen, als der Krankheit erlag.

Schon der Vater, Johann Reinhold Forster, war ein Mann von regem und vielseitigem geistigen Interesse. Er war, als ihm in Georg am 27. November 1754 sein erster Sohn geboren wurde, Pfarrer in dem damals noch zu Polen gehörigen Dorfe Nassenhuben bei Danzig. Aber er erfüllte seine Amtspflichten nur äußerlich. Auch seine Studien bewegten sich nur ausnahmsweise auf theologischem Gebiete; historische, litterarische und vor allem naturwissenschaftliche Fragen erregten sein Interesse in weit höherm Grade, und die Beschäftigung mit der Natur trat immer mehr in den Vordergrund, als der Knabe heranwuchs: halbe Tage lang streifte er mit ihm durch Wald und Flur und weckte auf diese Weise schon früh dessen Beobachtungsgabe. Das Leben als Landpfarrer wurde ihm von Jahr zu Jahr unerträglicher, zumal da er durch seine Bücherliebhaberei und seine völlige Unwirtschaftlichkeit sein ererbtes Vermögen verbraucht hatte und mehr und mehr in Schulden geriet. Da brachte ihm (1765) ein Antrag der russischen Regierung, in ihrem Auftrage die Verhältnisse der Kolonisten im Wolgagebiete zu untersuchen, Erlösung; er nahm den Auftrag an unter der Bedingung, sich seinen Sohn zum Begleiter wählen zu dürfen, und so lernte schon der elfjährige Knabe Natur und Menschen eines Landes kennen, das damals noch ganz außer dem Gesichtskreise auch weitgereister Westeuropäer lag; nicht selten hat er in jenen Gegenden sogar einsame Streifereien gemacht.

Nach Jahresfrist kehrten Vater und Sohn nach Petersburg zurück; der Vater hatte vielfach verdienstliche Ergebnisse mitgebracht; aber um die gehofften äußern Vorteile sah er sich fast ganz betrogen. Er beschloß nun, sich in England ein Unterkommen zu suchen. Aber in mehreren Lehrerstellen, die ihm wenigstens die Grundlage für seinen und seiner Familie Lebensunterhalt hätten

bieten können, hielt er nicht aus; so sah er sich zu einer rastlosen Lohnarbeit als Übersetzer genötigt, und sein kaum dem Knabenalter entwachsener Sohn mußte ihn darin unterstützen. Trotzdem wurde seine Schuldenlast immer drückender, und schon stand er vor dem wirtschaftlichen Ruin; da rettete ihn unerwartet der Antrag, die zweite Weltreise Cooks als dessen naturwissenschaftlicher Begleiter mitzumachen. Wieder durfte ihn Georg begleiten, und so nahm dieser, durch die russische Reise schon im kleinen vorgebildet, in den Jahren frischester Empfänglichkeit eine Fülle großer Naturanschauungen auf, wie es in solcher Jugend kaum einem vor ihm vergönnt war. Die dreijährige Reise (1772—75) war vielleicht die glücklichste, jedenfalls aber die an gewaltigen Eindrücken reichste Zeit seines Lebens. Der Vater faßte seine Aufgabe hauptsächlich in dem Sinne, nach einem universellen System der Naturerkenntnis zu streben, in das er als einen wesentlichen Zweig auch die Völkerkunde einreihte; aber auch verschiedne neue Einzelentdeckungen von Wichtigkeit brachte er von dieser Reise mit.

Doch die pekuniären Vorteile blieben auch diesmal aus; die britische Regierung verbot ihm sogar, da er den Konflikt mit ihr durch seine gewohnte Reizbarkeit und Hartnäckigkeit noch verschärfte, die Abfassung der Reisebeschreibung, die man ihm erst kontraktlich übertragen hatte. Damit erreichte sie freilich ihren Zweck nicht; denn nun übernahm der Sohn einfach die Arbeit, die für den Vater bestimmt gewesen war, und veröffentlichte die auf Grund von dessen Materialien verfaßte Beschreibung der Reise schon im März 1777 in englischer und darauf auch in deutscher Sprache; sein Eigentumsrecht daran beschränkt sich aber im wesentlichen wohl auf die Form und auf eine Reihe jugendlich warmer Reflexionen.

Aber des Vaters Lage wurde bald schlimmer als je; eine Zeit lang scheint er sogar im Schuldgefängnis gesessen zu haben. Da entschloß sich Georg zu einer Reise nach Deutschland: er wollte versuchen, durch persönliche Bemühungen für sich und seinen Vater eine passende Lebensstellung zu gewinnen und so seiner Familie wieder ein Dasein in geordneten Verhältnissen zu ermöglichen.

Diese Aufgabe hat er auch in der schönsten Weise gelöst. Der junge Mann, dem der Ruf seiner weiten Reisen und des ausgebreitetsten Wissens voranging — er war schon Mitglied der englischen Gesellschaft der Wissenschaften —, gewann durch die bezaubernde Liebenswürdigkeit seines Wesens und durch seinen edeln Sinn die Herzen aller, denen er näher trat. Herrliche Tage verlebte er vor allem in dem geistreichen, von vielseitigen Interessen erfüllten litterarischen Kreise Friedrich Heinrich Jacobis in Pempelfort bei Düsseldorf; mit Freuden empfand er hier den ganzen Reichtum des neuerwachten geistigen Lebens. Jacobi aber schrieb nach seiner Abreise an Sophie La Roche, seit langer Zeit habe ihm niemand das Herz so sehr abgewonnen, wie dieser herrliche junge Mensch. In der That darf man in dem ausgeprägten Sinn für

Freundschaft, deren goldne Zeit überdies damals war, wohl eine der schönsten Seiten von Forsters Wesen erblicken; die Gabe, Menschenherzen zu gewinnen, und das Bedürfnis nach innigem Freundschaftsverkehr ist ihm bis zuletzt geblieben. „Was ist, ruft er gelegentlich aus, der Genuß des Lebens ohne weitumfassende Teilnahme an Menschen unsrer Art und ohne das allgemeine Teilnehmen an allem, was das menschliche Geschlecht überhaupt angeht?“ Selbst Goethe bot ihm 1784 Wohnung im eignen Hause an; Wilhelm von Humboldt schrieb ihm noch 1792 geradezu begeistert über die vierzehn Tage, die er drei Jahre vorher mit ihm verlebt hatte, und über die außerordentliche geistige Förderung, die er ihm verdanke. Die Zahl seiner Bekannten in allen Kreisen der geistigen und der gesellschaftlichen Aristokratie war außerordentlich groß; auch Persönlichkeiten wie Kaiser Joseph und Fürst Kaunitz hegten lebhaftes Interesse für ihn. Daß ihm sein Anschluß an Frankreich die Herzen seiner meisten Freunde entfremdete, das traf ihn aufs schmerzlichste.

Kein Wunder, daß seine Briefe einen hervorragenden Platz unter den Zeugnissen seiner menschlich-sittlichen und seiner geistigen Eigentümlichkeit einnehmen. Niemand kann sie lesen, ohne den Eindruck eines wahrhaften edeln Wesens zu empfangen. Überall spricht aus ihnen der Mann, der die Rache „ein abscheuliches Ungeheuer“ genannt, und der sich das schöne Wort Humani nihil a me alienum puto zum Wahlspruch genommen hatte. Aber leider fehlte seiner geistigen Angeregtheit auch nicht die Kehrseite einer allzu weichen Bestimmbarkeit, und diese Schwäche, verbunden mit einer gewissen vom Vater ererbten Unstetigkeit, wurde der Anlaß, daß er seine Lebensstellungen wiederholt ohne genügenden Grund wechselte und in keiner dauernde Befriedigung fand. Die deutsche Reise brachte ihm die Berufung als Professor der Naturgeschichte an das Carolinum in Kassel, während er für seinen Vater durch eine persönliche Besprechung mit dem preußischen Kultusminister von Zedlitz eine entsprechende Stelle an der Universität Halle erlangte. Die Kasseler Zeit (1779 bis 1784) wurde für ihn besonders nach zwei Richtungen hin wichtig: durch den innigen Freundschaftsbund, den er hier mit dem ihm schon in London bekannt gewordnen, als Mensch und Gelehrter gleich ausgezeichneten Anatomen Sömmering schloß, und durch die Beziehungen, in die er mit diesem zusammen zu dem mystischen Geheimbunde der Rosenkreuzer trat.

Es ist bezeichnend für jene Zeit, daß so klar blickende Männer wie die beiden Freunde längere Zeit mit Begeisterung an den alchymistischen Spielereien des Ordens teilnahmen, daß sie einen Verkehr mit den Toten und dadurch die Erkenntnis überirdischer Dinge für möglich hielten und überhaupt in einen Zustand religiöser Exaltation gerieten. Aber von Dauer konnte dieser Wahn nicht sein; zuerst und am entschiedensten erkannte Forster, daß der Orden aus einer Anzahl von Betrügern und vielen Betrognen bestehe. Beide brachen die Verbindung mit ihm völlig ab, aber damit wurde ihnen ihre Stellung in

Kassel so unbehaglich, daß Forster eine Berufung als Professor der Naturgeschichte an die polnische Universität Wilna annahm und Sömmering bald darauf an die kurfürstliche Universität in Mainz ging. Mitbestimmend für Forsters Entschluß war freilich der Wunsch gewesen, der in Kassel aufgelaufnen Schulden ledig zu werden; die polnische Regierung versprach ihre Tilgung, aber dafür mußte er sich auf acht Jahre für Wilna verpflichten.

Die Verhältnisse in dieser noch halbbarbarischen Stadt, wo ihm „französischer Luxus auf sarmatische Tierheit gepfropft" entgegentrat, wären ihm bald gänzlich unerträglich geworden, wenn er nicht nach kurzem Alleinsein in dem vertraulichen Gefühls- und Gedankenaustausch mit seiner Gattin eine Entschädigung für viele geistige Entbehrungen gefunden hätte. Noch vor seiner Übersiedlung nach Wilna hatte er sich mit Therese, der zwanzigjährigen Tochter des bekannten Philologen Heyne in Göttingen, verlobt, und 1785 wurde sie seine Frau. Die Ehe trug von vornherein nicht die volle Gewähr dauernden Glücks in sich, weil Therese, als sie Forster ihr Jawort gab, ihn persönlich nur flüchtig kannte und sich bei ihrem Entschluß wesentlich durch die aufrichtige Bewunderung für seine geistige Bedeutung und durch den Wunsch ihres Vaters bestimmen ließ. Sie hatte im väterlichen Hause zwar reiche Anregung, aber, wie sie noch als gereifte Frau bedauernd bekannte, keine geregelte geistige Ausbildung gefunden. Ihre Gaben waren glänzend, an geistiger Energie stand sie unstreitig über ihrem Gatten, und ihre vielseitige Teilnahme an allen höhern Bestrebungen hinderte sie nie, eine vortreffliche Hausfrau und Mutter zu sein; aber eine bedenkliche Seite ihres Wesens war ihre übergroße Beweglichkeit und Reizbarkeit, auch scheint es zweifellos, daß sie zu keiner Zeit ihrer Ehe in Forster ganz den Mann gefunden hat, dem eine Natur ihrer Art volle Liebe entgegenbringen konnte. Doch gestaltete sich das Verhältnis dieser beiden bedeutenden Menschen zunächst durchaus erfreulich. Der rege und gehaltvolle Briefwechsel während der Brautzeit hatte sie wirklich in ein inniges Verhältnis zu einander gebracht, und Forsters Briefe an Sömmering aus den Tagen der jungen Ehe atmen das Gefühl vollen Glücks. Am 1. Dezember 1785 schreibt er: „Daß die Ehe der glücklichste Zustand auf der Erde sei, davon bin ich überzeugt. Man fühlt sich so ruhig, so glücklich zu Hause, man bedarf außerhalb so wenig mehr." Und auch der Liebe Thereſens glaubte er damals ganz sicher zu sein. „Ich gewinne mein Weib täglich lieber," meldet er dem Freunde am 1. Juli des nächsten Jahres, „und werde jetzt von ihr mit einer Zärtlichkeit geliebt, die mich entzückt, weil sie eine Folge der Erfahrung ist, weil sie eine vollständige Kenntnis meines Herzens und richtige Schätzung desselben zum Grunde hat." Auch die zahlreichen Briefe Thereſens an Sömmering, der seinerseits übrigens nie volle Sympathie für sie empfunden hat, sprechen deutlich und wiederholt das Gefühl ruhigen Glückes aus. Die Geburt des ersten Kindes, einer Tochter, im August 1786, konnte das Verhältnis der Gatten

zu einander nur vertiefen. Wäre ihr Aufenthalt in der Abgeschiedenheit Wilnas dauernd gewesen, wäre Theresen nicht einige Jahre später in Ludwig Ferdinand Huber ein Mann entgegengetreten, dem sie sich viel mehr wahlverwandt fühlte als ihrem Gatten, und für den sie bald eine tiefe und dauernde Leidenschaft faßte, so würde das häusliche Glück Forsters aller menschlichen Voraussicht nach ungetrübt geblieben sein

Aber die nur zu begreifliche wachsende Unzufriedenheit mit der geistigen Öde Wilnas, in der er jeden Brief seiner deutschen Freunde, vor allem des geliebten Sömmering, mit wahrem Jubel begrüßte, veranlaßte ihn, auf den Antrag, eine russische Expedition in den Norden des Stillen Ozeans als Naturforscher mitzumachen, mit dem Gefühl der Erlösung aus einer unerträglichen Lage einzugehen, nachdem die russische Regierung ihn von seinen polnischen Verbindlichkeiten losgekauft hatte. Daß sich der Plan schließlich zerschlug, ertrug er in dem schönen Bewußtsein, wieder ein freier Mann zu sein, leicht, und mit Freuden ging er schon 1788 als Bibliothekar nach Mainz; fand er doch hier Sömmering wieder, dessen Umgang er seit vier Jahren schmerzlich vermißt hatte. Auch sein häusliches Glück blieb hier zunächst scheinbar noch ungetrübt. Selbst Hubers Eintritt in seinen nächsten Umgangskreis — er war im Frühling 1788 als kursächsischer Legationssekretär nach Mainz gekommen — änderte daran längere Zeit nichts. Von Therese selbst wissen wir, daß er ihr anfangs nicht sympathisch war, und daß sie nur einem edeln Wunsche Forsters folgte, der den geistig bedeutenden, aber damals einer ernsten Thätigkeit entwöhnten Mann wieder einer solchen zuführen wollte — was ihm auch aufs beste gelang —, wenn sie seinem regelmäßigen Verkehr in ihrem Hause nichts in den Weg legte. Wann sich die Wandlung in ihrem Innern vollzog, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen; Forster jedenfalls fühlte sich noch während seiner Rheinreise im Frühling 1790 durchaus glücklich in seiner Ehe; die fast in keinem seiner Briefe aus jenen Tagen fehlenden Versicherungen innigster, vertrauensvollster Liebe zu Therese lassen keinen Zweifel daran. „Ich kenne dich, schreibt er ihr am 29. März aus Pempelfort, liebes, einziges Wesen, das ich nie unter andern Zügen antreffen werde! O sei stolz in dem Bewußtsein alles dessen, was du bist, dir bist und uns!“ Und in einem langen Briefe vom 1. Mai, von dem er hofft, daß er gerade zu ihrem Geburtstag (7. Mai) in Theresens Hand gelangen werde, kommt er von dem Bericht über Reiseerlebnisse wiederholt auf sie persönlich zurück, um am Schluß zugleich im Namen seiner Kinder einfach und innig zu sagen: „Durch mich sprechen beide, dein plauderndes und dein lallendes Mädchen, und beide danken der zärtlichen Mutter durch mich und erflehen es von ihr, daß sie bei uns bleibe, bis wir einer in des andern Arme zugleich am Ziele sind! Wir versprechen, dir Freude zu machen, dir Kummer abzuwehren, dir zu lohnen durch Gutsein wie du, und mit dir zu teilen Wonne und Schmerz!“

Thereſens Antworten ſind leider nicht erhalten; aber ſelbſt wenn damals ihre Leidenſchaft für Huber noch nicht tiefer war, bald nach Forſters Rückkehr muß ſich das Verhältnis der Gatten mehr und mehr gelöſt haben. Der Kummer darüber hat, neben wachſender Geldbedrängnis und der aufrichtigen Überzeugung, daß den Ideen der Revolution die Zukunft gehöre, gewiß das ſeine dazu beigetragen, daß ſich der bedauernswerte Mann mit einer fieberhaften Erregung, die in auffallendem Gegenſatz zu ſeinen frühern ruhigen und maßvollen Urteilen über politiſche Fragen ſteht, völlig der revolutionären Bewegung in die Arme warf. Dadurch vollendete ſich aber die Zerrüttung ſeines äußern und noch mehr ſeines innern Lebens.

Die Anſichten darüber, ob er überhaupt zum Politiker geſchaffen war, gehen völlig aus einander; Gervinus behauptet es ebenſo entſchieden, wie es andre leugnen. Sicherlich taugte ein Mann von ſeiner im beſten Sinne ariſtokratiſchen Natur nicht dazu, in einer revolutionären Bewegung, die alle wilden Leidenſchaften entfeſſelte, eine irgendwie entſcheidende Rolle zu ſpielen. Gerade das aber verſuchte er. Schon Anfang November 1792 trat er in den Mainzer revolutionären Klub, wurde dann Vizepräſident der proviſoriſchen Adminiſtration, trat in dieſer Stellung mit edelm Freimut in einem Schreiben an die Kommiſſion des Nationalkonvents gegen franzöſiſche Willkürakte auf, war eine Zeit lang Hauptredakteur der Neuen Mainzer Zeitung, erlangte in Paris, getreu der zuerſt durch ihn öffentlich in Deutſchland vertretnen Theorie der Rheingrenze, im Auftrage des „Rheiniſch-deutſchen Nationalkonvents“ durch eine bombaſtiſche Rede, in der man den ſonſtigen Stil Forſters kaum wiedererkennt, und die ganz den Eindruck des krankhaft Geſteigerten macht, am 30. März 1793 die Annexion der von den Franzoſen eroberten linksrheiniſchen Gebiete und blieb dann, vom Konvent mit verhältnismäßig unbedeutenden Aufträgen beſchäftigt, in Paris, wo er ſchon am 11. Januar des nächſten Jahres in tiefſtem Kummer und faſt mit allen ſeinen Freunden zerfallen an einer Bruſtentzündung ſtarb. Seine Ehe war innerlich ſchon ganz gelöſt, als er Thereſe im Dezember 1792 wegen der Kriegswirren nach Straßburg und dann nach Neufchatel ſandte; Huber folgte ihr bald, nachdem er mit ſeiner Verlobten, Dora Stock, der Schwägerin Körners, völlig gebrochen hatte. Freundſchaft zwar bewahrte ſie Forſter auch jetzt noch, und er hat ſie, die Kinder und Huber nicht lange vor ſeinem Tode noch einmal unter perſönlicher Gefahr — denn der Weggang aus Paris konnte ihn den dortigen Machthabern leicht verdächtig machen — in dem kleinen Schweizer Orte Travers wiedergeſehen; aber ihr Herz gehörte damals ſchon längere Zeit ausſchließlich Huber, und Forſter hatte genug Selbſtüberwindung — ähnliches iſt in der damaligen Zeit wiederholt vorgekommen —, ihr ſelbſt den Wunſch auszuſprechen, ſie möge mit dem Freunde glücklich ſein. In der That vermählten ſich beide noch im Jahre 1794 und lebten bis zum Tode Hubers (1804) trotz mancher äußern Sorgen

in glücklicher, reich mit Kindern gesegneter Ehe. Ein näheres Eingehen auf ihre weitern Lebensschicksale würde uns von der Persönlichkeit Forsters hier zu weit abführen.

An diesem sollten sich nur zu sehr die Worte bewahrheiten, die sich in seinem letzten Briefe an Sömmering vom 6. Januar 1793 finden: „Ich habe mich für eine Sache entschieden, der ich meine Privatruhe, meine Studien, mein häusliches Glück, vielleicht meine Gesundheit, mein ganzes Vermögen, vielleicht mein Leben aufopfern muß.“ Von den Freunden spricht er nicht ausdrücklich, doch wir sahen schon, daß er auch sie verlor; selbst Sömmering hat erst nach Forsters Tode eine milde und wahrhaft freundschaftliche Stimmung gegen ihn wiedergefunden. Und für all diesen persönlichen Kummer konnte er nicht einmal in dem Bewußtsein, ihn um des Heils der Menschheit willen zu erdulden, einen Trost finden. Zwar hielt er den theoretischen Glauben an die Notwendigkeit der Revolution und damit auch an die Berechtigung seiner Handlungsweise bis zuletzt fest; aber er konnte sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß die Ruchlosigkeit der leitenden Männer zunächst alle heilsamen Folgen unmöglich mache, daß er alles, was ihm das Teuerste gewesen war, völlig umsonst geopfert habe. Je klarer ihm dies wurde, desto verzweifelter wird der Ton seiner Briefe. „Mich überzeugt jeder Tag und jede Stunde mehr, so beginnt ein erschütternder Brief an Therese vom 21. August 1793, daß meine politische Laufbahn beendigt ist. Hätte ich vor zehn Monaten, vor acht Monaten gewußt, was ich jetzt weiß, ich wäre ohne Zweifel nach Hamburg oder Altona gegangen und nicht in den Klub. Es ist schlechterdings unmöglich, daß ein Mann von meiner Denkungsart dem Staate nützen könne. Tugend, Redlichkeit, gute Absicht, Aufopferung sind nichts, das Schiboleth ist alles, und kann der freie Mann dies sein Alles sein lassen?“ Freilich, er hatte schwer gefehlt; aber gewiß nicht aus niedern Beweggründen, und er hat so furchtbar dafür gebüßt, daß er schon um deswillen nicht Verurteilung, sondern tiefes Mitleid verdient, zumal wenn man bedenkt, wie kosmopolitisch damals die Gesinnung der Gebildeten in Deutschland überhaupt war, und wie wenig geeignet gerade seine Geschicke sein mußten, irgend ein Gefühl von deutscher Vaterlandsliebe in ihm zu erwecken. Wer in unsrer Zeit ähnlich handeln wollte, wie er, den könnten wir nicht scharf genug verurteilen; Forster muß aus seiner Zeit und seinen Lebenserfahrungen heraus beurteilt werden. Thatsache ist jedenfalls, daß sein Privatleben rein und fleckenlos war, und das fällt in seiner sittlich vielfach lax denkenden Zeit um so mehr ins Gewicht, als er, abgesehen von seinen Jugendjahren, auch des starken Halts einer festen religiösen Überzeugung entbehrte. Die trüben Erfahrungen mit dem Rosenkreuzerorden führten ihn zunächst für einige Jahre zu einem entschiednen Realismus, und an dessen Stelle trat dann eine der rechten Klarheit entbehrende vermittelnde Richtung. Einem solchen Manne gegenüber erscheint eine Schmäh-

schrift wie Karl Kleins Buch: „Georg Forster in Mainz“ (1863), worin selbst die günstigen Urteile über ihn womöglich zu seinen Ungunsten ausgelegt werden, doppelt ungerecht.

Mit wahrer Genugthuung liest man dagegen die Briefe des alten Heyne. Es ist klar, daß er Theresen — und gewiß mit Recht — die Hauptschuld an dem Zerfall von Forsters Eheglück beimaß; denn schon am 1. Mai 1793 schreibt er an Sömmering: „Die unglückliche Therese, wie herbe ist mir jedes Andenken an sie! Das Kind, das wegen so vieler Eigenschaften mein Stolz war!“ Und mild und menschlich schön sagt er gleich auf die erste Nachricht von Forsters Tod in einem Briefe an denselben gemeinsamen Freund: „Sie rührt mich schmerzlicher, als ich Ihnen sagen kann. Ich kann mich gar nicht fassen, nicht sammeln. Ich liebte den Mann ganz unaussprechlich; er war mir mehr als Kind.“ Das ist der rechte Standpunkt dem Menschen Forster gegenüber.

Was Forsters besten litterarischen Leistungen auch heute noch einen ungewöhnlichen Reiz giebt, ist ihr stets frischer und anregender, bisweilen auch von dem edelsten Schwung belebter Stil und die erstaunliche Vielseitigkeit ihres Inhalts. Seine ausführlichen Reisebeschreibungen werden freilich in unsrer Zeit, die allen dickleibigen Büchern abhold ist, nicht mehr viele Leser finden; anders steht es schon mit verschiednen der in seinen „Kleinen Schriften“ vereinigten Arbeiten. Vielleicht den ersten Preis unter diesen verdient „Cook, der Entdecker,“ das Muster einer Lobschrift im guten Sinne, die den ersten Band aufs schönste eröffnet. Glänzende philosophisch-kulturgeschichtliche Betrachtungen wechseln hier mit mannichfaltigen naturwissenschaftlich-geographischen Schilderungen und ethnographischen Mitteilungen, die planmäßige Anordnung von Cooks Seereisen wird uns aufs beste vorgeführt, von der Art des täglichen Dienstes auf seinen Schiffen erhalten wir das anschaulichste Bild. Aber bei aller Mannichfaltigkeit des Inhalts verliert der Biograph nie die Person seines Helden aus dem Auge, sie bildet stets den beherrschenden Mittelpunkt, alles Sachliche, was berichtet wird, hat zu ihr eine innere Beziehung. Ebenso vollendet in seiner Art ist der Aufsatz „Der Brotbaum,“ eine naturwissenschaftliche Schilderung vom höchsten Standpunkte aus unter voller Berücksichtigung auch der kulturgeschichtlichen Gesichtspunkte. Aber den weitesten Leserkreis werden wohl immer die litterarischen Leistungen Forsters behalten, die seine Reise vom Frühling 1790 zum Gegenstande haben. Seit wir durch die schon erwähnte Veröffentlichung Leitzmanns auch die Briefe und Tagebuchblätter aus jener Zeit kennen — von den letztern war die zweite Hälfte schon früher bekannt —, hat der Leser für den Hauptteil der Reise die Wahl zwischen drei Darstellungen, die sich allerdings inhaltlich meist und nicht selten auch formell decken. Davon werden aber die Briefe, wenn sie nur erst ebenso bequem und billig zugänglich sein werden, wie die durch Forster selbst veröffentlichten „Ansichten,“ die Mehrzahl der Leser am meisten anziehen. Sie zeigen die gleiche Vielseitigkeit des

Inhalts wie die „Ansichten“ selbst. Da stehen landschaftliche Schilderungen und naturwissenschaftliche Beobachtungen, die ihm natürlich am nächsten lagen, neben ausführlichen und eindringenden Betrachtungen über Malerei, über Bau- und Schauspielkunst, über Musik und verschiedne technische Fragen; feine politische Bemerkungen wechseln mit interessanten Beobachtungen über Sitten, Trachten und Charakter des Volkes, endlich mit köstlichen Charakterstudien über gelegentliche Mitreisende. Von den zweiundzwanzig zum Teil recht ausführlichen Briefen sind bei weitem die meisten an Therese gerichtet, nur einzelne an Jacobi, Sömmering, Heyne und Huber. Sie sind in jeder Beziehung ein charakteristisches Denkmal jenes Geschlechts, das in dem Genuß mündlichen und schriftlichen Gedanken- und Gefühlsaustausches schwelgte und nach einer im besten Sinne encyklopädischen Bildung mit unermüdlichem Eifer und einem jetzt nicht mehr erreichbaren Erfolge strebte; sie sind aber auch vielleicht die schönste, jedenfalls neben dem Briefwechsel mit Sömmering die menschlich wohlthuendste Hinterlassenschaft eines Mannes, der zwar nicht zu den Größen ersten Ranges in unsrer Geschichte und Litteratur gehört, der aber jedenfalls eine sehr bedeutende und bei allen seinen Schwächen im Kern durchaus edle Persönlichkeit und dazu einer der glänzendsten und vielseitigsten Schriftsteller war.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Mehr Schutz für unsre Seeleute! In keinem Berufe hat sich der manchesterliche Grundsatz des laissez faire unheilvoller gezeigt, als in dem des Seemanns. Die letzten Jahre haben auf dem Gebiete der Handelsschiffahrt eine geradezu erschreckende Menge von Fehlern und Nachlässigkeiten aufgedeckt, denen nicht nur Güter, sondern vor allem auch Menschenleben in großer Zahl zum Opfer gefallen sind. Daß die Reichsregierung jetzt gegen den alten Schlendrian vieler Reedereien, die ihre hochversicherten Schiffe ohne genügende Sicherheitsmaßregeln für die Besatzung auf die Fahrt hinausschicken, entschieden vorgehen will, ist mit Freuden zu begrüßen. Denn niemand steht machtloser der Habsucht und Geldgier seines Arbeitgebers gegenüber als der Seemann. Es ist kein Wunder, daß sich die Reeder gegen jede Staatsaufsicht über die Schiffahrt verzweifelt wehren, und daß die Hamburgische Handelskammer lauten Einspruch gegen die beabsichtigte staatliche Überwachung des deutschen Schiffbaues und der deutschen Schiffe erhebt. „In der Seeberufsgenossenschaft, sagt sie, besitzt Deutschland das denkbar geeignetste Organ für den Erlaß von Vorschriften für die Sicherheit der Schiffahrt, sowie für die Aufsicht über deren Befolgung und über die Seetüchtigkeit der Schiffe überhaupt, nach dem Urteil der kompetenten Behörden (welcher?) und der nautischen Kreise (unter den dreiundzwanzig Stimmen waren nur elf seemännische!)

erfüllt sie die ihr in dieser Beziehung gestellte Aufgabe mit größter Sorgfalt und Sachkenntnis."

Daß die Seeberufsgenossenschaft ihrer Aufgabe doch nicht gewachsen ist, und daß eine staatliche Beaufsichtigung unsrer Handelsschiffahrt im Interesse der Seeleute und gegen das Interesse der Kapitalisten unbedingt notwendig ist, das weist der Kapitänleutnant a. D. Georg Wislicenus in seiner soeben erschienenen Broschüre: Schutz für unsre Seeleute! Ein Aufruf an deutsche Menschenfreunde (Leipzig, Grunow, 1894) schlagend nach. Auf Grund einer genauen Statistik giebt Wislicenus einen Überblick über die Schiffsunfälle der letzten Jahre. Darnach sind in den zehn Jahren von 1881 bis 1891 nicht weniger als 1651 deutsche Seeschiffe gänzlich verloren gegangen, und dabei haben etwa 3000 Menschen das Leben verloren. Nur bei 750 dieser Opfer haben die Seegerichte feststellen können, durch welchen Unfall ihr Schiff zu Grunde gegangen ist. Die meisten Schiffe sind in irgend einem Winkel der Erde mit Mann und Maus spurlos verschwunden. Nun haben die Seegerichte bei den klar liegenden Fällen festgestellt, daß die Schiffe entweder wegen hohen Alters und völliger Seeuntüchtigkeit, oder wegen zu schwerer und ganz unverständiger Beladung, oder endlich wegen unzureichender Besatzung und mangelhafter Schiffsausrüstung verloren gegangen sind. Deshalb verlangt der Verfasser, daß die Aufsicht über die Handelsschiffahrt aus den Händen der stets auf ihren Vorteil bedachten Kreise genommen und einer unparteiischen amtlichen Seebehörde übertragen werde. Er stellt drei Forderungen auf: 1. ein deutsches Tiefladegesetz, das für jedes Schiff die Grenze der Belastung in einer Ladelinie oder Lademarke vorschreibt. 2. Eine Vorschrift über die Zahl der Besatzung eines Schiffes. 3. Eine amtliche Untersuchung der Seetüchtigkeit und vor allen Dingen der Ausrüstung des Schiffes. „Das Schiff, sagt er, ist versichert, und zur Unterhaltung der Hinterbliebnen der ums Leben kommenden Seeleute ist der Reeder nicht verpflichtet; also bleibt jede Fürsorge, solches Unheil durch gutes Schiff, starke Besatzung, genügende Ausrüstung zu verhüten, dem guten Willen des Reeders überlassen."

Geradezu unerhört sind die Zustände in der Ausrüstung mancher Kauffahrer. Es giebt Reeder, die aus Sparsamkeit ihrem Schiffe so wenig Brennmaterial für die Sicherheitslampen mitgeben, daß der Kapitän bei Nacht und Nebel ohne Beleuchtung auf gut Glück drauflosfährt. Daß solch ein Gespensterschiff plötzlich verschwindet oder ein andres über den Haufen rennt, ist kein Wunder. Die von den Reedern gebildete Seeberufsgenossenschaft hat nun freilich allerlei Vorschriften zur Verhütung von Seeunfällen zusammengestellt, aber diese Vorschriften sind so allgemein und nichtssagend abgefaßt, daß sie jeder nach seinem Gutdünken auslegen kann. Ein Muster solcher dehnbaren Vorschriften ist der § 2: „Jedes Schiff muß bei Antritt jeder Reise in seetüchtigem Stande, gehörig (?) eingerichtet und ausgerüstet, sowie gehörig (?) bemannt und verproviantirt sein und die zum Ausweis für Schiff, Besatzung und Ladung erforderlichen Papiere an Bord haben. Die Gerätschaften zum Laden und Löschen müssen in gehöriger (?) Beschaffenheit und die Ladung ordnungsgemäß nach Seemannsbrauch gestaut sein. Das Schiff darf nicht überladen (sonst würde es ja gleich im Hafen sinken!) und muß mit dem nötigen Ballast und der erforderlichen Garnirung versehen sein." Das heißt auf Deutsch: Mit der Beladung und Ausrüstung könnt ihrs machen, wie ihr wollt; ist der Kasten erst draußen auf hoher See, dann mag ihn der Teufel holen, versichert ist er! Ja noch mehr: die Schiffseigentümer geben sich gar nicht einmal die Mühe, die für den Seedienst notwendigen nautischen Instrumente, die Sextanten,

Kompasse und Chronometer amtlich prüfen zu lassen, obgleich die deutsche Seewarte zu diesem Zweck eingerichtet ist. Nach der Zahl der deutschen Handelsflotte müßte die Seewarte z. B. jährlich 2000 Kompasse prüfen, es werden ihr aber durchschnittlich nur 80 zugeschickt. Daher kommt es, daß so oft Kapitäne ohne ihre Schuld vom richtigen Kurs geraten und irgendwo auflaufen, sodaß das Schiff und oft auch die Mannschaft rettungslos verloren ist. Eine ähnliche Nachlässigkeit zeigt sich bei der Regulirung der Schiffschronometer. Das Seeamt müßte jährlich etwa 500 prüfen, es erhält aber nur 30 zur Untersuchung. Es müßte ferner jährlich 1200 Sextanten prüfen, erhält aber nur 140. Das sind heillose Zustände. Wislicenus erzählt von einem Handelskapitän, der mit seinen Instrumenten keine richtige Messung mehr zu stande brachte und schließlich glaubte, er könnte nicht mehr ordentlich sehen, bis sich der Fehler am Sextanten herausstellte. Dieser Kapitän hat denn auch seinem Groll in einem Aufsatz Luft gemacht, worin er sagt: „An Land steht ja jedes Meßinstrument, sogar das Bierseidel, unter Aufsicht. Ich begreife nicht, warum unsre Instrumente gerade davon ausgeschlossen sind, und ferner, daß von unsern jungen Seeleuten Beobachtungen eingeliefert werden müssen, während auf die Instrumente, die sie dazu benutzen, nicht geachtet wird, und die doch zuweilen nicht einmal zum Zerklopfen gut genug sind."

Der Verfasser der vorliegenden Broschüre verlangt am Schluß seiner Untersuchung eine Seebehörde, die zehn Abteilungen haben müsse: für die Aufsicht über den Schiffskörper, die seemännische Schiffsausrüstung, das Schiffsmaschinenwesen, die Ausmusterung der Mannschaft, die Gesundheitspflege, die See- und Hafenpolizei, das Seegericht, das Lotsenwesen, den Wasser- und Hafenbau, die Seefischerei. Die Broschüre ist sachlich und maßvoll geschrieben. Wer aber zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der wird mit Recht entrüstet sein über die Zustände in unsrer Handelsflotte, und den Wunsch hegen, die Reichsregierung möchte einmal mit fester Hand, ohne Rücksicht auf bequeme alte Gewohnheiten oder geschichtliche Überlieferungen, eingreifen und die ganze Handelsflotte unter ihre Aufsicht nehmen.

Zur Irrengesetzgebung. Die Anhänger der Ansicht, daß die in Deutschland bestehende Gesetzgebung über das Verfahren bei Vormundschaftsbestellung, Entmündigung und Unterbringung Geisteskranker einer Verbesserung bedürfe, pflegen eine Anzahl neuerer, zum Teil in Monographien beschriebner Fälle anzuführen. Gegen die Mehrzahl dieser Fälle wendet aber die Gegenpartei mit Recht ein, daß sie keine schlagende Beweiskraft besäßen. Solche Monographien sind nämlich häufig von den der Geisteskrankheit verdächtigen selbst geschrieben. Nun spricht aber auch die tadellose, sogar die mustergiltige Abfassung eines Schriftstücks nicht dafür, daß sein Verfasser niemals geistesgestört gewesen sei oder zeitweise noch sei; mußte doch einer der größten Entdecker auf dem Gebiete der Physik, Robert Mayer, zeitweise einer Irrenanstalt übergeben werden! Gegen andre Fälle läßt sich einwenden, daß sie nicht deutsches Recht betreffen, oder auch, daß eine Anzahl Personen bei der Sache finanziell interessirt sei und deshalb den Thatbestand verdunkle. Hierher gehört unter anderm der Fall des Fürsten Sulkowski.

Für die Notwendigkeit einer Änderung der einschlägigen gesetzlichen Bestimmungen bot sich nun am 8. Januar in der Sitzung der ersten Kammer des sächsischen Landtags ein so unanfechtbarer Stoff, wie er wohl selten vorliegen wird, da er in seinem schmucklosen Thatbestande für die Unleidlichkeit unsrer jetzigen Irrengesetzgebung eindringlicher spricht, als ganze Reihen von selbstverfaßten Berichten interessanter Irrenhausflüchtlinge.

Vor vierzig Jahren hinterließ der Stadtrichter Dr. Rodig in Pirna etwa eine Million Mark ohne Testament und ohne nähere Angehörige. Das dortige Landgericht übergab im Jahre 1855 die Hinterlassenschaft an Seitenverwandte sechsten Grades. Ein Menschenalter später erfuhr der Schuhmacher Johann Rodig in Leipzig von dieser Erbschaft und verlangte vom königlich sächsischen Staatsfiskus Entschädigung für den ihm durch Unterlassung einer Ediktalladung entgangnen Erbschaftsanteil. Zur Durchführung seines Anspruchs wandte er sich wegen Mittellosigkeit an das Landgericht zu Dresden um Gewährung des Armenrechts. Hier wurde er aber ebenso abgewiesen, wie später vom Oberlandgerichte und vom Justizministerium. Vermutlich in der Absicht, an allerhöchster Stelle persönlich vorstellig zu werden, reiste darauf Rodig selbst nach Dresden und wurde dort am 4. Februar 1891 in einer Schänke wegen auffälligen Benehmens von der Wohlfahrtspolizei in das städtische Siechenhaus zur Beobachtung seines Geisteszustandes gebracht.

Man sollte nun meinen, daß nach dieser Vorgeschichte in der Beurteilung Rodigs für den Sachverständigen Zurückhaltung geboten gewesen wäre. Ein ärztliches Gutachten aber erkannte „unheilbare Verrücktheit," und im April 1892 schlossen sich die Thore der Landesirrenanstalt zu Colditz, die für Unheilbare bestimmt ist, hinter dem unglücklichen Schuster. Aber schon im nächsten Jahre wurde er wieder entlassen und im Oktober die über ihn errichtete Vormundschaft aufgehoben (eine Entmündigung hat nicht stattgefunden)!

Nun wandte sich Rodig an die Ständeversammlung des Königreichs Sachsen. Die erste Kammer überwies seine Beschwerde ihrer vierten Deputation, die darüber am 18. Dezember einen gedruckten Bericht (Nr. 22) vorlegte. Dessen Text umfaßte genau ein Dutzend Worte: „Die hohe Kammer wolle beschließen: die Beschwerde auf sich beruhen zu lassen."

Der ganze Fall erscheint erbrechtlich kaum erwähnenswert. Denn für weitere Kreise ist es ziemlich gleichgiltig, ob ein armer Schuster durch Versäumnis eines Gerichts oder infolge der Verzwicktheit kleinstaatlicher Erbfolgegesetze oder wegen zu weitläufiger Verwandtschaft oder aus allen drei Gründen zusammen um eine ersehnte reiche Erbschaft kommt. Dagegen bedurfte der Widerspruch in dem Urteil über die Geisteskrankheit einer Erwägung, und zwar nicht bloß einer formalen. Der Oberarzt des Dresdner Siechenhauses gilt in Fachkreisen als Autorität, und die Landesirrenanstalt zu Colditz beansprucht als Staatsinstitut nicht minder autoritative Geltung. Wer von beiden hat nun Recht gehabt? Man — d. h. jemand, der die Verhältnisse nicht kennt — sollte denken, die Pairskammer hätte über den Fall ein sachverständiges Obergutachten eingefordert oder — wenn das aus konstitutionellen Gründen unmöglich gewesen wäre — wenigstens einen Sachverständigen aus ihrer Mitte mit der Berichterstattung oder dem Korreferate betraut. Einer der Domherren, die dieser Kammer angehören, wird in dem Börnerschen Reichsmedizinalkalender als praktizirender Arzt aufgeführt; wegen hohen Alters und Überbürdung mit geistlichen Würden — er ist u. a. Subsenior eines Kollegialstifts — war seine Heranziehung wohl unthunlich. Ein andrer Arzt, der der Kammer angehört, war früher bei der Colditzer Anstalt thätig und leitete später die Irrenabteilung des städtischen Krankenhauses in Dresden, die jetzt dem dortigen Siechenhause zugeteilt ist. Dieser hätte als Psychiater wie als Vorgänger der in Frage kommenden begutachtenden Irrenärzte gehört werden sollen. Aber das geschah nicht, sondern ein rechtsgelehrter Bürgermeister berichtete in der angeführten Sitzung über die betreffende Beschwerde. Die Deputation hatte die Ansprüche

Rodigs unbegründet gefunden, da seine Verwandtschaft mit dem Erblasser zu entfernt und gegen das Ediktalverfahren des Landgerichts von den Erben selbst seiner Zeit erfolgreich Widerspruch erhoben worden sei. Was die Unheilbarkeitserklärung Rodigs anlangt, so hält die Deputation (laut den Mitteilungen über die Verhandlungen des Landtags, erste Kammer, Nr. 11, 10. Januar 1894) das betreffende irrenärztliche Gutachten nicht nur für logisch, sondern auch für „durchaus zutreffend." Dem Berichterstatter gefällt es dermaßen, daß er um die Erlaubnis bittet, einige Stellen daraus vorzulesen! Nun ist wohl nicht zu bezweifeln, daß ein wissenschaftliches Gutachten eines Psychiaters, wie Dr. Ganser, recht beachtenswerte Gründe enthalten werde. Die Stellen freilich, die der Berichterstatter gewählt hat, würde ein Sachverständiger schwerlich als solche, die die Unheilbarkeit eines Geisteskranken beweisen, hervorgehoben haben. Selbst daß der Untersuchte erklärt hat, er „nehme es mit jedem Richter Sachsens auf," würde doch höchstens als strafwürdige Vermessenheit, aber nicht als Zeichen unheilbarer Verrücktheit zu deuten sein. Aber die Deputation hatte sich so sehr für das Gutachten erwärmt, daß sie meinte, es sei durchaus sachgemäß, „wenn diese Person nicht in Freiheit gelassen, sondern zur eignen Sicherung und zur Sicherung der übrigen Mitmenschen in eine Anstalt gebracht würde."

Der vorgeführte Fall — doch halt, hier fragt vielleicht ein in dem mittelstaatlichen Verfassungsleben wenig bewanderter Leser, was die hohe Kammer in dieser Beschwerdeangelegenheit schließlich gethan habe? Wir hätten das beinahe zu erwähnen vergessen, denn das Schicksal der überwiegenden Mehrzahl der Petitionen ist — soweit sie nicht als unzulässig schon vorher abgewiesen worden sind — stets dasselbe. Nach dem Berichte des Referenten hält der Kammerpräsident etwa folgenden Monolog: „Wünscht jemand zu diesem Gegenstande das Wort? Es ist nicht der Fall. Ich frage die Kammer: will dieselbe(!) dem Antrage ihrer Deputation beitreten und die Beschwerde auf sich beruhen lassen? Einstimmig."

Der vorgeführte Fall entbehrt des pikanten Beiwerks, er ist überhaupt hoch uninteressant. Dafür erscheint aber sein einfacher Thatbestand durch keinerlei Parteigunst oder Sonderinteresse verzerrt. Er zeigt, daß man heute in deutschen Landen auf das Gutachten eines einzigen Arztes hin für unheilbar geisteskrank erklärt und in eine staatliche Irrenstalt auf Lebenszeit eingeliefert, von dieser Irrenanstalt aber alsbald wieder entlassen werden kann. Eine solche traurige Möglichkeit durch ein Reichsgesetz zu beseitigen, diese Aufgabe sollten alle an der staatlichen Ordnung auch nur entfernt interessirten Parteien auf ihr Programm schreiben.

Litteratur

Kulturbilder aus Baiern von Karl Stieler. Mit einem Vorwort von Professor Dr. Karl Theodor Heigel. Zweite Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz und Komp., 1893

Mit dem frühen Tode des liebenswürdigen oberbairischen Dialektdichters Karl Stieler ist das Andenken an seine Persönlichkeit und seine Leistungen nicht erloschen. Stieler hat das Glück gehabt, daß seine lyrischen Gedichte und überhaupt seine ge-

samte litterarische Thätigkeit zur Verherrlichung des schönen Hochlands hinter München gerade in die Zeit fiel, wo halb Mittel- und halb Norddeutschland in den Sommermonaten nach den bairischen Alpen strömte. Er wurde bekannter und beliebter als Franz von Kobell und andre Dialektdichter einer frühern Zeit. Die Sammlungen „Habts a Schneid“ und „Weils mi freut!“ haben eine Auflagenzahl erreicht, die selbst hochdeutschen lyrischen Gedichten nur in Ausnahmefällen vergönnt ist. Die Teilnahme aber, die die Dichtungen gefunden haben, hat auch den Skizzen und kleinen Lebensbildern Stielers einen Leserkreis verschafft, und sie wird den aus seinem Nachlaß durch Karl Theodor Heigel gesammelten Vorträgen, die als „Kulturbilder aus Baiern“ veröffentlicht worden sind, nicht minder zu gute kommen. Sechs solcher Vorträge: „Über den Volkscharakter im bairischen Hochland,“ „Die oberbairische Mundart,“ „Sitte und Brauch im bairischen Hochland,“ „Der Zeitgeist auf dem Lande,“ „Alter und neuer Verkehr im bairischen Hochlande“ und „Franz Defregger und seine Bilder“ sind nicht nur von der begeisterten Liebe Stielers zum bairischen Bergland beseelt, sondern auch aus einem reichen Schatz persönlicher Anschauungen, Erinnerungen und guter Studien über Vergangenheit und Gegenwart der bairischen Alpenthäler und ihrer Bewohner geschöpft, erweisen sich inhaltreicher und im Stil sorgfältiger, als derartige Vorträge gewöhnlich zu sein pflegen, und werden selbst dem noch genug neues berichten, der im bairischen Hochlande zu Hause zu sein meint.

Schwarzes Bret

Ein Ausbund von Juristendeutsch sind die in dem ersten Aufsatze dieses Heftes mitgeteilten Bruchstücke aus dem Berichte der Kommission für die Börsenenquete. Während der Text unsers hochgeschätzten Mitarbeiters O. Bähr in krystallheller Klarheit dahinfließt, sodaß ihn ein Knabe verstehen kann, ist es einem jedesmal, sobald ein Stück dieses Berichts kommt, als legte sich einem ein Nebel auf die Augen. Während man von Bähr auf gutem, glattem Wege leicht und schnell vorwärts geführt wird, hat man, so oft der Bericht wieder anfängt, das Gefühl, als geriete man in einen Sumpf oder in ein Gestrüpp: man zerrt und watet und kommt nicht vom Fleck. Wir bitten unsre Leser, diesen Aufsatz recht aufmerksam zu lesen; der Unterschied zwischen gutem Deutsch und Juristendeutsch wird hier auch dem stumpfsten Sprachgefühl aufgehen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Landarbeiterfrage in Mecklenburg

Unter einsichtigen Leuten ist kein Zweifel mehr darüber, daß eine der wichtigsten sozialen Fragen der Gegenwart die Landarbeiterfrage ist, und daß von ihrer Lösung die gedeihliche Zukunft der deutschen Landwirtschaft viel mehr abhängt, als von der Annahme oder Verwerfung des russischen Handelsvertrags, der fast allein die Kosten der Agitation des Bundes der Landwirte tragen muß. Die Landarbeiterfrage drückt am meisten die Gutsbesitzer in den ostelbischen Gebieten des deutschen Reichs, weil dort der Großgrundbesitz vorherrscht. Wer zum erstenmale nach Mecklenburg kommt oder sich mit dessen Zuständen eingehender beschäftigt, dem fällt vor allem die große Zahl der sozialdemokratischen Stimmen bei den Reichstagswahlen auf. Mecklenburg ist ein vorwiegend ackerbautreibendes Land und hat nur vier größere Städte mit über 10000 Einwohnern (Rostock mit 40000, Schwerin mit 32000, Wismar mit 17000 und Güstrow mit 14000 Einwohnern), und auch in diesen Städten wird viel Landwirtschaft getrieben, während sich die Industrie noch in den Anfängen befindet. Es kann also von einer eigentlichen Fabrikbevölkerung nicht die Rede sein. Genauere Untersuchungen ergeben, daß ungefähr ein Drittel der sozialdemokratischen Stimmen auf dem Lande aufgebracht wird.*) Wer giebt diese Stimmen ab?

*) Nach der Veröffentlichung des statistischen Amtes verteilten sich die bei der Hauptwahl von 1893 in Mecklenburg abgegebnen giltigen Stimmen folgendermaßen auf die Parteien:

	Mecklenburg-Schwerin	Mecklenburg-Strelitz
Deutschkonservative	36701	8749
Sozialdemokraten	28930	3300
Freisinnige Volkspartei	13404	—
Freisinnige Vereinigung	10067	4382

Es sind die Gutstagelöhner, die trotz aller schönen Reden ihrer Herren, daß sie es nirgends so gut hätten, als bei ihnen, nicht mit ihrem Lose zufrieden sind, sondern, wenn sie können, nach Amerika oder in die größern Städte des Landes wandern. Die Gründe dieser Erscheinung liegen am Tage: es sind erstens die Unmöglichkeit, zu selbständigem freien Besitz zu gelangen, und zweitens die leidige Hofgängerfrage.

Wie stark der Zuzug der Landarbeiter in die Städte ist, ergiebt sich aus folgenden Zahlen:*) Die Bevölkerung im Domanium hat von 1867 bis 1890 um 3387, die in der Ritterschaft in derselben Zeit um 20643, d. h. um 14 Prozent abgenommen, während sich die Gesamtbevölkerung in Mecklenburg-Schwerin um 17674 oder 3,15 Prozent vermehrt hat. Der Überschuß der Geburten über die Sterbefälle betrug in dem Zeitraum vom 1. Dezember 1885 bis ebendahin 1890 in beiden Mecklenburg 32566, die Bevölkerungszunahme in derselben Zeit nur 3583 Köpfe, der Verlust durch Auswanderung demnach 28938 oder 89,17 Prozent des Geburtenüberschusses. Dabei ist Mecklenburg ein dünnbevölkertes Land; nach der Zählung von 1885 wohnen auf einem Quadratkilometer in Mecklenburg-Schwerin 43,7 Einwohner, in Mecklenburg-Strelitz sogar nur 34,2 Einwohner, während z. B. im Königreich Preußen 81, im Königreich Sachsen sogar 212 Einwohner auf einen Quadratkilometer fallen. In frühern Zeiten kannte man die jetzige Art der Besitzverteilung im ritterschaftlichen Gebiete nicht. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts sollen noch etwa 12000 ritterschaftliche Bauernhöfe bestanden haben, um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts waren deren nur noch 4472 übrig, und gegenwärtig zählt man 1230. Die Besitzer der übrigen sind entweder zu Grunde gegangen, oder ihre Stellen sind ohne Zustimmung der Landesregierung von den Rittern „gelegt," d. h. eingezogen worden. Aus den ehemaligen Besitzern wurden Gutstagelöhner, die bis zum Beginn der Reichsgesetzgebung an die Scholle gebunden waren und ohne Zustimmung ihres Herrn nicht heiraten durften. Was für Übelstände daraus folgten, das hat Fritz Reuter, der seine Landsleute und ihre Verhältnisse genau kannte, in seinem Gedicht „Kein Hüsung" ergreifend geschildert. Der mecklenburgische Gutstagelöhner hat bei einem wohlwollenden Herrn — und das sind die eigentlichen Rittergutsbesitzer in der Mehrzahl — heutzutage sein gutes Einkommen; aber die Unmöglichkeit oder sehr große

	Mecklenburg Schwerin	Mecklenburg-Strelitz
Nationalliberale	7371	—
Deutsche Reichspartei	5819	—
Deutsch-mecklenburgische Rechtspartei	428	169
Antisemiten	26	—
Zersplittert	228	25

*) Wir entnehmen diese Zahlen einem sogenannten Diktamen des Rittergutsbesitzers von Müller auf Groß-Lunow bei Gnoien i. M.

Schwierigkeit, eignen Besitz zu erlangen, läßt ihn zu keiner Befriedigung kommen. Anstatt dieses berechtigte Streben nach eignem Besitz zu unterstützen, sucht man es in jeder Weise zu unterdrücken, schilt auf die moderne Gesetzgebung, auf Preußen, auf die Unzufriedenheit des gemeinen Volkes u. s. w. Erschwert und verbittert wird den Gutstagelöhnern das Leben noch durch die Hofgängerfrage, die manchem tüchtigen und heimatliebenden Arbeiter den Wanderstab in die Hand zwingt, wenn er nicht zu Grunde gehen will.

Früher waren die Hofgänger die eignen Kinder des Gutstagelöhners, oder wenn er keine hatte, die einer verwandten Familie. Sie lebten als Familienglieder im Hause des Tagelöhners, wurden von diesem genährt und gekleidet, erhielten einen geringen Lohn und warteten, bis durch Tod oder Altersschwäche des jeweiligen Besitzers ein Katen frei wurde und sie heiraten konnten. Seitdem die Freizügigkeit eingeführt ist, die Bahnen gebaut sind, das Militär bedeutend vermehrt worden ist und sich unsre Industrie entwickelt hat, wandern die Kinder der Gutstagelöhner aus: die Burschen suchen ein Unterkommen beim Militär, bei der Post, bei der Eisenbahn, in Fabriken, die Mädchen gehen in städtischen Dienst oder wandern aus. Die Tagelöhner müssen aber einen Hofgänger stellen und haben sich deshalb nach Ersatz umsehen müssen, diesen haben sie gefunden teils in schwedischen, teils in polnischen Kreisen, ja neuerdings sollen sogar entlassene Sträflinge als Hofgänger eingestellt worden sein. Daß diese wandernde, heimatlose Bevölkerung, die nicht einmal die Sprache des Landes spricht, nicht zur Hebung der Sittlichkeit beiträgt, läßt sich wohl denken. Dazu kommen die zum Teil recht beschränkten und traurigen Wohnungsverhältnisse der Tagelöhner, durch die sie bisweilen gezwungen werden, die wildfremden Hofgänger mit ihren eignen halbwüchsigen Kindern in einem Raum schlafen zu lassen. Sehr häufig läuft ein solcher Hofgänger, der von dem Tagelöhner erst anständig gekleidet worden ist, nach kurzer Zeit mit der neuen Kleidung fort, und der arme Tagelöhner muß das Spiel von neuem beginnen. Kommt dazu noch Unglück mit der Kuh, so ist der Tagelöhner zu Grunde gerichtet und kann betteln gehen, wenn ihm nicht ein besonders wohlwollender Herr oder Pächter hilft.

Alle diese traurigen Zustände liegen seit vielen Jahren offen zu Tage, aber zu einer Abhilfe hat sich bis zum Jahre 1890 noch niemand aufgerafft. Der mecklenburgische Durchschnittsgutsbesitzer und -Gutspächter lebt und fällt mit dem Hofgänger, er kann ohne ihn nach seiner Meinung nicht bestehen, und der Staat hat die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, für den Fortbestand dieser Einrichtung zu sorgen. Daher hat der Bund der Landwirte auch in den Kreisen der mecklenburgischen Großgrundbesitzer so viele eifrige Anhänger gefunden, während die kleinern Besitzer, die Erbpächter, schon wieder zahlreich austreten, nachdem das erste Feuer der Begeisterung verraucht ist. Nur ein Mann aus den Reihen der Großgrundbesitzer ist bis jetzt mit einem Vorschlage

zur Abhilfe der gegenwärtigen traurigen Zustände hervorgetreten, nachdem er mit klarem und richtigem Blick den Kern der ganzen Frage erkannt hat: der Rittergutsbesitzer von Müller auf Groß-Lunow bei Gnoien in Mecklenburg-Schwerin. Am 25. November 1890 überreichte er der in Malchin tagenden Landtagsversammlung*) ein sogenanntes Diktamen über „die Einleitung von Schritten zur Förderung der Seßhaftigkeit der ländlichen Bevölkerung in Mecklenburg durch Neubildung kleinern und mittlern Grundbesitzes." In dieser Schrift führt er ungefähr folgendes aus.

Zwei frühere Verordnungen vom Jahre 1827 und 1868, die die Errichtung von Erbzinsstellen auf ritterschaftlichen Gütern bezweckten, um auf diese Weise die kleinen landwirtschaftlichen Betriebe im Lande zu vermehren, haben nicht den gewünschten Erfolg gehabt. Der Grund aber, dem jene Gesetze ihre Entstehung verdanken, besteht weiter fort: es ist die Ab- und Auswanderung der ländlichen Arbeiterbevölkerung. Mecklenburg, ein vorwiegend ackerbautreibendes Land, ist durch diese Verschiebung der Bevölkerung besonders schwer geschädigt; denn der zurückbleibende Arbeiterstand ist dem entsprechend in seiner Tüchtigkeit gemindert, wenn auch noch besser als der Ersatz, der dem Lande aus dem Proletariat der Städte zufließt. Wenn trotzdem das Land in seiner Kultur nicht zurückgegangen ist, sondern durch Einführung des Rübenbaues einen großen Aufschwung genommen hat, so ist das nur durch Heranziehung einer Menge von Arbeitern aus andern Gegenden Deutschlands möglich geworden, ein Zustand, der als ebenso unnatürlich wie volkswirtschaftlich ungesund und auf die Dauer unhaltbar bezeichnet werden muß. Um der Entvölkerung des platten Landes entgegenzuwirken, muß eine Anzahl von ländlichen Arbeitern durch Gründung von mittlerm und kleinem Grundbesitz seßhaft gemacht werden. Wenn auch dazu vielleicht der beste Zeitpunkt schon verpaßt ist, so ist es doch noch nicht zu spät. Es giebt noch überall Leute, denen ein kleiner Besitz, ein eignes kleines Heim erstrebenswert erscheint. Die Vermehrung des Kleinbesitzes im Domanium hat sich ausnahmslos vorzüglich bewährt. Die dort von dem verstorbnen Großherzog Friedrich Franz II. geschaffnen kleinen Büdnereien und Häuslerstellen haben überall willige Nehmer gefunden. Nicht darauf kommt es an, daß jeder landwirtschaftliche Arbeiter im Lande eine eigne Heimstätte besitze, sondern darauf, daß ihm die Möglichkeit gegeben werde, eine solche zu erwerben. Hat man das Bedürfnis dafür erkannt, dann wird man auch Mittel und Wege finden, es zu befriedigen. Es

*) Mecklenburg hat bekanntlich noch eine ständische Vertretung; jeder Rittergutsbesitzer ist landtagsberechtigt, außerdem sendet jede Stadt — Wismar, Neustrelitz und Schönberg ausgenommen — einen oder mehrere Vertreter (die Landschaft). Zu giltigen Beschlüssen gehört die Übereinstimmung beider Stände und der Regierung. Das Domanium hat keine besondre Vertretung, wenn man nicht die Regierung als solche betrachten will. Der Landtag wird jedes Jahr abwechselnd nach Malchin und Sternberg berufen.

kann aber nicht Sache vereinzelter Privatunternehmer sein, in dieser Weise vorzugehen, sondern der Staat muß helfen, zumal da er hiermit nur eine Pflicht der Selbsterhaltung erfüllt. Hat man sich im Interesse des Verkehrswesens dazu verstanden, die Eisenbahnen und Chausseen des Landes in den Besitz des Staats zu bringen, so wird man auch eine ungleich höhere Aufgabe, die Verkehrswege dauernd zu beleben und fruchtbar zu machen, lösen müssen, wenn Mecklenburg ein Land bleiben soll, wo der Ackerbau die Grundlage des ganzen Erwerbslebens ist.

Im Anschluß an diese Ausführungen machte der Antragsteller folgende Vorschläge. Es werden zunächst durch eine Kommission vereinzelte, durch ihre Lage an der Chaussee oder Bahn begünstigte Güter aus Landesmitteln angekauft und so parzellirt, daß einzelne kleine Bauerstellen, sogenannte Halbhufner, mit je 6- bis 10000 Quadratruten (13 bis 21 Hektar), einige Büdnereien mit je 1500 Quadratruten (3,25 Hektar) und eine größere Zahl Häuslereien von etwa 200 Quadratruten (0,43 Hektar) errichtet werden; die Häuslereien können je nach Bedürfnis vermehrt werden. Der Kaufpreis wird bis zu $^1/_3$ oder $^1/_2$ des Wertes gegen niedrigen Zinsfuß und mit Amortisationsbedingungen hypothekarisch eingetragen, die Verschuldbarkeit für den gesamten Kleinbesitz ist eine beschränkte. Für Armen- und Schullasten werden entsprechende Ländereien, sowie etwa vorhandner Wald und Torflager als Gemeindegut ausgeschieden, andre Abgaben, sowie die Hufensteuer werden durch Veranlagung aufgebracht. Die vorhandnen Wohn- und Wirtschaftsgebäude werden den veränderten Verhältnissen entsprechend durchgebaut oder verteilt und dazu neue aufgeführt; zum Teil kann dies auch den Ansiedlern selbst überlassen werden. Die entstehenden Ortschaften werden, auch wenn sie aus ritterschaftlichen Gütern hervorgegangen sind, dem Domanium einverleibt.

Auf Beschluß des Landtags wurde dieser Antrag der Polizeikommitte (so!) überwiesen, die am 12. Dezember darüber berichtete und empfahl, „von einer Initiative in der vorgetragnen Richtung Abstand zu nehmen, jedoch in Rücksicht auf die hohe Bedeutung und Wichtigkeit der zur Frage stehenden Angelegenheit und in Würdigung der Mißstände, die durch die vermehrte Abnahme der ländlichen Arbeiterbevölkerung und die daraus hervorgehenden Konsequenzen begründet sind, der hohen Landesregierung von dem vorliegenden Diktamen nebst dem Kommittenbericht durch abschriftliche Mitteilung Kenntnis zu geben und hiermit den löblichen engern Ausschuß zu beauftragen.“ Der engere Ausschuß entledigte sich denn auch seines Auftrags am 5. März 1891, aber eine Äußerung der Regierung erfolgte darauf nicht. Herr von Müller wiederholte deshalb seinen Antrag unter eingehender Begründung am 7. Dezember 1893 auf dem Landtag in Sternberg, hatte aber damit nur den Erfolg, daß der Antrag wieder der „Polizeikommitte“ überwiesen wurde.

Es ist bedauerlich, aber nicht auffällig, daß die Stände dem Antrage

gegenüber so wenig Entgegenkommen gezeigt haben; man unterschätzt in diesen Kreisen die soziale Bewegung und wird erst dann auf Abhilfe der Not denken, wenn es zu spät ist. Daß die Regierung ihrerseits nicht vorgeht, erklärt sich wohl daraus, daß sie auf kein Entgegenkommen bei den Ständen hofft, die doch hauptsächlich bei der ganzen Angelegenheit beteiligt sind und durch bestimmte Vorschläge zeigen müßten, daß es ihnen Ernst um die Sache ist. Wir glauben überhaupt nicht, daß ein so großes Unternehmen mit der jetzt zu Recht bestehenden Landesvertretung durchgeführt werden kann, wo nicht hervorragende Einsicht, sondern der Geldbeutel und das Erbrecht die Berechtigung giebt, auf dem Landtage zu erscheinen. Nur eine moderne Verfassung, die durchaus nicht nach dem Muster des Reichstagswahlrechts zugeschnitten zu sein braucht, vermag Mecklenburg vorwärtszubringen und zu einem lebendigen, nützlichen Gliede des deutschen Reichs zu machen, das die braven, tüchtigen, arbeitsamen Landeskinder bewahrt und nicht übers Meer oder in die Industriebezirke treibt, wo sie rettungslos der Sozialdemokratie verfallen. Die jetzige ritterschaftliche Vertretung, soweit sie auf den Landtagsversammlungen erscheint, hat in ihrer Mehrheit nicht das nötige Verständnis für die Aufgaben unsrer Zeit. Hat es doch auf dem letzten Landtage die Ritterschaft wieder abgelehnt, auf das Recht zu verzichten, ihren Lehrern zu jeder Zeit und ohne Grund zu kündigen (bei vierzehntägiger Frist),*) ebenso es abgelehnt, sie zu pensioniren, ja ein Rittergutsbesitzer hat es fertig gebracht, einem siebzigjährigen Lehrer zu kündigen und ihn damit auf die Straße zu werfen, sodaß für ihn auf dem Landtag eine Sammlung veranstaltet wurde, die ein paar Hundert Mark ergab. Um so größere Anerkennung verdient ein Mann wie Herr von Müller, der den Bann der Anschauungen in jenen Kreisen durchbricht und selbst unter persönlichen Opfern bereit ist, andre Zustände herbeizuführen, die das Wohl des Landes fördern sollen. Läßt man die Dinge gehen, wie bisher, so wird die Möglichkeit, ein Gut in Mecklenburg rentabel zu bewirtschaften, immer geringer, und das Ende wird sein, daß der altangesessene Stand der Besitzer immer mehr schwindet und durch Hamburger Großkaufleute ersetzt wird, denen es nicht darauf ankommt, von einem Teil ihres Kapitals keine Zinsen zu erhalten. Dann werden Landstriche, die einst durch deutsches Blut und deutsche Arbeit errungen wurden, und in denen blühende Dörfer stehen könnten, eingehegte Jagdgründe werden, wo sich die Nachkommen Sems tummeln.

*) Man braucht sich dann nicht zu wundern, wenn die Sozialdemokratie auch auf dem Lande immer mehr Boden gewinnt.

Die Medizinalverfaſſung in Preußen

Die Einmütigkeit, mit der alle Parteien des Reichstags für das Seuchengeſetz eintreten, iſt ſicherlich auch der Ausdruck der Empfindung, daß auf dem Gebiete der Volksgeſundheitspflege ſo manches faul im Staate ſei. Es ſoll dahingeſtellt bleiben, ob der Entwurf, wie er aus dem Bundesrat hervorgegangen iſt, nicht ein Torſo iſt, da er ſich im weſentlichen nur mit der Cholera beſchäftigt. Denn was man ſonſt hinzugefügt hat, iſt doch nur ſchmückendes Beiwerk, um die Dürftigkeit des Inhalts zu verſchleiern. Weshalb z. B. die Maſſenmörderin Diphtheritis nicht aufgenommen worden iſt, obwohl dieſe Seuche jährlich mindeſtens ebenſo viel Menſchen dahinrafft wie die Cholera, und welche Gründe vorliegen, dieſem fortdauernd jahraus jahrein in kleinen und größern Epidemien auftretenden Schrecken aller Eltern nicht ebenſo kraftvoll entgegenzutreten wie jenem unheimlichen Gaſte aus Indien, iſt unverſtändlich. Daß man ſich an dem Tode ſo vieler blühenden jungen Sproſſen am Lebensbaume der Bevölkerung mitſchuldig macht, wenn man dem wachſenden Umſichgreifen der Diphtheritis unthätig zuſieht, ſcheint ganz überſehen zu werden.

Aber nicht das neue Seuchengeſetz ſoll uns hier beſchäftigen, ſondern die jetzt in Preußen beſtehende Medizinalverfaſſung, da es auch in dem engern preußiſchen Vaterlande wohl nur wenig bekannt ſein wird, wie gegenwärtig und in Zukunft, da auch das Seuchengeſetz darin wenig ändern zu wollen ſcheint, die Regierung für die Geſundheitsverhältniſſe ihrer Bürger Sorge trägt, beſonders im Hinblick auf die Hygieine des Landes im Gegenſatz zu den großen Städten.

Es wird bekannt ſein, daß für dieſe gute Sache folgende vom Staat angeſtellte Beamten thätig ſind: 1. der Miniſter für geiſtliche und Medizinalangelegenheiten, der natürlich Juriſt iſt. (Die Leitung der militärmediziniſchen Angelegenheiten ſteht unter dem Kriegsminiſter und liegt in den Händen eines Arztes.) 2. Ein Miniſterialdirektor, der ſich ausſchließlich mit allen mediziniſchen Dingen im Staate beſchäftigt und wichtiges zum Vortrag bringt, unnatürlicherweiſe ebenfalls ein Juriſt. 3. Zwölf vortragende Räte; dieſe ſind erſt wirkliche Ärzte, alſo Sachverſtändige im engern Sinne. 4. In jeder Pro-

vinz so viel Medizinalräte, als es Regierungen giebt, je einer am Sitz einer Regierung; diese sind Regierungsräte und Sachverständige in allen Fragen, die in das Gebiet der Medizin gehören. 5. In jedem Kreise ein Kreisphysikus, dem nicht immer ein Kreiswundarzt zur Seite steht. Dieser Beamte steht in unmittelbarer Berührung mit der Bevölkerung, er soll über alle bedenklichen hygieinischen Erscheinungen im Kreise wachen und berichten, er soll Vorschläge zur Abwehr von Epidemien machen, Brunnen, Schul- und technische Anstalten nach ihrer sanitären Beschaffenheit untersuchen u. s. w. Ihm liegt also die eigentliche Aufgabe ob, den Staatsbürgern in allerhand Gesundheitsnöten beizustehen.

Fragen wir nun nach den Hilfsmitteln, die besonders der letzten Beamtenklasse zu Gebote stehen, so lautet die Antwort: solche Hilfsmittel sind nicht vorhanden; es giebt außer dem Impfgesetz, das Reichsgesetz ist, kein einziges Gesetz, nach dem verfahren werden müßte bei alltäglichen Vorkommnissen oder wenn Volkskrankheiten in gefährlicher oder epidemischer Form auftreten. Zwar giebt es eine große Zahl von ausgezeichneten königlichen Verordnungen und ministeriellen Verfügungen, aber sie zu befolgen ist ganz in das Belieben der Unterbehörden (Regierungspräsident, Drost, Landrat) gestellt. Sie werden deshalb auch in Wirklichkeit nirgends vollständig befolgt. Weshalb nicht, da sie doch das Wohlergehen des Landes bezwecken, weiß niemand. Es ist eine ganz alltägliche Erscheinung, daß in dem einen Regierungsbezirk, ja in zwei benachbarten Land- oder Stadtkreisen die Vorschriften einer solchen Verfügung hier befolgt werden, dort nicht. So besteht z. B. eine Verfügung vom 6. August 1883, also aus jüngster Zeit, die das Hebammenwesen, das nach vielen Richtungen hin noch sehr viel zu wünschen übrig läßt, in höchst umsichtiger Weise zu regeln sucht, die aber in dem ganzen preußischen Staate nirgends nach ihrem vollen Sinne durchgeführt ist, man ignorirt sie auf Kosten eines ganzen Erwerbszweiges. So steht es aber auch um alle andern königlichen Verordnungen. Gleicht eine solche Verordnung nicht dem Schneemann im Kinderliede („Seht den Mann, o große Not, wie er mit dem Stocke droht, aber niemals schlägt er doch")? Hält man solche Dinge in dem Staate Friedrichs des Großen, der angeblich durch seine straffe Verwaltung berüchtigt ist, für möglich?

Wenn aber schon eine Verfügung, bei der sichs um eine leicht durchführbare Verwaltungsmaßregel handelt, so unbeachtet bleibt, wie viel mehr alle die, die sich im allgemeinen mit Maßregeln für die Gesundheitspflege der Bevölkerung befassen, und die vor allem auf Reinlichkeit abzwecken? Reinlichkeit ist bekanntlich nicht jedermanns Sache, und es soll Berufs- und Menschenklassen geben, die sie aus Gewohnheit und Überzeugung gering schätzen. Wenn aber eine schwache Hand gebietet, so gelingt es fast nie, des allseitigen aktiven und passiven Widerstandes von Beamten und Nichtbeamten Herr zu werden, und

die Dinge bleiben so, wie sie vor hundert Jahren waren, wenn sich auch eine noch so große und augenscheinliche Gefahr für einen ganzen Landstrich in ihnen verbirgt.

Man muß wirklich die Sanitätsbeamten beklagen, die mit dem wärmsten Herzen für das Wohlergehen ihrer Mitbürger arbeiten möchten, die aber auch, wo sie mit bestem Willen ansetzen, an diesem Widerstande scheitern, weil ihnen die Möglichkeit fehlt, ihren Bestimmungen Nachdruck zu geben. Trauernd müssen sie zusehen, wie sich alljährlich unzählige Nationalkraft und auch Nationalvermögen unnütz selbst verzehrt, das vor zu frühem Erlöschen sehr wohl hätte bewahrt werden können. Augenblicklich — und es ist gar keine Aussicht, daß es bald anders wird — hat die Macht zur Durchführung hygieinischer Maßregeln nur die staatliche Polizeibehörde: die Bürgermeister der Städte, die Landräte des Kreises. Man kann daher für die Gesundheit der Bewohner von Stadt und Land nur dann sorgen, wenn der Kreisphysikus mit dieser politischen Behörde einmütig zusammenarbeitet. Ersprießlich sein wird es aber nur dann für das Allgemeine, wenn auch die politische Behörde für hygieinische Bedürfnisse genügendes Verständnis und zur Beseitigung erkannter Übelstände den guten Willen und die nötige Thatkraft hat.

Daher kommt es denn, daß oft Jahre vergehen, ehe ein Kreisphysikus zur Feststellung einer Krankheit, ihrer Ursache und Verbreitung abgesandt wird, es ereignet sich sogar, daß er von einer Epidemie in seinem Kreise erst nach Wochen auf privatem Wege hört, und wenn er sich bei dem Landratsamte erkundigt, ob die Nachricht auf Wahrheit beruhe, die Antwort erhält, das Landratsamt sei nicht verpflichtet, ihm darüber Auskunft zu geben.

Bis heutigen Tages ist es lediglich der gute Wille der Polizeibehörde, wenn der Gesundheitszustand der Bevölkerung untersucht wird oder nicht. Dieser Behörde wird also das höhere Verständnis zugetraut, allgemeine medizinische Fragen richtig zu beurteilen. Es ist das um so beschämender für den dazu berufnen Beamten, da auch Stellvertreter der Polizeibehörde (der Kreissekretär, irgend ein Gutsbesitzer des Kreises, ein Magistratsmitglied, Männer, die sonst gewiß sehr tüchtige, brauchbare und ehrsame Leute sein mögen, die aber von rein medizinischen Dingen auch nicht einmal durch Routine eine Ahnung haben) darüber „befinden“ können. Dabei steht ein Beamter zur Verfügung, der schwere wissenschaftliche Prüfungen bestanden, mikroskopische, bakteriologische, chemische Kurse durchgemacht hat, und dessen heißester Wunsch es ist, seine in eifrigem Bemühen gewonnenen Kenntnisse im Dienste seiner Mitmenschen anwenden und nutzbringend verwerten zu dürfen. Wenn man seinen Rat einholte, so würden nicht so große Summen für Desinfektion nutzlos zum Fenster hinausgeworfen worden sein, wie im Jahre 1892 im ersten Cholera-schrecken von unverständigen Polizeibehörden an sehr vielen größern und kleinern Orten. Damals konnte jedermann, der Augen hatte, sehen, wie

kopflos ungeheure Aufwendungen gemacht wurden, die nicht den geringsten Erfolg haben konnten, weil sie am falschen Fleck einsetzten und die Bevölkerung nur in den verderblichen Wahn brachten, genügend vorgebeugt zu haben.

Nehmen wir aber einmal an, Kreispolizei und Kreismedizin stünden auf gutem Fuße mit einander, so werden dem Physikus die Meldungen von den ansteckenden Krankheiten in seinem Bezirk in folgender Weise übermittelt: 1. der behandelnde Arzt meldet den Fall oder die Fälle der Ortspolizeibehörde; 2. diese macht dem Amtsvorsteher, 3. dieser dem Landratsamte, 4. dieses dem Kreissanitätsbeamten Meldung, das Landratsamt entweder sofort oder, wie es in manchen Regierungsbezirken Vorschrift ist, in achttägigen Fristen am Schluß oder am Anfang der Woche. Auch hier geht aus der Art, wie der Physikus in Kenntnis gesetzt wird, hervor, daß die Beurteilung über Leichtigkeit oder Schwere vorhandner Krankheiten und über ihre Ansteckungsgefahr zunächst der Polizeibehörde überlassen ist. Selbstverständlich vergehen auch bei der sofortigen Weitergabe der Meldungen drei bis vier Tage, und noch wenigstens zwei Tage, ehe Anordnungen zur Beseitigung von Schäden u. s. w. an den Bestimmungsort gelangen.

Wenn man nun erwägt, daß die Landbevölkerung, gleichviel, ob reich oder arm, nur im höchsten Notfalle den Arzt holt, wenn er nicht im Dorfe wohnt — der Mittellose läßt Kinder meist ganz ohne Arzt, da er der Ansicht ist, daß niemand den Kleinen helfen könne, und daß alte Weiber und Tanten wenigstens ebenso gut wie der Arzt Kinder zu behandeln verstünden, folglich das für den Arztbesuch ausgegebne Geld weggeworfen sei —, so begreift man, daß ansteckende Krankheiten, besonders Diphtheritis und Scharlach, aber auch Unterleibstyphus schon lange bestehen können, ohne daß weitere Kreise davon Kenntnis erhalten, und daß der Tod schon arg hausen muß, ehe Anzeige erstattet wird.

Denn davon, daß auf dem Lande der Hausvorstand, wie es papierne Vorschrift ist, Anzeige macht, davon sind wir wohl noch Jahrhunderte weit entfernt; nichts ist ihm widerwärtiger, als mit irgend einer Behörde in Berührung zu kommen, die womöglich Desinfektionsmaßregeln vorschreibt, ihn dadurch aus seinen Gewohnheiten aufscheucht und ihm — das schrecklichste — Kosten verursacht. Man kann sich also wohl vorstellen, wie spät oft nach dem Ausbruch von ansteckenden Krankheiten der Physikus überhaupt etwas erfährt.

Was Wunder, daß, wenn sich nun der Physikus wirklich an den Ort der Epidemie begiebt, diese gewöhnlich schon so um sich gegriffen hat, daß alle Maßregeln zu spät kommen, sei es, daß die Erkrankten bereits gestorben sind, oder daß die Krankheit bereits erloschen ist.

Weshalb die Ärzte nicht zuerst einem Kollegen die Krankheitsfälle melden sollen, weshalb dieser mäandrische Weg gewählt wird, wer weiß es? Wenn

die Meldungen der Ärzte unmittelbar an den Kreissanitätsbeamten abgegeben würden, so würde durch gemeinsam besprochne Maßregeln der Weiterverbreitung Schranken gesetzt werden können in dem Augenblick, wo man von ihnen Kenntnis erhält, da sich der behandelnde Arzt, der vielleicht sonst auf die Empfindlichkeit seiner Klientel (man denke an die Reinlichkeit!) Rücksicht nehmen muß, dann auf die Anordnungen des Physikus berufen könnte. Der Einwand, daß dadurch dem Physikus ein gewisse Vorrang eingeräumt werde, ist doch veraltet; es müßte sonst jeder Arzt auch jeden Polizeiverwalter, jeden Amtsvorsteher als Vorgesetzten in seinem Berufe betrachten oder fürchten, daß diese vom Publikum als solche betrachtet würden. Bestünde die vorgeschlagne Form der Meldung, so würde sich sehr bald durch den täglichen Geschäftsgang eine Verkehrsform ausbilden, die, diktirt von kollegialischem Anstand und Takt, alles vermiede, was Unzuträglichkeiten zur Folge haben könnte. Die jetzt noch geübte Art und Weise der Meldungen ist nichts als ein alter Zopf, der aus der patriarchalischen Vorstellung der guten alten Zeit stammt, daß der Landrat der Vater seines Kreises sei, und daß er deshalb alles, was in seinem Kreise vorgeht, auch zuerst wissen müsse. Aber ich sollte meinen, daß die Landräte, die insgesamt über Überhäufung mit Amtsgeschäften klagen, und in deren Schreibstuben immer mehr Hilfskräfte angestellt werden müssen, mit Freuden auf diesen Ballast von Meldungen verzichten würden, der nur die Nummern ihres Geschäftstagebuches unnütz vermehrt. Es würde genügen, wenn ihnen der Physikus das, was er als Sachverständiger für richtig hält, mitteilte. Eine solche Einrichtung wäre nichts weniger, als ein Eingriff in die Autorität des Landrats. Gestattet er doch alle Tage, ohne sich verletzt zu fühlen, daß ein beliebiger Gendarm, z. B. bei einer Feuersbrunst, selbständige Anordnungen trifft, wenn er selbst nicht zur Stelle ist, und sieht es dann für genügend an, wenn ein schriftlicher Bericht über den Vorfall in seine Hände kommt. Sollte ein Kreisphysikus, der nach dem Ministerialreskript vom 24. Januar 1823 unmittelbar unter dem Regierungspräsidenten, also dem Landrat im Range gleich steht, nicht dasselbe Vertrauen verdienen, wie jener Brave, der der Untergebne des Landrats ist? Vielen Landräten, zumal dem jüngern Geschlecht, erscheint denn auch der jetzige Zustand selbst unhaltbar, und erfreulicherweise giebt es bereits eine Anzahl Kreise, in denen sich durch persönliches Entgegenkommen zwischen Landrat und Physikus, unter Nichtbeachtung jenes Zopfes, ein segensreiches gemeinsames Arbeiten gebildet hat. Da aber die persönlichen Eigenschaften der Beamten mit den Personen wechseln, so muß sich in Preußen die Einwohnerschaft bald zum guten, bald zum schlechten neigende Verhältnisse auf dem Gebiete der Gesundheitspflege, wie es scheint, noch auf unabsehbare Zeit gefallen lassen, wenn sie nicht selbst die Stimme erhebt und darauf dringt, daß besser für sie gesorgt werde, wenigstens so wie in Sachsen und Baiern, die sich einer sehr brauchbaren Medizinalverfassung erfreuen und Preußen damit weit voraus sind.

Aber betrachten wir das Schicksal einer solchen bei dem Landratsamt eingegangnen Krankheitsmeldung und deren Folgen noch etwas weiter. Kommt eine Meldung in den Wochentagen an, so wird sie von dem Büreau sofort an den Landrat abgegeben; hat sie aber das Unglück, Sonnabends abends nach sechs Uhr oder vor den hohen Festen einzutreffen, wo ankommende Briefe nicht mehr geöffnet werden, so bleibt sie liegen, bis die Schreibstube wieder geöffnet wird, also manchmal drei Tage. Nun kann(!) der Landrat den Physikus sofort nach dem Orte der Gefahr senden mit dem Auftrage, Bericht zu erstatten und Vorschläge zu machen, welche Maßregeln zu ergreifen seien. Und hat der Physikus gerade Zeit, ist er nicht durch andre amtliche Geschäfte, durch gerichtliche Termine oder die ihn ernährende Privatpraxis verhindert, so eilt er sofort in das verseuchte Dorf, unterrichtet sich, fährt wieder nach Hause, berichtet und macht Vorschläge und sendet sein Schriftstück aufs Landratsamt, denn er selbst würde seine Befugnis überschreiten, wenn er sofort die Anordnungen treffen wollte, die er für nötig hält, es würden ihm auch oft die Ortsbehörden den Gehorsam verweigern, da ihnen „der Physikus gar nichts zu sagen hat.“ Auf dem Landratsamte wird dann dem Gutachten gemäß verfahren, oder auch nicht. Manchmal wird sogar das Gegenteil von dem angeordnet, was vorgeschlagen war, denn die Polizeibehörde ist in keiner Weise an sachverständige Gutachten gebunden. Sehr oft sagt sich der Physikus: Wozu ist diese ganze Komödie da? wozu fragt man denn erst, wenn man alles besser weiß, wenn man gar nicht die Absicht hat, sich nach der Antwort zu richten? Aber nehmen wir selbst an, es werde nach der Ansicht des Sachverständigen gehandelt, so wird diese erst in die gewohnte Amtssprache umgesetzt und gewöhnlich mit der Post der betreffenden Ortsbehörde übermittelt. Umständlicher kann wohl kein Instanzenweg sein, bis sich Anordnungen zu Thaten verdichten, die doch stets dringlich sind. Aber wie sind nun diese Thaten beschaffen? Niemand kennt sie, niemand, der etwas davon versteht, führt sie aus, niemand trägt Sorge, daß auch gewissenhaft das geschieht, was verlangt worden ist, wie Reinigung und Neuanlegung von Brunnen, Lüftung, Reinigung, Desinfektion von Wohnungen, Beseitigung von verdächtigen Stoffen u. s. w. Gerade diese Kontrolle könnte auf dem Lande weit besser durchgeführt werden als in den Städten. In den Städten entstehen durch sanitäre Maßnahmen auch stets Belästigungen Unbeteiligter, die manchen Widerstand, manche Verheimlichung, manche Vertuschung zur Folge haben. Auf dem Lande wohnen die Menschen auf getrennten Grundstücken, oft mit großen Zwischenräumen, da stößt man nicht auf solche Schwierigkeiten, jedes Grundstück läßt sich leicht isoliren und überwachen. Aber noch nie ist hier von Sachverständigen Kontrolle geübt worden, und auch hier giebt man sich auf Kosten der Gesundheit ganzer Landstriche einer unbegreiflichen Sorglosigkeit hin.

Aber wenden wir uns noch einem andern Bilde zu, und sehen wir, ob

wir da etwas erfreulicheres entdecken. Auf einem großen Hofe, der von einem Inspektor, oder wie es moderner und vornehmer klingt, Güterdirektor verwaltet wird — denn der Besitzer, der gar kein Landwirt ist, lebt in der Residenz oder auf Reisen —, erkrankt einer von den Arbeitern, die nur zur Erntebestellung gemietet worden sind, ein sogenannter Sachsengänger am Typhus, was etwas ganz alltägliches ist. Solche Arbeiter werden ja meist in einem sonst leer stehenden Hause oder Schuppen oder einem größern verfügbaren Zimmer, wie es deren auf Gütern immer in genügender Zahl giebt, in der Weise untergebracht, daß sie, oft ohne Trennung der Geschlechter (!), des Nachts auf gemeinsamem Strohlager schlafen. Oft dienen große Rapsplanen allen zusammen gemeinsam als Decke. Der Physikus des Kreises ist Arzt auf einem solchen Hofe. Er meldet gewissenhaft den Typhusfall dem Landrat, macht seine Vorschläge, und diese werden polizeilich angeordnet. In hundert solchen Fällen begegnet neunundneunzigmal der behandelnde Arzt, wenn er seinen Patienten wieder besucht, den scheelen Blicken des gestrengen Herrn Direktors, der es ihn deutlich merken läßt, welche Verdrießlichkeiten ihm durch die pflichtgemäße Anzeige erwachsen sind. Nicht die Scheu und Sorge vor dem Umsichgreifen der Krankheit, sondern das Unbehagen über eine öffentliche Kritik der in dem landwirtschaftlichen Betriebe alltäglichen Abnormitäten in der Gesundheitspflege, der Widerwille gegen alle Anordnungen, die nicht seiner Machtfülle entspringen, bewirken diese Verstimmung. Der Arzt kann froh sein, wenn er seine Kundschaft behält, es fehlt nicht an Andeutungen, daß man sich im Wiederholungsfalle an einen Arzt wenden werde, der weniger Schwierigkeiten mache. Wohnt aber der Besitzer auf dem Gute, und hat er gerade seinen bösen Tag, so hält er sich durch die Krankheitsanzeige für persönlich beleidigt und kündigt womöglich sofort dem Physikus als Arzt seine Praxis, uneingedenk aller frühern Leistungen. Er setzt ihm den Stuhl vor die Thür, vielleicht mit der Begründung, daß er ihm „Scherereien" gemacht habe, die er ihm zu liebe recht wohl hätte unterlassen können, vielleicht aber auch nur mit einer kühlen Mitteilung, in der er sich für fernere Bemühungen bedankt. Solche Fälle sind gar nicht selten. Aber sie sind nur die Folge des in Preußen noch heute bestehenden unglaublichen Zustandes, daß ein Beamter in so wichtiger Stellung mit einem jährlichen Trinkgeld von 900 Mark abgespeist wird. So schützt ihn der Staat weder materiell noch ideell. Da darf man sich wahrlich nicht wundern, wenn mancher verstimmt über die Misere seiner Stellung schließlich denkt: Hilf dir selbst! lustig Praxis treibt und den Herrn Landrat einen frommen Mann sein läßt. So ist das flache Land in allem, was Hygieine heißt, zurückgeblieben. Nirgends ist reine Luft, reines Wasser und reiner Boden seltener als dort, die roten Wangen und die kräftigen Fäuste sind schon zur Sage geworden, da — jeder Landwirt weiß ein Lied davon zu singen — alle Jugend, Kraft und Intelligenz nach den

Städten strebt, nicht bloß des Vergnügens wegen, sondern weil sie dort menschenwürdiger wohnen und schlafen kann, als in den dumpfen Ställen und wüsten Stuben, die man ihnen hier zum Aufenthalte anweist, auf die Gefahr hin, sich die Hände öfter einmal waschen zu müssen.

An diesen Dingen kann kein Landrat etwas ändern, auch wenn er den besten Willen und hygieinische Vorbildung dazu hätte, denn auf den Gütern seiner Bekanntschaft liegen die Verhältnisse ebenso wie auf jedem Bauerngute, mit wenigen Ausnahmen, die auch hier nur die Regel bestätigen. Er würde in ein Wespennest stechen, wenn er an den althergebrachten Gewohnheiten rütteln wollte; man würde ihm das wohl sogar höhern Orts als Mangel an Verwaltungstalent auslegen, weil er vielseitige Verstimmung und viele Beschwerden hervorrufen würde. Eben so wenig wird durch die Landwirte selbst Besserung geschaffen werden. Hier kann nur die intelligente Bewohnerschaft helfen, auch die der Städte — denn es droht auch ihr aus jedem ansteckenden Krankheitsfall Lebensgefahr —, indem sie immer und immer wieder alle Kraft einsetzt, um Schritt für Schritt wenigstens kleine Verbesserungen zu erreichen. Sie muß unaufhörlich fordern, daß die jetzigen königlichen und ministeriellen Verordnungen, deren Wert niemand bestreiten kann, zum Gesetz erhoben werden, damit ihnen ohne Weigern und überall Folge geleistet werden muß, sie muß fordern, daß die Beamten, die diese Gesetze ausführen sollen, unabhängiger als bisher gestellt werden, damit sie ausschließlich und mit Freuden ihres Amtes walten können. Denn diese Beamten sind auf dem Gebiete der Gesundheitspflege ihre besten Freunde. Die Hebung der Gesundheitsverhältnisse des ganzen Volkes gehört auf das Programm aller der Verbesserer unsrer sozialen Zustände, deren wir jetzt eine so große Anzahl haben. Daß dann allerdings mehr unangenehmes als bisher (denn den Sanitätsberichten der Kreisphysiker, in denen alljährlich, aber wirkungslos, die Schäden aufgedeckt werden, scheint in der „Sammlung" der königlichen Regierungen keine Auferstehung beschieden zu sein) z. B. auch auf dem besondern Gebiet der Schulen, zu hören sein würde, ist zweifellos. Es liegen eben überall schreiende Mißstände vor.

Wenn der Herr Minister für geistliche und Medizinalangelegenheiten im Parlament und anderswo gesagt hat, daß die für das Wohlbefinden der Bevölkerung in Preußen nicht mehr von der Hand zu weisende Medizinalreform nicht durchgeführt werden könne, weil kein Geld dazu vorhanden sei, so ist ihm da wohl ein kleiner Gedächtnisfehler begegnet. Zu dem, was man in Preußen ernstlich will, ist immer Geld dagewesen, auch wenn es zu ganz unnötiger, an Luxus streifender, innerer und äußerer Ausstattung aller möglichen Gebäude gewesen wäre. Das alte Märchen vom Geldmangel ist ein Märchen für Unwissende. Zur Schaffung unabhängiger Medizinalbeamten würde schon die bescheidne Summe von 400000 Mark jährlich genügen,

wenn man die Gehalte, ähnlich wie bei den Geistlichen, auf 3000 Mark brächte, indem man einfach zu den jetzt vorhandnen Einnahmen den Beamten das fehlende zuschösse und denen, die schon jetzt in einem Nebenamt diese Summe oder mehr beziehen, ihre Einnahmen ließe und sie ihnen nur garantirte. Aber ich fürchte, diese Unabhängigkeit der Medizinalbeamten will man eben hintanhalten. Sie sollen sich nicht mit den Dingen abgeben, die eigentlich ihre Aufgabe sind, damit der Welt nicht zuviel Schäden aufgedeckt werden, die man ihr bisher so schön hat verbergen können. Nur aus der Furcht hiervor und aus der Scham, so lange Jahre stehen geblieben zu sein und nichts für die Hygieine der Landbevölkerung gethan zu haben, kann man sich das bisher beliebte Verfahren erklären. Wenn die Medizinalreformfrage nur eine Streitfrage zwischen Minister und Beamten wäre, so brauchte man sich nicht besonders dafür zu erhitzen, da preußische Beamte bekanntlich auch unter Entbehrungen ihre Pflicht thun. Aber sie erscheint den Augen aller Gebildeten als unbedingt notwendig und wird immer wieder angeregt werden, weil sie zur Hebung des Wohlbefindens des Volks unentbehrlich ist. In ihrer Durchführung verteidigt die Mutter ihren Säugling, der Vater den in der Ferne unbeschützt weilenden Sohn. Erst wenn sie zu stande gekommen sein wird, kann jedermann im Staate das Bewußtsein haben, daß für seine Gesundheit alles geschieht, was menschliche Fähigkeit überhaupt vermag.

Aber auch eine umsichtige und wohlwollende Regierung hätte allen Grund, diesen Gedanken entgegenzukommen, da es kein Geheimnis mehr ist, daß gerade die schlechten hygieinischen Verhältnisse des Landes von der Sozialdemokratie als Hauptagitationsmittel benutzt werden, um auch die Landbewohner für sich zu gewinnen. Möchte die Regierung in Preußen aus dem platonischen Wohlwollen, in dem sie sich nach vielfachen Äußerungen befindet, heraustreten und statt der Worte Thaten sehen lassen. Sie würden ihr unsterblichen Ruhm und den ewigen Dank eines beruhigten Volkes eintragen. Das, was nach den Zeitungen ab und zu von Reformen bald zugesagt, bald widerrufen wird, verdient Mißtrauen, da wir schon zu oft getäuscht worden sind. So lange dem Landtage nicht wirklich ein Gesetz vorgelegt worden ist, das für die Ausübung der Hygieine bestimmte Formen schafft, sind wir berechtigt, es zu fordern. Gutta cavat lapidem.

Die Sklaverei bei den antiken Dichtern

1

Kamerling äußert einmal, er habe sich gewundert, bei den römischen Komikern ein ganz andres Bild der damaligen Sklaverei zu finden als bei den heutigen Gelehrten, die darüber schreiben. Dasselbe war auch mir begegnet und wird jedem begegnen, der sich mit den Komikern nicht allein, sondern überhaupt mit den Dichtern der Alten beschäftigt. Es lohnt sich also wohl, dieses von den gewöhnlichen Darstellungen abweichende Bild einmal zu zeichnen. Zuvor aber möchte ich auch an das Neue Testament erinnern, das in dieser Hinsicht den denkenden Leser noch mehr in Erstaunen setzt. Die drei ersten Evangelien atmen Barmherzigkeit. Wäre die Lage der Sklaven so entsetzlich gewesen, wie man sie uns zu schildern pflegt, so würde Christus ihrer als der bemitleidenswertesten und hilfsbedürftigsten Klasse ausdrücklich gedacht und über die Herren sein Wehe gerufen haben. Keine Spur davon! In den Gleichnissen ist von treuen und fleißigen, wie von schlechten und faulen Knechten die Rede, aber die einen wie die andern pflegen so behandelt zu werden, wie sie es verdienen. Werden die Knechte einmal mißhandelt, so geschieht das nicht vom Hausvater, der ein viel zu vornehmer Mann ist, als daß er sich an irgend jemandem thätlich vergreifen sollte, sondern von einem Obersklaven. Es gehört zu den Obliegenheiten eines Haus- oder Gutsverwalters, daß er seinen Mitsklaven Speise austeile zur rechten Zeit,*) und selig ist der Knecht, den der Herr, wenn er kommt, in diesem Stücke pflichtgetreu findet. Wenn aber ein solcher Oberknecht in seinem Herzen spricht: der Herr wird ja so bald nicht wiederkommen, und wenn er anfängt, Knechte und Mägde zu schlagen, zu essen, zu trinken und sich voll zu saufen, so wird ihn der Herr einmal überraschen zu einer Stunde, wo er es am wenigsten erwartet, und wird ihm seinen Teil bei den Ungetreuen geben. (Lukas 12, 42—46.) Sind es doch auch

*) Einem Berliner Pferdebahnschaffner soll kürzlich folgendes begegnet sein. Wie er in seiner sieben Minuten währenden Mittagspause ein paar Bissen essen will, kommt ein Kontrollbeamter, um Revision abzuhalten. Der Schaffner bittet, ihm die paar Minuten zur notdürftigsten Sättigung zu lassen; für diese Widersetzlichkeit wird er mit Entlassung bestraft, verliert er sein Brot.

bis auf den heutigen Tag gewöhnlich nicht die großen Herren, die ihre Knechte plagen, sondern die Oberknechte: Wirtschaftsinspektoren, Fabrikaufseher, Unteroffiziere und wie sie sonst heißen. Einmal wird der Patron als ein harter Mann bezeichnet, der ernten wolle, wo er nicht gesät habe, in dem Gleichnis von den Talenten oder, wie Luther übersetzt, Pfunden. Dieses Gleichnis, dessen unendlich tiefe Bedeutung uns hier nichts angeht, ist ganz und gar dem römischen Leben entnommen, denn in der That kam es nicht selten vor, daß der Herr einem Sklaven Kapitalien, sei es zu Wechsel- und Wuchergeschäften, sei es zu andern Unternehmungen, anvertraute; wie viel er dem Knechte lassen wollte, das stand natürlich in seinem Belieben, wie es auch dem Sklaven freistand, den Herrn zu betrügen oder ehrlich gegen ihn zu handeln. Hart zeigt sich aber jener Herr im Evangelium nur dem dummen und faulen Knechte gegenüber, der Furcht vor seiner Härte vorgeschützt und das Geld vergraben hat; den andern beiden schenkt er Kapital und Zins und giebt dem, der so schon zehn Talente hat, noch das Talent des Dummkopfs dazu, sodaß jener nun ein Vermögen von über fünfzigtausend Mark besitzt. (Matth. 25 und Luk. 19.) Ein Römer, und zwar ein Offizier, spielt die Hauptrolle in einer evangelischen Begebenheit, und einer seiner Sklaven hat die Veranlassung gegeben. Der Centurio zu Kapernaum bittet Jesus (nach Matth. 8; nach Luk. 7 läßt er ihn bitten) seinen Jungen zu heilen, der an der Gicht darniederliege und schreckliche Schmerzen leide. Und er macht so viel mit diesem Jungen her, daß sogar der Gemeinderat des Städtleins ausrücken und bei dem Wunderarzte Fürbitte einlegen muß.*) In den Strafpredigten der Apostel, z. B. in

*) Daß mit dem Jungen — ὁ παῖς μου — nicht etwa sein Sohn gemeint ist, sieht man aus Lukas, wo er δοῦλος genannt wird. Mit dieser liebreichen Fürsorge eines alten Heiden für seinen Sklaven vergleiche man unter unzähligen Fällen, die wir aus unsrer „christlichen" Gesellschaft anführen könnten, nur den folgenden. Ein Brauer, der fünfundzwanzig Jahre lang in derselben Brauerei gearbeitet hat, wird entlassen, weil ihn die Gicht arbeitsunfähig gemacht hat. Wegen Bettelns vor Gericht gestellt, sagt er: „Wenn ich mir mein Leben nicht selbst nehmen, sondern solange aushalten will, bis es Gott gefällt, mich zu erlösen, muß ich, aus dem Gefängnis entlassen, wieder betteln und immer wieder betteln. Ich bitte herzlich, verurteilen Sie mich zum Tode, da bin ich erlöst!" (Berliner Morgenzeitung 1893, Nr. 274.) Die Geschichte vom Hauptmann hat aber noch eine andre Seite, die einmal besonders und zwar gründlich behandelt zu werden verdiente, und über die jedesmal gepredigt werden müßte, so oft sich ein reicher Mann in die Kirche verirrt. Die Ältesten empfehlen den Hauptmann mit den Worten: er liebt unser Volk und hat uns auch die Synagoge gebaut. Wo hätte man wohl je vernommen, daß ein königlich preußischer Hauptmann, Major oder Oberst am Garnisonorte seinen Konfessionsgenossen, geschweige denn der Gemeinde eines andern Glaubens eine Kirche oder Schule gebaut hätte! Wer nun Friedländers Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms kennt, der weiß, daß dieser römische Hauptmann zu Kapernaum nicht etwa ein Sonderling war, der den Spott seiner Kameraden zu fürchten gehabt hätte, sondern daß er nur that, was in seinem Stande Sitte war. Großartige Freigebigkeit gegen arme Verwandte, Bekannte und Klienten, namentlich aber Stiftungen und Prachtbauten zu gemein-

der berühmten im ersten Kapitel des Römerbriefes, wird Härte gegen die Sklaven nicht besonders gerügt, sie kann also kein hervorstechender Charakterzug des antiken Lebens gewesen sein. Wo in den Episteln die Standespflichten abgehandelt werden, da wird auch der gegenseitigen Pflichten der Herren und der Knechte gedacht, aber in einer Weise, die durchaus auch auf unsre heutigen Verhältnisse paßt. Wenn die Knechte 1. Petri 2, 18 ermahnt werden, den Herren in aller Ehrfurcht unterthan zu sein, nicht allein den gütigen und milden, sondern auch den wunderlichen, so ist damit deutlich genug ausgesprochen, daß die Lage der Knechte nur dann schlimm war, daß ihnen die Versuchung zu Haß und Widerspenstigkeit nur dann nahe lag, wenn der Herr kein normaler Mensch war, sondern einen Sparren hatte. Das griechische Wort, das Luther sehr gut mit wunderlich übersetzt hat, σκολιός, bedeutet eigentlich krumm, verbogen, verdreht; die Vulgata übersetzt es statt mit einem lateinischen mit einem andern griechischen Worte dyscolus, was schwer zu befriedigen oder mürrisch bedeutet.

Den Begründern des Christentums hat sich also die Sklaverei nicht als eine besonders auffällige Erscheinung aufgedrängt, und wo sie sie gelegentlich erwähnen, da gereicht das, was gesagt wird, den Herren nicht zur Unehre. Wenden wir uns nun zu den Heiden. Die Sklaventheorien der alten Philosophen und Juristen sind selbstverständlich, wie alle Theorien, aus den wirklichen Verhältnissen abgeleitet. Nichts könnte verkehrter sein als die Vorstellung, die Theorie sei in diesem Falle der Praxis vorangegangen, irgend ein uninteressirter Philosoph oder interessirter Staatsmann hätte den Satz aufgestellt, es gebe zweierlei Arten von Menschen, oder es gebe Wesen, die nur wie Menschen aussähen, in Wirklichkeit aber keine Menschen seien, und daraufhin wäre eines schönen Tages die Sklaverei förmlich eingeführt worden. Vielmehr ist die Sache in Griechenland, in Italien und sonst überall folgendermaßen verlaufen. Vor dem Beginn der geschichtlichen Zeit bestand das Volk aus gleichberechtigten freien Bauern. Einzelne Stammesgenossen waren zu größerm Grundbesitz und damit zu höherm Ansehen gelangt, waren Vornehme und Häuptlinge oder Könige geworden. Diese Vornehmen hätten ihren größern Acker, zu dessen Bebauung die Familienmitglieder nicht hinreichten, nicht bestellen, hätten die mancherlei Luxusgeräte und schönen Kleider, die sie im Hause anfertigen ließen, nicht haben können, wenn sie sich nicht Arbeiter von auswärts verschafft hätten, denn von ihren freien Stammesgenossen dachte natürlich keiner daran, für sie zu arbeiten. Bei den beständigen Fehden der Völker und Stämme

nützigen Zwecken, nicht bloß für die eigne Vaterstadt, sondern auch für andre Gemeinden, zu denen man irgendwie in Beziehung stand, „Bauen und Schenken," wie Friedländer nach Martial sagt, das gehörte in Altrom so wesentlich zur Lebensführung des vornehmen und reichen Mannes, wie heute bei uns ein guter Fasanenstand, ein Stall voll von Rennpferden und ein Zelt.

mit einander war das nun eben nicht schwierig. Was hätte man wohl mit einem Kriegsgefangnen besseres thun können, als ihn für sich arbeiten zu lassen? Ihn niederhauen, nachdem er zu kämpfen aufgehört und um sein Leben gebeten hatte, wäre eine unnütze Grausamkeit, ihn laufen zu lassen in einer Zeit, wo es noch kein Offizierschrenwort gab, höchst unklug gewesen. Oder hätte der Sieger den Gefangnen etwa einsperren und ernähren, also selber für ihn arbeiten sollen? Das wäre geradezu Narrheit gewesen. Daß der Gefangne für den Herrn arbeitete, war das einzig natürliche und, indem es die Arbeitsteilung beförderte, für die Kultur höchst ersprießlich. Hatte man einmal solche Arbeiter, so wurde bald die ganze Wirtschaft auf sie gegründet, und nun waren sie unentbehrlich. Man durfte sie also auch dann nicht fortlaufen lassen, wenn die Gefahr, daß sie noch einmal die Waffen gegen ihren Besitzer ergreifen könnten, vorüber war. Wie sollte man sie festhalten? Man konnte ihnen ihre Lage angenehm machen und sie durch Zuneigung und Gewohnheit fesseln, oder man konnte sie in Ketten arbeiten lassen, oder man konnte ihnen für den Fall, daß sie fortliefen, einen grausamen Tod androhen. Alle diese Mittel wurden abwechselnd angewendet. Das Recht des Siegers über Leben und Tod des Kriegsgefangnen verstand sich von selbst; damit war auch das geringere, das Züchtigungsrecht, gegeben. Einen Staat, der den Herren diese beiden Rechte hätte nehmen oder beschneiden können, oder der sie an ihrer Statt und zu ihrer Bequemlichkeit ausgeübt, etwa den fortgelaufnen Sklaven „wegen Kontraktbruch“ bestraft hätte, gab es nicht, und als später der Staat entstand, befaßte er sich nicht sofort mit allen Kleinigkeiten, sondern ließ vor der Hand einen jeden Hausvater Herr bleiben in seinem eignen Hause. War jetzt stehende Nachfrage nach Sklaven vorhanden, so fanden sich bald auch unternehmende Kaufleute, die aus ihrer Befriedigung ein gewinnbringendes Geschäft machten, sodaß die großen Gutsbesitzer nicht auf einen Krieg zu warten brauchten. Bei dem gänzlichen Mangel völkerrechtlicher Beziehungen zwischen den verschiednen Stämmen machten sich kühne Abenteurer kein Gewissen daraus, wildfremde Menschen zu berauben oder auch in Person zu rauben. Das Geschäft wurde, weil es gewinnbringend war und gar nicht entbehrt werden konnte, noch bis in die Zeiten der höchsten Kultur*) hinein betrieben. Angesehen war dieses

*) Der alten Kultur, meinen wir zunächst, ohne jedoch die neuere auszuschließen. Bis in unser Jahrhundert herein wurde der Negersklavenhandel betrieben, heute nennt mans Kulihandel. Dazu ist dann der Handel mit englischen Fabrikkindern, sizilianischen Schwefelgrubenknaben, deutschen Rübenkindern u. s. w. gekommen. Um das „Herr, ich danke dir!“ (daß ich solcher Greuel nicht fähig bin) mit Andacht und Überzeugung weiter beten zu können, lassen wir uns jedes Vierteljahr einmal von den Zeitungen erzählen, wie in Lemberg oder Warschau oder Odessa ein Mädchenhändler abgefaßt worden sei, natürlich ein polnischer Jude, und wie man ihm seine Beute, bestehend aus zwei Mädchen, entrissen habe. Daß in Berlin die Mädchen tagtäglich und zu Hunderten verschachert werden, läßt uns der Glanz der Gerechtigkeit, der uns umgiebt, nicht sehen.

Gewerbe gerade nicht. In des Aristophanes „Plutos“ meint Penia, wenn nicht die Not dazu triebe, würde sich niemand auf ein so widerwärtiges Geschäft wie die Menschenjagd einlassen, und Plautus läßt im „Schiffbruch“ den Charmides rufen: der Mensch muß ein Sklavenhändler sein, er kennt kein Mitleid.

So waren also die Grundbesitzer im natürlichen Laufe der Dinge zu leibeignen Arbeitern gekommen und dadurch Herren geworden, aber ihre Sklaven für eine andre Art von Wesen anzusehen, fiel ihnen selbst dann noch nicht ein, als die Sklaventheorie schon ausgedacht worden war, fiel den Alten so wenig ein, wie es irgend einem Menschen des siebzehnten Jahrhunderts eingefallen ist, auf die Autorität des Cartesius hin die Tiere für seelenlose Maschinen zu halten und den Schrei einer in den Schwanz gezwickten Katze auf die nämliche Weise zu erklären wie den einer Schreipuppe. Die Sklaven blieben Menschen auch in den Augen ihrer Herren, und diese traten in menschliche Beziehungen zu ihnen. Natürlich wird von solchen, die in Gefangenschaft geraten, namentlich wenn es Mädchen edler Abstammung sind, die Sklaverei als das größte Unglück beklagt, und an dergleichen Klagen sind besonders einige Dramen des Euripides reich; aber würde es heute etwa nicht als ein entsetzliches Unglück angesehen werden, wenn sich eine geborne Gräfin als Magd verdingen müßte? Zuweilen kam die Unglückliche noch recht glimpflich davon. Die Sklaverei — meint Tekmessa bei Sophokles zu Aias, der sie erbeutet und zur Gattin genommen hatte — sei zwar aller Übel schrecklichstes, allein da ich nun dein Weib geworden, „nehm ich liebend teil an deinem Los.“ Selbst Apollon läßt es sich bei Admetos, zu dem er durch des Zeus Beschluß geraten ist, „am Sklaventische“ gefallen (nach Euripides in der Alkestis). Die Sklaven sind also Menschen wie andre Menschen, nur durch den Ratschluß der Götter in eine üble Lage versetzt, und eines edeln Menschen ward es nicht würdig erachtet, diese üble Lage noch zu verschlimmern, wie das Wort der Dejanira in den „Trachinierinnen“ beweist: Fern sei es, daß ich ihr (der Jole) noch ein weiteres Leid zufüge! Nicht selten stehen die Sklaven ihren Herrschaften als Freunde und Vertraute nahe. Möchtest du wohl von mir einen freundlichen Rat annehmen? fragt ein alter Diener den Hippolytus; und dieser antwortet: Gewiß, sonst wäre ich ja ein Thor! Ehrwürdig ist mir deine Hand, sagt Phädra zu der Amme. Herren und Diener, Frauen und Dienerinnen nehmen den herzlichsten Anteil an einander. Ich bin in deinem Hause nur ein Knecht, redet einer in demselben Stücke des Euripides den Theseus an, doch bringt in meinem Leben mich kein Mensch dazu, von deinem Sohn zu glauben, daß er böse sei, mögen sich auch alle Frauen an Stricken aufhängen. Dem wohlgesinnten Diener, sagt in der „Medea“ die Amme zum Pädagogen, ist des Herrn Leid wie eignes Leid, so hat auch mich der Kummer übermannt. Als Dejanira (in den „Trachinierinnen) vom Leben Abschied nimmt, bricht

sie aufs neue in Thränen aus, so oft „auf eines lieben Dieners Angesicht ihr Blick fiel," und beim nahenden Tode der Alkestis ist das ganze Haus des Admetos in Thränen aufgelöst. So wenig ward der Sklave verachtet, daß sich Agamemnon in Iphigenie in Aulis nicht scheut, dem alten Diener zu gestehen, er beneide ihn, der in niedriger Verborgenheit sein Leben sorgenlos verbringen dürfe.

Da immerhin der Hochmut mancher Herren schon anfangen mochte, nach einem in der Natur begründeten Unterschiede zwischen den beiden Menschenklassen zu suchen, so weisen die Dichter solche Gedanken ausdrücklich zurück. Was dem Sklaven zur Unehre gereicht, spricht ein Alter im „Ion," ist ja nur der Name; sonst ist ein Sklave, wenn er nur wacker ist, in nichts schlechter als ein Freier. Der Bote in der „Helena" bezeichnet es als Pflicht des Sklaven, sich mit der Herrschaft zu freuen und zu betrüben, und fügt hinzu: „Mir seis beschieden, mich zu den edelgesinnten Dienern rechnen zu dürfen, und wurde mir der Name des Freien nicht, so sei doch frei die Seele!" In demselben Stück spricht der König zur Wortführerin der griechischen Sklavinnen: Dir geziemt nicht, hier zu richten! Wohl geziemt es, erwidert sie, wenn ich zum bessern rate. Dann bin ich der Sklave! ruft Theoklymenos; darauf sie: „Herr genug, um wohlzuthun."

Fünfhundert Jahre nach Euripides hebt in Rom Juvenal die natürliche Gleichheit der beiden Klassen nachdrücklich hervor. In der vierzehnten Satire spricht er davon, wie die Kinder durch die Beispiele des Vaterhauses entweder zum Guten erzogen oder verdorben würden, und stellt da gleich voran: es sei ein großer Unterschied, ob der Vater ein Wüterich sei, der am Klatschen der Schläge und am Rasseln der Ketten Vergnügen finde, wegen Kleinigkeiten seine Sklaven mit glühenden Eisen brennen lasse und die Sklavenwohnung auf seinem Landgute zum Zuchthause mache, oder ob der Knabe von Kindheit an zur Sanftmut und Nachsicht bei kleinern Vergehen angehalten und ihm die Wahrheit eingeprägt werde, daß Leib und Seele der Sklaven aus denselben Stoffen gebildet sind wie wir. In derselben Satire charakterisirt er einen Geizhals damit, daß dieser seine Sklaven hungern lasse und selbst mit hungere. Der lächerliche Heuchler unsrer Tage läßt seine Sklaven niemals hungern, sondern diese hungern freiwillig; sie verdingen sich „durch freiwilligen Vertrag" um eine Mark für den Tag oder für die Hose, und wenn sie davon nicht satt werden, so ist das ihre Schuld: warum haben sie sich „bei Abschließung des Vertrags" verrechnet! Aber wenn sie fortlaufen oder sich mit ihresgleichen verbünden, um einen bessern „Vertrag" zu erzielen, so ruft „der andre Kontrahent" die Polizei, den Staatsanwalt und die Gesetzgebung gegen sie zu Hilfe. Oft genug kann ja der Herr nicht mehr zahlen als einen Hungerlohn. Das kam nun zwar im Altertum auch vor, aber dann war es ein Gegenstand ernstlicher Sorge für den Herrn. In der neunten Satire des Juvenal klagt ein

Schmarotzer über sein karges Einkommen. Er habe nur noch einen Sklaven; damit könne man sich doch aber so wenig begnügen, wie mit einem Auge; er müsse also noch einen hinzu kaufen; woher solle er aber für zwei Nahrung und Kleidung nehmen? Solle er sie etwa, wenn sie im Winter frören, auf die Zeit vertrösten, wo die Heupferdchen wieder zirpen würden?

Im Lustspiel tritt natürlich die spaßhafte Seite des Verhältnisses in den Vordergrund. Der Sklave ist da ein Wesen, das der Herr je nach Laune entweder prügelt oder liebkost, mit dem er scherzt oder zankt, das für oder gegen ihn Ränke schmiedet; er spielt ganz dieselbe Rolle, wie die Diener untergeordneter Art bei Shakespeare, und wie sie Knechte und Bediente auch heute überall spielen, wo die Verhältnisse noch naturwüchsig sind, weder höfisch verzopft, noch byzantinisch vermummt, noch juristisch verkünstelt. Nicht wenige Leute benehmen sich gegen ihre Kinder — von den Hunden nicht zu reden — genau so, wie die Herren in der alten Komödie gegen ihre Sklaven. Das Muster eines solchen Herrn- und Dienerpaares sind Dionysos und Xanthias in den „Fröschen." Dionysos hat Ursache zu fürchten, daß es ihm an manchen Orten der Unterwelt übel ergehen könne, weil er in dem Löwenfelle des dort unten in schlimmen Andenken stehenden Herakles erscheint; er übernimmt daher des Dieners Ranzen und tauscht mit ihm das Gewand. So oft nun der Bursch Miene macht, die Herrenrolle im Ernst zu spielen, nimmt Dionysos seinen Heldenmantel zurück; droht dann aufs neue Gefahr, so will er sich wieder verkleiden, muß sich aber aufs Bitten verlegen, weil Xanthias nicht mehr Lust hat, schmeichelt ihm und nennt ihn sein liebes Xanthiaschen; bei einer andern Gelegenheit verspricht er ihm ein Würstchen, wenn er artig sein wolle. Im „Frieden" zählt Trygaios betend alle die Güter auf, mit denen die Friedensgöttin das Volk segnen solle, und vergißt dabei auch die warmen Wintermäntel für die Sklaven nicht. Im „Pluto" erfahren wir gelegentlich, daß der neugekaufte Sklave beim Eintritt ins Haus mit Nüssen und andern Näschereien beworfen zu werden pflegte, zum Zeichen, daß er in ein wohlhabendes Haus komme, wo er keine Not zu leiden brauche. Lucian läßt in einem seiner Gespräche die Philosophen öffentlich verkaufen. Hermes, der Gerichtsvollzieher, bietet einen Epikureer aus und bezeichnet ihn als einen Atheisten und ein Leckermaul.*) Der Käufer zahlt die geforderten zwei Minen und sagt: „Was ich aber fragen wollte, welche Speisen liebt er denn?" Süßigkeiten, besonders Honigkuchen und Feigen. „O, das ist nicht schwer zu beschaffen; wir werden ihm Stangen karischer Feigen kaufen." Über ihre Lage an sich beklagen sich

*) Der Verkäufer war verpflichtet, die Fehler des Sklaven anzugeben. Später, in Rom, bestimmten die Juristen, welche Fehler anzugeben seien, und darunter wurden, sehr charakteristisch, auch die Leidenschaft fürs Theater und die Gemäldeliebhaberei genannt. Namentlich griechische Sklaven mögen auf ihren Botengängen bei jedem Kunstwerke stehn geblieben sein und sich so manchmal stark verspätet haben.

die Sklaven nur selten in der Komödie; öfter klagt der eine oder der andre darüber, daß er seine Not mit dem Herrn habe, wenn oder weil dieser verrückt sei. Aber der Bursche schweigt nicht still zu dem Absonderlichen, was der Herr thut, sondern schilt ihn tüchtig aus, auf die Gefahr hin, Prügel zu bekommen. Dafür ist denn der Herr auch mit Schlägen oder Drohungen schnell fertig, und selbst einem Burschen, der sonst als Herzensfreund behandelt wird, droht man wohl ein Auge auszuschlagen. Solche Drohungen sind dann natürlich nicht ernster zu nehmen als die Drohungen, die ungebildete Leute im Zorn gegen ihre Kinder auszustoßen pflegen, wobei die Redensart: ich schlag dich tot! ganz besonders beliebt ist.

Wenn sich bei Plautus und Terenz Freie und Sklaven, die etwas mit einander zu schaffen haben, begegnen, so unterläßt keiner von beiden den höflichen Gruß. Trifft der Ankommende einen Bekannten mit seinem Diener, so bietet er seinen Gruß „dem Herrn wie dem Diener." Daß der Sklave zur Familie gehörte, war, auch wenn wir das Wort Familie im modernen Sinne nehmen, keine leere Redensart. Von den katholischen Pfarrwirtinnen geht die Sage, sie pflegten im ersten Jahre: des Herrn Schweine, im zweiten: unsre Schweine, im dritten: meine Schweine zu sagen. Die Sklaven der Alten blieben im zweiten Jahre stehen; bei allem, was die Familie und das Haus des Herrn betrifft, sprechen sie in der ersten Person der Mehrzahl: wir, uns, unser. In den „Brüdern" des Terenz kommt Aeschinus in Verdacht, seiner Braut, der Tochter der Sostrata, das Eheversprechen gebrochen zu haben. Deren treuer Sklave Geta nimmt sich das so zu Herzen, daß er sich vor Wut nicht kennt und wünscht, es möge ihm nur einer vom Hause des Übelthäters, „der uns zu Grunde gerichtet hat," begegnen, damit er ihm den Schädel einschlagen könne, dem bösen Buben selbst will er vorher noch die Augen ausreißen. Ein Freund der Witwe giebt diesem Geta das Zeugnis, daß er „für einen Sklaven kein schlechter Mann" sei und mit seiner Hände Arbeit die beiden mittellosen Frauen ernähre. Im „Schatz" des Plautus wirbt Philto für seinen Sohn um die Schwester des Lesbonikus. Dieser leichtfertige junge Mann hat alles durchgebracht und nur noch ein Landgütchen übrig, das er der Schwester zur Aussteuer geben will, da er sie doch unmöglich ohne Mitgift vermählen könne, denn dadurch würde er sie ja zur Buhlerin stempeln. Darüber ist nun sein Knecht Stasimus unglücklich; wovon, fragt er, sollen wir denn leben, wenn du unsre Nähramme weggiebst? Nun nimmt er den Philto beiseite und lügt das Blaue vom Himmel herunter, um ihm das Gütchen zu verleiden, was ihm um so leichter gelingt, als dieser ohnehin aus Mitleid mit Lesbonikus von vornherein auf Aussteuer verzichtet hat. Freilich ist des Stasimus Sorge keineswegs uneigennützig, denn um sich selbst thut es ihm nicht weniger leid als um den Herrn. Er fürchtet, daß dieser, wenn er vollends fertig sein werde, als Söldner Dienste nehmen und er als Troßknecht werde mitziehn müssen.

Die Sklaven der Komödie sind fast sämtlich Haussklaven, hie und da erscheint ein ländlicher Gutsverwalter. Nur bei Aristophanes, wo es noch kleinbürgerlicher zugeht, spielen auch Ackerbausklaven eine Rolle; später gehören diese nicht mehr zur Gesellschaft (die Fabriksklaven natürlich erst recht nicht), kommen daher in der spätern Komödie, der griechischen wie der ihr nachgebildeten römischen, nicht mehr vor. Diese spätere Komödie hat keine politischen Tendenzen mehr, sondern ist rein bürgerliche Charakterkomödie. Sklaven sind gewöhnlich die Intriganten des Stücks. Dazu waren sie gewissermaßen vorgebildet, weil lügen, betrügen und stehlen spezifische Sklavenlaster sind. Sie konnten es darin um so mehr zur großartigsten Virtuosität bringen, da sich der Staat nicht einmischte, der heutzutage schon bei der harmlosesten und entschuldbarsten Dieberei eines jungen Menschen einschreitet und die Intrigantenlaufbahn kurz dadurch abschneidet, daß er den Erwischten zum „Verbrecher" stempelt und zeitlebens aus der Gesellschaft ausschließt; nur in der Form der Hochstapelei kann der in Spitzbubenkünsten geübte noch zeitweilig mit der respektabeln Gesellschaft in Verbindung treten. Im Altertum hing das Schicksal des Sklaven allein von seinem Herrn ab. Dieser konnte ihn kreuzigen lassen oder auf sein Landgut oder in den Steinbruch schicken, aber wegen Kleinigkeiten pflegte er nicht so grausam zu sein. Den Prometheus läßt Lucian sagen, Zeus sei doch wahrlich höchst unvernünftig, daß er über einige Stückchen stibitzten Opferfleisches in solchen Zorn gerate und so furchtbare Strafen verhänge. „Um wieviel verständiger betragen sich hierin die Menschen, von denen man erwarten sollte, daß sie sich leichter ereiferten als die Götter; trotzdem würde keiner von ihnen seinem Koch die Strafe der Kreuzigung zuerkennen, wenn er beim Fleischkochen mit dem Finger Brühe leckt oder sich ein Stückchen Braten abschneidet. Werden sie einmal sehr zornig, so versetzen sie dem Ertappten ein paar Püffe oder Ohrfeigen, ans Kreuz jedoch ist noch nie einer wegen solcher Dinge bei ihnen geschlagen worden." Übrigens erreichte der Herr mit Ohrfeigen nicht viel, und wenn er gröber wurde und die förmliche Geißelung verhängte, noch weniger. Denn jetzt stahl der Bursche erst recht, schon aus Rache. Gestohlner Wein, gestehen die Sklaven, schmecke doch immer am besten, fast noch besser aber schmecke es, wenn man die Geheimnisse des Herrn austragen und über seine Fehler klatschen könne, aus Rache für empfangne Schläge; das erquicke den ganzen Menschen bis ins Innerste hinein. So drückte denn der Herr lieber anderthalb Augen zu, bis es einmal gar zu arg wurde. Es kommt wohl vor, daß der Bursche berauscht aus dem Keller oder vom Gelage dahertaumelt und an der Hausthür ein aus andern Ursachen losbrechendes Gewitter spürt. Na, meint er in diesem kritischen Augenblicke gemütlich, da verkriech ich mich in einem Winkel und schlafe meinen Rausch aus; bis dahin wird das Unwetter wohl ausgetobt haben. Der Herr ist übrigens nicht der einzige geärgerte; auch der Obersklave wird wütend, wenn

er merkt, daß der Kellermeister die besten und teuersten Weine unten allein ausſäuft und nur das ſchlechteſte für den Tiſch des Herrn heraufſchickt, denn ſo kommen ja auch ſämtliche Mitſklaven zu kurz.*)

Alſo dem Intrigantengenie wurde die Entwicklung nicht abgeſchnitten, es konnte ſich voll entfalten und ausleben. Aufgabe eines ſolchen Burſchen iſt

*) Vor einiger Zeit erzählte der Vorwärts folgendes aus einer mitteldeutſchen Stadt. Im Hoſpital wohnt eine über ſechzig Jahre alte Frau, die ſich aber den Lebensunterhalt — ich glaube mit einem Lumpenkram — ſelbſt verdient und nur den Fehler hat, daß ſie ſich gern einmal ein Räuſchchen antrinkt. Eines Abends nun, wo ſie angeheitert nach Hauſe gekommen ſei, habe ſie der Aufſeher mißhandelt. Andern Tags ſei ſie aufs Rathaus beſchieden und dort vor dem Bürgermeiſter — ob auch andre Magiſtratsperſonen dabei waren oder nicht, habe ich vergeſſen — unter Zuziehung eines Arztes mit einem Stocke geprügelt worden. Der Bürgermeiſter ſandte darauf dem Vorwärts eine Berichtigung, die der Hauptſache nach lediglich eine Beſtätigung war. Nur wurde die Frau als unverbeſſerliche Trunkenboldin bezeichnet, die ſchon öfter öffentliches Ärgernis gegeben habe; an jenem Abende ſei ſie neben ihrem Hundekarren auf der Straße liegend angetroffen worden. Mit den Schlägen ſei es nicht ſchlimm geweſen; die Frau ſei dabei vollſtändig bekleidet geblieben (das fehlte auch gerade noch, daß ein deutſcher Magiſtrat des neunzehnten Jahrhunderts einer alten Frau die Röcke aufheben ließe!), und es ſei dazu ein ſchwaches Stöckchen benutzt worden, die Strafe habe mehr ſchrecken als wehthun ſollen (wozu wurde dann der Arzt zugezogen, was die „Berichtigung“ ausdrücklich bemerkt?). Nun, auf die Stärke der Hiebe kommt hier ſo viel nicht an. Im alten Griechenland oder Rom wird eine ſolche Roheit kaum vorgekommen ſein; daß ein Mann eine Frau ſchlägt — von den Mißhandlungen der Sklavinnen durch Damen wollen wir ſpäter reden —, kommt in der Komödie nur einmal vor; im „Goldtopf“ prügelt der vor Geiz verrückte Euklio die alte Magd zum Hauſe hinaus, weil er fürchtet, ſie könne ſeinen Schatz entdecken oder habe ihn ſchon entdeckt. Aber daß ein mit obrigkeitlicher Würde bekleideter Mann eine alte Frau vor ſeinen Augen mit Vorbedacht hätte abprügeln laſſen, das iſt dem Geiſte des Altertums nach nicht gut denkbar. Und wegen dieſer Urſache! Ein ſchöner Anblick iſt es ja freilich nicht, wenn eine alte Frau betrunken im Rinnſtein liegt. Aber da die Betreffende bloß einen Hundekarren hat, kann ſie nicht in der Equipage nach Hauſe fahren, wie Herren, die ſich beim Diner angeheitert haben, und wenn ſie täglich ein kräftiges Mittageſſen und dazu ihr Glas Portwein hätte, würde ſie überhaupt keinen Schnaps trinken. Was auch die Temperenzler ſagen mögen, ein Tropfen Alkohol thut alten Magen wohl und wird namentlich bei faber Koſt zur Erhaltung der Spannkraft notwendig. Auf dem Dorfe lieben alle alten Frauen den Schnaps leidenſchaftlich und machen kein Hehl daraus; Stadtfrauen haben nur zu viel Selbſtbeherrſchung, um ein für unanſtändig geltendes Gelüſt zu verraten. Für unanſtändig gilt natürlich nur der billige Alkohol, im regelmäßigen Weingenuß findet niemand etwas unanſtändiges, der macht im Gegenteil vornehm. Und iſt es ein Verbrechen, wenn eine arme alte Frau ihr Elend einmal auf ein Stündchen vergeſſen, ſich in heitere Stimmung verſetzen, den Schmutz und die Lumpen, die ſie umgeben, einmal durch ein verklärendes Medium ſehen will? Das Dichtergenie — auch die religiöſe Schwärmerei iſt Ausfluß der dichtenden Phantaſie — bringt das ohne Alkohol fertig; iſt aber die Lumpenſammlerin verpflichtet, ein Dichtergenie zu ſein? Edler und achtungswürdiger iſt ſie, wenn ſie trotz beſtändigen Magenkrampfs keinen Schnaps trinkt; thut ſies aber — nun, wers haben kann und trotzdem noch nie in ſeinem Leben Champagner gekoſtet, die Jagdflaſche immer nur mit Waſſer ſtatt mit Cognac oder Rotwein gefüllt hat, der werfe den erſten Stein auf ſie! Wer ihr aber Prügel zudiktiren will, der laſſe vorher unſre ſämtlichen Korpsſtudenten öffentlich auspeitſchen!

es nun in der Komödie gewöhnlich, dem Sohne bei seinen Liebschaften zu helfen: Geld für die Kuppler zu schaffen, den Vater zu hintergehen, die Vermählung mit einer ungeliebten Braut zu vereiteln, die Geliebte zur Gattin zu machen. Der Sklave hilft dem Jüngling entweder aus reiner Gutmütigkeit, oder mit dem Hintergedanken, daß man es mit dem zukünftigen Herrn nicht verderben dürfe, in welchem Falle er wohl darüber klagt, wie schwierig seine Lage zwischen zwei Feuern sei, oder aus reiner Lust an Ränken und Possen, oder aus allen diesen Gründen zugleich. Der Sohn ist dem treuen Helfer in der Not stets von Herzen dankbar, und wenn sich dann am Schlusse alles in Wohlgefallen auflöst und der Alte bloß noch, um den Rest seiner Galle loszuwerden, den Schurken kreuzigen oder in die Mühle schicken will, so bittet ihn jener los. Manchmal macht dem Alten selber die Pfiffigkeit des Kerls Spaß, und es kommt vor, daß er mit diesem eine Wette eingeht, er werde sich nicht überlisten lassen, aber verspielt und dem Halunken auch noch etwas herauszahlen muß. Ein echt menschlicher Zug! Können doch bis auf den heutigen Tag selbst die frömmsten und steifleinensten Zeitungen nicht umhin, interessante Gaunerstückchen aufzunehmen, weil sie den Geschmack ihres Publikums wohl kennen: alle diese vornehmen Herren und würdigen Matronen freuen sich über einen schlau durchgeführten Betrug, vorausgesetzt, daß nicht sie die Geprellten sind. Seinen höchsten Triumph feiert der listige Sklave, wenn es ihm gelingt, zwei zugleich zu prellen, deren Interessen einander entgegengesetzt sind, und deren jeder ihn gegen den andern zu benutzen gedachte. Den Gipfel der Frechheit läßt Plautus den Tranio im „Hausgeist" erklimmen, der dem Hausſohn nicht allein bei seinen Streichen geholfen, sondern ihn geradezu verführt hat. Während der Sohn und ein Freund des Vaters, der eine exemplarische Züchtigung fest beschlossen hat, den Erzürnten zu besänftigen bemüht sind, hält jener keinen Augenblick sein loses Maul, und da seine Gönner ihn beschwören, doch endlich einmal still zu sein, schneidet er wenigstens noch Gesichter. Zuletzt unterstützt er ihre Bitten gar noch mit dem schönen Versprechen: Thu nur, was die sagen! Bis morgen stell ich wieder was neues an, und du kannst mich dann für das alte und neue zugleich gerben lassen. Der Vater schenkt ihm trotzdem die Strafe.

Doch ist der Ränkeschmied nicht der einzige Sklaventypus der Komödie. Es kommen rechtschaffne Sklaven vor, die es, wie Strobilus im „Goldtopf," für ihre Pflicht halten, den Hausſohn vor Thorheiten zu bewahren. Den edeln Jüngling, der für seinen Herrn und Jugendfreund sein Leben aufs Spiel setzt und Qualen erduldet, vertritt Tyndarus in den „Kriegsgefangnen." Wie unbedingt der Herr seinem Leibdiener zu vertrauen pflegte, sieht man aus den Menächmen, wo Messenio nicht allein den Beutel des Herrn hat, sondern auch den Herrn zur Sparsamkeit mahnt. Wenn Shakespeare in seiner Bearbeitung (1. Aufzug, 2. Szene) dem Dromio von Syrakus Worte in den Mund legt,

die es gewagt erscheinen lassen, daß ihm der Herr eine bedeutende Geldsumme anvertraut, so ist dieser Satz nicht dem Original entnommen. Endlich kommt der Verwalter vor, dem der Herr vor Antritt einer langen Reise sein ganzes Haus anvertraut hat, und der seines Amtes mehr oder weniger treu waltet. Daß dieser Fall sehr häufig gewesen sein muß, sehen wir aus dem Neuen Testament. Die Anziehungskraft der Parabeln Jesu auf die Gemüter beruhte eben darauf, daß sie Zug für Zug dem wirklichen Leben entnommen, nicht geistreich ersonnene und künstlich komponirte Märlein waren. Der Herr glaubte sich also im allgemeinen auf so einen alten, bisher umsichtig und treu erfundnen Sklaven verlassen zu können, auch wenn dieser monate- und jahrelang allein und ohne Aufsicht schaltete. Zuweilen fand er sich einigermaßen getäuscht. So im „Phormio" des Terenz Demipho, der bei der Rückkehr erfährt, daß sein Sohn ein armes Mädchen geheiratet habe und den Obersklaven Geta mit den ironischen Worten begrüßt: „Ei willkommen, du wackrer Hüter, du wahrhafte Stütze des Hauses, dem ich bei der Abreise meinen Sohn anvertraut habe!" Zuweilen ist aber der Verwalter auch wirklich treu, grämt sich über des Sohnes liederliche Wirtschaft, wünscht, der Alte möge recht bald zurückkehren, und begrüßt ihn mit aufrichtiger Freude, wenn er dann kommt. So der schon erwähnte Stasimus im „Schatz." Zwar hat der Mann auch sich selber nicht vergessen. Als Lesbonikus, der gute liederliche Junge, einmal Rechnung macht, um zu sehen, wo sein Geld eigentlich hingekommen sei, erinnert ihn Stasimus noch an einen Posten: „und was ich gestohlen habe?" Allein er hat doch eigentlich recht gethan, daß er nicht alles zum Kuckuck gehen ließ; im Grunde genommen hat er für den Herrn mitgestohlen. Da er den Verlust des Gütchens drohen sieht, beschließt er, sein Talent zurückzufordern, das er ausgeliehen hat, damit er Reisegeld habe, und es ist nicht daran zu zweifeln, daß er, wenn es so weit gekommen wäre, seinen ganz anständigen Zehrpfennig mit Lesbonikus ehrlich geteilt haben würde. Im „Hausgeist" gerät der treue Gutsverwalter Grumio mit dem Erzhalunken Tranio, dem Verführer des Hakssohnes, zusammen. Jener kommt in die Stadt, um Geld auf Viehfutter zu holen, wird beim Anblick der Schlemmerei, die er da mit ansehen muß, und über die er sich schon lange gegrämt hat, von Wut ergriffen und hält dem Tranio eine derbe Strafpredigt. Dieser von Salben duftende feine Herr verspottet den „stinkenden Bauer" und prahlt, er werde auch in Zukunft nach seinem Geschmack weiterleben bei Wein und Mädchen; Grumio möge sich nur nicht um die Erziehung des jungen Herrn, sondern um die seiner Ochsen bekümmern. Zuweilen ermuntert der brave Knecht sich selbst mit einer drolligen Ermahnungs- und Lobrede, hält sich die Pflichten eines treuen Dieners vor und preist sich glücklich, daß er keine Schläge zu fürchten brauche wie die schlimmen Buben, die nur durch Ränke der verdienten Strafe eine Zeit lang entgehen können; mit solchen möge er nichts zu schaffen

haben, ja nicht einmal an einem Tische essen. Es entspricht nur einem auch heute noch nicht ausgestorbnen Geschmack, wenn gerade so ein guter Tropf in seiner Dummheit seinem Herrn einen recht schlechten Dienst erweisen und arg hineinfallen muß, wie Harpax im „Pseudolus."

Herr von Müller und ein Hohenzollerndrama

Ein witziger Berliner Kaufmann soll einmal gewettet haben, er wolle mit drei Worten aus fünfzig Leuten zugleich dieselbe Frage herauslocken. Darauf sei er in eine große Gesellschaft hastig mit dem Rufe hereingestürzt: Meyer ist pleite! worauf im Chorus die Frage erschollen sei: Welcher Meyer? So würde die bloße Überschrift unsers Aufsatzes, da von dem zahllosen Geschlecht derer Müller mindestens einige Hundert geadelt worden sind, wahrscheinlich zahlreiche unsrer Leser zu der Frage: „Welcher Herr von Müller?" veranlassen. Darum wollen wir lieber gleich sagen, daß Herr von Müller, Herr Erasmus von Müller der passive Held eines neuen Romans von Ernst Wichert ist (Leipzig, Karl Reißner) und ehe er den Entschluß faßte, seine sauer erworbnen Reichtümer zum guten Teil in einem großen Güterkomplex anzulegen, Großkaufmann „in" Kaffee und irgend einem beliebten und weit verbreiteten Kaffeesurrogat gewesen ist. Er hat in zweiter Ehe ein armes Freifräulein von Dietenbach geheiratet, die es widersinnig findet, daß ein so schönes Millionenvermögen bürgerlich bleiben soll, während es von armem Adel im Lande wimmelt. Sie hat es demgemäß durchgesetzt, daß Müller sein Geschäft dem bürgerlich verbliebnen ältesten Sohne abgetreten hat, sich als Herr von Müller auf Steinhausen, Arnswalde, Pröckelwitz, Ebenau u. s. w. niedergelassen hat und sich nun in den Kreisen der Großgrundbesitzer heimisch zu machen sucht. Da er kein gewandt zudringlicher Jude, sondern ein steifnackiger Norddeutscher ist, so gelingt ihm das, trotz der ehrgeizigen und klugen Frau, ziemlich schwer. Immerhin hat der zweite Sohn Leopold Aufnahme als Leutnant in einem Gardekavallerieregiment gefunden, die Tochter, Fräulein Renate von Müller, hat sich mit Komtesse Helene von Wiesel, der Grafentochter auf der benachbarten Herrschaft Trumpen, befreundet, der fünfjährige Sohn aus zweiter Ehe, Dagobert, wird durchaus zum künftigen Majoratsherrn und Baron Müller-Dietenbach oder Müller-Steinhus erzogen, obwohl vor der Hand noch kein Majorat da ist. Die Stiftung eines großen Fideikommisses liegt der ener-

gischen und klugen Frau von Müller am Herzen, und durch den ganzen zweibändigen Roman hindurch erstrecken sich ihre Anstrengungen, das Widerstreben ihres Gatten gegen diese aristokratische Befestigung des erworbnen Grundbesitzes zu besiegen. Denn Herr von Müller, der im allgemeinen unter dem Pantoffel der zweiten Frau steht, kann sein bürgerliches Mißtrauen gegen die ganze Einrichtung der Majorate nicht überwinden und sieht voraus, daß er eins oder das andre seiner Kinder schwer werde benachteiligen müssen. Er verlobt inzwischen seine Tochter Renate mit dem Rittmeister Grafen Benno Wiesel, dem Majoratserben von Trumpen. Fräulein Renate, die, ohne es recht zu wissen, den ehemaligen Besitzer des Gutes Steinhausen liebt, der abgewirtschaftet hat und gegenwärtig Wirtschaftsdirektor des Herrn von Müller ist, nimmt die Werbung des jüngern Grafen Benno Wiesel an, wie, nun wie eben viele Mädchen eine unmittelbare Bewerbung um ihre Hand nicht ausschlagen. Beinahe gleichzeitig macht Herr von Müller schlimme Erfahrungen mit seinem zweiten Sohne Leopold, dem Leutnant, der sich als schneidiger Gardeoffizier auch darin bewährt, daß er, neben andern kostspieligen Passionen, ungeheure Summen im Spiel verbraucht. Und nachdem ihn ein Zusammensein mit seinem ältesten Sohn Bernhard, dem Kaufmann und Fortschrittsmann, unbewußt in seiner Abneigung gegen den Weg bestärkt hat, auf dem ihn Frau Wendeline ununterbrochen, man könnte beinahe sagen unbarmherzig, vorwärts drängt, bemächtigt sich zum Überfluß erst ein Mißbehagen und allmählich ein Mißtrauen gegen die abgöttisch geliebte Gemahlin der Seele des armen alten Herrn. Beides, Mißbehagen wie Mißtrauen, ist aber nur zu begründet: Frau Wendeline von Müller, geborne von Dietenbach, hat als armes adliches Fräulein ein Liebesverhältnis mit einem damals vielgepriesenen Offizier, Herrn Klaus von Ohlschütz, gehabt, der seitdem in der traurigsten Weise heruntergekommen ist. Frau von Müller hat umsonst ihrem Gemahl eine größere Summe für den ehemaligen Geliebten entlockt und diesen damit nach Amerika spedirt. Der Sports- und Lebemann, der in der Aussicht, künftig ein Majorat anzutreten, aufgewachsen war und um diese Aussicht durch eine späte Heirat des vermeinten Erblassers betrogen worden ist, kann sich auch jenseits des Weltmeers nicht in ein neues Leben finden, vergeudet, was er hat, und kehrt verlumpter zurück, als er gegangen ist. Nun bleibt ihm leider nur die Aussicht, durch fortgesetzte Beunruhigung der Frau von Müller Geld zu erpressen. Bei diesem schönen Beginnen wird er von Wendelinens Gatten überrascht, und die bedrängte Frau hat soviel Stolz und Ehrgefühl, daß sie ein offnes Bekenntnis von allem, was früher geschehen ist, der fortgesetzten Abhängigkeit von dem schnöden Gesellen vorzieht. Aber freilich, diese Beichte hat schlimme Folgen: Herr von Müller zeigt deutlich, daß er das frühere schrankenlose Vertrauen zu Frau Wendeline verloren hat, und trifft jedenfalls keine Anstalten, durch ein Testament den jüngsten Sohn, den Knaben Dagobert, zum künftigen ersten Erben des neu-

errichteten Fideikommisses einzusetzen. Bei der Kunde von der beabsichtigten Vereinigung des Hauptteiles des großen Müllerschen Vermögens in einer Hand unternimmt Graf Benno Wiesel, der Verlobte Renatens, einen Sturm, um solche Verfügung rückgängig zu machen, löst, als dieser abgeschlagen wird, die Verlobung auf, wird deshalb von seinem jungen Kameraden Leopold von Müller auf Pistolen gefordert und in dem standesmäßig unvermeidlichen Duell so schwer verwundet, daß er wenige Tage später stirbt. Fräulein Renate hat den Rücktritt des Grafen durchaus nur als Erlösung empfunden, sie ist sich inzwischen klar darüber geworden, daß ihr Herz dem Wirtschaftsdirektor von Stein gehört. Herr von Müller sen. aber erregt sich über den Ausgang des von seinem Sohne herbeigeführten Zweikampfs so, daß er einen Schlaganfall erleidet. Es geht rasch mit ihm zu Ende: umsonst versucht Frau Wendeline auch in diesen letzten Tagen und Stunden noch für ihren alten Plan zu wirken. Der brave Erasmus antwortet auf alle Anmutungen: „Alle Kinder gleich," giebt Herrn von Stein und Renate seinen Segen, ermahnt Leopold höchst verständig, von den Gardereitern abzugehen, weil er sich beim Regiment unfehlbar ruiniren werde, und stirbt mit dem ruhigen Bewußtsein, daß die vier Hinterbliebnen auch dann, wenn gleich geteilt wird, etwas Ordentliches zu teilen haben werden. Frau von Müller erzieht ihren Sohn Dagobert in Berlin, Herr von Stein übernimmt als Gatte Renatens Steinhausen, Bernhard hat schon früher das Handlungshaus und die Fabriken erhalten, und auch für Leopold, der sich in die Lehre seines Schwagers von Stein begiebt, springt noch ein Rittergut Arnswalde heraus.

Der Roman, über dessen Hauptinhalt wir hier kurz berichtet haben, enthält noch einige Episoden, die gleichfalls darauf berechnet sind, Stimmung gegen die Majorate zu machen. Beinahe humoristisch und doch beklemmend wirkt die Schilderung der weiblichen Kolonie, die sich in den Mansarden von Schloß Trumpen angesammelt hat. Noch herzpressender ist die Aussicht, die Graf Robert Wiesel, den wir zu Anfang des Romans als ehemaligen Senior der Bonner Borussen kennen lernen, und der mit Mühe Referendar geworden ist, als künftiger Besitzer der Herrschaft Trumpen eröffnet. In Summa hat Wichert alles, was sich wider die Einrichtung des alten und befestigten Grundbesitzes schlimmes aufbringen läßt, in diesem Roman zusammengedrängt. Dagegen läßt sich nun weiter nichts sagen, als der alte Spruch: „Eines Mannes Rede ist keine Rede, man muß sie billig hören beede." Was viel unangenehmer auffällt, ist die althergebrachte Verherrlichung des Kaufmanns von der Fortschrittspartei, wie sie in Herrn Bernhard Müller erscheint. Selbst Spielhagen, der eine Zeit lang dem Aberglauben gehuldigt hat, daß alle braven, tüchtigen und gescheiten Leute im Wahlkomitee der Fortschrittspartei säßen, ist davon zurückgekommen und schildert gelegentlich andre Menschen, die sozusagen auch nicht übel sind. Um so peinlicher berührt die Wiederaufwärmung

der verbrauchten tendenziösen Charakteristik. Allmählich sollten doch auch unsre Dichter und Schriftsteller gelernt haben, daß die menschliche Vortrefflichkeit wo anders sitzt als im Parteiprogramm. Jedenfalls möchten wir den Dichter der Erzählung „Unser General York," des hübschen Lustspiels „Ein Schritt vom Wege" und mehr als einer ausgezeichneten litauischen Geschichte etwas minder befangen sehen, als er sich in diesem „Herrn von Müller" zeigt.

Doch nicht die Befangenheit des Parteidogmas allein ist es, die uns an diesem neuesten Roman Wicherts stört. Wir sind in letzter Zeit nicht gerade verwöhnt worden, und mit dem Maßstabe des Durchschnittsromans gemessen, darf „Herr von Müller" als ein gutes Buch gelten. Er ist glatt geschrieben, die Erfindung schlägt die Bescheidenheit der Natur nicht oder höchstens ein paarmal ins Gesicht, die Durchführung bewahrt ein gewisses Gleichmaß, und wenn der Roman in seinem zweiten Teile wesentlich matter wirkt, als in seinem ersten, so liegt die Schuld vielleicht daran, daß man zu lange vorher sieht und weiß, daß sich der geadelte Cichorienfabrikant schließlich auf die alleinseligmachenden wirtschaftlichen Grundsätze der Manchesterschule besinnen wird. Gleichwohl ist der Maßstab des Durchschnittsromans, der Lebensdarstellung, die immer nur auf halber Höhe bleibt, weder der Maßstab, den wir auf Wichert anwenden möchten, noch den er gern auf sich angewendet sehen würde. Er kann besseres schaffen, und wir sind berechtigt, besseres von seiner Kraft zu erwarten. Selbst die Nüchternheit des Stils, die mit der unerläßlichen Einfachheit keineswegs identisch ist, setzen wir mehr auf Rechnung des wenig glücklichen Stoffes, als daß wir glauben müßten, sie wäre Wichert schon eigentümlich geworden. Alles in allem aber sollte ein Roman unter allen Umständen mehr als eine unerquickliche Episode sein. Wir wollen nicht sagen, daß viele Motive und Gestalten verbraucht seien, „verbraucht" ist ein unglückseliger Begriff, der unsre jüngsten Talente zum Unwirklichen, Unmöglichen und Fratzenhaften treibt, alles um der lieben Neuheit willen. Mindestens aber wirken diese Motive in „Herrn von Müller" nicht beweglich und anziehend und diese Gestalten nicht als notwendig. Die rundeste und fesselndste Gestalt in dem ganzen Buche ist immer noch der alte Graf Eberhard Wiesel, das vornehme Familienhaupt aus alter Zeit, das mit den Nöten der neuen Zeit und den schlimmen Gewöhnungen, die sie gebracht hat, oft genug kämpft und doch niemals die Haltung verliert. Freilich auch Herren, wie dem Grafen Eberhard, könnte es nichts schaden, wenn der gewaltige Ernst der Gegenwart ihrer leichten Genußsucht etwas das Gegengewicht hielte, ehe so traurige Schicksale über sie hereinbrechen, wie der Tod des einzigen Sohnes. Aber die Anlage und Durchführung dieser Gestalt bürgt doch dafür, daß Ernst Wichert das Leben noch mit seinen eignen hellen Augen und hoffentlich nur gelegentlich und vorübergehend durch die Parteibrille ansieht.

Leider können wir auch nicht in das Lob einstimmen, das die Tagespresse

dem neuesten Drama Wicherts gespendet hat. Das historische Drama macht eine seltsame Entwicklung durch, es scheint gegenwärtig nur dann noch Beifall zu finden, wenn es zum Tendenzstück heruntersinkt, wenn es in den leitenden Kreisen ein freundliches Kopfnicken hervorruft oder dem Bildungsphilister Stoff zu allen möglichen Mutmaßungen und zu Verbindungen mit den interessanten Tagesereignissen giebt. Unsre Dichter haben diese Neigung des Publikums schnell herausgefunden und sich ihnen mit geschäftskundiger Bereitwilligkeit angepaßt, und auch unter den Kritikern hat diese kunsttheoretische Begriffsverwirrung bereits um sich gegriffen; man lobt und bewundert nicht das, was der Dichter sagt, sondern was man glaubt, daß er habe sagen wollen. Ohne die versteckte Tendenz wäre z. B. Fuldas Talisman eine läppische Versklingelei. Das aus dem bekannten Märchen hergestellte Theaterstück kann von Männern wie Erich Schmidt, Gustav Freytag, Paul Heyse, Heinrich von Treitschke und den übrigen Richtern des Schillerpreises unmöglich so hoch geschätzt werden, daß sie es nur der Verse wegen des hohen Preises für würdig halten. Was ihnen imponirt hat, ist ohne Zweifel die Geschicklichkeit, in vier Aufzügen nichts zu sagen und doch in dem Leser die Vorstellung zu erwecken, als wäre er mit dem Dichter über gewisse Dinge ganz einverstanden, als gehörte er auch zu den Auserwählten und Eingeweihten, die sich verständnisvoll und lächelnd zuzwinkern, als wüßte er, daß hinter diesem wunderlichen Schattenspiel bekannte Gestalten von Fleisch und Blut zu suchen seien. Eine ähnliche Tendenz hat das Publikum vor einigen Jahren in Wildenbruchs Stück „Der neue Herr“ gewittert. Der Dichter mühte sich damals vergebens ab, den Leuten klar zu machen, daß er bei der Abfassung seines Hohenzollerndramas weder an unsern Kaiser noch an Bismarck gedacht habe. Aber das Publikum wollte schlechterdings eine Tendenz haben, und die ließ es sich unter keinen Umständen nehmen. So ist es denn dahin gekommen, daß der sensationslüsterne Theaterbesucher in jedem neuen historischen Drama Streiflichter auf die Gegenwart und auf lebende Personen erwartet, und enttäuscht ist, wenn diese Streiflichter fehlen. Mit dieser Enttäuschung steht das verwöhnte Publikum auch vor dem neuesten Hohenzollerndrama, dem vaterländischen Schauspiel Aus eignem Recht von Ernst Wichert (Leipzig, Karl Reißner). Nicht einmal die liebgewordnen pathetischen Ergüsse auf das Hohenzollerntum oder die billigen prophetischen Kraftworte auf Brandenburgs große Zukunft rollen hier an sein Ohr. Wenn aber das Publikum keine Tendenz findet, dann will es wenigstens eine echte Wildenbruchsche Hurrastimmung haben, aber auch diese fehlt dem Wichertschen Stück. Und so wird es wohl, obgleich der Kaiser selbst dem Dichter Beifall gespendet hat, sehr bald wieder von den Bühnen verschwinden.

Der unparteiische Kritiker braucht sich darüber nicht zu grämen. „Aus eignem Recht“ ist eine Art von dramatisirter Chronik oder von dramatisirtem Roman, zugestutzt und ausgeschmückt mit den landläufigen Kunstmitteln und

theatralischen Bühneneffekten, ein nach bewährten Mustern zusammengestelltes „vaterländisches Schauspiel." Wir sind durchaus nicht gegen diese Gattung; wir meinen mit Aug. Wilh. Schlegel: „Die historische Tragödie kann keinen edlern und poetischern Anhalt finden als das eigne Vaterland. Die Liebe zu ihm, die Begeisterung für dieses, die großen Männer, die es erzeugt, die Not, die es erlebt hat, die glänzenden Perioden, durch die es verklärt ist, alle diese Töne werden in jeder Brust um so voller wiederklingen." Aber da schon zweimal, von Kleist und von Wildenbruch, die Heldengestalt des Großen Kurfürsten vorgeführt worden ist, so muß ein Dichter, der das zum drittenmale wagt und damit Erfolg haben will, doch noch ein höherer Genius sein als Ernst Wichert.

Der eigentliche Held dieses vaterländischen Schauspiels ist der Königsberger Schöppenmeister Hieronymus Rohde, der mit seinem Machtworte die ganze Bürgerschaft beherrscht. Er ist ein leidenschaftlicher Gegner des Großen Kurfürsten, erkennt den Frieden zu Oliva nicht an, weil ihn der polnische Reichstag nicht genehmigt hat, und verweigert deshalb dem Brandenburger den Huldigungseid. Das natürliche Hinterland Ostpreußens sei Polen und dazu gehöre es auch von Rechts wegen. Er ruft der Königsberger Bürgerschaft in wenig schönen Versen zu:

Als Herzog Albrecht Preußen weltlich machte,
Das Herzogtum als Lehn von Polen nahm,
Da hörte man das Land und schloß zu Krakau
So mit den Ständen ab, als mit dem Herzog.
Mit unserm Willen kamen wir zu Polen,
Nur unser Wille kann uns davon trennen!

Da erscheint ein brandenburgischer Hauptmann und verlangt, daß die Thore der Stadt den anrückenden Regimentern des Kurfürsten geöffnet würden. Dieser junge Hauptmann Konrad Born ist der in dem Stücke unentbehrliche sentimentale Liebhaber. Rohde hat natürlich auch eine Tochter, Barbara, die Konrad schon geliebt hat, als er noch ein Knabe war. Nun eilt er nach langer Abwesenheit wieder in ihre Arme. Aber der grausame Vater reißt die Liebenden aus einander. Inzwischen hat sich der Kurfürst den Einzug erzwungen und fordert den Schöppenmeister aufs Schloß, aber dieser bleibt bei seinem Protest und erklärt den brandenburgischen Vertrag mit Polen für ungiltig, weil die preußischen Stände nicht zugestimmt hätten. Endlich kommt in Königsberg das Manifest an, worin der Polenkönig die Stände aus der alten Unterthanenpflicht entläßt und die Erwartung ausspricht, daß sie dem neuen souveränen Herzog von Preußen huldigen würden. Der Hauptmann Born verliest das Manifest öffentlich. Aber Rohde hält die Urkunde für erschlichen und zerreißt sie. Dabei bricht ein heimlich geschürter Aufstand aus, es kommt zum Kampfe, und Born wird schwer verwundet. Barbara ist während dieser Szene aufs Schloß zur Kurfürstin geflohen und berichtet das Ge-

schehene. Der erzürnte Kurfürst will zwar gegen die Bürgerschaft nicht Gewalt gebrauchen, aber Rohde soll sofort verhaftet und eingekerkert werden, und mit dieser Verhaftung wird der verwundete, aber schnell wieder geheilte Born beauftragt. Da wendet sich Barbara entrüstet von ihrem Geliebten ab und wieder ihrem Vater zu; sie nimmt des Vaters verräterische Briefe an sich, um sie auf sein Geheiß nach Warschau zu bringen. Als ihr Konrad die Briefe mit Gewalt entreißen will, ergreift sie ein Messer und droht, es sich ins Herz zu stoßen, wenn er ihr nahekomme. Konrad hält sich für verloren und eilt, nachdem er Rohde seinen Soldaten übergeben hat, hinweg, um seinen Degen als den eines pflichtvergessenen Offiziers in die Hände seines Obersten zu legen. Die Verhaftung Rohdes hat aber den Königsbergern einen solchen Schrecken eingejagt, daß sie nun zur Huldigung bereit sind. Auch Rohde wird vor den Kurfürsten geführt, und dieser ruft ihm zu:

Ihr wolltet
Zurück die Welt, ich will sie vorwärts zwingen,
Und vorwärts muß sie, das ist ihr Gesetz.
Ich schaffe Macht — doch nicht zu meinem Dienst —
Ich schaffe Macht dem freien Glauben, Macht
Der freien Arbeit, Macht dem deutschen Geiste,
Ich schaffe Macht dem Recht!

Doch Rohde verharrt bei seinem Protest und will lieber im Gefängnis bleiben, als auf sein eignes Recht verzichten. Der pflichtvergessene Konrad wird zwar kassirt, aber der Kurfürst giebt ihm eine gute Oberförsterstelle in Litauen. Barbara ist inzwischen wieder aus Warschau zurückgekehrt (derartige Reisen gehen im Stück immer sehr schnell vor sich) und berichtet ihrem Vater, daß Hilfe von Polen unmöglich sei. Trotzdem bleibt der Alte bei seiner Halsstarrigkeit, und weder die Gnade des Kurfürsten noch die Rührszene zwischen Konrad und Barbara können ihm den Glauben an sein eignes Recht rauben. Während Rohde ins Gefängnis zurückkehrt, geht der Kurfürst mit seinem Gefolge in die Kirche, um vor der Huldigung den Segen des Höchsten zu erflehen. Damit schließt das Stück.

Ein französischer Kritiker, der über Wicherts Stück in der Bibliothèque universelle berichtet, nennt es un drame déclamatoire, factice, poncif et, pour tout dire, absolument ennuyex. Ein so vernichtendes Urteil fällen wir nicht, denn wir erkennen bereitwillig an, daß es der Dichter mit einem sehr spröden Stoffe zu thun gehabt hat, und daß es ihm trotzdem gelungen ist, einige wirksame Szenen zustande zu bringen. Aber der Fehler, den Wichert begangen hat, ist der, daß er sich einen geschichtlichen Stoff zu einem Drama ausgewählt hat, der wohl eine Darstellung als Roman verträgt, aber wegen seines Mangels an tiefergreifenden tragischen Konflikten zu einer dramatischen Bearbeitung nicht geeignet ist. Die Marotte des Schöppenmeisters, sich dem

siegreichen Kurfürsten entgegenzustellen und diesem sein durch unzweifelhafte Staatsverträge gewonnenes Recht streitig zu machen, ist zu thöricht, als daß man daraus einen tragischen Konflikt bilden könnte. Der Schöppenmeister ist, so wie ihn der Dichter zeichnet, eine lächerliche Gestalt, ein ostpreußischer Don Quixote; er ist ein ganz gewöhnlicher, eigensinniger, bockbeiniger Philister, für den man keine Teilnahme empfinden kann. Solch ein Charakter kann aber nicht der Held eines Dramas sein. Eine zweite Schwäche des Stücks liegt darin, daß sich der Dichter mit Zeisigsflügeln zu einem Adlerfluge emporschwingen möchte. Wichert hat das Talent, ein einfaches Lustspielmotiv geschickt zu bearbeiten. Aber an ein Drama höhern Stils, an ein großes, vaterländisches Schauspiel durfte er sich nicht wagen. Dazu fehlt ihm vor allem eins: die Leidenschaft. Ein vaterländisches Schauspiel ohne Leidenschaft mundet wie ein abgestandnes Getränk. Es fehlt ihm aber auch die Fähigkeit, Personen, die etwas bedeuten sollen, scharf und charakteristisch zu zeichnen. Die ganze im Stück auftretende Adelsgesellschaft, der Graf Kalnein, der Landhofmeister von Wallenrodt, der Kanzler von Kosposch sind halbe Marionetten. Verzeichnet und unwahr ist das Liebespaar Konrad und Barbara. Es ist einem, als wäre der selige Raupach wieder auferstanden, wenn man folgende Verse liest:

Born

Geliebtes Weib! O gieb es auf, zu einen,
Was unvereinbar voneinanderstrebt.
Die Fürstin wird dir ihren Schutz verleihn.
Aus ihren güt'gen Händen werd' ich dich
Zum ewgen Bund empfangen. Wo ich bin,
Ist deine neue Heimat. Weine nicht
So schmerzlich! Liebe, grenzenlose Liebe
Soll dir den Frieden wiedergeben, den
Dein mut'ges Herz mir heut zum Opfer bringt.
O bleibe bei mir!

Barbara

Könnt ichs, liebster Mann!
Doch wie ich bin — du hättest mich nicht mehr,
Das Mädchen, das du liebst, würf' ich mich so
Gewissenlos an deine Brust.

In diesem stammelnden pathetischen Ton geht es zwischen diesen beiden einfachen Menschenkindern eine ganze Weile fort. Die Sprache des Stücks ist nur da ungeziert und natürlich, wo Wichert die gemeinen Bürgersleute, den Schuster Klews und den Schneider Pielchen reden läßt. Sobald aber seine Personen in Versen sprechen, fallen sie alle in die gespreizte, stelzenhafte Art der alten Jambentragödie. Man merkt in jeder Szene: hier wird Theater gespielt.

Die deutſche Rechtspartei

Die Verhandlungen der deutſchen Rechtspartei auf ihrem Verbandstage in Frankfurt a. M. am 28. und 29. September v. J. tragen nach dem jetzt vorliegenden Wortlaut unverkennbar ein Janusgeſicht: Einigkeit in thesi und unheilbares Auseinandergehen der Meinungen in praxi. Deutlich treten in den Verhandlungen zwei Gruppen hervor. Erſtens die Stammtruppe der alten Unverſöhnlichen von 1866, an deren Spitze der hannoverſche Exminiſter von Hodenberg mit ſeinen Getreuen ſteht; dieſe bilden das Gros, das der Verſammlung ihren Charakter aufdrückt. Ihnen gegenüber ſteht ein jüngerer Zuwachs unter Führung des früher kurheſſiſchen Kabinetsrats Schimmelpfennig, der das Bedürfnis fühlt, die bloße Verneinung der Partei aufzugeben und unter Anerkennung eines Teils des heutigen Rechtsbeſtandes an ſeiner weiteren Ausbildung mitzuarbeiten. Im Grunde ſind beide Teile einig; in der Nutzanwendung, die ſie aus dem gemeinſamen Prinzip ziehen, laſſen ſie aber einen Gegenſatz erkennen, der früher oder ſpäter zu einer Trennung oder zu einem Siege der jüngern Partei führen muß. Denn die Macht der Wirklichkeit wird auch hier über die Theorie ſiegen. Für uns kommt hier nur die ältere Richtung der Unverſöhnlichen in Frage, weil ſie den Geiſt der Verhandlungen bis jetzt beherrſcht.

Der Gegenſatz zwiſchen beiden Richtungen machte ſich ſchon am zweiten Tage der Verhandlungen, der der Beſprechung der praktiſchen Parteiziele gewidmet war, der Verſammlung ſelbſt ſo fühlbar, daß ein völliges Auseinandergehen nur durch einen glücklichen Einfall des Redakteurs Hopf aus Melſungen verhütet wurde, der in dem Augenblick des höchſten Wirrwarrs das Wort ergriff, um auszuſprechen, „daß die Verſammlung trotz mancher Verſchiedenheit in Einzelfragen doch in der Hauptſache vollſtändig einig ſei.“ Damit war der Riß für den Augenblick geleimt, für die logiſch denkenden Mitglieder freilich gleichzeitig der Beweis geliefert, daß er unheilbar iſt.

Dieſes Ergebnis war aber ſo unvermeidlich, daß man ſich nur darüber wundern kann, wie ſich die klaren Köpfe, an denen es der Partei keineswegs fehlt, darüber haben täuſchen können. Es iſt eben unmöglich, die irdiſchen Dinge nur aus einem Begriff, aus einer Idee zu behandeln und von dort aus ihre Geſtaltung beeinfluſſen zu wollen. Dazu genügt weder die Idee des

Guten, noch die des Wahren, noch die des Heiligen und Ewigen. Diese Ideen sind zwar noch heute Gemeingut vieler Menschen, aber trotzdem tobt ein Kampf der Meinungen über das zu thuende, wie er in Babylon kaum größer gewesen sein kann. Nicht auf die Idee, von der wir ausgehen, kommt es an, sondern auf die Nutzanwendung, die wir daraus für unser Verhalten ziehen. Dieses Verhalten wird aber nicht von der Idee bestimmt, sondern von unsern Interessen, unsern Erfahrungen, unsern durch Erziehung, Gewohnheit und Beschäftigung gewonnenen Anschauungen, wie Minister von Hodenberg in der Versammlung selbst treffend ausführte.

Am allerwenigsten aber ist die Idee des Gerechten oder, wie es die Rechtspartei kürzer auszudrücken liebt, das Recht hierzu imstande. Denn das Recht ist gar nichts Absolutes, nichts Unabänderliches, sondern eine relative Größe, die einer stetigen Umbildung unterliegt. Deshalb versucht auch die Rechtspartei den Mangel ihres Prinzips dadurch zu ersetzen, daß sie an der Stelle des Rechts das göttliche Recht setzt. Sie übersieht aber dabei, daß es ein göttliches Recht gar nicht giebt, daß folglich jeder Versuch, die menschlichen Dinge auf Grund des göttlichen Rechts zu beeinflussen, ein Widerspruch in sich selbst ist. Er ist aber noch etwas weit Schlimmeres, denn er führt notwendig zu einer Vergötterung menschlicher Dinge, zu einer Entthronung Gottes, wobei sich der Mensch an die Stelle Gottes setzt und seine menschlichen Einrichtungen, Interessen, Berechtigungen und Rechtsverhältnisse durch den angeblichen göttlichen Willen deckt. Die Geschichte zeigt uns denn auch überall, daß es stets die schlechtesten Einrichtungen und Ansprüche waren, für die göttliches Recht in Anspruch genommen wurde. Was menschlich auf keine Weise zu rechtfertigen war, dafür wurde stets Gottes Heiligkeit als Deckmantel begehrt. Mit Gottes Gebot rechtfertigte die Inquisition ihre Folterkammern, ihre Scheiterhaufen; auf sein göttliches Recht berief sich der wildeste, ungöttlichste Despotismus; mit Gott und seinem Recht ist noch jeder Eroberer zu Mord und Raub ausgezogen. Dies sollte allen ernste Christen, wie sie die deutsche Rechtspartei ohne Zweifel unter sich hat, warnen. Wer mit solcher Unfehlbarkeit und Leichtfertigkeit die Lebendigen und die Toten richtet, wie es die deutsche Rechtspartei versucht, der macht sich einer Überhebung schuldig, die eher alles andre als christlich ist, denn es fehlt ihr vor allen Dingen die Eigenschaft der Gerechtigkeit, der Demut und der Milde. Eine solche Einseitigkeit, Leidenschaftlichkeit und Kurzsichtigkeit, ein solches Aburteilen und Verurteilen, wie wir es in diesen Protokollen finden, alles mit dem Anspruch auf göttliche Unfehlbarkeit, darin liegt eine unerhörte Selbstvergötterung. Sollten wir diesen Protokollen ein Motto geben, so könnte es nur lauten: Cum ira et studio. Der Haß gegen Preußen ist der rote Faden, der sich durch die Verhandlungen zieht. In ihm liegt das Band, das die Partei noch heute zusammenhält. Am deutlichsten zeigte sich das, als der

Kabinetsrat Schimmelpfennig in seinem nach mancher Seite recht beachtenswerten Bericht über die praktischen Ziele der Partei, um die sich die weitern Verhandlungen allein drehen, den Versuch machte, unter Anerkennung von Kaiser und Reich mit einiger Objektivität gegen das Bestehende die zukünftigen Ziele der Partei zu entwerfen. Darob ergriff den Minister von Hodenberg ein solches Entsetzen, daß er in der Rolle des Propheten Jeremias ein für jedes gesunde deutsche Ohr geradezu widerwärtiges Klagelied anstimmte. Wer ein Unheil über sein Vaterland, seine Heimat, seine Stammesgenossen heraufziehen sieht und nicht im Schweiße seines Angesichts arbeitet, es abzuwenden, der ist in unsern Augen eben so gewissenlos wie der, der den großen Kladderadatsch künstlich herbeizuführen sucht. Man muß eine sehr hohe Vorstellung von seiner eignen Reinheit haben, wenn man in dieser Weise kaltherzig vor dem Sodom seines Vaterlandes den Staub von den Füßen schütteln und es den Feuersäulen Jehovas überantworten kann. Welche trostlose Verbitterung muß einen Menschen ergriffen haben, wenn er sich so verirren kann! Und weshalb? Weil in der Welt Unrecht geschieht und vielfach Gewalt vor Recht geht? Diese Thatsache ist so alt wie die Welt, sie drückt auf jedes edle Herz! Aber darum handelt es sich bei der deutschen Rechtspartei gar nicht. Wer so naiv gewesen ist, zu glauben, daß es sich für diese Partei um das Recht handle, der wird diese Protokolle enttäuscht weglegen. Nicht das Recht ist es, um das sich die Verhandlungen der Versammlung drehen, sondern ein Recht, jenes Recht nämlich, das bei Langensalza begraben wurde. Wir hören kein Wort der Entrüstung über den gewohnheitsmäßigen Rechtsbruch, den die Geschichte des Kurfürstentums Hessen bis zu dem Tage von Königgrätz aufweist, kein Wort des Tadels über den Rechtsbruch des Königs Ernst August und den moralischen Sumpf, der sich in Hannover zur Zeit Georgs V. angehäuft hatte, kein Wort der Verdammung über den schamlosen Menschen- und Länderschacher, der 1815 in Wien getrieben, über den Massenraub, der 1803 von deutschen Fürsten an deutschen Ländern begangen wurde! Mit solchen Kleinigkeiten befaßt sich die deutsche Rechtspartei nicht. Sie kennt nur ein Recht, sie will nur ein Recht schützen: das Recht der hannoverschen und der kurhessischen Fürstenfamilie. Niemand in der Versammlung, die mit der göttlichen Gerechtigkeit umspringt, wie ein Knabe mit seinem Gummiball, scheint auch nur eine Ahnung davon gehabt zu haben, daß die göttliche Gerechtigkeit gerade bei Langensalza ihr Mene Tekel mit Flammenzügen in das Buch der Geschichte geschrieben hat. Für diese Ritter des Rechts giebt es nur ein Verbrechen, nur eine Sühne, nur eine Umkehr, wenn die Leiden dieser Zeit geheilt werden sollen: Langensalza. Und woher diese Verblendung? Weil es ihre Rechte, ihre Interessen, ihre Hoffnungen, ihre Wünsche waren, die bei Langensalza begraben wurden. Bis nach Langensalza soll die Weltgeschichte rückgängig gemacht werden, erst dann kann wieder Recht und Gerechtigkeit auf Erden blühen

und der Friede sie küssen! Wer das nicht zu begreifen vermag, der ist ein Abtrünniger, ein Heuchler, ein Byzantinist. Haben denn die Herren wirklich vergessen, welcher Byzantinismus um König Georg V. geherrscht hat? Können sie wirklich glauben, daß die Reaktivirung Kurhessens und Hannovers den Geist der Lüge, der Gewalt, des Raubes besiegen werde, der heute nicht bloß Deutschland, sondern die ganze Kulturwelt beherrscht? Können sie sich wirklich darüber täuschen, daß ein Rechtsbruch durch einen zweiten nicht gut gemacht werden kann? daß sich ein Besitz von 27 Jahren nicht mit einem Schwamm wegwischen läßt ohne neue, größere Gewaltthätigkeit? daß, wenn der König von Preußen bereit wäre, den Ratschlägen der Rechtspartei zu folgen, dies unausbleiblich zu einer neuen Revolution, zu einem Bürgerkrieg in Hannover und Kurhessen selbst führen würde? Warum Kurhessen und Hannover zurückgeben und Schleswig-Holstein und Lauenburg behalten? Warum nicht die Rhön an Baiern, Kreis Völz an Darmstadt zurückerstatten? Warum nicht Polen den Polen wiedergeben? Warum nicht den Prager Frieden aufheben, der nur durch Blut und Eisen zustande gekommen ist? Warum nicht wie Don Quixote für jedes gekränkte Recht den Säbel ziehen, aus dem wir früher oder später einmal Nutzen gezogen haben? Warum vor allen Dingen nicht gegen die Mißachtung von Recht und Besitz ankämpfen, die sich unter unsern Augen vollzieht?

Solange uns die Rechtspartei auf diese Fragen keine befriedigende Antwort giebt, kann sie nicht erwarten, daß sich Deutschland ernstlich mit ihr beschäftige. Solange sie ihre welfischen Schlacken nicht abwirft, wird sie im deutschen Volke keinen Glauben finden, so lange wird sich das deutsche Volk für berechtigt halten, in der Berufung auf das göttliche Recht nur den Versuch zu erblicken, die Blöße der eignen Bestrebungen der Welt zu verhüllen. Wir geben zu, daß man es mit der Rechtspartei bedauern kann, daß Hannover annektirt wurde; oder richtiger gesagt, daß Hannover annektirt werden mußte! Wir bestreiten aber, daß man das vom Rechtsstandpunkte aus bedauern müsse, denn wir wissen, daß sich notwendige nationale und internationale Änderungen in der Geschichte niemals anders vollzogen haben als 1866. Es war nicht gemeiner Diebstahl, Übertretung des fünften Gebots, nackte Ländergier, was 1866 die Entscheidung herbeigeführt hat; es war eiserne Notwendigkeit, was den Entschluß Wilhelms I. erzwang. Der preußische Minister, der seinem König 1866 den Rat gegeben hätte, auf Hannover zu verzichten, hätte verdient, wegen Landesverrat angeklagt zu werden. Die Männer, die in Nikolsburg Frieden schlossen, konnten unmöglich voraussehen, wie sich die Dinge weiter entwickeln würden. Friedrich II. hat dreimal mit Österreich Krieg führen müssen, ehe er in den ruhigen Besitz Schlesiens kam. Preußen war gewarnt, die fides Austriaca weltbekannt. Sollten es die Ratgeber Wilhelms I. darauf ankommen lassen, in einem zweiten, von seinen Gegnern

besser vorbereiteten Kampf um alle Früchte des furchtbaren Ringens betrogen zu werden? Das wäre Landesverrat vom preußischen Standpunkte gewesen, also mußte Hannover fallen. Wer das verkennt, weil er noch nie die „Gerechtigkeit" gehabt hat, die Medaille auch einmal von der andern Seite zu betrachten, wer in Bismarck nur Beelzebub, der Teufel Obersten, sieht, mit dem können wir uns nicht verständigen, aber wir müssen es uns verbitten, daß man mit dem Vorwurf des Diebstahls um sich wirft, wo Vaterland und Zukunft unsers Volkes auf der Kriegswage lag. Wenn die Herren aus Hannover und Kurhessen durchaus Buße predigen wollen, dann mögen sie bei sich anfangen, sie haben in ihrer geschichtlichen Vergangenheit eine endlose Fülle von Stoff dazu. Wir übrigen Deutschen sind uns unsrer Verantwortung gegen Gott ebenso bewußt. Aber wir wollen unser Rechtsgefühl nicht länger durch einen unwahren und dreisten Mißbrauch göttlicher Rechte beschimpfen lassen, wie es hier von unberufenster Seite seit Jahrzehnten versucht wird.

Mit unsern Zugeständnissen wollen wir freie Bahn für eine ehrliche Verständigung schaffen. Denn auch wir erkennen an, daß für Deutschland nur eine Föderativverfassung möglich ist. Ein Einheitsstaat, ein Kaiser auf der einen Seite — das allgemeine Stimmrecht auf der andern, das wäre ein Kartenhaus, das über Nacht zusammenbrechen könnte. Die deutsche Entwicklung seit 1870 hat das wohl unwiderleglich gezeigt und zugleich vielen den Gedanken nahe gelegt, daß Preußen für einen gesunden deutschen Föderativstaat zu groß geworden sei. Wir können uns in dieser Frage wohl auf den Fürsten Bismarck berufen, sowenig er auch sonst für den deutschen Rechtsverein Autorität ist. Wenn sich selbst Bismarck gezwungen sah, gegen die thatsächlich allmächtige Berliner Büreaukratie aufzutreten, so kann man auf andre Beweismittel ruhig verzichten. Wir wünschen also, daß das föderative Element in Deutschland möglichst gestärkt werde. Aber wir verzichten darauf, künstlich neue Landesherrschaften in Hannover und Kurhessen zu gründen, wo die Bedingungen dazu verloren gegangen sind und die Ausführung auf unüberwindlichen Widerstand der Bevölkerung stoßen würde. Dagegen wird es nützlich sein, durch Dezentralisation die Selbständigkeit der einzelnen Provinzen und Landesteile zu stärken in dem Sinne, wie es von einzelnen Rednern der Rechtspartei angedeutet worden ist. Denn daß ein Fortschreiten auf dem bisherigen Wege der Aufsaugung Deutschlands durch die Berliner Büreaukratie oder — um in der Sprache der Rechtspartei zu reden — der Verpreußung zu wirklichen Gefahren für Deutschland führt, wird allmählich dem blödesten Auge klar und wird eigentlich nur noch von denen geleugnet, die in dem Berliner Nebel mitten drin stehen. Diesen ist vorläufig nicht zu helfen.

Die Gründe, die den Einheitsstaat für Deutschland ausschließen, liegen auf der Hand. Er entspricht dem deutschen Volkscharakter nicht, er entspricht aber noch viel weniger, wie das von der Rechtspartei richtig ausgeführt worden

ist, der geographischen und ethnographischen Gestaltung Deutschlands, die unabänderlich ist. Deutschland besteht aus einer Anzahl selbständiger Staaten und verschiedenartiger Landschaften, die infolge ihrer wirtschaftlichen Verschiedenheit in einem solchen sozialen und wirtschaftlichen Gegensatz zu einander stehen, wie sie kein zweiter europäischer Großstaat bietet. Diese Verschiedenheiten aus einer allmächtigen Zentrale unter einen Hut zu bringen, ist auf die Dauer unmöglich und um so unmöglicher, je mehr die wirtschaftlichen Fragen unsre Zeit bestimmen. Preußen allein leidet schon unter dieser Schwierigkeit. Der demokratisch-industrielle Westen steht in einem so krassen sozialen und wirtschaftlichen Gegensatz zu dem feudal-landwirtschaftlichen Osten, daß der Kampf zwischen beiden unvermeidlich ist. Noch viel unmöglicher ist es, den wirtschaftlich und sozial ganz verschiednen Süden Deutschlands dauernd nach preußischem Muster zu beglücken. Wer dies noch länger versucht, treibt Deutschland aus einander, löst das Band wieder, das uns bis jetzt geeinigt hat. Der Föderalismus ist deshalb für Deutschland eine Naturnotwendigkeit!

Hier stimmen also die Ziele der Rechtspartei völlig überein mit den Interessen Gesamtdeutschlands und den Anschauungen der überwiegenden Mehrheit aller außerpreußischen Länder. Aber auch in Preußen selbst beginnt die Wahrheit zu dämmern. Die neuesten Zoll- und Steuervorlagen des Reichstags sind geeignet, auch dem Stockpreußen die Augen aufzuthun. Hier bietet sich vielleicht dem Rechtsverein ein Arbeitsfeld, wo Tausende seiner Fahne folgen würden, wenn — er sich selbst zu überwinden vermöchte und seine Träume von einem „Rechte bis ans Ende aller Tage“ aufgäbe. Was allenfalls für eine hannoversche oder kurhessische Rechtspartei erklärlich erscheint, wäre für eine deutsche Rechtspartei gleichbedeutend mit Selbstvernichtung. Die Milderungsgründe, die man für die eine vielleicht vorbringen könnte, fallen für die andre ganz weg — das ist von der Versammlung in Frankfurt a. M., die den ersten Versuch zur Gründung einer deutschen Rechtspartei machte, nicht begriffen worden. Daher ihr Mißerfolg.

Daß die Partei schon jetzt die sittliche Kraft zu der unvermeidlichen Selbstreinigung finden werde, müssen wir so lange bezweifeln, als es noch möglich ist, daß ein bekanntes Mitglied der Partei, Pfarrer Müller in Hamburg, mit verständlicher Beziehung auf das deutsche Reich in den Hessischen Blättern folgende Strophe veröffentlicht:

Wers Urteil sehen will, der siehts.
Schon krachts und knisterts, bald vollziehts
An Babels Giebeln sich und Türmen,
Und Gottes Zeit ists, wenn es frommt.
Das Haupt empor, der Frühling kommt!
Ich spür sein Nahn in Wetterstürmen.

Die Zeit der Einkehr und Umkehr wird aber auch für die Rechtspartei kommen, sobald der unabweisbare Gedanke, daß auch das Bestehende seine Berechtigung

hat, in den jüngern Mitgliedern der Partei durchschlagen wird. Dann werden alle positiven Geister in Deutschland wieder vereint kämpfen und nicht mehr durch den Geist der Verleumdung, der Lüge und des Hasses getrennt werden wie jetzt.

Die weitern Verhandlungen der Rechtspartei über eine föderative Wiedervereinigung mit Österreich enthalten noch so viel Nebelhaftes und Unfertiges, daß wir am besten thun, für jetzt darüber zu schweigen. Grundsätzlich werden sich diesen Zielen wenige Gegner in Deutschland gegenüberstellen. Ob und wie sie sich verwirklichen lassen, muß der weitern geschichtlichen Entwicklung vorbehalten bleiben. Vorläufig hat der Rechtsverein in der föderativen Ausgestaltung Deutschlands selbst aber ein so reiches Arbeitsfeld vor sich, daß er kaum Veranlassung haben wird, sich nach weitern Aufgaben umzusehen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Das neue Erbrecht. Aus der Rede, womit am 18. Januar der preußische Landwirtschaftsminister die Interpellation des Freiherrn von Manteuffel beantwortete, verdienen die Sätze, die sich mit der Umgestaltung des Erbrechts befassen, besondre Beachtung. Von dem Standpunkte aus, den wir in der Frage der Belastung des ländlichen Grundbesitzes einnehmen, müssen wir auch den Bestrebungen, die mit Hilfe der Rente eine Umgestaltung des Erbrechts herbeiführen wollen, einen guten Fortgang wünschen. Doch liegt die Gefahr nahe, daß der berechtigte Kern dieser Bestrebungen durch die maßlosen Forderungen überspannter Idealisten mehr gefährdet als gefördert werde. Daß in vielen Fällen die unbeschränkte Erbteilung zu einer ungesunden Zerstücklung des ländlichen Grundbesitzes führen muß, liegt auf der Hand, nicht minder, daß sich dieser Mißstand nur dann beseitigen läßt, wenn an die Stelle des gegenwärtigen Erbrechts der Grundsatz tritt, daß den Erben eines Gutes kein Anspruch auf Kapitalabfindung, sondern lediglich auf einen Teil des Reinertrags zustehe. Von diesem heute fast allgemein anerkannten Satze ausgehend, kommen die meisten Reformer zu Vorschlägen, die mehr oder weniger auf eine Bevorzugung des Anerben hinauslaufen, während die Lösung der Aufgabe nur dann als gelungen betrachtet werden könnte, wenn unter den Intestaterben keine Zurücksetzung des einen zu Gunsten des andern stattfinden würde. Wenn nun über diesen Punkt zwischen so maßvollen und erfahrnen Männern wie den Professoren Conrad und Baron Meinungsverschiedenheiten entstehen, so zeigt das mehr als alles andre, wie schwer es der Gesetzgebung werden dürfte, in der vorliegenden Frage die Charybdis zu vermeiden, ohne in die Scylla zu geraten. Nach Conrads Vorschlägen ergiebt sich folgendes Bild einer künftigen Erbteilung. Nehmen wir an, ein Vater hinterläßt fünf Kindern ein Gut von 5000 Mark Reinertrag, was bei einem Zinsfuß von 4 Prozent einem Kapitalwert von 125000 Mark entspricht. Während

dann nach dem gegenwärtigen Erbrecht der Sohn, der das Gut zu übernehmen wünscht, jedem seiner Geschwister 25000 Mark, im ganzen also 100000 Mark zu zahlen hätte, würde er nach dem neuen Recht nur zur Zahlung von vier Renten zu je 1000 Mark verpflichtet sein. Fügt man noch eine Tilgungsquote von 10 Prozent der Rente hinzu, so hätte der Anerbe an die Miterben jährlich $4 \times (1000 + 100) = 4400$ Mark zu entrichten. Von jenen 100000 Mark, womit er nach dem bestehenden Erbrecht seine Geschwister abzufinden hat, bedeuten diese 4400 Mark nur 4,4 Prozent, einen Zinsfuß, den man nicht zu hoch finden wird, wenn man bedenkt, daß dabei in einem gewissen Zeitraum das Gut vollständig entlastet sein würde. Wenn Konrad befürchtet, daß sein Vorschlag namentlich in den Kreisen der Großgrundbesitzer Widerspruch finden werde, weil er ihnen Tilgung der Rentenschuld zur Pflicht mache, so sind wir vielmehr der Ansicht, daß sich von andrer Seite her ein stärkerer und unüberwindlicher Widerstand gegen seinen Plan erheben wird. Wir stimmen Baron bei, der davon ausgeht, daß das Rechtsbewußtsein unsers Volkes von der Bevorzugung eines Kindes auf Kosten der übrigen nichts wissen will. Demnach ist es unerläßlich, daß die Interessen der Miterben nach verschiednen Seiten hin sorgfältig gewahrt werden. Vor allem müßte ihnen für den Fall, daß der Anerbe das Gut verkauft, innerhalb eines gewissen Zeitraums ein Anspruch auf dessen Kapitalerlös zustehen. Während ferner dem Anerben mit der Übernahme des Gutes eine Lebensstellung geboten wird, erhalten die Miterben eine Rente, die in den seltensten Fällen zur Gründung einer Existenz ausreicht. Das Kapitalbedürfnis der Miterben gegen Hinterlegung der Rentenbriefe zu befriedigen, müßte eine der Hauptaufgaben der Rentenbanken werden, jener Institute, ohne die, wie der Minister in der Sitzung vom 18. Januar zugestand, eine Umgestaltung des Erbrechts überhaupt nicht denkbar ist. Über die Einrichtung dieser Banken ist schon viel geschrieben worden, das beste vielleicht von Baron, der seine Vorschläge an die unleugbare Thatsache anknüpft, daß die Abneigung gegen Neuorganisationen in unserm Volke zu einer bedenklichen Höhe angeschwollen ist. Aus diesem Grunde empfiehlt er, die Rentenbank mit der Kreisverfassung zu verbinden, weil hier in dem Landrat, dem Kreisausschuß und der Kreiskasse die wichtigsten Voraussetzungen bereits gegeben seien. Wenn dieser besonnene Weg beschritten wird und gleichzeitig alles geschieht, die Umgestaltung des Erbrechts mit dem Rechtsbewußtsein des Volkes in Einklang zu bringen, so glauben wir hoffen zu dürfen, daß die erstrebte Neuordnung zum Segen gereichen werde, ohne an andern Punkten doppelten oder dreifachen Schaden anzurichten. Schließlich betrachten wir es als selbstverständlich, daß das neue Erbrecht nicht überall unter allen Umständen in Kraft gesetzt werden darf. Denn wo eine gesunde Agrarpolitik auf eine zweckmäßige Teilung der Latifundien hinzuarbeiten hat, wie in den ostelbischen Provinzen der preußischen Monarchie, da würde das neue Erbrecht voraussichtlich die vor einigen Jahren auf Grund der Rentengutsgesetze glücklich begonnene Bauernkolonisation im Keime ersticken.

Zur Universitätslaufbahn. In einem Nekrolog über August Müller, den vor kurzem verstorbnen Ordinarius für semitische Sprachen an der Universität Halle, schreibt Professor Socin in Leipzig in der Orientalischen Bibliographie (Band VI, 1893, S. 317): „A. Müller litt vielleicht mehr als mancher andre unter der Ungunst äußerer Verhältnisse; sein Gehalt als Professor war entschieden unzureichend, und Kollegiengelder pflegen bei Orientalisten von Fach nicht erheblich zu sein. Er sah sich daher auf Honorare als Nebenverdienst angewiesen," und

weiter: „Die Hoffnungen aber, die er, sowie seine Freunde hegten, die Störung seiner Arbeitskraft werde in kurzer Frist wieder gehoben werden, sollte leider nicht in Erfüllung gehen; sein Gehirnleiden steigerte sich immer mehr, und er unterlag ihm im Alter von kaum vierundvierzig Jahren, am 12. September 1892. Das Eintreffen eines ehrenvollen Rufes an die Universität Tübingen, der ihn mancher Sorge, sowie auch teilweise der Notwendigkeit, für Honorar zu schreiben, überhoben hätte, konnte ihm nicht mehr mitgeteilt werden.“ Aus dem Artikel ersieht man, daß August Müller ein namhafter Semitist gewesen ist, der als ordentlicher Professor der semitischen Sprachen erst nach Königsberg und später nach Halle berufen worden war. Trotz eines sehr arbeitsreichen Lebens und zweifacher Berufung ist es also diesem Manne nicht möglich gewesen, von Amts wegen eine sorgenfreie Existenz zu erringen.

Vielleicht denken hierüber die jungen Leute etwas nach, die sich ohne Privatvermögen der akademischen Laufbahn zuwenden. Vielleicht auch die Professoren, die junge Leute dazu veranlassen.

Reklame oder mehr? Der Berliner Börsenkourier, der an einer bestimmten Stelle ab und zu der feuilletonistisch gefärbten Geschäftsreklame ein Stück weißes Papier zur Verfügung stellt, hat in einer seiner jüngsten Nummern an dieser Stelle Herrn Julius Schlochauer das Wort verstattet, der unter dem ausdrücklichen Verbot des Nachdrucks und unter dem fettgedruckten Titel: „Ein Schlupfwinkel der Jeunesse dorée“ Schilderungen des Berliner Demimondelebens zum besten giebt. Nach einer kurzen einleitenden Ortsbeschreibung heißt es: „Eine gefährliche Atmosphäre weht dem jungen Manne entgegen, ... eine üppige, ungeübte [soll wohl heißen ungewohnte] Sinne berückende Atmosphäre.“ Dann wird in möglichst glühenden Farben mit allen Einzelheiten umständlich näher beschrieben, wodurch diese „wollüstige“ Stimmung zuwege gebracht wird, und damit der „junge Mann“ sich ja nicht irren kann, fehlt auch die ganz genaue Beschreibung der Lage des Hauses nach Stadtteil, Straße und Hausnummer nicht. Natürlich ist auch der Name des Besitzers nicht vergessen, „unter dessen persönlicher Leitung“ dieser „Ort der Freude“ steht. Schilderungen einer Prämienverteilung für die prachtvollsten Toiletten, der allgemeinen und der Solotänze, der Balletaufführungen, der Kostüme u. s. w. klingen in den „Schlußakkord“ aus: „Sie tanzen immer wilder nach den Klängen der heißblütigen Musik, sie tanzen eine Variation des fast verschollnen Cancan, und aus einer Orgie von (!) Licht, Wein, Musik, Purpur, Sammet und Atlas taumelt endlich der junge Mann, der das Lokal zum erstenmale betreten hat, in die frostklare Winternacht hinaus — ein andrer, als der er kam.“

Ein Kommentar hierzu ist wohl überflüssig. Aber selbst dem, der für volle Preßfreiheit schwärmt, wird sich angesichts eines solchen Gebrauchs davon doch die Frage aufdrängen, ob es nicht notwendig wäre, irgendwelche Bürgschaften dafür zu schaffen, daß die schamlose Reklame, die schon auf geschäftlichem Gebiete vielfach so entsittlichend wirkt und gewirkt hat, nicht, wie es durch den Artikel des Börsenkouriers geschehen ist, unmittelbar der Verführung der Jugend Vorschub leiste.

Englische Verschämtheit. Ben Davies, der Heldentenor der königlichen Oper in London, macht gegenwärtig eine Konzertreise durch Deutschland und läßt sich eine Broschüre mit den üblichen Lobhudeleien vorausschicken. Der Schluß des Machwerks lautet: „Ben Davies unterzieht sich der Begierde und dem Ehrgeiz zu liebe, auch in Deutschland bekannt und gefeiert zu werden, nicht nur den Strapazen

einer Reise, sondern er bringt auch ein pekuniäres Opfer, denn die in den deutschen Städten üblichen Konzertpreise, die beibehalten wurden, erreichen nicht den dritten Teil der Höhe des Entrees, das Ben Davies bei seinem Auftreten im eignen Lande gewohnt ist.“ Dieses offne Geständnis kann man nur mit dem ebenso offnen Rat beantworten: Wenn sich Mr. Ben Davies seine Kunst nicht anders als in Gestalt einer klingenden Schelle oder einer melkenden Kuh vorzustellen vermag, dann muß er eben da bleiben, wo diese Ideale erfüllt werden, und das arme Deutschland wird sich zu trösten wissen, in dem Gedanken, einen so edeln Jünger der Kunst wenigstens vor den gefährlichen Strapazen einer Reise von London herüber behütet zu haben, die einen vollen Tag dauert und in keiner bequemern als der miserabeln ersten Klasse zurückgelegt werden kann.

Berichtigung. Im 51. Hefte der vorjährigen Grenzboten hat im Anschluß an einen im 47. Hefte erschienenen längern Artikel über die Aussichten der Reichssteuern eine kurze Besprechung desselben Stoffes Aufnahme gefunden, der zum lebhaften Bedauern des Verfassers irrtümlich eine unzutreffende Ziffer zu Grunde gelegt worden ist. Diese Ziffer, nämlich 3718 Millionen Mark, stellt das gesamte Einnahmebudget der fünfundzwanzig deutschen Bundesstaaten, nicht bloß den Ertrag der direkten Staatssteuern dar. Diese betragen nach dem statistischen Jahrbuch des Gothaischen Hofkalenders für 1894 nur 317 641 606 Mark, sodaß sich die direkten Steuern im ganzen deutschen Reiche mit Einschluß der Zuschläge, die als direkte Gemeindeabgaben erhoben werden, auf etwa 1000 Millionen Mark belaufen.

Litteratur

Das jüdische Weib von Nahida Remy. Mit einer Vorrede von Professor Dr. M. Lazarus. Zweite, unveränderte Auflage. Leipzig, W. Malende

Das Wertvolle an diesem Buche sind die aus wenig zugänglichen Quellen genommenen Mitteilungen über merkwürdige Jüdinnen alter und neuer Zeit. Das Achtungswerte an der Verfasserin ist ihre Arbeitsenergie — sie hat sogar den Talmud studiert und zu seinem bessern Verständnis Hebräisch gelernt — und ihr idealer Eifer. Das Buch im ganzen aber wird mehr Schaden anrichten, als Nutzen stiften, denn es ist eine übertreibende und teilweise unwahre Verherrlichung nicht bloß des jüdischen Weibes, sondern des Judentums überhaupt auf Kosten aller andern Völker und Religionen. Die Verfasserin liest freilich den heutigen Jüdinnen auch ein wenig den Text; sie findet, daß sie durch das schlechte Beispiel der Christinnen verdorben werden. „Christliche Frauen erzählen manchmal mit offenbarem Unwillen, daß in Gesellschaft die in Toilette und Benehmen dekolletirtesten Damen fast immer Jüdinnen seien. Ich glaube es nicht. So sehr kann die Keuschheit und Züchtigkeit, die früher das Kennzeichen der Jüdin war, nicht geschwunden sein.“

Als Probe für die historische Zuverlässigkeit des Buches wählen wir drei Sätze aus. „Es ward zum Dogma erhoben, daß Juden zu töten Christenpflicht sei.“ (S. 112.) „Die ausschließlichen Regisseure der Judenverfolgungen sind die Bischöfe, diese eigentlichen Träger der Bornirtheit, Unwissenheit und Unsittlichkeit unter den

Christen, als die sie sich von Anfang an erweisen." (S. 114.) „Die grauenhaften Zeiten in der ersten Hälfte des Mittelalters lassen keine freiere Regung im Leben der jüdischen Frau aufkommen. Man begegnet kaum anderswo einem Namen, als bei Folter und Autodafés." Die Autos haben bekanntlich 1481, also am Ende der zweiten Hälfte des Mittelalters ihren Anfang genommen. Das zweite der drei angeführten Sätzchen ist einer Schrift von J. M. Schleiden entnommen. Ihnen stellen wir einige Äußerungen von zwei Gelehrten entgegen, die es mit der Wahrheit etwas genauer nehmen.

W. Roscher schreibt im dritten Teile seines Systems der Volkswirtschaft (6. Auflage, S. 140): „Als die volkswirtschaftliche Unentbehrlichkeit der Juden aufhörte und ein nationaler Handelsstand aufzublühen begann, da begannen auch die Judenverfolgungen: sehr gegen den Willen der Kirche, aber vorzugsweise von kaufmännischer Eifersucht der Städte geschürt. Also für die meisten Länder im Zeitalter der Kreuzzüge [d. h. also in der zweiten Hälfte des Mittelalters]; in Deutschland seit 1096." Aus den Einzelheiten, mit denen er die Lage der Juden in der ersten Hälfte des Mittelalters charakterisirt, führen wir folgende an. „Selbst unter Heinrich II. (dem Heiligen!) konnte ein herzoglicher Kaplan zum Judentum übertreten, ohne andre Strafe, als eine gelehrte Widerlegung. Noch Heinrich IV. setzte 1090 in einem Speierschen Privilegium für die Verwundung eines Juden ein höheres Wergeld fest, als der Sachsenspiegel für die eines Ritterbürtigen. In Paris besaßen die Juden die Hälfte alles Grundeigentums. Die große judenstatistische Reise des Benjamin von Tudela klagt über schlechte Behandlung der Juden eigentlich nur in Byzanz."

K. A. Menzel hat in einer Zeit, wo er die römische Hierarchie noch weit ungünstiger beurteilte, als in seinem höhern Alter, die Judenfrage des frühern Mittelalters ausführlich behandelt, und zwar bei Darstellung der Kulturzustände der Karolingerzeit. (Die Geschichten der Deutschen, Breslau 1817, S. 544 ff.) Er erzählt kurz die Geschichte der Juden im römischen Reich, stellt dar, wie die Gesetzgebung der christlichen Kaiser seit Konstantin gegen sie mehr und mehr in eine Gesetzgebung für sie umschlug, und welche gewaltige Machtstellung sie dann im fränkischen Reiche gleich von Anfang an einnahmen. Man müsse, sagt er, die Juden weder als ein Volk, noch als eine Religionsgesellschaft ansehen, sondern nur bedenken, daß sie jederzeit seit dem Untergange ihres Staates und schon vorher in der Diaspora eine mächtige Handelsgesellschaft gewesen seien, das erkläre ihre scheinbar so wunderbare Erhaltung. Er erzählt dann von dem schwunghaften Sklavenhandel mit Christenkindern, den die Juden nach den Sarazenenländern trieben, und schließt mit folgenden Sätzen. „Auch abgesehen davon [von diesem Handel] war das ganze staatsbürgerliche Verhältnis der Juden sehr dazu geeignet, die eifrigen Christen zu erbittern und die weniger frommen zum Übertritt ins Judentum zu verleiten. Während die übrigen Landesbewohner der Last des Kriegsdienstes erlagen, und ihr zu entgehen, scharenweise in Leibeigenschaft traten, trieben die Juden, durch das Gesetz des Honorius von dieser Verbindlichkeit frei, einträgliche Handelsgeschäfte; während die Kirche von den Christen den Zehnten, die kaiserlichen Grafen aber das schwere Lösegeld des Heerbanns erpreßten und das Joch hundertfältiger Abhängigkeiten und Dienstpflichten auf ihren Nacken legten, blieben die Juden allein, gleich den höchsten Reichsbeamten, unmittelbare Unterthanen des Kaisers, in der allgemeinen Knechtschaft der Welt fast die einzigen Freien. Hierzu nehme man den Druck der kirchlichen Zeremonialgesetze, die zum Teil mit Geldstrafen, Schlägen und Gliederverlust verpönte Verpflichtung zum Fasten und zum Gottesdienst, und

man wird es nicht wunderbar finden, daß die Synagogen einigen ersehnte Zufluchtsörter schienen, von der Mehrzahl des Volkes aber mit den Augen des Neides und der Erbitterung angesehen wurden."

Nahida Remy erzählt auf S. 199 eine Gerichtsverhandlung gegen eine Berliner Arbeiterfrau, die der Mißhandlung ihrer Tochter angeklagt war, und fügt bei: „Ich wage es zu behaupten, daß keine jüdische Mutter solcher Unnatur fähig ist. Ich glaube nicht einmal, daß eine jüdische Mutter ihr Kind in die Fabriken schickt. Ist die Not zu bitter, dann trennt sie sich eher mit blutendem Herzen von ihrem Kinde und schickt es ins israelitische Waisenhaus, wo es eine tüchtige Erziehung erhält." Damit hat die Verfasserin unbewußterweise den Kern der Judenfrage bloßgelegt. Wie kommt es, daß jüdische Frauen das durchsetzen können, ihre Kinder nicht in die Fabrik zu schicken? Die Verfasserin hat im ersten Kapitel gezeigt, wie die Sklavenarbeit dem Griechen seinen freien heitern Lebensgenuß möglich machte. Nun, bei uns ist es die Schmutz- und Rackerarbeit „freier" Arbeiter, die den höhern Ständen ermöglicht, des Lebens froh zu werden, sei es in edlern angenehmern Beschäftigungen, sei es im Genusse. Nun gehören die Juden bei uns durchweg dieser zweiten begünstigten Klasse an; kein Jude geht in die Fabrik, kein Jude steigt in den Kohlenschacht, kein Jude arbeitet als Tagelöhner oder Kleinbauer, kein Jude und keine Jüdin dient als Knecht oder Magd, keine Jüdin giebt sich zur Dirne her, obwohl, wie uns von Kundigen versichert wird, sehr viele jüdische Herren und Judenjungen sehr viele christliche Mädchen zu Dirnen machen. Wie kommt das? Das ist die Judenfrage! Oder sollte es nicht erlaubt sein, diese Frage aufzuwerfen? Wo die Juden massenhaft beisammen wohnen, im slawischen Osten, da giebt es auch jüdische Bauern, Tagelöhner, Fabrikarbeiter, Knechte, Mägde und Dirnen; vielleicht, wenn man nachforschte, würde man dort auch im Elend verkommne oder durchs Elend verbitterte Jüdinnen finden, die ihre Kinder mißhandeln; aber bei uns nehmen sie diese bevorzugte Ausnahmestellung ein; wie kommt das?

Nahida Remy ist eine geborne von Sturmhöfel, „eine Christin von reinster Abstammung," wie sie ein Rezensent nennt. Psychologisch unbegreiflich ist die Verirrung der Dame durchaus nicht. Sie hat von einigen greuelvollen Judenverfolgungen gelesen, sie hat für die Verfolgten leidenschaftlich Partei genommen, diese sind ihr Idealmenschen geworden, und wer sucht, der findet leicht, was er für seinen Zweck brauchen kann, in allerlei Büchern. Was andre Menschen Gutes gethan und Schlimmes erlitten haben, das wird darüber vergessen. Dazu kommt, daß die Verfasserin, modernen Ansichten über die Stellung der Frau huldigend, die christliche Auffassung der Ehe empörend und im Judentum auch ihr Eheideal verwirklicht findet; alttestamentliche Geschichten, die dazu nicht passen, werden einfach übersehen.

Amerika. Eine allgemeine Landeskunde. In Gemeinschaft mit Dr. E. Deckert und Professor Dr. W. Kükenthal herausgegeben von Professor Dr. Wilhelm Sievers. Mit 201 Abbildungen im Text, 13 Karten und 20 Tafeln in Schwarz- und Farbendruck von R. Cronau u. a. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1894

Eine zusammenfassende und doch noch ziemlich ausführliche Geographie von Amerika hat seit Jahrzehnten in unsrer Litteratur gefehlt. Unsre Urgroßeltern hatten es besser, denn sie hatten in ihrem Büsching eine so gute Darstellung dieses Erdteils, wie sie bei dem damaligen Stande der Quellen nur möglich war. Die sechs Bände des von Ebeling besorgten dreizehnten Teiles „Amerika" von Büschings

Neuer Erdbeschreibung sind als treues Bild eines merkwürdigen Zustandes noch heute von Wert. Das Buch, das vor uns liegt, ist zwar gedrängter, verarbeitet aber einen noch reichern Stoff. Gerade diese seit Alexander von Humboldts Reisen immer rascher angewachsene Stoffmasse hatte von der Schaffung einer einzigen, alles Wichtige in sich schließenden Geographie von Amerika lange abgeschreckt. Endlich hat sich der französische Unternehmungsgeist über die Hindernisse, die viele schrecken, emporgeschwungen, und ein gestaltendes Talent ersten Ranges, wie Elisée Reclus, vermochte, eine Geographie von Amerika in vier Bänden zu schreiben, die nur ein Teil von der großen allgemeinen Beschreibung der Erde ist, deren siebzehnter Band kürzlich erschienen ist.*) Unter diesen Umständen muß man es dem Bibliographischen Institut Dank wissen, daß es drei Fachmänner, die Süd- und Nordamerika und die Polargebiete aus eigner Erfahrung kennen, zur Bearbeitung des vorliegenden Bandes vereinigt hat. Wir haben nun ein brauchbares Buch über den ganzen Erdteil, das über keine wichtige Thatsache im Unklaren läßt. Die Erforschungsgeschichte Amerikas bildet die Einleitung. Für eine folgende Auflage würden wir empfehlen, darin dem geistvollen Beobachter Johann David Schöpf aus Wunsiedel eine Stelle anzuweisen, der mit den Ansbachischen Hilfstruppen 1777 nach Nordamerika kam, wo er bis 1784 verweilte und reiste. Er gehört zu den vorzüglichsten Schriftstellern über Nordamerika. Wo ein Mann wie Von den Steinen sogar im Bild verewigt wird, hätten Staden und Marcgraf, die ältesten deutschen Erforscher Brasiliens, mindestens genannt werden sollen. Marcgraf, Germanus Misnensis, ist eine der bedeutendsten Erscheinungen unter den Forschungsreisenden des siebzehnten Jahrhunderts. Was den Hauptteil betrifft, so ist Südamerika von Sievers gut beschrieben; hier fühlt man die Erfahrung des Reisenden durch, wenn er auch noch etwas mehr Gebrauch davon hätte machen können, besonders in den Naturschilderungen. Deckert, der seit einigen Jahren in Nordkarolina lebt, nachdem er Nordamerika und Mexiko kreuz und quer durchzogen hat, bringt mehr Leben und Farbe in seine Schilderungen. Freilich leiden auch sie an der üblichen Zerreißung in Boden, Klima, Pflanzenwelt, Tierwelt, Menschenwelt. Doch das ist nun einmal deutsche Methode, an die wir uns nachgerade gewöhnt haben. Es ist aber nicht schön, wenn sich der Leser ein Bild z. B. von Michigan in sechs Kapiteln zusammensuchen muß. Dann hat er „die Teile in seiner Hand" u. s. w.! Der Schlußabschnitt: Grönland und der Arktische Archipel von Kükenthal ist sehr lehrreich, als übersichtliche Schilderung dieser selten auch nur im Geiste berührten Gebiete das beste, was wir jetzt haben.

Mit seinen Karten, Farbentafeln und Holzschnitten — worunter eine sehr interessante Tafel des Cotopaxi nach Stübel — macht das ganze Buch einen erfreulichen Eindruck. Es ist nur anzuerkennen, wenn man uns auf diese Weise die ernstliche Beschäftigung mit einem Erdteil erleichtert, dessen politische und wirtschaftliche Erscheinungen seit Jahren gerade für uns Deutsche soviel Unangenehmes bringen, weil wir sie früher nicht genug beachtet haben.

*) Woher nahm der sonderbare Heilige nur die Zeit zu seinen anarchistischen Wühlereien? D. R.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Der ruſſiſche Handelsvertrag eine nationale Gefahr

Bei der Erwägung, welche wirtſchaftlichen Folgen der ruſſiſche Handelsvertrag haben würde, hat man bisher ganz überſehen, ihn vom nationalen Standpunkte aus zu betrachten. Und doch würden die Nachteile, die er uns in nationaler Hinſicht brächte, bei weitem größer und ſchwerer ſein als die wirtſchaftlichen. Es handelt ſich da nicht bloß um materielle Güter: um Hab und Gut, ſondern um ideale Güter: um die Selbſtachtung, die das Volk und jeder Einzelne vor ſich ſelbſt haben ſoll, um den innern und den äußern Frieden, um Freiheit im Innern und nach außen. Dazu kommt, daß, wenn wirklich der Handwerker und der Kleinkaufmann aus den erniedrigten Zollſätzen einigen Vorteil erlangen ſollten, gewiſſe Beſtimmungen des Vertrags, durch die den ruſſiſchen Juden die deutſchen Grenzen geöffnet werden würden, dieſen Vorteil wieder aufheben würden.

Artikel 1 des ruſſiſchen Handelsvertrags lautet:

Die Angehörigen eines der beiden vertragſchließenden Teile, die ſich in dem Gebiete des andern niedergelaſſen haben oder ſich dort vorübergehend aufhalten, ſollen dort im Handels- und Gewerbebetrieb die nämlichen Rechte genießen und keinen höhern oder andern Abgaben unterworfen werden als die Inländer. Sie ſollen in dem Gebiete des andern Teils in jeder Hinſicht dieſelben Rechte, Privilegien, Freiheiten, Begünſtigungen und Befreiungen haben, wie die Angehörigen des meiſtbegünſtigten(!) Landes.

Es herrſcht jedoch darüber Einverſtändnis, daß durch die vorſtehenden Beſtimmungen die beſondern Geſetze, Erlaſſe und Verordnungen auf dem Gebiete des Handels, der Gewerbe und der Polizei nicht berührt werden, die in jedem der beiden vertragſchließenden Länder gelten oder gelten werden und auf alle Ausländer Anwendung finden.

Nach dem erſten Satze von Abſatz 1 des Artikels könnte man ja nun zu der Anſicht kommen, daß jedem der Vertragſchließenden das Recht zuſtehe, ſeine

Grenzen gegen die Einwanderung der Angehörigen des andern abzusperren, daß sie aber, wenn er sie einmal über die Grenze gelassen habe, mit den Inländern gleichberechtigt sein sollen. Daß dem aber nicht so ist, wenigstens nicht für Deutschland, geht aus dem zweiten Satze desselben Absatzes hervor. Darnach sollen nämlich die Angehörigen des einen Vertragstaates in dem andern wie die des meistbegünstigten Landes behandelt werden. Das muß man doch wohl dahin auslegen, daß sie, auch was den Zutritt zu dem andern Lande betrifft, nicht anders als die Angehörigen des meistbegünstigten Landes behandelt werden sollen. Nun ist aber z. B. ein von Deutschland „meistbegünstigtes" Land Österreich-Ungarn. Nach Artikel 19 des Handelsvertrags mit diesem Lande (Reichsgesetzblatt 1892 S. 9) können die deutschen Grenzen gegen Österreicher und Ungarn nicht geschlossen werden. Folglich kann man auch den Russen den Eintritt in unser Land nicht verwehren!

Daran ändert für Deutschland Absatz 2 des Artikels nichts. Nach diesem Absatz kann zwar der eine vertragschließende Staat gegen die Angehörigen des andern vertragschließenden Staates Beschränkungen der nach Absatz 1 zugesicherten Rechte eintreten lassen, jedoch nur dann, wenn diese Beschränkungen gegen alle Ausländer gerichtet sind. Da nun Deutschland nach dem mit Österreich-Ungarn auf zehn Jahre abgeschlossenen Vertrage dessen Angehörigen keine Beschränkungen auferlegen darf, so kann es auch keine gegen die Russen erlassen.

Ganz anders stellt sich die Sache für Rußland. Für Rußland scheint Absatz 2 geradezu gemacht, um die den Deutschen in Rußland nach Absatz 1 gewährten Rechte, ohne den Ablauf der Vertragsdauer abzuwarten, sobald es Rußland beliebt, wieder aufzuheben. Rußland hat bisher nur einen Handelsvertrag abgeschlossen, und zwar mit Frankreich. Dieser ist halbjährlicher Kündigung unterworfen. Nur den Unterthanen dieses Staates hat es daher vertragsmäßig Vergünstigungen gewährt. Die Angehörigen andrer Staaten kann es dagegen willkürlich behandeln, weil eben keine vertragsmäßige Verpflichtung vorliegt. Beliebte es daher Rußland einmal, die nach Absatz 1 des Artikels den Deutschen eingeräumten Rechte ihnen wieder zu entziehen, so brauchte es nur den Handelsvertrag mit Frankreich zu kündigen und könnte dann gegen alle Ausländer, also auch gegen die Deutschen, beschränkende Verfügungen erlassen. Welch ein ungeheuerliches Mißverhältnis! Deutschland müßte zehn Jahre lang alle Russen, die Handel und Gewerbe in Deutschland betreiben wollten, bei sich aufnehmen und ihnen gleiche Rechte mit seinen Landeskindern einräumen, ja es müßte die Aufgenommnen vielleicht für immer behalten, während Rußland willkürlich den Deutschen seine Grenzen versperren oder sie ausweisen könnte. Ist ein derartiges Abkommen des deutschen Reiches würdig? Und was würden die Folgen sein, wenn den Russen, also auch den russischen Juden, nach dem Vertrage der Zutritt in Deutschland gestattet würde?

Bisher war der Eintritt der Juden nach Deutschland immerhin beschränkt. War es auch der erste Schritt des Grafen Caprivi, die echt nationale That des Fürsten Bismarck, das Verbot der Polen- und Judeneinwanderung, zu mildern, ihre Wirkung ganz zu beseitigen hat er bisher nicht gewagt. Daher kommt es, daß die Zahl der Juden in den östlichen Provinzen in den letzten Jahren abgenommen hat, da ein Teil von ihnen weiter nach Westen gezogen und aus Rußland ein geringerer Zuzug gefolgt ist. Erlangt aber Artikel 1 des russischen Handelsvertrags gesetzliche Giltigkeit, so würden vor allem die russischen Juden zu Tausenden und Abertausenden die deutsche Grenze überschreiten. Sie würden zunächst in den östlichen Provinzen eine kurze Zeit rasten, um die dort etwas magern Weiden abzugrasen und um Toilette zu machen, dann aber würden sie weiter nach Westen ziehen, ihre Taschen füllend, um schließlich in Frankreich als reiche Leute zu enden. Wie zahlreich die Juden im Verlaufe von zehn Jahren — der Dauer des Handelvertrags — bei uns einwandern würden, läßt sich einigermaßen beurteilen, wenn man auf Österreich-Ungarn blickt. Dort sind in wenigen Jahren, wie statistisch nachgewiesen ist, über 70000, sage siebzig Tausend, eingewandert! Man würde also gewiß nicht zu hoch greifen, wenn man den Strom von russischen Juden, der sich infolge des Handelsvertrags nach Deutschland ergießen würde, auf mehrere Hunderttausende schätzte. Ganz abgesehen davon, daß, wie allen östlichen Bewohnern, auch ihnen der Zug nach dem Westen innewohnt, so winkt ihnen bei uns mehr noch als in Österreich-Ungarn die Aussicht auf baldige Verbesserung ihrer materiellen Lage. Österreich ist zum größten Teil schon mit Juden übersättigt. Wo ihrer schon viele sind, da ist für den zuwandernden nichts mehr zu holen. Die schon ansässigen haben fast allen Handel in den Händen und haben, wie Schwämme die Feuchtigkeit, fast alles Vermögen an sich gezogen. Anders in Deutschland. Hier giebt es weite, reiche Gefilde, die noch judenrein sind, deren Bevölkerung auch noch nicht mit den jüdischen Schlichen und Kniffen bekannt ist. Hier würde ihnen ein erfolgreiches Feld der Thätigkeit winken. Wie wäre es z. B., wenn etliche Zehntausende nach Schleswig-Holstein oder nach Baiern gingen, dort zunächst durch Hausiren und Schachern dem Handwerker Konkurrenz machten, dann durch Ausverkäufe und Ramschbazare den deutschen Kleinkaufmann vernichteten, dann die prächtigen Bauerngüter ausschlachteten und endlich als Börsianer den letzten deutschen Wohlstand an sich rissen! Das könnte den russischen Juden passen. Daß auch die judenreinen deutschen Gegenden von den Juden heimgesucht und um ihren Wohlstand gebracht werden würden, ist zweifellos. Hat doch, als sich die russischen Bedrückungen der Juden steigerten, ein Jude alles Ernstes in einem jüdischen deutsch-freisinnigen Blatte den Vorschlag gemacht, die europäischen Regierungen, deren Länder noch nicht von Juden gesättigt wären, möchten Rußland einen Teil der seinigen ab- und bei sich aufnehmen. Haben doch

antisemitische Zeitungen und Lokalblätter wiederholt darauf hingewiesen, daß sich kleine Trupps von russisch-jüdischen Auswandrern aus Hamburg weggeschlichen haben, um die Städte Schleswig-Holsteins mit ihrer Gegenwart zu beglücken.

Ein weiterer, vielleicht noch stärker wirkender Grund für sie, sich bei uns einzunisten, sind die Bedrückungen, denen sie in Rußland ausgesetzt sind. Es ist der persönlichste Wunsch des durch und durch national denkenden Zaren, sein Reich von Juden zu säubern, und um diesen Wunsch zu erfüllen, bleibt kein Mittel unversucht. Wie vielen Plackereien die Juden in Rußland ausgesetzt sind, darauf braucht hier nicht hingewiesen zu werden, da es allbekannt ist. Aber auch der Handelsvertrag gehört zu den Mitteln, die Absicht des Zaren verwirklichen zu helfen. Daraus erklärt sich auch die freudige Genugthuung, mit der der Zar und fast die gesamte russische Presse den Abschluß des Handelsvertrags begrüßen. Die Herabsetzung der deutschen Getreidezölle allein würde diese Genugthuung schwerlich hervorgerufen haben. Amerika beginnt in der Aufnahme von Juden schwierig zu werden, England hat sie bereits gewarnt, einzuwandern, bald wird es auch seine Häfen schließen. Wo soll Rußland mit seinen Juden hin? Es ist gezwungen, sich nach einem neuen Absatzgebiet umzusehen. Und es hat Deutschland hierzu ausersehen. Schließen wir einen zehnjährigen Handelsvertrag mit Deutschland, sagte es sich, und wir werden einige Hunderttausende von ihnen los! Mit Hilfe der Fürsprache ihrer reichen deutschen Rassegenossen und ihrer Verbindung durch Verwandtschaft und Schwägerschaft mit den höhern deutschen Kreisen scheint Rußland wirklich dieser Schachzug zu gelingen.

Um den Beweis zu liefern, daß Rußland mit dem Handelsvertrage nicht rein wirtschaftliche, sondern auch nationale Zwecke verfolgt, führen wir § 22 Absatz 2 des Schlußprotokolls an. Er lautet:

Mit einem russischen Auswanderungsscheine versehene jüdische Auswandrer russischer Abkunft und andre, welche von den deutschen Behörden nach Rußland zurückgesandt werden, müssen von den russischen Grenzbehörden zugelassen werden, vorausgesetzt, daß sich diese Personen in Deutschland nicht länger als einen Monat aufgehalten haben, von dem Tage an gerechnet, wo sie über die deutsch-russische Grenze gegangen sind.

Wenn man diese Bestimmung liest, weiß man zunächst gar nicht, was man denken soll. Bisher hat man es durchgängig für selbstverständlich gehalten, daß jeder Staat seine zurückkehrenden Unterthanen wieder bei sich aufnehme, namentlich einem Staate gegenüber, mit dem er in freundschaftlichem Vertragsverhältnisse steht. Nach dieser Bestimmung jedoch braucht Rußland die russischen Juden, die sich ohne russischen Auswanderungsschein über die deutsche Grenze geschlichen haben, nicht wieder aufzunehmen. Deren Zahl wird aber im Laufe der zehn Jahre ganz bedeutend werden. Vor einiger Zeit ging durch die Zeitungen die Nachricht, daß viele russische Juden mit Hilfe

der russischen Grenzsoldaten heimlich die deutsche Grenze überschritten, um möglichst schnell in das Innere der östlichen Provinzen zu gelangen, daß man deshalb zwar die deutsche Grenzgendarmerie bedeutend verstärkt habe, daß aber dem Übel schwer abzuhelfen sei. Die russischen Juden hatten keine Pässe, deshalb überschritten sie die deutsche Grenze heimlich. Auch nach Abschluß des Handelsvertrages wird die russische Regierung keine Veranlassung haben, die Auswandrung der Juden ohne Paß zu verhindern. Und die Juden, die mit Paß über die deutsche Grenze kommen, um sich dauernd bei uns aufzuhalten, sind doch auch Auswandrer. Sind sie aber über einen Monat bei uns, dann haben wir das Recht verwirkt, sie heimzusenden. Das würde die in nationaler Hinsicht schwerste Folge des Handelsvertrages sein. Selbst wenn wir später zu der Erkenntnis kämen, daß er uns mehr Juden gebracht hätte, als wir ertragen könnten, und den Vertrag deshalb nicht erneuerten, die Juden, die wir einmal in Deutschland hätten, müßten wir behalten. Das wäre ein Schade, der gar nicht wieder gut zu machen wäre.

Und wie wird es mit denen, die aus Amerika und England zurückkehren? Der allerdings etwas unklare Absatz 2 des § 22 kann, wenn er einen Sinn haben soll, doch nur dahin aufgefaßt werden, daß ein russischer Jude, der vor länger als einem Monate die deutsch-russische Grenze überschritten hat, von Rußland nicht wieder aufgenommen zu werden braucht, selbst wenn er noch nicht einen Monat bei uns geweilt hat. Auf keinen Fall aber wäre Rußland zur Aufnahme der jüdischen Auswandrer verpflichtet, die über Deutschland nach Amerika, England oder sonst wohin gezogen, dann wieder nach Deutschland zurückgekehrt wären und sich innerhalb der ganzen Zeit seit ihrem Weggange aus Rußland länger als einen Monat in Deutschland aufgehalten hätten. Die kurze Frist von einem Monat würde in derartigen Fällen fast nie gewahrt werden können. Also auch hier hätten wir einen Zuwachs von Juden zu gewärtigen. Wie kommt Deutschland dazu, eine Zufluchtsstätte für die zu werden, die ihr eignes Vaterland von sich stößt? Warum hat es sich nicht im Vertrage das Recht vorbehalten, die Einwandrung der russischen Juden zu beschränken oder zu verhindern, so wie es Rußland wahrscheinlich trotz des anscheinend entgegenstehenden Artikels 1 mit den deutschen Juden machen wird? Liegt nicht im § 22 eine weitere Demütigung Deutschlands?

Vergeblich sucht man nach einem durchschlagenden Grunde, der unsre Regierung bewogen haben könnte, auf solche Forderungen einzugehen. Wenn sie sich nur einigermaßen um die volkswirtschaftlichen Zustände in Rußland bekümmert hat, wenn sie nur einigermaßen versucht hat, zu erforschen, was das deutsche Volk denkt und wünscht, dann muß sie wissen, daß der russische Jude kein wünschenswerter Zuwachs unsrer Bevölkerung ist, daß es vielmehr der heißeste Wunsch aller Deutschen ist, unsre Grenzen gegen die Judeneinwandrung

gesperrt zu sehen. Der Jude wirkt nicht bloß volkswirtschaftlich, sondern auch politisch verderblich. Die deutsche Sozialdemokratie ist vollständig in Judenhänden, und die deutsche Regierung möge sich ja vorsehen, daß nicht etwa die Juden, denen sie bis jetzt Zuckerbrot gewährt, den Stamm absägen helfen, auf dessen Ast sie sitzt. Es ist nicht bloß ein Wunsch der Konservativen und der Antisemiten, die ausländischen Juden von unserm Lande fernzuhalten, sondern es ist der Wunsch des ganzen deutschen Mittelstandes bis in seine breitesten Schichten, gleichviel ob er konservativ, antisemitisch oder liberal denkt. Gerade der Mann des Mittelstandes, mag er Gelehrter, Kleinkaufmann, Bauer oder Handwerker sein, hat unter der Konkurrenz der Juden schwer zu leiden. Selbst in Städten, in denen sich noch verhältnismäßig wenig Juden befinden, schwindet in den Hauptstraßen eine christliche Firma nach der andern. Mit Sorgen denkt der deutsche Familienvater daran, was aus seinen Kindern werden soll. Mag er sie studiren oder Kaufleute werden lassen, überall wird ihm die Erreichung seines Ziels durch die von den Juden hervorgerufne maßlose Konkurrenz erschwert. Mit Recht fragt sich der deutsche Mittelstand: Wie kommen wir dazu, dem russischen Juden Gelegenheit zu geben, in unserm Vaterlande Geld zu verdienen und uns unsern Erwerb zu schmälern, obgleich wir uns selbst nur mit Mühe und Not über Wasser halten? Dem russischen Juden, dessen Ansichten von dem, was im Handel und Wandel anständig ist, so grundverschieden von den unsrigen sind, daß wir unsern uns angebornen, unserm Volke eigentümlichen Charakter verleugnen müßten, wenn wir neben ihm bestehen wollten? Ist das der Dank dafür, daß wir für Deutschlands Unabhängigkeit auf dem Schlachtfelde geblutet haben, daß nun die Früchte von Leuten eingeheimst werden sollen, die ihr Heimatland wegen ihrer Charaktereigenschaften loszuwerden sucht? Aber auch die bloße Humanität kann unsre Regierung unmöglich bewogen haben, auf national so verhängnisvolle Bestimmungen einzugehen; bei unsern schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen wäre jede Humanität gegen russische Juden eine Inhumanität gegen die eignen Landeskinder. Jeder eingewanderte russische Jude verdrängt mindestens einen Deutschen aus der Erwerbsstelle, die dieser bisher in der deutschen Volkswirtschaft eingenommen hat, und entzieht mindestens einer deutschen Familie die Plätze, die für sie bisher am Tische ihres Volkes gedeckt waren.

Es ist nur dreierlei denkbar, was zum Abschluß eines solchen Vertrags veranlaßt haben könnte. Entweder ist man sich der Tragweite der hier in Frage kommenden Bestimmungen gar nicht bewußt gewesen, man hat sie gegenüber dem übrigen Vertragsinhalt für nebensächlich gehalten. Dann müßte unbedingt noch Wandel geschafft werden, auch wenn dabei die Frist verstriche, an die Rußland gebunden ist. Selbst Zweifel an der Auslegung derartiger Vereinbarungen dürften nicht bestehen. Der Russe würde sie stets in dem Sinne auffassen, daß er sich möglichst vieler von den Elementen, mit denen

er sich nicht verschmelzen will, entledigen könnte; eine energische deutsche Regierung aber müßte sie im entgegengesetzten Sinne auslegen. Dann läge aber die Möglichkeit kriegerischer Verwicklungen, die angeblich durch den Handelsvertrag beseitigt werden soll, erst recht vor.

Oder aber die Abmachungen sind eine Folge des internationalen Zuges, von dem die ganze bisherige Politik des Grafen Caprivi durchdrungen ist. Dann möge Graf Caprivi bedenken, ehe es vielleicht einmal zu spät ist, daß Begünstigung des Internationalismus stets Schwächung des Nationalismus und damit auch Schwächung der Vaterlandsliebe ist. Nimmt diese aber ab, dann beginnt auch eine der Hauptstützen des Thrones zu schwinden. Und in einem zukünftigen Kriege wird unter sonst gleichen Verhältnissen das Heer siegen, das die größte Liebe zum Vaterlande hat.

Oder endlich Graf Caprivi wirbt um die Gunst des Zaren. Sollten wir aber seit dem Rücktritt des Fürsten Bismarck schon so weit gekommen sein, daß uns für diese Gunst kein Preis zu hoch wäre? Wenn man den Handelsvertrag nach seinem rein volkswirtschaftlichen Inhalt unbefangen beurteilt, so muß man zu dem Ergebnis kommen: den Russen würde er nützen; ob er dem deutschen Volke mehr nützen als schaden würde, ist zweifelhaft. Sicherheit darüber könnte erst die Zukunft bringen. Dem Großhandel und der Großindustrie würde er gewiß nützen, der Landwirtschaft würde er gewiß schaden. Träte aber sein nationaler Inhalt in Kraft, so würde er zweifellos auch dem Handwerker und dem Kleinkaufmann schaden. Dazu die nationalen Nachteile! Dieser Preis wäre zu hoch für die immerhin wandelbare Gunst des Zaren.

Ob der Reichstag den Vertrag annehmen wird, ist noch zweifelhaft. Leider scheint sich eine Mehrheit dafür zu finden. Mancher Abgeordnete wird ihm zustimmen, obgleich er mit seinem Inhalte nicht einverstanden ist, nur weil der österreichisch-ungarische und der rumänische Handelsvertrag angenommen worden sind. Aber wenn ein Fehler gemacht worden ist, so ist man doch um so mehr verpflichtet, einen zweiten zu vermeiden. Wenn sich jemand einen Strick um den Hals gelegt hat, ist er noch nicht verpflichtet, sich aufzuhängen.

Nachtrag. Nachdem dieser Aufsatz bereits in Druck gegeben war, ist im Reichsanzeiger ein Abkommen mit Rußland veröffentlicht worden über die Überweisung früherer Staatsangehörigen. Durch dieses Abkommen wird an unsern bisherigen Ausführungen nichts Wesentliches geändert. Es bezieht sich lediglich auf die, die früher Angehörige eines der vertragschließenden Staaten gewesen sind, also ihre Staatsangehörigkeit verloren haben, aber auch keine andre erworben haben, nicht auf die Staatsangehörigen beider Staaten. Dagegen scheint das Abkommen die Absicht des Zaren, sein Reich von fremden Elementen zu säubern, zu bestätigen. Auffallend ist, daß es auf Wunsch der russischen Regierung getroffen worden ist. Rußland hat wahrhaftig bisher keinen Grund gehabt, sich über das Verhalten Deutschlands in dieser Beziehung zu be-

schweren; wohl aber hätte Deutschland Grund genug zur Klage gehabt. Rußland will eben rücksichtslos seine Bewohner deutschen und insbesondre jüdischen Ursprungs austreiben und wird das auch durchführen. Die deutsche Regierung dagegen wird bei dem internationalen Streben, von dem sie beseelt ist, nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Dazu kommt, daß dieses Abkommen beiderseitiger vierteljährlicher Kündigung unterworfen ist. Hat Rußland seinen Zweck erreicht, so kündigt es das Abkommen, und Deutschland hat bei Ablauf des Handelsvertrags das Nachsehen: es muß die russischen Juden behalten. Ein derartiges Abkommen müßte wenigstens auf die Dauer des Handelsvertrags unkündbar geschlossen werden. Sonst trägt Deutschland auch hier die Kosten.

Einiges Christentum

In dem Verfasser der „Ernsten Gedanken," dem Oberstleutnant M. von Egidy, hat die religiöse Bewegung der Gegenwart einen Bannerträger gefunden, der unleugbar mit großer Entschlossenheit und Beharrlichkeit für die religiös-sittliche Wiedergeburt des deutschen Volkes kämpft. Unbeirrt durch zahllose entstellende Berichte, hat er sich nicht abdrängen lassen von der Verfolgung seiner anscheinend unerreichbaren Ziele. Die heutigen Zustände in Gesellschaft und Staat erscheinen ihm vielfach des Menschen unwürdig, und er betont bei jeder Gelegenheit: Wir können, wenn wir nur ernstlich wollen, zu ganz andern Zuständen gelangen, von denen heute nur sehr wenige eine bestimmte und klare Vorstellung haben. Die Bethätigung unsers religiösen Empfindens innerhalb der Kirchen genügt ihm nicht; er verlangt von jedem Einzelnen Thaten, die unser religiöses Empfinden verwirklichen: „Religion nicht mehr neben unserm Leben; unser Leben selbst Religion." Es ist somit für ihn selbstverständlich, daß wir die soziale Frage lösen. Diese Perspektive ist heute noch für die Mehrzahl der Menschen, insbesondre für alle die, die einem der vielen wissenschaftlichen Systeme oder einer der sich befehdenden Parteirichtungen anhangen, kaum verständlich, und doch ist sie bereits ausgesprochen in der alten christlichen Lehre: „Ihr sollt vollkommen sein." Über die menschliche Vollkommenheit hinaus giebt es wohl noch eine höhere. Das darf uns aber nicht abhalten, hier auf Erden ein vollkommnes Menschentum zu verwirklichen. Alle Erscheinungen in der Menschheitsgeschichte, die diese höhere Stufe vorbereiteten, haben jetzt,

wo wir vor der Aufgabe eines endlichen Hinübertretens auf die höhere Kulturstufe stehen, keinen Anspruch darauf, in die neue Zeit mit hinübergenommen zu werden. Also nicht langsame oder schnellere Fortentwicklung der bestehenden Halbheiten, sondern ein entschlossener Bruch mit allem Widerwärtigen und Unwürdigen der Gegenwart! Den Besten im Volke — in erster Linie den Fürsten — kommt es zu, vorzugehen, sobald sich die öffentliche Meinung von der Notwendigkeit einer grundlegenden Änderung überzeugt hat.

Wer wollte leugnen, daß in dem Volksbewußtsein — jetzt noch hauptsächlich in den materiell am meisten interessirten untern Klassen — neue Anschauungen über Menschenrecht gewaltig gären und zu einer Macht werden können, sobald sie von einsichtigen und selbstlosen Männern aufgenommen werden? M. v. Egidy hat Anhänger in allen Schichten des Volkes gefunden; er wird in seinen Bestrebungen von Männern und Frauen unterstützt, denen man ein gereiftes Urteil nicht absprechen kann. Eine ganze Litteratur hat sich an seinen Namen geknüpft, und immer noch treten neue Kämpfer für ihn ein. Am bemerkenswertesten ist Egidys Verbindung mit einem Naturforscher, dem Professor der Geologie Lehmann-Hohenberg in Kiel, der sich in einer vierteljährlich erschienenen Schrift „Einiges Christentum" mit ganzer Entschiedenheit an seine Seite stellte und seitdem in Wort und Schrift für die sittliche Erneuerung des deutschen Volkes im Sinne Egidys wirkt.

Von den Schriften Egidys hat seine erste — „Ernste Gedanken" — durch ihren Appell an das Gewissen der Menschen die weiteste Verbreitung gefunden. Seine edle und vornehme, bei aller Schärfe niemals verletzende Sprache ist der Ausfluß einer großen Herzensgüte für jeden, den Geringsten sowie den Höchsten im Volke. Dieser versöhnliche Ton gewinnt ihm die Herzen der Menschen. Professor Lehmann-Hohenberg kehrt mehr den Naturforscher hervor, der auf die sozialen Fragen, die die Gegenwart bewegen, die Untersuchungsmethoden der Naturwissenschaft anwendet und das Menschengeschlecht nicht bloß von dem beschränkten Standpunkte des Historikers, sondern unter den umfassendern Gesichtspunkten betrachtet, die die Erdgeschichte und die Entwicklungslehre bieten. Er betont bei jeder Gelegenheit, daß wir ohne die neue Weltanschauung der Entwicklung, die aus den geologischen und biologischen Arbeiten der in den letzten Jahrzehnten sich mächtig entfaltenden Naturwissenschaften hervorgegangen ist, gar nicht mehr auskommen können. Wie die Astronomie Ereignisse mit Sicherheit vorhersagt, so lassen sich auch auf dem biologischen Gebiete zukünftige Gestaltungen erschließen. In einem Aufsatze „Virchow gegen Darwin, Betrachtungen über Entwicklung und Zukunft des Menschengeschlechts" (Freie Bühne, 4. Jahrgang, Aprilheft) hat Lehmann-Hohenberg die einseitigen pathologischen Vorstellungen Virchows von der Entwicklung der Menschen zurückgewiesen. Virchow hat nicht nur die gesamten Geologen gegen sich, er wird in dieser Frage auch von den Vertretern andrer Naturwissenschaften nicht

mehr ernst genommen. Lehmann-Hohenberg kommt zu ganz andern Ergebnissen als der gelehrte Mediziner. Die Entwicklung ist durch das Tierreich hindurch bis zum gegenwärtigen Menschen eine kontinuirliche. Das ist für den Geologen eine wissenschaftliche Thatsache, die gerade so wenig bezweifelt werden kann wie die, daß die Fossilreste in unsern paläontologischen Sammlungen wirklich lebenden Tieren angehört haben. Die ganze organische Welt hat den Abschluß ihrer Entwicklung im Menschen gefunden, und zwar so, daß sich auf der Erde nur einmal die Menschwerdung vollziehen konnte und eine nochmalige aus andern niedern Formen für alle Zeiten ausgeschlossen ist. In dem Menschen sind alle Anlagen des tierischen Lebens erschöpft, und eine körperliche Höherbildung, soweit es sich um die Grundanlage handelt, ist ausgeschlossen. Nur auf intellektuellem Gebiet und der damit zusammenhängenden innern Veränderung der Gewebe kann der Mensch eine weitere Vervollkommnung erreichen. Aus dem Zustande der Naturvölker entriß ihn der Kampf mit seinesgleichen. Isolirte Kulturstaaten mußten so lange zu Grunde gehen, bis alle Völker der Erde mit einander in Beziehung traten. Auch dem jahrtausendelangen Völkerringen ist ein Ziel gesetzt. Kulturvervollkommnung kann in Kriegen nicht mehr gewonnen werden. Wir können nicht mehr zu unserm Nutzen ganze Völkerschaften vernichten oder in die Sklaverei schleppen. Alle gegenwärtigen Erfindungen und Schöpfungen menschlichen Geistes kommen jetzt sofort dem ganzen Erdenrund zu statten und gleichen die Verschiedenheiten aus. So sind wir denn ersichtlich an einem großen Abschnitt der Menschheitsentwicklung angekommen, der wichtiger ist, als je einer zuvor. Unsre nächste Aufgabe ist es, die Berechtigung jedes Volksstammes anzuerkennen und die Erde in einen Garten Gottes zu verwandeln. Die aus der Geschichte abgeleiteten Gesetze für die Ausgestaltung der menschlichen Gesellschaft sind unzureichend nach verschiedensten Richtungen hin. Die Nationalökonomie ist noch zu sehr in die Einzelarbeit und das Sammeln von Material vertieft, um höhere Gesichtspunkte gewinnen zu können. So ist es nichts als ein doktrinäres Hirngespinst, daß die Erde jemals die Zahl der auf ihr vorhandnen Menschen nicht würde ernähren können. Zehnmal mehr Menschen, als gegenwärtig auf der Erde leben, haben auf der Insel Sizilien Platz.*) Ist es da nicht eine kleinliche Furcht, daß die Erde nicht allen Menschen ausreichende Nahrung sollte gewähren können, wenn wir nur unser Wissen und unsern Verstand in den Dienst der Gemeinsamkeit stellen? Die Gesetze über die Vermehrung der Menschen sind noch nicht genügend bekannt; es ist aber ein allgemeines Gesetz der Natur, daß hochentwickelte Organismen an Zahl zurückstehen gegen Organismen von niedriger Ausbildung. Je mehr Gefahren eine Art ausgesetzt ist, um so zahlreicher ist ihre Nachkommenschaft, durch die sie der gänzlichen Vernichtung ent-

*) Platz? Wohl möglich. Aber auch Raum zur Entfaltung ihrer Kräfte? D. Red.

geht. Die Fähigkeit der Menschen, sich zu vermehren, nimmt mit der steigenden Kultur ab.*) Solange das Weib, nur mit Handarbeit und dem Aufziehen der Kinder beschäftigt, in untergeordneter Stellung bleibt, wird es befähigt sein, eine zahlreiche Nachkommenschaft in die Welt zu setzen; nimmt es in höherm Grade teil an der Vielseitigkeit des gesteigerten Kulturlebens, so wird seine Fruchtbarkeit im Laufe der Zeit geringer werden müssen. Trotz eines gesunden Sichauslebens und trotz einer durch Herbeiführung friedlicher sozialer Zustände anfangs noch weitern Zunahme der Gesamtbevölkerung wird eine allmähliche Verminderung der Kinderzahl die natürliche Folge davon sein, daß die Kräfte des Weibes vielseitig in Anspruch genommen werden. Somit ist die Furcht vor einer Übervölkerung der Erde schlecht begründet. Die Übervölkerungsrechnungen erinnern an die ungeheuerlichen, nie zu verwirklichenden Zinseszinsrechnungen des zu Christi Geburt zinstragend angelegten Pfennigs. Befreien wir die Arbeit von allen Hemmnissen, und kolonisiren wir verständig, das reicht für die nächste Zeit aus. Inzwischen wird sich manches ändern. Andrerseits ist es ein durchaus ungöttlicher Gedanke, daß ein Teil der Menschen den andern totschlagen müsse, um selbst leben zu können. Die Zahl der in Kriegen getöteten spielt übrigens gar keine Rolle, und die jetzt noch vorhandne steigende Vermehrung der Bevölkerungen von Kulturstaaten wird durch die heutigen Kriege nicht wesentlich aufgehalten. In frühern Jahrhunderten war das allerdings anders. Die Zeit der Völkerkriege war aber nicht eigentlich ein Kampf ums Dasein, sondern mehr ein Erwachen der guten und schlechten, spezifisch menschlichen Eigenschaften. Der Trieb, zu herrschen und zu besitzen, also mehr darzustellen, als der bloße Naturmensch auf der untersten Stufe war, ist die Entfaltung eines Keims zur Entwicklung einer höhern Stufe. Körperkraft und List waren Vorzüge. Nicht die waren vom Standpunkt einer frühern Periode die Minderwertigen, die ihre Stärke zur Geltung brachten — man darf sie nicht einmal unmoralisch nennen —, sondern die, die schwach und furchtsam waren. Der Starke war im Recht. Diese Vorstufe zeitigte erst die höhern sittlichen Eigenschaften des Menschen, wie die des Edelsinns und der Nächstenliebe.

Bei der räumlichen Isolirung der Völker mußte die Entwicklung nicht nur verschiedne Wege einschlagen, sondern auch in einzelnen Ländern eine viel größere Höhe erreichen als in andern. Einzelne begabte Männer sahen voraus, daß eine Zeit allgemeiner Verbrüderung der Menschen kommen würde. Aber der Sinn der Menschen war noch nicht auf das Wohl der Gesamtheit gerichtet. Die Barbarenvölker waren verachtet, während wir heute, wenn auch noch nicht allgemein, den Naturvölkern Teilnahme entgegenbringen. So sanken

*) Nicht die Fähigkeit, sondern der Wille. Auch die Gegenwart kennt Elternpaare von denkbar höchster leiblicher und geistiger Vollkommenheit, die eine große Kinderschar haben, und die Naturvölker sind keineswegs durchgängig fruchtbar. D. Red.

die alten Kulturvölker von ihrer Höhe herab, nur durch die Denkmäler ihrer vergangnen Größe in der Weiterentwicklung der Menschheit wirkend.

Jetzt ist die Zeit gekommen, die durch ein vorgeschrittnes Naturwissen die sittliche Erziehung beherrschen könnte und die Macht hat, aus der Erde einen Garten Gottes zu schaffen und ein Reich Gottes unter den Menschen zu errichten, wie es Christus verkündet hat: „Die Wahrheit wird euch frei machen." Nicht der mystische Glaube, sondern unser Wissen allein kann uns aus den häßlichen und lieblosen Zuständen der Gegenwart erlösen. Wir wissen jetzt, daß Geist und Körper einander notwendig bedingen, und somit ist es ein ungeheurer Frevel, Menschen aus Mangel am Notwendigsten zu Grunde gehen zu lassen. Wir können von den Menschen nicht erwarten, daß sie gut sind, wenn wir ihren Leib dem Siechtum preisgeben und ihren Geist umnachten oder sittlich erkranken lassen. Die Zeit muß endgiltig vorüber sein, wo man arme Kranke als von bösen Geistern besessen erbarmungslos von sich stieß. Wir sollen uns der Hilfsbedürftigen und Schwachen annehmen. Wir stehen vor einer Wende. Das alte Recht sinkt dahin vor dem sittlichen Empfinden einer höhern Kulturstufe, die den Anbruch eines allgemeinen veredelten Menschentums oder die Erfüllung des Christentums bedeutet. Unter dem Zwange der scheinbar blind waltenden Natur, die aber doch Ziele kennt und daher Gottes Werk ist, haben sich die körperlichen und geistigen Fähigkeiten des Menschen ausgebildet, sind aber auf dem bisherigen Wege nicht weiter zu entwickeln. Schon macht sich mancherlei Verfall bemerkbar.

Die von dem großen englischen Naturforscher Charles Darwin gefundnen Gesetze darf man nicht ohne weiters auf den Menschen übertragen. Darwin selbst war darin sehr zurückhaltend. Es wird aber von vielen unsrer gegenwärtigen Naturforscher übersehen, daß die ganze tierische Entwicklung zum Abschluß gekommen ist, daß wir also nicht mitten in dieser Entwicklung stehen, sondern uns an ihrem Ende befinden, eine Weiterentwicklung darüber hinaus nicht möglich ist. An Stelle der im Tierreich wirkenden Kräfte spielen in der Menschheitsentwicklung geistige Kräfte die überwiegende Rolle. Eine natürliche Auslese giebt es bei den Menschen kaum noch. Wollen wir mit der Auslese etwas erreichen, so kann sie nur durch die Vernunft geleitet werden, und dazu bedarf es eines höhern sittlichen Empfindens. Die geistige Stufe der Menschen kann aber durch Erziehung viel schneller gehoben werden, als durch natürliche Auswahl. Somit hat der Mensch die Mittel der Vervollkommnung des Menschengeschlechts selbst in der Hand, und das unterscheidet ihn am meisten von den Tieren. Wir können also, wenn wir ernst wollen, zu ganz andern Zuständen gelangen und brauchen dazu nicht jahrhundertelange „natürliche" Entwicklungen abzuwarten. Es ist schon alles entwickelt und vorhanden, was wir nötig haben, und wir brauchen deshalb nur bewußt zu entfalten, indem wir unsre Kräfte richtig anwenden.

So lange wir die uns umgebenden Zustände nicht selbst für uns einrichten, so lange wir nicht uns und unsre Kultur bewußt nach einem bestimmten Ziel hin entwickeln, sondern uns von blind waltenden Mächten leiten lassen, so lange sind wir noch in der Menschwerdung begriffen. Aus dem seinen Instinkten folgenden und an seinen Gewohnheiten verständnislos festhaltenden Tiermenschen soll erst noch der Edelmensch, der wahre Mensch hervorgehen. Wir müssen also den alten Adam endgiltig ausziehen, damit wir in Wahrheit Gottes Kinder werden.

Die Zeichen dafür, daß die alten Wege nicht mehr gangbar sind, daß die Zeit erfüllt ist, stehen jedermann deutlich vor Augen. Heute leiden die Völker des ganzen Erdenrunds an derselben Not. Kultureinrichtungen, die ihrer Zeit gedient und Großes geschaffen haben, drohen die Völker zu vernichten, weil sie nicht einer weisen Leitung durch den Menschen unterliegen, sondern blind waltende, mechanisch wirkende und den Menschen zermalmende Kräfte geworden sind. Militarismus, Büreaukratismus, Kapitalismus und Kirchentum sind uns über den Kopf gewachsen. Der Militarismus saugt die Völker aus und nimmt nicht nur die materiellen Mittel für sich in Anspruch, sondern auch die Hauptsumme der Intelligenz des Volkes. Im Büreaukratismus erstickt immer mehr die Freiheit des Einzelnen, und die besten Regungen der Gesellschaft erlahmen durch ihn. Der Kapitalismus, der es fertig bringt, ganze Volksvertretungen für seine Zwecke zu kaufen, und der ebenso den Landmann wie den Fabrikarbeiter bedrängt, führt zur Verarmung der Massen und zu einer menschenunwürdigen Abhängigkeit fast der Gesamtheit von dem König „Geld." Dem Kirchentum liegt zwar eine soziale Idee zu Grunde; aber das Kirchenregiment ist seit langem von dem richtigen Wege abgewichen, weil es nicht mehr das Wissen beherrscht. Seine Vertreter haben die Zügel der sittlichen Führung des Volkes verloren, und die wenigsten erkennen, daß die von dem Kirchentum herbeigeführte Fesselung des Denkens der Erziehung der Menschen zum Wahren und Guten gerade entgegenwirkt.

An all diesen Zuständen ist mit äußerlichem Verbessern und Zustopfen von Löchern nichts mehr zu erreichen. Es bedarf einer Wandlung von Grund aus. Das ist das Urteil einer großen Zahl von Einsichtigen. Die Zeit ist wirklich erfüllt, da Gott alles neu machen wird. Das kann aber nur geschehen durch eine große innere Wandlung der Menschen. Egidy glaubt an die Fähigkeit des Menschen dazu felsenfest, so verschiedenartig auch das Material ist; er hat sich als militärischer Erzieher im öffentlichen Leben bewährt und hat einen scharfen Blick für Persönlichkeiten. Der Naturforscher pflichtet ihm darin bei, daß mit vernünftiger Erziehung in verhältnismäßig kurzer Zeit alles zu erreichen sei. Schaffen wir nur erst einmal vernünftige Zustände, so werden die Menschen in wenigen Geschlechtern so aufwachsen, daß sie unsrer heutigen Einrichtungen mit Abscheu gedenken werden.

Die Bedingung einer so großen Wandlung ist, daß eine größere Zahl von Menschen schon mehr oder weniger jene neue Zeit in Gedanken lebt, daß sich die große Masse nach solchen Zuständen sehnt, und daß Einzelne dasind, die entschlossen und überlegt vorgehen. Alles das trifft zu. Egidy hat erklärt, daß sein ganzes Thun der Menschheit und zunächst unserm Volke mit seinem Fürsten an der Spitze gehöre. Seine Freunde kennen keine schönere Lebensaufgabe, als in diesem Ringen an seiner Seite zu stehen.

Jede Führung ist nur dann berechtigt, wenn jedes Sonderinteresse ausgeschlossen ist, wenn also die Bestrebungen jedem im Volke gelten, dem Arbeiter wie dem Fürsten. Die Menschheit darf nicht mehr als eine teilbare Größe betrachtet werden. Das Wohl der Gesamtheit ist auch das Glück jedes Einzelnen. Wenn wir unser mannichfaches Wissen in den Dienst der Menschheit stellen, dann werden wir bald zu wahrhaft menschenwürdigen Zuständen gelangen. Die gegenwärtige ungeheure Kraftverschwendung im Kampfe gegen einander in eine Arbeitsleistung für die Gesamtheit zu verwandeln, ist keine Utopie. Wir werden nicht den Zukunftsstaat der Sozialdemokraten haben, aber wir werden einen Zustand haben, der im Laufe weniger Geschlechter die größte Zahl der heutigen Übel aus der Welt entfernen wird. Selbst auf dem Gebiete der leiblichen und geistigen Gesundheit werden wir zu ganz andern, menschenwürdigern Zuständen gelangen. Niemand darf von Gottvertrauen reden, der die Hände in den Schoß legt und auf die Seligkeit im Jenseits wartet; unsre Aufgabe ist es, bis zur Grenze unsers irdischen Daseins uns selbstbewußt zu entwickeln.

Egidy geht an seine ihm von dem höchsten Pflichtgefühl eingegebne Aufgabe nicht in der gewöhnlichen Weise. Er lehnt die Gründung eines Vereins entschieden ab. Außer den natürlichen Verbänden „Familie," „Ortsgemeinde," „Vaterland" soll es nach seiner Meinung keine Sonderverbände geben. Jeder Sonderverband schließt, wie er richtig sagt, andre aus, und das darf nicht sein; wir können uns verständigen, sobald wir nur unsre Sonderinteressen zurücktreten lassen. Wer einer Verständigung widerstrebt, den schließen wir nicht aus, sondern wir werden auch seine Interessen wahrnehmen. Egidy macht dem Publikum gar keine Zugeständnisse; er weiß, daß sein Denken umfassender ist als das aller wissenschaftlichen oder politischen Parteimänner, und er verlangt, daß man sich zu seiner Höhe der Auffassung hinaufarbeite. Begreiflicherweise kann er niemanden zwingen, ihn anzuerkennen oder ihm zu vertrauen. Gelehrte und ungelehrte Köpfe haben ihn denn auch als einen unpraktischen und unklaren Schwärmer hingestellt, und mehr als einmal hat man der „Egidybewegung" ein frühzeitiges Ende prophezeit. Trotzdem sind seine Ideen doch auch auf fruchtbaren Boden gefallen. Er hat sich als ein unermüdlicher Sämann bewiesen und hat es erreicht, von vielen Tausenden gehört zu werden. Durch die Volksschrift „Einiges Christentum," die zur

Förderung seiner Bestrebungen von Professor Lehmann-Hohenberg bis zum Ende vorigen Jahres herausgegeben wurde, hat er zu einem weiten Leserkreise gesprochen, und Hunderte von Zeitungen teilten das Erscheinen der Hefte mit oder berichteten ausführlicher. In Berlin ist Egidy durch seine öffentlichen Vorträge einem nach Tausenden zählenden Publikum als ein fesselnder Redner persönlich bekannt geworden. Mit diesem Jahre ist an Stelle der Vierteljahrsschrift dem Bedürfnis nach häufigerer Mitteilung entsprechend eine Wochenschrift unter dem Namen „Versöhnung" (Ausgabe durch die Aktiengesellschaft Pionier, Berlin SW, Königgrätzerstraße 70) von M. v. Egidy begründet worden, die als eine Ergänzung für die Tageszeitungen aller heutigen Parteien und Richtungen dienen soll. Der Ton dieser Wochenschrift ist so wohl noch nie vernommen worden. Das nationale Empfinden kommt darin ebenso zu seinem Recht, wie ein die ganze Menschheit umfassender, hochherziger Geist. Charakteristisch für Egidy ist es, daß er an Einzelheiten gar nicht hinantritt, oder sie doch nur ganz allgemein beleuchtet. Er hat es bisher abgelehnt, auf die Ausgestaltung einzelner Einrichtungen einzugehen, so lange der entschlossene Wille, mit den bisherigen Zuständen zu brechen, nicht da ist. Sind wir erst gewillt, andre Gesichtspunkte gelten zu lassen, dann würden die Schwierigkeiten von selbst fallen. Gerade dieses Nichteingehen auf Einzelfragen findet freilich bei der großen Mehrheit kein Verständnis, aber es ist für jetzt gewiß das Richtige. In Zeiten allgemeiner Ratlosigkeit kann es sich zunächst nur darum handeln, die Gedanken auf hohe Gesichtspunkte zu lenken und Hindernisse, die der Entwicklung im Wege stehen, hinwegzuräumen.

Professor Lehmann-Hohenberg hat in letzter Zeit die Ungeduldigen und Thatenlustigen auf einen Punkt hingewiesen, wo schon jetzt der Hebel angesetzt werden kann. Er sieht gleich Egidy die Wurzel aller Übel darin, daß die Religiosität des Volks nicht zur vollen Geltung kommt, sondern vielfach verkommt und andrerseits auf falsche Wege gelenkt wird. Die Ursache aller Not liegt darin, daß der Staat die Kirche zur geistigen Beherrschung des Volks benutzt und eine wirkliche Freiheit des Glaubens nicht aufkommen läßt. In den Staatskirchen, auch in der evangelischen, herrscht der Buchstabe und nicht der belebende freie Geist des Evangeliums. Die Vertreter der Kirche sind einseitig philologisch-historisch und theologisch vorgebildet und stehen deshalb mit der neuen naturwissenschaftlichen Weltanschauung im grellsten Widerspruch. Ihre auf metaphysischer Spekulation beruhende Anschauung, daß eine Vervollkommnung unsers irdischen Daseins und das Abstreifen unsrer jetzigen menschlichen Unvollkommenheiten unmöglich sei, enthält im Grunde eine Verneinung des Göttlichen, während sich die Anschauung der Naturforschung, daß alle Wesen einer fortschreitenden Höherbildung fähig seien, mit dem Kern der Lehren Jesu Christi deckt. Der Naturforscher sieht in der Aufforderung Christi, ihm nachzufolgen, die zum Bewußtsein der Menschheit gekommne Erkenntnis

von dem Ziele der Entwicklung; er wird aber niemals diese Höherentwicklung ausschließlich in eine Zeit nach dem Tode verlegen, sondern die Bethätigung dieser Erkenntnis im Leben fordern. Die Kirche wurzelt mit ihren Anschauungen in längst vergangnen Zeiten und verlangt, ganz abgesehen von der „Nachfolge in Christo," metaphysische Vorstellungen, die von wenigen verstanden, von dem großen Haufen wundergläubig angenommen, von vielen verworfen werden. Zwar duldet die Kirche die Freidenkenden; aber gerade diese Duldung, ohne die sie längst nicht mehr die jetzige Stellung einnehmen könnte, hat zur größten sittlichen Unordnung geführt. Daß man es in diesen Fragen des Gewissens nicht genau nimmt, das ist der eigentliche Krebsschaden im geistigen Leben der Völker.

Millionen sind der heutigen Kirche entfremdet; die wenigsten haben einen befriedigenden Ersatz gefunden. Wie die Sachen liegen, ist auch gar nicht daran zu denken, die Kirchenlehren in kurzer Zeit zu reformiren. Wohl aber ist es möglich, unter Duldung aller Richtungen die Freiergerichteten den andern Vereinigungen gleichzustellen. Dazu gehört, daß es der Staat aufgiebt, sich um die Bekenntnisse seiner Bürger zu kümmern. Der Staat begnügt sich ja mit der standesamtlichen Eheschließung und überläßt die kirchliche Trauung den Konfessionskirchen. Der Staat hat auch gar kein Interesse daran, zu erfahren, wieviel Kinder in die verschiednen Bekenntnisse hineingeboren werden, es muß ihm vielmehr daran liegen, zu wissen, wie erwachsene Männer und Frauen denken. Es muß ihm also genügen, wenn sich jemand in seinen Listen als „Christ" einträgt, ohne ihn nach Taufe und Konfirmation zu fragen. Am besten fielen die Rubriken über Religion ganz weg.

Professor Lehmann-Hohenberg machte nun in einer am 5. November in Kiel abgehaltenen und zahlreich besuchten Religionsversammlnng (vgl. die Zeitschrift Nr. 51 des letzten Jahrgangs) den Vorschlag, die konfessionellen Besonderheiten, deren Bedeutung er nicht verkennt, zurücktreten zu lassen vor dem Bewußtsein der Zusammengehörigkeit in einem Vaterlande, und sich dem Staat gegenüber in Zukunft nicht „evangelisch," „reformirt" oder „katholisch," sondern einfach „Christ" zu nennen. Niemand braucht deshalb seine Konfession aufzugeben. Es ist entschieden eine Ungerechtigkeit, daß alle nichtkirchlichen Christen mit dem nichtssagenden Namen „Dissidenten" bezeichnet werden. Viele legen Wert auf den Namen eines Christen, und der Staat hat gar kein Recht, zu entscheiden, wer Christ sei. Das ist eine Herzens- und Überzeugungssache. Wir müssen also von den heutigen Staatskirchen loskommen. Nicht so, daß, wie in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, die Anstellung von Priestern ganz zur Privatsache gemacht wird, sondern so, daß der Staat die allseitige Vorbildung kontrollirt und in Verbindung mit den Gemeinden Geistliche aller Richtungen, je nach Bedürfnis, anstellt. Ist einmal die Gewissensfreiheit verwirklicht und nicht bloß auf dem Papier gewährleistet, so ist anzunehmen, daß

sehr bald gesundere Verhältnisse eintreten werden. Das Denken der Menschen wird weniger einseitig werden, und die Harmonie zwischen unserm vorgeschrittenen Kulturbewußtsein und unsern gesellschaftlichen Einrichtungen kann nicht ausbleiben. Hält man diesen Gedankengang für richtig, dann sollten der Abschaffung jedes Bekenntniszwangs, jeder Nötigung und Verfehmdung in Glaubenssachen unsre ernstesten Bestrebungen gelten.

Zusatz der Redaktion. Herr von Egidy und seine Freunde zeichnen sich durch eine Eigenschaft aus, die in unsrer Zeit sehr selten und den Führern der politischen und kirchlichen Parteien durch ihre Verflechtung in Standes- und Klasseninteressen geradezu unmöglich gemacht ist: durch eine von jeder selbstsüchtigen Beimischung freie Nächstenliebe, die sie zum öffentlichen Auftreten drängt. Schon um dieser einen Eigenschaft willen glaubten wir es unsern Lesern schuldig zu sein, einem Vertreter dieser Richtung das Wort zu gönnen. Aber nicht weniger fühlen wir uns verpflichtet, Mißverständnissen vorzubeugen und unsre eigne Ansicht über die im vorstehenden ausgesprochnen Gedanken in einigen kurzen Sätzen darzulegen.

1. Daß wir, ganz so wie Egidy, unsre politischen, sozialen, kirchlichen, wirtschaftlichen, Rechtszustände für vernunftwidrig, ungerecht, verderblich, daher der gründlichen Besserung dringend bedürftig halten, ist unsern Lesern längst bekannt.

2. Daß die aus diesem Zustande für uns entspringenden Aufgaben aus der Entwicklungslehre, in der nicht weniger als alles zweifelhaft ist, mit größerer Sicherheit könnten abgeleitet werden als aus der Geschichte und der Volkswirtschaftslehre, Wissenschaften, in denen wenigstens einiges feststeht, geben wir nicht zu. Doch verdienen nicht wenige der Gedanken, die der Verfasser von dem bezeichneten Standpunkte aus entwickelt, allgemeine Beachtung, z. B. der Gedanke: „Kultureinrichtungen, die ihrer Zeit gedient und Großes geschaffen haben, drohen die Völker zu vernichten, weil sie nicht einer weisen Leitung durch den Menschen unterliegen, sondern blind waltende, mechanisch wirkende und den Menschen zermalmende Mächte geworden sind"; und der ergänzende Gedanke, daß es gelingen müsse, „die gegenwärtige ungeheure Kraftverschwendung im Kampfe gegen einander in eine Arbeitsleistung für die Gesamtheit zu verwandeln."

3. Der Glaube, daß „die Zeit wirklich erfüllt sei, wo Gott alles neu machen" wolle, ist eben ein Glaube, und da dieser Glaube wie jeder andre eine persönliche Himmelsgabe ist, die von Menschen weder erzeugt noch vernichtet werden kann, so wäre es vergebliche Mühe, wenn wir ihn empfehlen oder vor ihm warnen wollten.

4. Die Egidyanerbewegung zu unterstützen oder unsre Leser zur Unterstützung aufzufordern, ist aus dem einfachen Grunde nicht möglich, weil Egidy seinen Freunden keine faßbaren Aufgaben stellt. Er stiftet keinen Verein, also

kann man auch nicht Mitglied werden. An Einzelfragen, das heißt also an bestimmte Reformaufgaben will er nicht herantreten, „so lange der entschlossene Wille, mit den bisherigen Zuständen zu brechen, nicht da ist.“ Wir hätten also die Reformarbeit aufzuschieben, bis die Unternehmer auf ihren Gewinn, die Staatsanwälte auf die Verfolgung von Meinungen und Parteien, die Regierungen auf ihren in Militär und Polizei bestehenden Zwangsapparat, die Kirchen auf ihre Organisation, alle Menschen endlich auf die Selbstsucht verzichtet haben werden, bis auf die Zeit also, wo, mit Jesaja zu reden, der Wolf beim Lamme wohnet, das Böcklein sich zum Pardel lagert, Kalb, Löw' und Schaf zusammen weiden — ein kleiner Knabe hütet sie.

5. Nur ein Punkt wird bezeichnet, wo „schon jetzt der Hebel angesetzt werden könnte“: die Abschaffung des Bekenntniszwanges, und wir stehen nicht an, zuzugeben, daß damit viel gewonnen wäre, weil damit ein Stück jener Verlogenheit fallen würde, die das ganze moderne Leben vergiftet. Leider verschwimmt aber auch diese Aufgabe, kaum daß sie gestellt ist, sofort wieder ins Ungewisse, indem die völlige Trennung von Kirche und Staat nach amerikanischem Muster abgelehnt wird. Vielleicht hat sich der Verfasser durch die Erwägung leiten lassen, daß eine darauf gerichtete Agitation in Preußen ganz aussichtslos sein würde, und damit würde er ja Recht haben. Wäre es also nicht doch geraten, wenigstens in diesem einen Punkte ganz bestimmte, nicht augenscheinlich unerreichbare Forderungen aufzustellen? In den letzten Zeiten sind drei Arten von Bekenntniszwang Gegenstand der öffentlichen Diskussion gewesen: Dissidenten werden gezwungen, ihre Kinder in den konfessionellen Religionsunterricht zu schicken, Witwen werden zwangsweise verhindert, ihre Kinder in ihrer eignen Konfession zu erziehen, und Offiziere werden gezwungen, sich kirchlich trauen zu lassen. Wenn Herr von Egidy eine Agitation zur Abschaffung dieses dreifachen Zwanges einleitete, so wäre damit wenigstens ein Gegenstand positiver Wirksamkeit gegeben, und damit die Möglichkeit, sich auch auf andre Weise an der „Bewegung“ zu beteiligen, als daß man Egidys Vorträge besucht — was doch nur die Berliner thun können — und seine beiden Organe liest.

6. Meinen die Egidyaner mit der Beteiligung an ihrer Bewegung weiter nichts als das, so wollen wir sie hiermit empfohlen haben. Das können wir mit gutem Gewissen thun, denn die beiden Zeitschriften „Einiges Christentum“ und „Versöhnung“ enthalten interessante und nützliche Betrachtungen, erwärmen die Nächstenliebe, schärfen die Gewissen und bringen Personen der verschiedensten Stände einander näher, sodaß dadurch die Bereitwilligkeit und Fähigkeit zu gemeinsamer Kultur- und Reformarbeit gefördert wird.

Vom Hexentanzplatz der neuen deutſchen Malerei

Von Adolf Roſenberg

er ſich von Anfang an gegen die neue Bewegung in der deutſchen Kunſt, insbeſondre der Malerei, ablehnend oder auch nur abwartend verhalten hat, der hat ſchon heute, nach den Ereigniſſen des letzten Jahres, reichlich Urſache, ſich ſeiner Vorſicht zu freuen. Die aber, die, wie der Verfaſſer dieſer Zeilen, einige Zeit geſchwiegen und der Entwicklung der Dinge in froher Hoffnung geharrt haben. ſind bitter getäuſcht worden. Von allen Seiten kam der Ruf: „Schüttet das Kind nicht mit dem Bade aus! Gebt den Jungen Zeit und Raum, ſich zu entwickeln! Schlagt ſie nicht gleich auf die Köpfe, wenn ihnen der erſte, zweite und dritte Wurf nicht gelingt!“ Der Rufer im Streit wurden mehr und mehr. An allen Ecken und Enden tauchten in der Preſſe „Kunſtſchriftſteller“ auf, die für den neuen Kurs in der Malerei ihre Lanze einlegten und ihren Leſern weismachen wollten, daß es auf den ſachlichen Inhalt, den Gedankengehalt und die formale Durchbildung und Abrundung eines Kunſtwerks ganz und gar nicht mehr ankomme, ſondern nur auf das Wie, auf die maleriſchen Abſichten des Künſtlers, und daß es die Pflicht eines jeden ſei, ſich in dieſe Abſichten hineinzudenken und ſie um jeden Preis, ſelbſt mit Aufopferung der eignen Vernunft, verſtehen zu lernen. Woher ſind dieſe Kunſtſchriftſteller, dieſe Kritiker und Panegyriker mit einem male gekommen? fragte ſich mancher Bedächtige, und wenn er ſich die Mühe nahm, die litterariſchen und ſonſtigen Perſonalakten des einen und des andern durchzuſehen, fand er meiſt einen wunden Punkt. Der eine hatte unter der Herrſchaft des alten Kurſes mit ſeinem ſchriftſtelleriſchen Talent nicht recht durchdringen können, weil er überlegnere Geiſter fand, die mehr gelernt und geſehen hatten, und die auch mehr wußten. Alſo flugs ins Lager der Modernen, wo niemand etwas zu wiſſen brauchte, wo jeder, der das Alte verneinte, offne Arme ſah, und der radikalſte Schreier gerade als das geeignetſte Sprachorgan der Modernen erſchien, die ſelber nichts gelernt hatten und auch nichts lernen wollten! Ein andrer von den litterariſchen Vorkämpfern der neuen Richtung hatte einmal einen Strauß mit einer Jury oder einer Künſtlerkorporation gehabt, wobei er den Kürzern gezogen

hatte oder nicht gerade glimpflich weggekommen war. Also schnell aus der Not eine Tugend, aus persönlicher Meinungsverschiedenheit eine künstlerische Prinzipienfrage gemacht, und die Modernen sind um einen gewandten Schriftsteller reicher, noch dazu um einen, der in der stolzen Toga eines Cato einherschreitet, der sich der Besiegten oder doch hart Bedrängten annimmt. Er hat noch diesen und jenen an seiner Toga hängen, und so mehrt sich der Troß, der überall seine Federn rührt. Bisweilen wird der ruhige Beobachter auch gewahr, daß drei oder vier dieser Schriftgelehrten bei näherer Prüfung auf einen zusammenschrumpfen, daß ein ganz besonders geschäftsgewandter Mann unter drei und vier verschiednen Namen schreibt, um die litterarische Heeresfolge der Modernen größer erscheinen zu lassen, als sie in Wirklichkeit ist.

Schauspielerei ist überall. Persönliche Eitelkeit und Empfindlichkeit führen dazu, Machtfragen zu stellen, bei denen wiederum nicht künstlerische, sondern persönliche Gründe entscheiden. Es handelt sich im Grunde nicht um das Ringen einer neuen Kunst um die Herrschaft, um die Führung, sondern um neue Programme und um hinter ihnen stehende neue Personen, die einmal auch ihren Machtkitzel befriedigen wollen. Die „neue Kunst“ ist nur der Deckmantel für eine neue Parteiherrschaft, die Leimrute für die Gimpel, die denn auch reichlich eingefangen worden sind, die aber zum Schrecken der Vogelfänger schnell die scharfe Melodie ihrer Meister gelernt haben und nun um so stärker drauflos pfeifen.

Die Bewegung ist von München ausgegangen, hat sich von dort auf andre Kunststädte Deutschlands übertragen, hat in München schnell ihren Höhepunkt erreicht, und nun kommt von München die Nachricht von dem ersten „Krach.“ Man darf an diesem in Kunstfragen nicht üblichen Ausdruck kein Ärgernis nehmen. Denn die Kunst wird nicht durch Künstlervereine, durch Generalversammlungen, durch Konventikel von Dissidenten, durch große Redner vorwärts gebracht, die die Mehrheit für sich haben oder die sich im Fall einer Niederlage auf die doppelt so laut schreiende Minderheit stützen. Sie entwickelt sich in der beschaulichen Stille der Werkstätten, und die großen Ausstellungen sind nur der große Markt, auf dem jeder das Seinige auskramt und von dem Kram des andern lernt, was ihm nützlich erscheint, und darum darf man auch von einem „Krach“ reden, wo es sich um Gründungen handelt. Eine Anzahl unzufriedner Künstler, deren Mißvergnügen vielleicht auch nur dem unheilbaren Unverstande des großen Publikums oder der Hartherzigkeit der Kunsthändler und ihrer Kunden zuzuschreiben war, hat ein- oder mehreremale Ursache gehabt, an der Unparteilichkeit des Vorstandes, der Jury und der Hängekommission der Münchner Künstlergenossenschaft, die über den Glaspalast verfügt, zu zweifeln, weil diese vielleicht einmal zu wenig Umstände mit unfertigen, unreifen, rohen und stümperhaften Arbeiten gemacht haben. Man entrüstet sich aber nirgends so leicht und schnell wie in Künstlerkreisen, und so schwoll die

Entrüstung bald zur That an. Die Unzufriednen thaten sich zu einem neuen „Verein bildender Künstler Münchens“ zusammen, nachdem sie schon vorher unter dem Kriegsruf „Sezession!“ aus der Künstlergenossenschaft ausgeschieden waren, und jeder, der noch einigen Anspruch darauf erhob, kein Bret vor dem Kopfe zu haben, schloß sich den „Sezessionisten“ an. Unter diese Fahne flüchtete sich aber auch eine nicht unbeträchtliche Zahl von Stümpern, und wenn die „Sezessionisten“ früher über die Menge von „Nichtkünstlern“ geklagt hatten, die durch ihre Stimmen in den Versammlungen der Künstlergenossenschaft den Ausschlag gegeben hätten, so hatten sie jetzt noch mehr Ursache, sich gegen die „Nichtkünstler“ abwehrend zu verhalten, die sich an ihre Fersen hefteten.*) Aber vorläufig kam es noch zu keiner Scheidung der lautern und der unlautern Elemente. Zunächst galt es, eine imponirende Ausstellung in Szene zu setzen, die der gleichzeitigen im Glaspalast die Wage halten konnte. Es war gelungen, eine Anzahl von Ausländern, die im Glaspalast Aufsehen im guten und schlechten Sinne gemacht hatten, zur Sezession herüberzuziehen. Die einen wurden durch die hochtönenden Redensarten von der Unabhängigkeit des Künstlers und von der gleichen Berechtigung eines jeden in der großen internationalen Künstlerrepublik gefangen, die andern kamen, weil es gewissen Leuten immer Freude macht, bei einem Schauspiel dabei zu sein, das aus der Einheit und Einigkeit der Deutschen eine Narrensposse macht. Ein Platz für ein eignes Ausstellungsgebäude war schnell gewonnen, ebenso schnell ein Garantiefonds geschaffen, und das Gebäude wuchs so schnell empor, daß die „Sezessionisten“ nicht viel später als die pedantischen Leute im Glaspalast fertig wurden.

Nun trat aber etwas Unerwartetes ein. Die Jury im Glaspalast war auf den gescheiten Einfall gekommen, Schabernack mit Schabernack zu beantworten. Sie hatte, um ihre völlige Unbefangenheit in künstlerischen Fragen deutlich zu machen, den radikalsten Naturalisten und den verrücktesten Symbolisten ihre Thüren geöffnet, und so fand man im Glaspalast, was man bei den „Sezessionisten“ erwartet hatte. Diese sahen sich mit einem male auf sich selbst und die mit ihnen verbundnen Ausländer beschränkt, und dabei mußten sie zu ihrem Schrecken erfahren, daß die Ausländer die Kosten der Unterhaltung, d. h. die des allgemeinen Kunstvergnügens, nicht etwa die der materiellen Unterhaltung trugen. Da die Kunst der Führer der „Sezession“ im Auslande, namentlich in Frankreich wurzelt, so war es selbstverständlich, daß die Nieder-

*) Obiges war schon gesetzt, als mir das Einladungsrundschreiben der „Sezession“ zu ihrer zweiten internationalen Ausstellung zu Gesicht kam. Darin wird in gesperrtem Druck die Bitte ausgesprochen, den hohen Zweck der Ausstellungen im Auge zu behalten. „Das Interesse des kunstsinnigen und kaufenden Publikums kann nur dadurch rege erhalten werden, daß ihm ausgereifte (!) und eigenartige Kunstwerke geboten werden.“ Darnach scheint es den Herren mit den unfertigen Studien, Skizzen und „Eindrücken“ endlich zu viel geworden zu sein.

lage als ein Sieg auf der ganzen Linie mit vollen Backen ausposaunt wurde. Noch niemals zuvor habe es Kunstausstellungen gegeben wie die erste der Sezessionisten! Jetzt erst beginne eine neue Ära im Kunstausstellungswesen! Jetzt endlich sei den „Nichtkünstlern" gezeigt worden, wo der Zimmermann das Loch gelassen habe! Man schere sich den Teufel um die Zurückhaltung des Hofes und der Regierung! Auf sich selbst müsse der freie Künstler bestehen! Der Rausch war so allgemein, daß selbst besonnene Leute in den allgemeinen Jubel eingestimmt haben und auch die Redaktionen ernsthafter Blätter, die sonst sehr vorsichtig und wählerisch sind, überrumpelt worden sind. Wer konnte nach dem lauten Jubel glauben, daß alles auf Lug und Trug gebaut sei, und daß der im voraus ausgebeutete Erfolg sich zu einer schweren Niederlage gestalten würde?

Nun ist der Katzenjammer da, in den sich alle teilen können, die den Rausch mitgemacht haben. Die Begeisterung der sezessionistischen Unabhängigkeitsmänner hat schon bei der ersten Generalversammlung des neuen Vereins einen argen Rückschlag erlitten. Im engsten Kreise der Gründer ist ein Streit ausgebrochen, der zu einer neuen Trennung geführt hat, für deren Teilnehmer bereits das schöne Wort „Ex-Sezessionisten" erfunden worden ist. Diese „Ex-Sezessionisten" haben flugs eine neue Vereinigung gegründet, und wenn die Vereinsmeierei so fortgeht, wird der Freund der modernen Kunstbewegung bald darauf angewiesen sein, ihre Einzelheiten aus einem Vereinskalender studiren zu müssen. Da die „Entrüstung" in Künstlervereinen immer so stark ist, daß eigentlich niemand dazu kommt, seine Meinung bis zu Ende sagen zu können, ist es nicht klar geworden, was der eigentliche Grund zu der „Revolution in der Sezession" gewesen ist. Aus den Mitteilungen der Münchner Tageszeitungen, die sich eine gewisse Zurückhaltung auferlegen, vielleicht weil die einen den Skandal bei den Sezessionisten möglichst vertuschen, die andern im Interesse der Wiedervereinigung der gesamten Münchner Künstlerschaft kein Öl ins Feuer gießen wollen, geht nur so viel hervor, daß persönliche und sachliche Angelegenheiten zusammengewirkt haben. Am meisten wohl die betrübende Thatsache des Rechnungsabschlusses der ersten Ausstellung. Überall war von einem sehr lebhaften Besuch, von einem flotten Verkauf geredet und geschrieben worden, und jetzt stellt sich als Rest der ersten Ausstellung eine Schuldenlast von 115000 Mark heraus, deren allmähliche Deckung nebst den auflaufenden Zinsen den spätern Ausstellungen überlassen wird. Von den ausgestellten Kunstwerken ist nur der fünfte Teil verkauft worden, und wie viel ist davon auf die Ausländer gekommen, die immer am meisten gekauft werden, weil die Presse der Sezessionisten nicht müde wird, immer und immer das dumme Publikum auf das wahre Heil der Kunst zu weisen, das von auswärts kommt! So wird die Ausländerei zu einem zweischneidigen Schwert, das die eine Schärfe gegen die Brust dessen kehrt, der das Schwert zu be-

herrschen glaubt, und aus den Münchner Kunstausstellungen ist nur zu schnell ein Hexentanzplatz geworden, auf dem alle bösen Geister ihr verderbliches Wesen treiben.

Die Spaltung in der Sezession wird freilich von denen, die das in allen Fugen krachende Gebäude um jeden Preis stützen wollen, als eine unbedeutende, nichtssagende Episode ausgegeben. Unter den Auffässigen, die sich davon gemacht haben, befinden sich Hans Thoma, Wilhelm Trübner, Heine, Julius Exter und die Illustratoren René Reinicke, Schlittgen und Strathmann. Wir nennen nur die Namen, von denen wir annehmen dürfen, daß sie entweder durch das unablässige Geschrei ihrer litterarischen Schildknappen oder durch die wirksamere Verbreitung der Fliegenden Blätter weitern Kreisen bekannt geworden sind. Die andern sind nicht geringere Helden in ihrer Art; ihre Namen sind aber nur in den Kreisen der Eingeweihten geläufig, die sie sich mit ehrfurchtsvollem Staunen zuflüstern, wenn die Klubs der „Elf," der „Vierundzwanzig," der „Einunddreißig" u. s. w. ihre grotesken Sonderausstellungen veranstalten. Von den mit Namen genannten ist Hans Thoma sogar ein Mann, der Kunsthistoriker und Museumsbeamte, die sich sonst nur mit alter Kunst befassen, zu Monographien begeistert hat, in denen alle Stümper in der italienischen und deutschen Malerei des fünfzehnten Jahrhunderts heraufbeschworen werden, um den nachgebornen Quattrocentisten in Frankfurt a. M. mit dem Heiligenscheine des naiv schaffenden, um die Erfolge bei der Mitwelt unbekümmerten Klassikers zu umgeben. Trübner wurde in die Nähe Michelangelos gerückt, als ein tiefsinniger Grübler, der, den höchsten Problemen nachjagend, einsam seine Straße ziehe, und Julius Exters wüste Schmierereien, Karrikaturen der schlimmsten Manier Uhdes, wurden als die Morgenröte einer neuen Kunst angejauchzt. Jetzt sind die Gepriesenen durch ihre Unbotmäßigkeit mit einemmale unbequem geworden, und da man sich nicht getraut, Bombast durch Bombast zu widerlegen, gesellt man zur Schauspielerei die Taschenspielerei. Im Handumdrehn sind aus den „führenden Geistern," den Herolden, Bannerträgern und Hohenpriestern der neuen Kunst „Sonderlingsnaturen" geworden, denen man jeden Einfluß auf die moderne Kunstbewegung abspricht. Man überläßt die Abtrünnigen mit stolzer Gelassenheit der alten Künstlergenossenschaft, die den verlornen Söhnen nicht nur die Arme weit geöffnet, sondern ihnen auch goldne Brücken gebaut hat, und wenn die Taktik der litterarischen Klopffechter der Sezession dieselbe bleibt wie bisher, werden wir bald hören, daß Thoma, Trübner und Exter ganz erbärmliche Reaktionäre und veraltete Anekdotenmaler sind, deren Abschüttlung der neuen Kunst nur zum Vorteil gereichen könne.

Inzwischen haben die kaltblütigen Leiter der Künstlergenossenschaft und der von ihr geleiteten Ausstellung — wohlweislich nur im stillen — die Rolle des tertius gaudens gespielt. Sie haben sich ruhig verhalten, obwohl

sie die Macht hatten, weil sie vielleicht glaubten, daß der Zersetzungsprozeß in dem nur durch künstliche Mittel zu stande gebrachten Organismus der Sezession nicht lange auf sich warten lassen würde. Zugleich aber haben sie aus den Ergebnissen der letzten Münchner Ausstellungen eine Lehre gezogen. Sie haben nachgerade gemerkt, daß der Zufluß der ausländischen Kunstproduktion zum Glaspalast die einheimische fast erdrückt hat, und der Trieb der Selbsterhaltung hat sie genötigt, den Umfang der Jahresausstellungen bedeutend einzuschränken. Die kürzlich versandte Einladung beschönigt diesen Rückzug nicht, sondern giebt unumwunden zu, daß der bisherige Umfang der Jahresausstellungen auf die Dauer nicht durchzuführen sei, und darum hat die Generalversammlung der Genossenschaft einstimmig beschlossen, „die Jahresausstellungen wieder auf jenes Maß zu beschränken, wie sie ursprünglich geplant waren und wie das Programm der ersten im Jahre 1889 lautete, die eigne Produktion in ihren bedeutendsten Erscheinungen zu vereinigen, wobei zugleich die Beteiligung auswärtiger Künstler mit hervorragenden Werken erhofft und erbeten wird." Nur aller vier Jahre soll eine internationale Kunstausstellung „in möglichster Ausdehnung" stattfinden.

Diese Erklärung fehlte nur noch, um den Rückschlag gegen den vorjährigen Kunsttaumel zu besiegeln. Die hartherzige Logik des Geldbeutels hat den allgemeinen Verbrüderungsjubel jählings unterbrochen, die Propheten, die die beiden vorjährigen Münchner Ausstellungen als Marksteine des Beginns einer neuen „Epoche" ausgerufen haben, sind verstummt, und aus den jauchzenden Korybanten sind thränenreiche Jeremiasse geworden.

Zunächst freilich nur in München. In Düsseldorf, wo der Geist der Unzufriedenheit auch einige Spaltungen in der Künstlerschaft hervorgerufen hatte, die sich weitern Kreisen freilich nur durch Mappen eines Radirklubs und durch das Album einer „Freien Vereinigung" bemerklich gemacht hatten, verhält man sich noch still, offenbar vorsichtig abwartend, wohin sich das Zünglein der Wage senken werde, weil die Düsseldorfer mehr von Berlin als von München abhängig sind. In Dresden aber hat sich gerade zu der Zeit, wo in München ein Rückschlag eingetreten ist, der sich in beiden feindlichen Lagern äußert, ein Sturm erhoben, freilich zunächst nur einer von der ungefährlichen Art, der mehr in den Spalten der Zeitungen als in den Reihen des Publikums tobt. Er hat seinen Ursprung von den Ankäufen genommen, die auf der vorjährigen Berliner Kunstausstellung für die Dresdner Gemäldegalerie gemacht worden sind. Unter diesen Ankäufen hat besonders eine Pietà des Maler-Radirers Max Klinger lebhaftes Mißfallen sowohl bei Dresdner Künstlern, als in den Kreisen des gebildeten Dresdner Publikums erregt. Die Dresdner haben in den letzten Jahren schon wiederholt bei Theateraufführungen gezeigt, daß ihnen, oder doch wenigstens der kunstfreundlichen Mehrheit unter ihnen, der moderne Naturalismus in der dramatischen Dichtung zuwider ist,

und mit ihren Anschauungen über bildende Kunst scheint es ebenso zu stehen, obwohl gerade die Kunst- und Theaterkritiker der am meisten gelesenen Zeitungen Dresdens emsig beflissen sind, den Dresdnern die Überzeugung vom Gegenteil beizubringen. Die intellektuellen Urheber jener Ankäufe für die Dresdner Galerie haben auch das Glück gehabt, in den Zeitungen der sächsischen Hauptstadt fast nur begeisterte Lobredner zu finden, die die neuen Erwerbungen in einem noch rosigern Lichte sahen, als die Käufer vielleicht gehofft hatten. Da sich diese Zeitungen einer besonnenern Beurteilung der neuen Herrlichkeiten von andrer Seite zu verschließen schienen, hat jemand eine Broschüre unter dem Titel „Die neue Kunst und der Schaupöbel" herausgegeben, in der er ein richtigeres Stimmungsbild der Dresdner Kunstkreise gab, als es aus den Zeitungen herauszulesen war, und zugleich in die innern Angelegenheiten einiger Zeitungen tiefer hineinleuchtete, als es den Betroffnen lieb gewesen sein mag. Die Broschüre hatte leider nur den Fehler der Anonymität. Ein Mann, der die Feder so scharf führt, hätte seine Meinungen mit seinem Namen vertreten sollen. Dieser Fehler war aber den Angegriffnen ein willkommner Vorwand, die Broschüre totzuschweigen, und da der Anonymus nicht anders durchzudringen vermochte, hat er seine Flugschrift an die Mitglieder der zweiten Kammer des sächsischen Landtags gesandt. Sie scheint bei diesen Eindruck gemacht und Billigung gefunden zu haben, da der Abgeordnete Kästner aus Glauchau den Antrag gestellt hat, daß in Zukunft alle für die Dresdner Galerie zum Ankauf bestimmten Kunstwerke vor dem Ankaufe in Dresden ausgestellt werden, oder daß sich sämtliche Mitglieder der Galeriekommission an Ort und Stelle begeben sollen, um in ihrer Gesamtheit über den Ankauf zu entscheiden. Dieser Antrag hat den lange stumm gebliebnen mit einem Schlage die Zunge gelöst. Wie auf ein Kommandowort fielen sie über den unglücklichen Anonymus her, den sie übrigens ganz genau zu kennen scheinen, und alle nur erdenklichen Gründe wurden vorgeführt, um die zweite Kammer von der Annahme des Kästnerschen Antrages, der nur zu größerer Besonnenheit mahnen will, abzuraten. Einer ist auf den glücklichen Gedanken gekommen, den Herren Abgeordneten zu Gemüte zu führen, daß die vier in Berlin angekauften Bilder nur 14300 Mark gekostet haben — ein wahrer Spottpreis für diese Meisterwerke! —, und ein andrer, dessen Wiege, beiläufig bemerkt, sehr weit von der Elbe gestanden hat, hat dem Verfasser der Broschüre zu verstehen gegeben, daß er sich überhaupt nicht in die Angelegenheit zu mischen habe, weil er nicht sächsischer Staatsangehöriger sei!

Das müssen auch wir uns gesagt sein lassen, und wir wollen darum an diese rein sächsische Angelegenheit, die nach der Meinung ihrer Verteidiger nichts mehr mit allgemeinen Kunstfragen zu thun hat, nicht weiter rühren. Da wir aber einmal von dem Hexentanzplatz sprechen, auf dem sich fremde und einheimische Virtuosen der Kunst, der Rede und der Schriftstellerei pro-

duziren, müssen wir doch noch eines komischen Zwischenfalls gedenken. Es ist noch nicht lange her, daß sich Künstler und Kunstverwandte regelmäßig entrüsteten und ihre Entrüstung in Erklärungen kundgaben, wenn einmal die Kunstgelehrten, die allmählich alle Galeriedirektorenposten den Malern entrissen hatten, ein ungewöhnliches oder nur einigermaßen fragwürdiges Bild eines alten Meisters ankauften. Es gab Skandal über Skandal, Erbitterung hüben und drüben, die Künstler zogen gegen die Kunstschreiber und ihre Hintermänner, die Galeriedirektoren, zu Felde. Jetzt ist urplötzlich ein Umschwung eingetreten. Wenn wir recht sehen, haben die Direktoren einzelner Gemäldegalerien mit den Künstlern wieder Fühlung genommen, freilich mit den Künstlern der neuesten Richtung, mit den Jungen und Jüngsten, weil die Alten beharrlich an ihren Idealen hängen. Die Alten haben den Galeriedirektoren oft genug ein Bein gestellt, und darum sind die Jungen, die sich tüchtig rühren, den Machthabern von heute willkommne Bundesgenossen gegen die Ruhestörer von vorgestern. Jetzt erleben wir das groteske Schauspiel, daß einige Galeriedirektoren, die Kunstschriftsteller ihres Anhangs und die Künstler aller revolutionären Richtungen vereint gegen die Alten, gegen die Akademien, gegen alle gerade aus dem Studium der alten Meister überkommnen Überlieferungen kämpfen, und es ist denn auch sofort unter den Dresdner Künstlern eine Adresse zu stande gekommen, die, an beide Kammern des sächsischen Landtags gerichtet, die Überzeugung ausspricht, daß „die angekauften Kunstwerke der Dresdner Galerie stets zum größten Ruhme gereichen werden." Damit ist jedem Kunsturteil, jeder nachträglichen Korrektur der kunstgeschichtlichen Entwicklung der Boden entzogen worden. Eine Anzahl Dresdner Künstler hat dekretirt, daß Klingers Pietà und zwei nichtige Kleinigkeiten eines dänischen Naturalisten und eines in Paris lebenden Amerikaners, der seine Zeit mit gleichgiltigen Farben- und Beleuchtungsexperimenten hinbringt, der Dresdner Galerie, der Hüterin von Raffaels Sixtinischer Madonna, von ebenbürtigen Meisterwerken eines Tizian, Rubens, Ruisdael, Rembrandt und van Dyck, „stets zum größten Ruhme gereichen werden."

Vielleicht gehen nach dieser Kundgebung, die übrigens nicht von den Meistern unterzeichnet worden ist, die Dresden erst zu einer Kunststadt gemacht haben, den trefflichen Kunstgelehrten an entscheidenden Stellen die Augen über die Gefolgschaft auf, die sich zu ihrer Autorität gesellt hat. Hoffentlich noch zur rechten Zeit, ehe denen, die diese Geister riefen, der Schlachtruf in die Ohren gellt: „Hinaus aus den Galerien mit den Alten, Platz für die Jungen."

Am Leuchtfeuer

Von Charlotte Niese*)

Im Norden unsrer Insel lag das Leuchtfeuer, oder wie die Insulaner sagten, der Feuerturm. Es war auch wirklich ein dickes, turmartiges Gebäude, das sich auf der sandigen Düne erhob, und man konnte es über die ganze Insel sehen. Wir bildeten uns manchmal ein, es sei ein alter Bau aus fernen Jahrhunderten. Aber das war durchaus nicht der Fall; es gab noch alte Leute genug auf der Insel, die sich sehr gut der Zeit erinnern konnten, wo es noch gar kein Leuchtfeuer gab, und der Strand in stürmischen Zeiten mit Schiffstrümmern und Gütern besät war. Ich will nun gerade nicht behaupten, daß auch auf unsrer Insel wie auf den Inseln der Westsee von den Kanzeln für einen gesegneten Strand gebetet worden sei; daß aber ehemals bei schlechtem Wetter allerlei Menschliches oder vielmehr Unmenschliches geschehen ist, das kann man ruhig annehmen.

Unser Strand war sehr gefährlich und ist es auch heute noch. Überall bis weit in die See hinaus liegen große Felsblöcke, von denen kein Mensch weiß, wie sie dorthin gekommen sind. Sie erzählen es auch niemand, sie liegen ganz still und lassen die Wellen über sich dahinspritzen. Wenn sie aber reden könnten, würden sie mancherlei erzählen, nicht allein von den frechen Seehunden, die seit Jahrhunderten auf ihnen von den Strapazen des Fischraubes ausruhen, sondern auch von den Steinräubern, die in dunkeln Nächten an ihnen graben und reißen. Es giebt allerhand Gewerbe an der See; auch das des Steinfischers ist ganz einträglich. Die großen Granitblöcke der Insel haben schon manches begehrliche Herz gereizt, und viele von ihnen sind verschwunden trotz des Wehgeschreis des Strandbesitzers und einer hohen Obrigkeit. Es giebt aber doch noch manche Felsblöcke, die sich nicht so ohne weiteres rauben lassen, und die heute noch eben so trotzig ihr dunkles Haupt aus dem Wasser erheben, wie vor so und so viel hundert Jahren.

Nahe beim Leuchtfeuer war eine sehr gefährliche Stelle für die Schiffe.

---

*) Aus einer neuen Skizzensammlung der Verfasserin, die in einigen Wochen im Verlage dieser Blätter erscheinen wird, und auf die wir schon im voraus hiermit die Aufmerksamkeit der Leser lenken möchten.

Hier zog sich eine lange Sandbank weit in die See hinaus, auf der sich vor vielen Jahren mehrere Felsblöcke niedergelassen hatten. Die Sandbank hieß das „Riff," und wenn die Gewalt des Sturmes ein Fahrzeug auf das Riff jagte, dann kam es gewöhnlich nicht wieder herunter.

In frühern Zeiten war es oft vorgekommen, daß zwei oder drei Schiffe in einer Nacht auf dem Riff strandeten. Jetzt, wo die dänische Regierung der Insel ein Leuchtfeuer geschenkt hatte, und dazu einen „Major," der die Lampen putzte, kamen die Unglücksfälle seltner vor, obgleich auch jetzt noch kein Winter verging, wo nicht ein paar Schiffe an der Insel strandeten oder untergingen. Es gab übrigens Leute, die den Feuerturm trotz seiner Nützlichkeit nicht leiden konnten. Unser Freund Mahlmann zum Beispiel ärgerte sich immer, wenn er am Abend das „Blinkfeuer" aufleuchten und verschwinden sah.

So'n dummes Zeug! sagte er dann. Mich deucht, da is gar kein Spaß mehr auf die Welt! Nich mal ein klein Wrack soll es geben oder sonst ne Kleinigkeit, die man so zwischen die Steinens findet. In allens müssen die Feinen auch ihre Nase einstecken! Und dann erzählte er uns von guten alten Zeiten, wo man „ganz von selbst" etwas Angenehmes am Strande gefunden, und wo sich kein Mensch um das zerschellte Schiff bekümmert habe. Regelmäßig aber schloß seine Rede mit einer giftigen Bemerkung über den alten Dänen, der die Lampen auf dem Feuerturm in Ordnung halten sollte und es doch nicht thäte.

Mit dem alten Dänen meinte er den Herrn Major von Svendsen, den Inspektor des Feuerturms, der von uns allen kurzweg der Feuermajor genannt wurde. Es war ein alter brummiger Mann, der niemals ein vergnügtes Gesicht machte, und dem auch das Leben auf dem Feuerturm die Stimmung nicht verbesserte. Selbst der Vorzug, daß er Herr von Svendsen hieß, schien keinen großen Eindruck auf ihn zu machen, obgleich es doch gewiß sehr schön war, auf diese Weise zum Adel des Landes zu gehören.

Die dänische Regierung war nämlich sehr nett gegen ihre Offiziere: sie erlaubte ihnen, sich „von" zu nennen, wenn sie das Leutnantspatent bekommen hatten, und so gab es in der Armee eine ganze Reihe von Herren von Clausen, Petersen, Hansen, Knudsen, Svendsen, bei denen man gar nicht an das Adelsprädikat dachte. Wenn dann die Herren in ihrer spätern Laufbahn Postmeister, Zollverwalter oder Kontrolleur wurden, dann behielten sie das „von" natürlich bei, und ihre Frauen besonders waren sehr beleidigt, wenn jemand vergaß, sie als Frau von Hansen oder von Petersen anzureden. Auch Frau von Svendsen, die Feuermajorin, wurde böse, wenn man sie nur Frau Svendsen nannte. Sie wurde überhaupt leicht böse; aber man brauchte sich deswegen nicht vor ihr zu fürchten. Sie verstand zwar deutsch; aber sie sprach es so schlecht, daß es für uns Kinder immer ein Hochgenuß war, sie auf Deutsch schelten zu hören; wir sehnten uns förmlich nach diesem Vergnügen. Leider hatten

wir es nur selten, denn der Feuermajor kam nicht oft in die Stadt, und wir nur ausnahmsweise nach dem Leuchtturm. Und dann sah man höchstens ihn, während Frau von Svendsen gewöhnlich nur aus dem Fenster sah, wenn unser Wagen an dem Feuerturm vorbeifuhr. Das war uns aber, nachdem wir sie einigemal hatten schelten hören, nicht genug, und wir zerbrachen uns den Kopf darüber, auf welche Weise wir ihr näher treten könnten.

In der Stadt hatten Feuermajors ihr Absteigequartier bei einem Kaufmann, den wir sehr wenig kannten, und bei dem wir nur einmal, rein aus Zufall, auf dem Boden, zwischen Kisten und Tonnen Versteckens gespielt hatten. Bei dieser Gelegenheit hatten wir Frau von Svendsen schelten hören; es war über eine Ware, die ihr Mißfallen erregte, und seit diesem Tage flehten wir unsre Eltern an, diesem Kaufmann ihre Kundschaft zuzuwenden. Sie wollten aber nicht, und wir konnten es nur hin und wieder erreichen, daß wir ein Pfund Pflaumen oder dergleichen dort holen durften. Zweimal trafen wir Frau von Svendsen noch, und beidemale schalt sie in einem lächerlichen Gemisch von Deutsch und Dänisch; dann kam sie lange nicht wieder. Sie hätte das Reißen, sagte der Krämer, der unsre Teilnahme für die Dame nicht ganz begriff; sie dürfe nicht viel ausfahren, und an ihrer Stelle käme jetzt Thrinken.*)

Thrinken war die Pflegetochter des Feuermajors und seiner Gemahlin. Sie gehörte nicht zu dem Geschlecht derer von Svendsen. Wie ihr eigentlicher Vatersname war, blieb unaufgeklärt. Es war auch einerlei; sie hieß überall Thrinken Toern.**) Sie war klein, nicht hübsch, nach unsern Begriffen steinalt und ebenso unfreundlich wie der Feuermajor und seine Frau zusammen. Dennoch hatte auch sie für uns etwas geheimnisvoll Anziehendes. Wenn wir ihr gelegentlich in der Stadt begegneten, wohin sie aller paar Wochen einmal kam, so gingen wir erst eine Weile langsam hinter ihr her, bis uns die Sehnsucht überkam, sie von vorn zu sehen. Dann liefen wir schnell ein Stück an ihr vorbei, stellten uns darauf anscheinend ganz unbefangen mitten auf die Straße und ließen sie allmählich näher kommen. Sie liebte es freilich gar nicht, daß wir ihr diese Aufmerksamkeit erwiesen. Wenn sie bemerkte, wie nachdenklich wir sie betrachteten, so wurde ihr Gesichtsausdruck immer unfreundlicher, und endlich ging sie mit einigen Scheltworten an uns vorüber. Das störte uns aber nicht; sie und ihre Pflegeeltern blieben uns nach wie vor ungemein interessant, und wenn es einmal hieß, wir dürften zum Leuchtfeuer fahren, so waren wir außer uns vor Freuden.

Meistens geschahen diese Fahrten im Sommer, und dann irgend einem Besuch zu Ehren, dem die Sehenswürdigkeiten der Insel gezeigt werden sollten, der uns aber gewöhnlich durch seine stumpfe Teilnahmlosigkeit ärgerte. Denn

*) Katharinchen. **) Turm.

er war niemals so begeistert von unsrer Heimat wie wir, ja manchmal wagte er sogar einen Tadel auszusprechen. Er sagte z. B., die Insel sei zu flach und habe zu wenig Bäume, nirgends sei eine hübsche Gegend, auch wehe es mit einer abscheulichen Beständigkeit, die für die Lungen nicht gut sei. Solchen lächerlichen Behauptungen gegenüber konnten wir nicht still schweigen. Die Insel, sagten wir, könne doch nichts dafür, daß sie baumlos sei; das sei die Schuld des Dänenkönigs Erich, der den schönen Buchenwald habe abbrennen lassen. Und flach sei es hier auch durchaus nicht, wir kennten eine Fahrstraße zwischen zwei Dörfern, da ginge der Weg einmal hinunter und dann wieder hinauf; das nennten die Insulaner ihre Schweiz, und schönere Berge hätte die Schweiz sicherlich auch nicht. Wer aber immer an seine Lungen denken müsse, der brauche ja nicht herzukommen.

Diese Unterhaltungen spielten sich gewöhnlich auf dem Wege nach dem Leuchtfeuer ab. Es war nämlich auch zu Wagen eine lange Reise, die man zu machen hatte, und Franz und Hermann, Großvaters Pferde, liefen nicht gern. Wir hatten also Zeit zu Reden und Gegenreden, und es konnte wohl sein, daß wir in der Bewunderung unsrer Heimatinsel manchmal zu lebhaft wurden und kein einziges Land gegen sie aufkommen lassen wollten. Dann hieß es, wenn wir nicht gleich still wären, bekämen wir nichts aus dem „Mattkorbe"; das war eine Drohung, infolge deren wir, wenn auch mit finstern Mienen, schwiegen. Auf der Fahrt nach dem Leuchtfeuer wurde immer ein „Mattkorb" mitgenommen — mit diesem halb dänischen Ausdruck wurde der Eßkorb bezeichnet —, und sein Inhalt schmeckte am Strande ganz besonders gut.

Der Strand am Leuchtturm war wundervoll. Es waren keine weichen Sandflächen dort, in die sich der Fuß wie auf Sammet hätte setzen können, sondern es lag Stein an Stein, kleine und große, viele Tausende, und wer zu suchen wußte, der konnte darunter nicht bloß Bernstein, sondern auch allerhand wunderbare Versteinerungen finden. Waren wir einmal auf diesem Strande losgelassen, so kamen wir so bald nicht wieder. Wir liefen auf den großen Steinen weit in die See hinaus, wir fanden die wunderbarsten Sachen, die wir alle mit nach Hause nehmen wollten, und es dauerte immer eine geraume Weile, ehe man uns wieder in die enge Kutsche gesperrt hatte.

Nur wenn es hieß: Der Feuermajor kommt! dann liefen wir schnell nach einem erhöhten Standpunkt, um den kleinen dicken Mann zu betrachten, und als sich an einem warmen Sommertage das Gerücht verbreitete, Frau von Svendsen gehe in ihrem kleinen Garten spazieren, da stürzten wir alle nach dem eingefriedigten Plätzchen am Leuchtturm und sahen durch das windschiefe Gitter. Aber wir sahen weiter nichts, als einige schief gewachsene Stockrosen und einige verkrüppelte Levkojen.

Die kommt nicht, wenn Fremde in der Nähe sind! sagte gleichgiltig eine Stimme hinter uns.

Wir sahen uns schnell um. Da stand Thrinken Toern, mit einem gelben Strohhut auf dem Kopfe und einem großen Strauß Kamillen in der Hand. Sie sah nicht ganz so verdrießlich aus, wie in der Stadt, und sie ließ es auch geschehen, daß wir sie stillschweigend eine Zeit lang musterten. Denn wir waren sprachlos vor Überraschung; es ging uns etwa so, wie es gewöhnlichen Sterblichen gehen soll, wenn sie regierenden Fürsten vorgestellt werden: wir konnten das richtige Wort nicht finden. Aber Thrinken schien es angenehm zu sein, daß wir gar nichts sagten, sie wurde wirklich ein bischen freundlich.

Sagt mal, begann sie mit stark dänischem Accent, aber in richtigem Deutsch, weshalb kommt ihr eigentlich manchmal hierher gefahren? Hier ist doch gar nichts los!

Wir machten große Augen, und Bruder Jürgen antwortete: Hier ist nichts los? Hier ist viel los! Hier ist der Leuchtturm, und das Wasser, und die Lampe, und dann der Feuermajor und seine Frau — wenn wir Besuch haben, fahren wir immer hierher!

Thrinken schüttelte den Kopf und zupfte an ihren Kamillen. Wenn man in der Stadt wohnen kann, dann soll man auch in der Stadt bleiben! sagte sie. Wollt ihr mal den Garten besehen?

Wir hatten den Garten eigentlich schon genügend durch das Gitter besehen — Jürgen sagte nachher, man könnte ihn mit einem halben Auge in einer halben Sekunde besehen —, aber wir fühlten uns doch so geschmeichelt, daß wir der Aufforderung sofort Folge leisteten.

Der kleine Fleck Erde wurde aber sehr voll, als wir alle drauf standen. Dagegen waren die zwei Stachelbeerbüsche, die wir schon aus der Ferne betrachtet hatten, ganz leer. An denen wächst nie etwas Ordentliches! sagte Thrinken, die sich inzwischen auf eine kleine Bank gesetzt hatte und nun nicht recht wußte, was sie mit uns anfangen sollte.

Endlich sagte sie: Hier ist auch nichts los. Wollt ihr nicht wieder fortgehen?

Aber wir beachteten ihre Worte nicht. Trinkst du jeden Tag Kamillenthee? fragte Jürgen.

Thrinken besah lächelnd ihre Kamillen. Die schenke ich Marlene, und die verkauft sie in der Apotheke.

Marlene? Wer ist denn das?

Das wißt ihr nicht? Ihr wohnt doch in der Stadt, da müßt ihr alles wissen! sagte Thrinken etwas lebhafter.

Wer ist es denn? wiederholten wir ungeduldig und zugleich beschämt. Denn es war uns allerdings ärgerlich, aus der Stadt zu kommen und nicht alles zu wissen.

Marlene ist Marlene! erwiderte Thrinken darauf mit einem gewissen Triumph, und weiter war auch nichts aus ihr herauszubringen. Dann forderte

sie uns noch einmal auf, den Garten zu verlassen, und da wir auch von den Eltern gerufen wurden, so liefen wir davon.

Aber auf der Rückfahrt sprachen wir doch in Ausdrücken der Mißbilligung von Thrinken Toern und konnten nicht begreifen, daß Menschen, die auf dem Leuchtturm wohnten, so dumm sein könnten.

Aber unser alter Freund Mahlmann, dem wir nach der Rückkehr den Rest des Mattkorbes brachten und dabei von unserm Erlebnis erzählten, versicherte uns: Alle Dänens sind dumm. Er war uns in der Thür seines Häuschens entgegengekommen, und nun saß er vor dem Fenster und roch bedächtig in den Korb hinein.

Nu — das is ja woll nix Slechtes — stellt es man auf die Fensterbank und setzt euch ein büschen zu mich, heut is das warm, da braucht ihr nich ümmerlos herumzujachtern und auf Straße zu laufen, da könnt ihr ein Slag von kriegen. Ja, alle Dänens taugen nix, und was der alte Major is, der mir noch vorn paar Jahren so bannig geärgert hat, der ist der Slimmste von allen! Wo ich doch schon kröpelig in die Beine war und garnich mehr ordentlich fort konnte, kam Peter Matzen zu mich und sagte: Du, Mahlmann, da sind bein Feuerturm ein paar Steine los, ein paar ordentliche, was sie so die Felsblöcke nennen! Und da is ein Steinfischer aus Stettin, was ein Bekannten von mich is, und der mich was ausgeben*) will, wenn ihn die Steine gewiesen werden können. Weißt du da nich Bescheid, Mahlmann? Nu natürlicherweise, sag ich, was sollt ich nich an den Feuerturm Bescheid wissen? Besser als die Karnaljen, die da ümmer an die Lampen pütjern und ein ehrlichen Mann sein Hantirung stören! Na, und wiewohl mich das Gehen schwer wird, kröpel ich mir gemächlich nach'n Feuerturm und geh ein büschen in Wasser und kuck mich die Steine an und denk an die alten Zeiten, wo mannichmal was kaput ging, was an die Steine kam. Is da nu was bei, daß ich mich das anseh? Kann ein alten Mann, wie ich, nich mal in Gedanken stehn und mit'n Stock an die Steine purren? Aber was die Dänens sind, die gönnen einen nich das Weiße ins Auge! Kaum, daß ich mir umkucke, da schreit mir der Feuermajor an und sagt, ich soll machen, daß ich fortkomm, sonst wollt er mich verklagen und mir einsperren lassen! Was'n Mann! Wenn ich nich in die ganze Pracht von mein unschuldigen Gewissen dagestanden hätt, dann hätt er mir noch geprügelt!

Mahlmann hielt inne und sah so tugendhaft aus, daß wir ihm beifällig zunickten.

Wie wurde es denn mit den Steinen? fragten wir.

Er machte ein listiges Gesicht: Kinners, da weiß ich nix von, ich bin dazumalen weggegangen. Abers die Steine sind auch nich mehr da.

*) Etwas ausgeben = traktiren.

Nun rückten wir mit unserm eigentlichen Anliegen heraus. Weißt du wohl, wer Marlene ist? fragte ich ihn.

Mahlmann strich über sein runzliges Gesicht. Das that er immer, wenn er über etwas nachdachte. Und da er gerade in guter Stimmung war, weil er über die Dänen gescholten hatte, so wies er uns nicht mit einer mürrischen Antwort ab, wie es sonst wohl vorkam, sondern sagte: Marlene? Is ein komischen Namen und auch ein komische Person. Sammelt Kamillen und hat doch nich nötig, ein paar Schilling bein Apteker zu verdienen. Aberſten, wenn eine erst an den Strand swimmt mit'n Kind in Arm und sich den Kopp stößt und denn die vielen Wochen rumliegt und nich mehr denken kann, denn kommt so was. Ich sagt damals gleich zu Peter Matzen: Peter, sag ich, is es nich besser, daß sie tot bleibt und das Kind auch? Wo sie doch ganz allein von das Schiff an den Strand getrieben war und keine von ihren Anverwandten mit sie kam, und wo sie noch'n Beutel mit Geld um den Hals hatte? Was wollte sie noch auf diese Erde, wo der liebe Gott in seinen hohen Rat doch den Sturm geschickt hatte, daß das Schiff auf die Steine fuhr und dort in Stücken flug. Peter, sag ich, wer tot is, der hat den Frieden! Abers Peter is mannichmal komisch. Mahlmann, sagt er, ich will mir umdrehen, denn thu, was du nich lassen kannst! Was meinte er wohl damit? Ich hab ihm bis auf den heutigen Tag nich verstanden, und in demselben Augenblick kam auch schon so'n alten Strandwächter von'n Feuerturm an, die ümmer kommen, wenn man ihnen nich gebrauchen kann. Na, und das Kind fing denn auch an zu schreien, und die Frau flug die Augen auf, was ich gut sehen konnt, weil der Wächter sie mit ne Laterne ins Gesicht leuchtete. Da is sie denn wieder zurechtgepflegt worden, was doch gar nicht recht war, weil der Sturm doch von den Herrgott eigens vor ihr bestimmt war!

Der Sturm war für sie bestimmt? fragten wir.

Mahlmann nickte gelassen. So was is sehr häufig, Kinners, man kommt nich ümmer dahinter, weil man sich mit so was nich ordentlich beschäftigt; ich abers hab ümmer gefunden, daß unser Herrgott mannichmal hellschen doll sein kann. Und hier war es man auch so, wo Marlene von ihren Mann fortgelaufen war und mit einen andern, den sie lieber leiden mochte, abſegeln wollte — nach Engelland oder sonst wohin! Und das Kind, was doch auch ihren Mann zugehörte, hatte sie mitgenommen, was sie nicht durfte, ganz und gar nicht. Aberſten so is es immer: wenn die Liebe kommt, denn sind die Leutens alle verrückt, und denn bedenken sie nich, daß sie nich ümmer ihren Willen kriegen können! Du mein Heiland, als Marlene wieder ein hellen Kopp kriegte, da konnte sie das merken! Alle, die mit aufn Schiff gewesen waren, die waren tot, ihr Liebster auch, und sie saß allein hier ins fremde Land, denn das Kind hatt' das Swimmen doch nich vertragen können. Bloß das Geld — das hatt' sie!

Woher weißt du denn die Geschichte, Mahlmann? fragte Jürgen. Hat sie dir Marlene erzählt?

Die? Nee, die is zu stolz vor so was, ich glaub, sie is eine von die Feinen gewesen, die außen lachen, wenn sie auch inwendig weinen. Abers die Frau, die ihr ins Armenhaus pflegte, hat mich davon verzählt! Ich bin nämlich zu Anfang noch mannichmal hingegangen und hab nach ihren Befinden gefragt. Man konnt doch denken, daß sie sterben thät, und Peter Matzen sagt' auch, daß wir die rechtmäßigen Erben von ihren Geld wären. Aber Unkraut vergeht nich. Frau Külsen, die Tag und Nacht bei ihr war, hat mich ganz komische Geschichten verzählt, wie sich Marlene benommen hätt. Immer dasselbige hat sie gesagt, woll so'n halbes Jahr lang! Im Bett hat sie sich aufgesetzt und gerufen: Das ist meine Strafe! Gott im Himmel, du bist ein unbarmherziger Richter, unbarmherzig, grausam! Was'n Idee nu, nich? Is das nich lästerlich, so mit'n lieben Gott zu snacken? Das sagt ich auch an Frau Külsen, als die mich das allens verzählte. Külsen, sag ich, das is ne slechte Person! Da is kein Verstand ein. Pflegen Sie ihr man nich so gut — die muß in Hölle! Aber Külsen war ümmer dämlich. Die fing an zu weinen und sagt, so'n süße kleine Person, die dürft noch nich sterben. Sie ist denn auch wahrhaftig leben geblieben, und als sie wieder gesund war, da hat sie wieder nach dem Feuerturm wollen, wo ihr die Wellen ans Land gesmissen haben. Sie is auch noch obstinatsch gewesen und hat keinen Menschen ihren Namen sagen wollen. Maria Magdalene hat sie bloß gesagt. Na, da is sie denn Marlene geblieben! Mich is das ja auch einerlei; bloß daß ich woll wissen möcht, wo sie mit all das Geld geblieben is, das sie um den Hals hatt!

Mahlmann schwieg und sah gedankenvoll vor sich hin. Wir merkten, daß er keine Lust hatte, weiter zu reden, und wollten wieder fortgehen, als unter wildem Geschrei ein Trupp „Monarchen" die Straße heraufstürzte. Monarchen — so nennt noch heute der Insulaner die fremden Arbeiter, die zur Zeit der Ernte das Eiland aufsuchen und dem Bauer halfen, seinen Weizen in die Scheuern zu bringen. Es ist wildes, hergelaufnes Volk, und die Bewohner der Insel freuen sich nicht wenig, wenn die bösen Gesellen, die viel trinken und sich ewig prügeln, wieder fort sind. Aber sie sind ein notwendiges Übel, weil ohne sie die Ernte nicht so schnell eingebracht werden würde, und da sie den größten Teil ihres Lohnes wieder in den Schänken der Insel vertrinken, so giebt es immer noch Leute, denen sie eine angenehme Erscheinung sind.

Mahlmann hatte nun freilich keinen Branntweinschank, aber auch für ihn waren die Monarchen eine angenehme Abwechslung. Nu kuck an! sagte er, während er sich die sommerliche Schläfrigkeit aus den Gliedern schüttelte. Da sind ja die Monarchens wieder! Is das Korn denn all reif? Na, denn giebt es woll bald ne ordentliche Prügelei!

Sie sind schon mitten drin im Prügeln! sagte Jürgen, und er hatte Recht.

Zwei große Männer waren handgemein geworden und rangen mit einander, während die andern einen Kreis um sie bildeten und ihnen unter lautem Gelächter zusahen. Es war eine böse Gesellschaft, die da ganz dicht in unsrer Nähe stand, und ich konnte es dem städtischen Polizeidiener, der durch das Geschrei herbeigelockt worden war, nicht verdenken, daß er bei dem Anblick der Raufenden eilig kehrt machte und in einem naheliegenden Hause verschwand. Mahlmann sah ihm zufrieden nach. Sörensen is doch ein vernünftigen Mann! sagte er wohlwollend. So'n Spaß muß man auch nich partuh stören wollen!

Aber der Spaß war schon zu Ende. Ein Messer blitzte auf — ein unterdrückter Aufschrei klang aus dem Getümmel heraus — dann, wie auf Kommando, zerstob der Arbeiterschwarm nach allen Seiten. Nur einer blieb mitten auf der Straße liegen, und ein Blutstrom drang ihm aus dem Munde.

Polizeidiener Sörensen war jetzt wieder zur Stelle, und auch Mahlmann erhob sich und humpelte mühsam in die Mitte der Straße, wo er sich den Verwundeten betrachtete.

Is doch komisch, wo sowas flink gehen kann, sagte er. Eben prügelt man sich noch, und dann is allens vorbei. Ich glaub nich, daß er wieder wird! Na, Kutscher, fahren Sie man nich die Menschens um! Die letzten Worte waren an den Lenker eines Einspänners gerichtet, der sein Pferd in vollem Trabe durch die Straße trieb.

Es war der Feuermajor. Mahlmann hatte ihn sofort erkannt und hatte sich das Vergnügen nicht versagen können, ihn als „Kutscher" anzureden. Aber der Major hörte gar nicht auf ihn. Er hatte sein Pferd sofort angehalten und blickte nun auf den verwundeten Mann auf der Straße. Wunderbarerweise hatte sich noch nicht ein Haufe Volks um ihn versammelt — viele Leute waren wohl auf dem Felde oder saßen in ihren Gärten. Die Nachmittagssonne schien grell in das blasse Antlitz des Mannes, und wir alle konnten seine Züge deutlich sehen. Plötzlich aber ertönte vom Wagen des Feuermajors ein lauter Schrei, und im nächsten Augenblick kniete eine dunkelgekleidete Frau neben dem Verwundeten und sah starr in sein Gesicht. Gleich darauf kletterte auch Thrinken Toern den steilen Tritt herunter und rief mit weinerlicher Stimme: Marlene, Marlene! Was fällt dir ein! Du wolltest ja deine Kamillen in der Apotheke verkaufen!

Aber Marlene hörte nicht auf Thrinken Toern. Sie hatte sich von der Erde aufgerichtet und ging dem Polizeidiener entgegen, der unwillkürlich an seinen Degen faßte. Den Mann werde ich pflegen! sagte sie in einem fremdartig klingenden Deutsch und mit einer Bewegung, als wenn sie das Befehlen gewohnt wäre.

Was'n Person! murmelte Mahlmann. Aber wir beachteten ihn nicht; wir mußten immer die Frau ansehen mit ihren dunkeln, finsterblickenden Augen und mit ihren feinen, wenn auch gealterten Gesichtszügen, und wir hatten nicht

einmal Zeit, uns nach Thrinken Toern umzusehen, die an Marlene herumzog und den Kopf schüttelte.

Es war sehr ärgerlich, daß in diesem Augenblicke der Bürgermeister auf dem Schauplatze erschien und uns fortschickte. Wir hätten ihm am liebsten nicht gefolgt, aber wir wußten schon, daß man der Obrigkeit gehorchen müsse, und so thaten wir es denn mit schwerem Herzen.

Wahrscheinlich wären wir gleich am nächsten Tage wieder zu Mahlmann gegangen, um uns nach dem weitern Verlauf der Sache zu erkundigen, wenn wir nicht zur Zeit der Sommerferien verschiednen Besuch gehabt hätten, der sich die rauhe Luft der Insel zur Erholung wohl gefallen ließ. Überdies prügelten sich die Monarchen fast täglich, bald hier bald dort in der Stadt oder auf dem Lande, und so drängte ein Ereignis das andre. An Marlene dachten wir lange Zeit nicht mehr, und auch Thrinken Toern hatte allmählich ihren Nimbus so für uns verloren, daß wir uns gar nicht mehr nach ihr umsahen, wenn wir ihr gelegentlich begegneten. Nur an einem Frühjahrstage, als wir über den Kirchhof liefen, sahen wir sie an einem verwahrlosten Grabe stehen und einen Kranz darauf legen.

In diesem Frühjahr starb auch Frau von Svendsen, und wir bedauerten ihr Hinscheiden aufrichtig. Wir hätten sie gern noch einmal ordentlich schelten hören und zerbrachen uns den Kopf darüber, ob sie wohl auch im Himmel ihr gutes Mundwerk noch gebrauchen könnte. Als wir aber im folgenden Sommer wieder einmal nach dem Leuchtturm fuhren, sahen wir unwillkürlich nach den obern Fenstern, als ob jeden Augenblick Frau von Svendsens Kopf da oben erscheinen müßte. Thrinken stand unten im Hof und fütterte ein paar zerzauste Hühner. Sie sah uns mit schief gezognem Munde an, was vielleicht ein Lächeln bedeuten sollte, aber wir liefen an den Strand und sammelten Steine. Dabei kamen wir an ein Häuschen, dessen moosbewachsenes Dach unsre Neugierde reizte. Aber es war nur eine gewöhnliche Hütte, die an die Düne gebaut war, und die unbewohnt schien. Denn die Fenster waren fest mit Läden verschlossen. Als wir von dem Häuschen zurückkamen, begegnete uns Thrinken Toern und hielt uns an.

Kommt ihr noch immer gern zum Leuchtturm? fragte sie schüchtern.

Gewiß! antworteten wir, während sie sich auf einen mit trocknen Algen bedeckten Stein kauerte und die Hände um die Kniee legte.

Ich nicht! sagte sie; es ist so einsam hier!

Einsam? Wir blickten auf die ewig bewegliche See, auf die Möwen, die kreischend hin- und herflogen, auf die Wolken, die der Wind am Himmel vor sich herjagte — wie konnte es hier einsam sein? Du hast ja Marlene! sagte Jürgen, dem dieser Name gerade einfiel, weil er nichts besseres zu sagen wußte.

Marlene? Thrinken wiederholte den Namen mit einem Seufzer. Die

ist lange fort! Habt ihr nicht gesehen, daß ihr Haus verschlossen ist? Ja, wenn Marlene hier wäre, dann würde ich nicht so einsam sein!

Wir schwiegen, weil wir nichts zu sagen wußten; Thrinken aber schien zu glauben, daß wir ihre Worte in Zweifel zögen, und wurde nun ganz lebhaft. Ihr braucht nicht solche Gesichter zu machen! sagte sie vorwurfsvoll. Marlene war gut, sehr gut. Sie hat uns immer geholfen, wenn wir der Hilfe bedurften, und hat keinem Menschen etwas zuleide gethan. Wenn nicht der Vagabund auf der Straße gelegen hätte, gerade als wir in die Stadt wollten, sie wäre heute noch hier! Aber als sie den zu Tode gepflegt hatte, überkam sie die Unruhe! Ihr wißt doch, es war ihr Mann, den sie plötzlich wiedergefunden hatte, ihr wirklicher Mann, der immer so schlecht gegen sie gewesen war, und dem sie deshalb davongelaufen war. Aber wie er nun im Elend vor ihr lag, und wie es ihm viel schlechter ging, als ihr selbst, da wollte sie wieder gut machen, was sie früher an ihm gesündigt hatte. Und sie hat ihn gepflegt, bis er sterben mußte! Nun liegt er in der Stadt begraben; aber kein Mensch sieht nach seinem Grabe — Marlene auch nicht, denn sie ist davongegangen!

Thrinken weinte. Sie war so betrübt, daß sie nicht mehr sprechen konnte, obgleich wir gern noch mehr von ihr gehört hätten. Sie schüttelte nur immer den Kopf zu allen Fragen, und endlich mußten wir sie verlassen.

Dann haben wir sie lange nicht wiedergesehen. Die Preußen kamen und eroberten die Insel, und der Feuermajor und seine Pflegetochter glaubten, daß sie sterben müßten, wenn sie nur eine preußische Uniform ansähen. Es hieß auch später, der Major habe den dänischen Schiffen allerhand Signale gegeben. Ob es wahr ist, weiß ich nicht. Jedenfalls durfte der Major im Amte bleiben, weil er sich keiner groben Vergehen schuldig gemacht hatte. Er kam aber später viel seltener in die Stadt als früher, und Thrinken war vor uns allen bange geworden. Sie machte immer einen weiten Bogen, wenn sie uns zufällig einmal begegnete, und wendete zum Überfluß auch noch den Kopf zur Seite, um uns nicht grüßen zu müssen.

Als wir das einmal Mahlmann erzählten, der jetzt immer im Bette lag, lachte er verächtlich. So sind die Dänens alle! sagte er. Nich für'n Dreiling Mut in die Brust. Mich wundert bloß, daß die Preußens das Takelzeug von'n Feuerturm nich lang aufgehängt haben!

Magst du die Preußen eigentlich lieber leiden als die Dänen? fragten wir.

Er machte ein saures Gesicht. An die is auch nix an! sagte er. Die hätten uns man in Frieden lassen sollen! Allens, was fremd is, is nix vor die Insel! Das kann man an die Person sehen, die da ümmer bein Feuerturm wohnte und nu auch nich mehr da is! Was will so ein? Erst kommt sie, wo kein Mensch ihr gerufen hat, und dann läuft sie wieder weg! Bloß, weil der Monarch, der hier vor meine Thür gestochen wurde, ihr Mann war,

von den sie fortgelaufen is. Frau Külsen sagt, da sind noch Stiefkinders gewesen, und der Monarch hat ihr gebeten, zu die zu gehen. Das hat sie denn auch gethan, was'n Unsinn war, weil sie die doch nich kannte und der Mann ihr früher slecht genug behandelt hat; aber Weibers sind immer komisch!

Also es war wirklich Marlenes Mann, der hier totgestochen wurde? fragte ich.

Der Alte sah mich finster an. Wenn mich nich glauben willst, denn geh man nach Hause!

Seit der Zeit habe ich noch manchmal an Marlene denken müssen, habe auch noch manchmal ihr Häuschen einsam und verlassen an der Düne liegen sehen. Bis die große Sturmflut kam, die es mit sich fortriß, die große Sturmflut, die ganze Dörfer vernichtete und den Strand an manchen Teilen der Insel ganz veränderte. Jahre lang sprachen die Leute noch davon, was sie dabei verloren hatten; aber sie erzählten auch, was ihnen das Wasser gebracht hatte: unglaubliche Dinge, nicht bloß Wiegen mit lebendigen Kindern drin, die über ihre Herkunft nichts berichten konnten, sondern auch Truhen mit Geld und Wäsche, halbe Häuser und tote Menschen. Denn die ganze Küste, von Jütland bis nach Rußland hinauf, und alle dänischen Inseln waren überflutet gewesen, und noch viele Tage, nachdem sich das Wasser verloren hatte, kamen merkwürdige Dinge angeschwommen.

Auch bei unserm Leuchtturm kam an einem der ruhigern Tage etwas an, das von den Strandwächtern zuerst für eine Truhe gehalten wurde. Es war aber ein Sarg, und er zerschellte an den Felsblöcken. Die Leiche aber, die er enthielt, wurde von den Wellen ans Land getragen. Und es war Marlene, wie der Strandwächter nachher vor Gericht aussagte. Er hatte sie gut gekannt, als sie noch auf dem Leuchtturm verkehrte, und er erkannte sie jetzt wieder, als sie mit gefalteteten Händen in weißseidnem Sterbegewande vor ihm lag.

Ja, sie war wirklich in Seide gekleidet, und die Schilder am Sarge waren auch von Silber gewesen. Nun liegt sie auch auf dem Kirchhof unsrer kleinen Stadt, auf demselben, wo auch der Vagabund liegt, den sie gepflegt hatte, und der, wie mir der Armenhausverwalter später erzählte, einen stolzen adlichen Namen trug. Weshalb er so tief gesunken war, wußte niemand zu sagen.

Vielleicht hätte mir Thrinken Toern noch mehr erzählen können, aber sie hat die Insel lange verlassen, und die Leute sagen, sie sei gestorben. Auch der Feuermajor ist tot, und auf dem Leuchtturm regiert ein deutscher Schiffskapitän. Aber die Insulaner nennen den Turm noch immer den Feuerturm, und jeder freut sich, wenn sein Licht aufblitzt über die dunkelnde See.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Kapitulation des Liberalismus. Bei verschiednen Gelegenheiten ist in den Grenzboten die bedeutungsvolle Thatsache hervorgehoben worden, daß unsre Liberalen seit einigen Jahren die Vertretung ihrer Grundsätze in der Politik, in den Naturwissenschaften, den Gesellschaftswissenschaften, der Ästhetik, der Geschichte den Sozialdemokraten überlassen haben, dafür aber, um den liberalen Schein zu retten, desto krampfhafter am kirchlichen Liberalismus festhalten. In der dritten Februarwoche haben sie auch diesen preisgegeben. Eigentlich war schon ihr großer Sieg über den Kultusminister von Zedlitz eine Niederlage und Fahnenflucht; denn als der altgläubige Kultusminister das Wort Atheismus in die Debatte warf, brach auf der linken Seite des Hauses ein allgemeiner Sturm der Entrüstung los. Was sind das für liberale Helden, die sich vor dem Vorwurfe des Atheismus fürchten! Vor dreißig Jahren hätte sich kein preußischer Regierungsrat und Kreisrichter davor gefürchtet, und der alte Holtey, den in seinem Leben kein Mensch für staatsgefährlich gehalten hat, äußerte sogar noch kurz vor seinem Tode, als er schon bei den Barmherzigen Brüdern in Pflege lag: unser Herrgott müsse an den Atheisten sein besondres Wohlgefallen haben, weil das tüchtige Kerle seien, die von der kostbarsten seiner Gaben, der Vernunft, den rücksichtslosesten Gebrauch machten. Aber wie gesagt, in der dritten Februarwoche haben die Herren in aller Form kapitulirt. In der Kolonialdebatte verwickelte sich Bebel in einen kulturhistorisch-philosophischen Streit mit Herrn Dr. Lieber, dem ein paar konservative Abgeordnete sekundirten. Bebel sprach die Ansicht aus, daß die Bekehrung der Schwarzen nur eine Scheinbekehrung sei und nichts nütze, weil sie erst nach vielen Generationen auf den Bildungsstand erhoben werden könnten, den das Verständnis des Christentums erfordere; denn nicht das Christentum habe eine höhere Bildung, sondern die hohe Bildung der jüdisch-griechisch-römischen Welt habe das Christentum erzeugt, und nicht durch das Christentum habe die Kirche die Germanen erzogen, sondern durch die Reste der griechisch-römischen Kultur, die sie ihnen gebracht habe. Nun ist das ganz genau der Standpunkt der modernen Wissenschaft, wie ihn z. B. Buckle in seinem großen Werke einnimmt. In Deutschland hat zuerst die Tübinger Schule zu zeigen versucht, daß die Schriften des Neuen Testaments als Niederschlag der vom Hellenismus berührten jüdischen Gedankenbewegung entstanden seien; und daß alle Philosophen, die den persönlichen Gott leugnen, d. h. alle Philosophen dieses Jahrhunderts außer Herbart und Lotze, sowie die Darwinianer samt den Wotansverehrern die Sache gar nicht anders fassen können, versteht sich von selbst.

Dieser Gegensatz der modernen zur kirchlichen Weltanschauung wurde in Anknüpfung an die Nilpferdpeitschen vor dem deutschen Volke dargelegt, und die Liberalen — haben Bebel allein die moderne Anschauung vertreten lassen, haben einstimmig geschwiegen. Die Debatte an sich kann ja als eine ganz ungehörige Abschweifung vom Thema gemißbilligt werden. Aber es war zur Rettung der Ehre des Liberalismus nicht nötig, sie zu verlängern; es hätte keine halbe Minute Zeit gekostet, wenn ein freikonservativer Abgeordneter aufgestanden wäre und gesagt hätte: im Namen aller liberalen Mitglieder des Reichstags erkläre ich, daß nach unsrer Überzeugung der Abgeordnete Bebel Recht hat, während der Abgeordnete Lieber auf einem wissenschaftlich überwundnen Standpunkte steht.

Die brasilianische Revolution. Wir veröffentlichen hier einige Bruchstücke aus Briefen eines südbrasilianischen Deutschen, die uns zur Verfügung gestellt worden sind. Sie schildern mit photographischer Treue die Revolution und Gegenrevolution aus nächster Nähe. Wie lange dabei die von dem Briefschreiber betonte löwenhafte Abneigung gegen jede Unterordnung, d. h. staatliche Ordnung, vorhalten wird, ist eine leicht zu beantwortende Frage. Wie wohl würde es es diesen um nichts und wieder nichts ausgeraubten, mißhandelten, von Haus und Hof verjagten Riograndensern werden, wenn eines Tags ein Schiff voll deutscher Soldaten in der Patoslagune landete und das republikanische Pro- und Kontragesindel zu Paaren triebe. Leider leben wir nicht mehr oder noch nicht in der Zeit, wo solches möglich wäre, d. h. von Europa aus. Die Nordamerikaner aber werden es einst mehr oder weniger in dieser Weise machen, wie sie es ja im nordamerikanischen Spanisch-Amerika schon öfter mit Glück gemacht haben. Unsre Deutschen in Südbrasilien werden dann endgiltig für sie gearbeitet haben. Denn es müßte kein Gesetz in der Geschichte geben, wenn diese zuchtlosen Portugiesen- und Negerabkömmlinge nicht einen Herrn bekämen, der stärker und klüger wäre, als sie.

1

Die Revolution in Brasilien muß in Deutschland mehr Interesse erregen, als man sonst den Vorkommnissen in weit abgelegnen überseeischen Ländern zuwendet, weil das Deutschtum in den südlichen Staaten dieses Landes stark vertreten ist, stärker als in allen andern Teilen Südamerikas. Mehr als in andern fremden Weltgegenden bilden hier die Deutschen infolge räumlicher und nationaler Verhältnisse ein festgeschlossenes Ganze, das sich viel langsamer als anderswo in der fremden Umgebung auflöst, seine Besonderheiten und charakteristischen Eigentümlichkeiten nur schwer verliert. Der Abstand zwischen dem Deutschen und dem Brasilianer ist viel größer, als der zwischen dem Deutschen und dem Nordamerikaner oder Australier, sowohl in der Sprache als in dem ganzen Wesen, sodaß eine Verschmelzung schwieriger wird; dazu kommt nun noch die örtliche Trennung, da sich die deutschen Einwandrer, in der Mehrzahl Ackerbauer, und als solche besonders vom Staate gewünscht und unterstützt, in den Urwaldregionen angesiedelt haben, während sich die Brasilianer mit Vorliebe der Viehzucht widmen und das Leben auf der großen Grasfläche, dem Kamp, der Waldarbeit vorziehen. So erklärt es sich, daß man in einigen Teilen von Rio Grande do Sul Meilen über Meilen zurücklegen kann, ohne eine andre Sprache zu hören als die deutsche und einen andern Typus anzutreffen als den germanischen. Wenn freilich einige aus diesem Umstande auf die Möglichkeit eines deutschen Protektorats oder gar einer Annexion von Brasilien an Deutschland schließen wollten, in der Meinung, daß ein solcher Plan durch das Deutschtum hier wesentlich unterstützt werden würde, so sind sie in einem großen Irrtum. Bei dem Gährungsprozeß, den Brasilien neuerdings durchmacht, sind wiederholt derartige Ansichten auf beiden Seiten des Ozeans aufgetaucht, und man hält einen alten Traum mancher Kolonisationsschwärmer für ausführbar, hier in Brasilien leichten Kaufs ein reiches Kolonisationsgebiet mit unerschöpflichen Produktionsquellen zu erwerben. Schon vor einigen Jahren begeisterte sich ein Herr Spielberg dafür, der im Auftrage irgend eines Vereins in Berlin die deutschen Kolonien Brasiliens studierte. Wie sehr würde man sich aber getäuscht sehen, wenn sich Deutschland mit gewaffneter Hand in die innern Angelegenheiten dieses Landes einmischen wollte! Abgesehen von einigen Kaufleuten in den größern Städten und einigen alten Sol-

daten des deutschen Heeres, würde die Masse der deutschen Kolonistenbevölkerung auf ein solches Beginnen durchaus nicht mit günstigen Augen blicken, denn da sie schon seit längerer Zeit im Genuß der amerikanischen Freiheit*) und Selbständigkeit sind, haben sie eine ausgeprägte Abneigung gegen die europäische Unterordnung. Besonders die, die hier von deutschen Eltern geboren sind und noch deutsche Sprache und Gewohnheiten beibehalten, zeigen bei den Erzählungen europäischer Einwandrer ein wahres Entsetzen. Diesen unbändigen Waldkindern erscheint der europäische Staat etwa so verlockend, wie einem Löwen die Menagerie.

Auch über die jetzige Revolution haben sich die deutschen Ackerbauer bisher wenig zu beklagen gehabt, im Gegenteil, sie haben nicht geringen Gewinn daraus gezogen. Die Revolution tobt im Norden und Süden des von ihnen besetzten Urwaldstreifens; unbeirrt davon fahren sie in ihrer Thätigkeit fort und sehen ihre Arbeit um so reichere Früchte tragen, als alle friedliche menschliche Thätigkeit außerhalb der Kolonien unmöglich ist. Die Regierung hat die Kolonisten bisher mit allen Kontributionen verschont, wie sie überhaupt dieses ackerbautreibende Element als eine besondre Reichtumsquelle des Landes betrachtet und es oft allen andern Berufsarten gegenüber bevorzugt. Während in allen andern Teilen des Landes Menschen und Pferde zusammengerafft werden, um Regimenter zu bilden, hat man die Kolonisten vollständig unbehelligt gelassen, und da die Riograndenser, ein vom Pferde unzertrennliches Hirtenvolk, für ihre Scharmützel und Kämpfe auf den weiten Ebnen des Staates ein geeigneteres Terrain finden, so haben die Kolonien die verheerende Wirkung der Revolution wenig gespürt; im Gegenteil, sie verkaufen ihre Produkte: Bohnen, Reis, Mais, Speck für das fünffache des bisherigen Wertes. Denn da die auf dem Kamp betriebne Viehzucht durch die Revolution vollständig vernichtet ist, auf den früher mit Tausenden von Rindern bedeckten Weiden selbst mit einem Fernrohre kein Rind mehr zu entdecken ist, die landesübliche Fleischnahrung dadurch sehr geschmälert ist, alle auf dem Kamp betriebnen Pflanzungen aufgehört haben, so ist es natürlich, daß die in den Kolonien erzeugten Nahrungsmittel enorm im Werte steigen. Der größte Teil der deutschen und von Deutschen abstammenden Kolonialbevölkerung befindet sich also bei der gegenwärtigen Revolution in Rio Grande do Sul sehr wohl.**) Nur die unter der Kampbevölkerung lebenden, zum größten Teil schon hier gebornen Deutschen, die aber nur einen kleinen Prozentsatz des gesamten hiesigen Deutschtums ausmachen, sind mit in die Revolution hineingezogen worden und haben ihr ihren Tribut an Blut und Eigentum bezahlen müssen. Das Deutschtum dieser Leute ist aber gewöhnlich bis auf einen kleinen Rest, nämlich den Namen, verloren gegangen, sie verstehen oft kein Wort mehr von der Sprache ihrer Vorfahren, und in ihrer ganzen Lebens- und Denkweise sind sie echte Brasilianer.

Welchen Ausgang die Revolution nehmen wird, läßt sich vorläufig nicht absehen. Es ist zu wünschen, daß die Regierung in kurzem der Bewegung Herr werden möchte, damit einmal die Autorität eine feste Grundlage bekomme und nicht weiter durch verletzte persönliche Eitelkeit und eine in persönlichen, nicht nationalen Gründen wurzelnde Unzufriedenheit erschüttert werden möge. Unterliegt die Regierung, so würden die Revolutionen und die Anarchie der normale Zustand Brasiliens werden. Die Opposition, die sich aus den verschiedensten Bestandteilen zu-

*) Für diese Freiheit werden im Folgenden sehr schöne Beweise beigebracht. D. R.

**) D. h. bis ihr von der siegreichen Partei das Fell über die Ohren gezogen werden wird. D. R.

sammensetzt, die aber jetzt in schöner Einmütigkeit wütend die Regierung bekämpfen, würde bei einem Siege nichts eiligeres zu thun haben, als sich bei der Teilung der traurigen Beute gegenseitig in die Haare zu geraten, und nach kurzem Parlamentsgezänk und einigen dunkeln Manövern wäre der Appell an die Waffen wieder das Ende vom Liede.

Die herrschenden Parteien des Kaisertums, die bei der überraschenden Proklamirung der Republik in ihrer Verblüffung im ersten Augenblick nicht wußten, was zu thun sei, erholten sich bald von ihrer Betäubung und begannen nun ihre Maulwurfsarbeit, um der neuen Regierung einen Krach zu bereiten. Dieses Unternehmen mußte um so erfolgreicher sein, als diesen Parteien gewaltige Geldmächte zur Verfügung stehen. So brachen denn hie und da Empörungen aus, klein, ohne großen kriegerischen Apparat, die aber ihren Zweck nicht verfehlten, die Regierung stets außer Atem zu erhalten und sie zu keiner organisatorischen Thätigkeit kommen zu lassen. Dazu wurden unwahre, den brasilianischen Kredit schädigende Mitteilungen nach Europa gemacht, und der Kurs sank auf eine entsetzliche Tiefe. Dazu nun ein gewaltiges Zetergeschrei von seiten der Opposition über diese von ihr selbst bereiteten Nöte — und das Staatsschiff war glücklich in das gefährlichste Fahrwasser hineingelenkt und mußte dem Schiffbruch zutreiben.

Mit der Riograndenser Revolution und der neuesten Erhebung der Flotte in Rio de Janeiro sollte der Hauptschlag geführt, der Regierung der Todesstoß versetzt werden. Der Ausführung und sichtbaren Leitung dieses letzten Teils des Programms unterzog sich der aus der Verbannung von Europa zurückkehrende Silveira Martins, der, hier angekommen, die Konstitution der Republik für ein Unding erklärte und die Fahne des Parlamentarismus aufzog. Die hiesige Konstitution nimmt sich nämlich die Verfassung der Vereinigten Staaten von Nordamerika zum Muster und huldigt dem Präsidententum, indem sie dem obersten Staatsbeamten größere Macht einräumt und die Minister ihm und nicht dem Parlament unterordnet, während Silveira Martins den Parlamentarismus Englands, Belgiens und allenfalls Frankreichs für sein Ideal erklärte. Nach all den Empörungen und Revolutiönchen erklärte nun schließlich Silveira Martins, daß es das Volk müde sei, das Joch der Tyrannen noch länger zu tragen, daß die Regierung bei den einzelnen Empörungen die Aufständischen nicht zart genug behandelt habe, daß der Präsident von Rio Grande do Sul, Julio de Castilhos, nicht den wahren Volkswillen vertrete, und daß daher nichts andres übrig bleibe, als zu den Waffen zu greifen. Unterstützt von der Opposition in allen andern Staaten, besonders in S. Paulo und Santa Catharina, und mit reichen Geldmitteln versehen, warb er in der Republik Uruguay ein Heer, das sich zum größten Teil aus dem dortigen Vagabundentum zusammensetzte. Dieses Heer, ungefähr 8000 Mann, das die Parteigenossen Silveira Martins befehligten, und dessen Oberkommando der alte General Silva Tavares übernahm, überschritt die Grenze, sengte, mordete und brannte, wich unvorteilhaften Kämpfen aus, was hier in den Grassteppen für ein Reiterheer, wie das revolutionäre, leicht möglich ist, und schien die Absicht zu haben, durch Hinziehen der Revolution die Regierung zu erschöpfen. Es kam zu einigen wenigen ernstern Zusammenstößen. So machten die Revolutionäre bei Inhanchihy, in der Nähe von Alegrete, den Versuch, die in der Minderzahl befindlichen Regierungstruppen zu schlagen; aber es gelang ihnen nicht. Zum Haupthelfer des Generals Tavares schwang sich ein talentvoller Bandit, Gomercindo Saraiva, auf, der für diesen kleinen Krieg große Begabung offenbarte und schließlich von den Revolutionären zum General befördert wurde. Bald hier bald dort

auftauchend, Pferde und Rinder wegtreibend, verfolgende Truppen in einen Hinterhalt lockend, dann plötzlich Kehrt machend und mit allem Ungestüm seiner Lanzenreiter angreifend, während zu beiden Seiten hinter Hügeln abgesessene Reiter ein scharfes Feuer auf die Regierungstruppen eröffneten, unerschöpflich in Kriegslisten, wurde Gomercindo schließlich der Held des Tages. Als der Winter hereinbrach, in den Monaten Juni und Juli, zogen sich die Revolutionäre nach der Republik Uruguay zurück, weil sie schon sehr hart von den Regierungstruppen bedrängt wurden, und die vom Regen angeschwollnen Flüsse und das spärlichere Futter ihren Streifereien nicht günstig waren. Im August, neu bekleidet und auf ausgeruhten Pferden, machten sie einen neuen Einfall in Rio Grande. Gomercindo und ein von dem brasilianischen Heere zur Revolution übergegangner Oberst, Salgado, drangen in raschem Zuge mit etwa 3000 Mann bis in das Herz Rio Grandes ein. Die Regierung war endlich der allen internationalen Beziehungen zuwiderlaufenden Haltung der Republik Uruguay müde geworden und hatte es durch ein energisches Vorgehen erreicht, daß dieser Staat das Versprechen gab, den Revolutionären keinen Vorschub mehr zu leisten, sondern, wenn sie abermals auf uruguayisches Gebiet überträten, sie zu entwaffnen und gefangen zu halten. So ist den Revolutionären jetzt die bequeme Zuflucht, wenn sie in die Enge getrieben werden, nach Uruguay zu entschlüpfen und nach kurzem Aufenthalt wieder zurückzukehren, benommen und auf die eine oder andre Weise muß es jetzt zu einer Entscheidung kommen. Es kann, wie gesagt, in diesen Steppen noch eine Weile dauern und bei kleinen Gefechten bleiben; aber zuletzt muß es den Revolutionären bei der immer größer werdenden Verwüstung der „Campanha“ unmöglich werden, sich zu erhalten, es wird an dem Notwendigsten, den Lebensmitteln, fehlen, dazu werden bei den fortwährenden starken Märschen die Pferde verbraucht, und so werden sie gezwungen werden, in offner Feldschlacht das Kriegsglück zu versuchen. Noch vor dem Einfall Gomercindos und Salgados hatte Admiral Van den Kolk, der Marineminister des ersten republikanischen Ministeriums, aber aus persönlichen Rücksichten ein unversöhnlicher Feind Floriano Peixotos, der augenblicklich die Geschicke Brasiliens leitet, von Montevideo aus einen Piratenzug gegen den Hafen Rio Grande unternommen. Mit andern Revolutionären auf einem Passagierdampfer, Jupiter, eingeschifft, bemächtigten sie sich unterwegs dieses Dampfers und richteten ihn nach Rio Grande. Als sie dort nicht, wie sie gehofft hatten, mit offnen Armen aufgenommen, sondern mit Kugeln begrüßt wurden, und der dort stehende Teil der Flotte wenig Lust zeigte, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen, dampften sie nach dem Norden, wo der Jupiter in der Nähe von Desterro von einem Kriegsschiff ohne einen Schuß in der freundschaftlichsten Weise gefangen genommen wurde. Diese Gefangennahme war sehr absonderlich, erklärte sich aber bald darauf, als sich am 5. September drei Panzerschiffe im Hafen von Rio de Janeiro unter dem Befehle des Admirals Custodio de Mello plötzlich gefechtsbereit machten und an Floriano Peixoto die Aufforderung richteten, die Regierung niederzulegen. Als Floriano nicht die Bereitwilligkeit Deodoros, seines Vorgängers, zeigte, gegenüber einem unter Dampf befindlichen Kriegsschiff schleunigst vom Präsidentenstuhl herabzusteigen, begann das Donnern der Kanonen. Hiermit hatte die Revolution den Höhepunkt erreicht. Gelingt es Floriano, den in der Bucht befindlichen Kriegsschiffen den Ausgang durch die Barre aufs offne Meer zu versperren und die Ruhe in Rio de Janeiro wiederherzustellen, dann dürfte wohl auch die Riograndenser Revolution in kurzem den letzten Seufzer ausstoßen. Bleibt jedoch dieser Teil der Flotte, vielleicht durch eine Verschwörung am Lande unterstützt, Herr der Situation, dann wehe dem armen

Brasilien, denn dann dürfte damit als neueste Regierungsform dieses Landes die vollständige Anarchie erklärt werden.

2

Der größte Teil der Revolutionsarmee dieses Staates ist nach dem Norden marschiert und befindet sich augenblicklich schon in Santa Catharina, das im Norden an Rio Grande do Sul grenzt. In Rio Grande do Sul giebt es jetzt bereits keinen Fleck mehr, der nicht durch die Revolution gelitten hätte. An allen Orten zerstörtes Eigentum und Tote. Der südliche Teil dieses Staates, die Campanha, hat freilich die Hauptlast zu tragen gehabt, dieses Gebiet ist in eine einzige große Wüste verwandelt. Nur der nördlichste Teil der Campanha ist weniger heimgesucht worden.

Auch wir haben vier nähere Bekanntschaft mit der Revolution gemacht. Ein Trupp von Revolutionären war von Norden her bis auf zwei Meilen herangerückt, gleich darauf marschierten Regierungstruppen gegen sie. So fand hier in der Nähe ein Kampf statt. Die Revolutionäre wurden in die Flucht geschlagen, eine Menge umgebracht, aber auch friedliche Leute büßten ihr Leben ein. Hier erschienen plötzlich sechs Kerle und trieben sämtliche Pferde und Maultiere, auch mein Pferd weg. Ich hatte einen kleinen Spaziergang zu Fuß gemacht, und als ich zurückkam, waren sie schon mitsamt den Pferden verschwunden. In demselben Augenblick war eine Negerin zu Pferde angekommen, um im Hause behilflich zu sein. Diese lieh mir ihr Pferd, und so ritt ich dem Wege nach, an dem sich das Lager befinden sollte. Es war Nacht geworden, und ich kam an dem Haupttrupp vorbei, ohne daß sie mich oder ich sie bemerkte. Schließlich an einer Brücke traf ich den Vortrupp und die Vorposten. Ich rief sie an und sagte, daß ich mit dem Kommandanten sprechen wolle. Es waren dies die Regierungstruppen, aber von Truppen im europäischen Sinne kann natürlich nicht die Rede sein. Alle Rassen waren vertreten, Neger, Indier, Weiße und Mischlinge. Gewöhnlich komme ich mit derartigem Gesindel gut zurecht. So saß ich denn auch bald mit ihnen am Feuer und unterhielt mich ganz vergnügt mit dem Offizier. Er sagte, daß er nichts thun könne, um mir wieder zu meinem Pferde zu verhelfen. Es wäre das beste, ich bliebe die Nacht durch bei ihnen und ritte am andern Morgen mit einem Soldaten nach dem Hauptquartier, um mit dem Kommandanten zu sprechen. Etwa drei Stunden unterhielten wir uns, und ich war schon mit der ganzen Bande gut Freund geworden, sodaß sie mir sogar von dem halbrohen, auf die Kohlen geworfnen Fleisch etwas anboten. Schließlich streckte ich mich wie sie auf meinem Sattelzeug nieder und stand fürchterliche Kälte in der Nacht aus. Es reifte nämlich, und ich war nur ganz leicht gekleidet. Von Schlafen war so wie so nicht die Rede. Am andern Morgen stellte sich heraus, daß das Pferd der Negerin, obwohl es die Füße zusammengebunden hatte, verschwunden war. Einer von den Soldaten lieh mir nun ein Pferd, und so ritt ich mit einem andern Soldaten in das Hauptlager. Wenn mir der Offizier des Vortrupps gefallen hatte, so war das mit den Leuten dieses Lagers nicht der Fall: lauter Räuber- und Mördergesichter. Das Lager war in der Nähe einer Hütte, in der der Kommandant noch schlief. Schließlich erschien er, und ich bat ihn nun, mir mein Pferd wieder zurückzugeben. Da wurde er aber wütend und erklärte rundweg, ich könnte froh sein, nur so wenig zu verlieren. Ich machte ein Gesicht, als ob ich mit diesem Bescheid durchaus nicht zufrieden wäre, und machte auch keine Miene, mich zu trollen. Schließlich sagte er, ob ich mich nicht setzen wollte. So setzte ich mich denn am

Feuer auf ein Schafsfell neben ihn nieder und fing nun an, mit ihm lange Geschichten zu erzählen, um ihn mir günstig zu stimmen, daß ich Freund der Regierung wäre, ihr schon viele Dienste geleistet hätte, daß ich schon viel vom Schicksal hin- und hergeworfen worden und es mir immer mehr schlecht als gut ergangen wäre. Schließlich fiel mir ein rettender Gedanke ein: daß nämlich das Pferd für ihn unbrauchbar sei, da es eine Anschwellung auf dem Rücken habe, die alle Sorgfalt verlange, wie ein Soldat sie dem Tiere nicht widmen könne. Das war nun ziemlich gelogen, denn das Pferd hatte zwar eine kleine leichte Anschwellung, aber nicht den mindesten Schmerz dabei. Ich merkte, daß er mir nun schon einigermaßen günstig gesinnt war. Er befahl einem Soldaten, das Pferd vorzuführen, streckte die Hand aus, um die bezeichnete Stelle am Rücken zu befühlen, womit aber das Pferd, das oft eigensinnig ist, aus reiner Laune nicht einverstanden war. Es schnob und bäumte sich, und so sagte denn der Kommandant ohne weitere Untersuchung: „Sie können das Pferd nehmen.“ Wer war froher als ich! Er schien die oberflächliche Untersuchung mehr der Soldaten wegen vorgenommen zu haben, die sehr unzufriedne Gesichter machten, besonders ein Offizier, der dem Pferde jetzt seinen Halfter abmachen mußte. Ein Soldat sagte sogar: „Kommandant, wir sind dem Feinde sehr nahe, es ist jetzt nicht der Platz, ein Pferd wegzugeben.“ Aber der Kommandant sagte: „Halts Maul.“ Der Offizier wollte mir von meinem Sattelzeug einen Pelz wegnehmen. Er sagte: „Jetzt, wo Sie das Pferd zurückerhalten haben, müssen Sie mir diesen Pelz geben.“ Ich nahm aber den Pelz, sattelte mir mit Dampf mein Pferd und ritt langsam bis an die Ecke des Wäldchens, an dem das Lager war. Kaum war ich da herumgebogen, sodaß sie mich nicht mehr bemerken konnten, jagte ich in einem Galopp bis auf die Fazenda. Als ich hinterher erfuhr, welche Greuel diese Bande verübte, war ich froh, ihnen so entkommen zu sein. Denn in allen Teilen trieben sie Pferde zusammen, und wo sie vermuteten, daß sie versteckt wären, zwangen sie die Leute durch Mißhandlungen und Drohungen, ihnen die Pferde zu überliefern. Eine Frau hier in der Nähe, die bei ihrer Annäherung ein Pferd verstecken wollte, haben sie erschossen. Alles, was sie irgend gebrauchen können, wird einfach weggenommen. Einen Neger, der sich nicht ganz gutwillig zeigte, nahmen sie mit ins Lager, gaben ihm einen Schuß und schnitten ihm dann den Hals durch.

Als der Kampf mit dem Trupp der Revolutionäre etwa vier Meilen von hier stattgefunden hatte, marschierten die Regierungstruppen in der Richtung auf Rio Pardo. Ich ritt noch vor ihnen nach dem Rincão d'El Rei und benachrichtigte den F— A—, er möchte seine Pferde verstecken. Es ließ sich aber nichts von Truppen sehen. Da ritten wir aus, um eine kleine Rekognoszirung zu machen, entdeckten aber nichts. Auf dem Rückwege, als wir einen Hügel hinaufritten, sahen wir plötzlich auf der andern Seite vierzig bewaffnete Reiter. Sie hatten uns, weil wir durch den Hügel verdeckt waren, noch nicht bemerkt. Wir machten Kehrt. Da sahen wir, wie von einer andern Seite zwei auf uns zukamen, und gleich darauf bemerkten wir noch vier auf der andern Seite, sodaß wir fast umringt waren. Wir galoppirten nun einem Wäldchen zu, und zwei galoppirten, um uns den Weg abzuschneiden. Wir kamen aber in eine Schlucht, und statt in der zuerst genommnen Richtung weiterzureiten, machten wir hier sofort Kehrt und ritten, durch die Hügel verdeckt, zurück. Als wir nach einer Viertelmeile wieder in die Höhe ritten, war von den sechs Reitern nichts mehr zu sehen, nur der große Trupp wirbelte fern auf der Straße Staub auf.

Jetzt gerade, während ich dies schreibe, kommt die Nachricht, daß die Revo-

lutionäre vier Meilen von hier die Republikaner geschlagen haben und hierher marschieren, sicherlich wird nun eine stärkere republikanische Abteilung gegen sie marschieren, und so werden wir wieder in der nächsten Zeit hier Mord und Totschlag haben. Wenn man nur mit einem blauen Auge davonkommt, dann ist es schon gut. Auf der Hut hat man aber zu sein. Der Verlust, den ich bis jetzt durch die Revolution erlitten habe, beläuft sich auf fünfzig Milreis, die ich der Negerin zu zahlen hatte für ihr Pferd, das der Trupp schließlich mitgenommen hat.

Der Assessorismus in Preußen. Vor einiger Zeit wurde in diesen Blättern über die traurigen Aussichten unsrer jungen Philologen geklagt und dringend von der Laufbahn des Gymnasiallehrers abgeraten. Dieselben kläglichen, aus der Überfüllung des Berufs herrührenden Zustände zeigen sich jetzt auch in der Justiz. Nach dem soeben erschienenen Terminkalender für Preußische Justizbeamte (Jahrgang 1894) gab es am 1. Oktober 1893 nicht weniger als 1759 Gerichtsassessoren, die auf eine feste Anstellung als Richter warteten, und diese Zahl ist seitdem noch gestiegen. Nun sind gegenwärtig zur Verwaltung von Richter- und Staatsanwaltsstellen, die vorübergehend frei geworden sind, und zur Vertretung beurlaubter Rechtsanwälte und Notare kaum 400 Assessoren erforderlich. Es bleiben also, wenn wir die beurlaubten Assessoren abziehen, etwa 1200 übrig, die ganz überflüssig sind und noch lange Zeit auf eine feste Anstellung werden warten müssen, denn der jüngste Amtsrichter hat schon jetzt fünf Jahre Assessor spielen müssen. Ja es giebt sogar noch Assessoren aus den Jahrgängen von 1883 bis 1887, die des Wartens noch immer nicht müde geworden sind. Der Jurist, der bei der Justiz bleibt, hat jetzt also vom ersten Tage seines Studiums im günstigsten Falle nicht weniger als zwölf Jahre zu arbeiten, ehe er einen Pfennig verdient. Das sind unerhörte Zustände.

Nun steht es ja dem Assessor frei, in den Staats- oder den Kommunaldienst zu treten oder Rechtsanwalt zu werden. Aber auch diese Berufsarten sind schon so überfüllt, daß auch hier für ein menschenwürdiges Dasein sehr wenig Aussichten sind. Und dabei wächst die Zahl der juristischen Studenten, trotz dieser Überfüllung, von Jahr zu Jahr in wahrhaft beängstigender Weise. Was soll schließlich mit diesem ganzen juristischen Proletariat, dieser unproduktiven, dem praktischen Leben völlig entfremdeten Gesellschaft werden? Der Versuch, sie in den Kolonien unterzubringen, muß nach den beklagenswerten Vorfällen der letzten Wochen als gescheitert betrachtet werden. Wenn sich aber ein Jurist nicht in den einfachen Verhältnissen unsrer Kolonien zurechtzufinden weiß, wie will er die verwickelten Geschäfte eines Landratsamts, einer großen Stadt oder einer ganzen Provinz verwalten?

Es ist ein ungeheurer Zopf, anzunehmen, daß nur der zur praktischen Verwaltung eines höhern Amtes geeignet sei, der auf der Universität ein paar juristische Vorlesungen belegt, als Referendar den Gerichtsschreiber gespielt und als Assessor ein paar Fälle entschieden hat. Was hat die Rechtsprechung mit den praktischen Aufgaben eines Stadtrats zu thun? Wer als Stadtrat z. B. das Tiefbauamt zu leiten hat, treibt wesentlich andre Dinge als juristische. Alle unsre Verwaltungen kranken ja daran, daß in ihnen zu viel Theoretiker und zu wenig praktisch gebildete Männer sitzen, und daß die Theoretiker auf Grund überkommner Rechte das Regiment führen. Als noch in Preußen die Landräte aus den praktischen Landwirten gewählt wurden, die sich sehr schnell die nötige Gesetzeskenntnis aneigneten, hörte man wenig von Mißgriffen und Klagen. Die sind erst entstanden, seitdem man juristisch gebildete Berufslandräte eingeführt hat, die nicht von ihrem

Drehschemel herunterkommen und die wirtschaftlichen Zustände des Kreises nur aus den Akten kennen. Dieser unproduktive, unpraktische, Akten schreibende und herrschsüchtige Assessorismus ist für Preußen ein wahrer Krebsschaden geworden. Man sollte ihn oben nicht pflegen, sondern, im Interesse einer gesunden Verwaltung, so viel wie möglich einzuschränken suchen, und den Juristen überall da verbannen, wo seine Thätigkeit von einem praktischen Fachmann, z. B. im Bauwesen von einem Baumeister, geübt werden kann.

Schränkt man alle diese Gebiete ein, die jetzt der Tummelplatz und der Herrschersitz der Juristen sind, so wird auch der Zudrang zum juristischen Studium nachlassen. So lange aber das Assessordiplom der Freibrief für alle vorhandnen und noch entstehenden höhern Verwaltungsämter ist, gleichviel ob sie in Hinterpommern oder in Südafrika liegen, kann man es ehrgeizigen jungen Leuten nicht verdenken, wenn sie sich, ohne auf Warnungen zu hören, in immer größerer Zahl auf das juristische Studium stürzen.

Preußisches Ministerialdeutsch. Etwas Entsetzliches wuchert an einigen preußischen Gymnasien und wohl auch an einigen nichtpreußischen. Das sind die sogenannten Schülerverbindungen. Die müssen unbedingt ausgerottet werden mit Stumpf und Stiel. Wenn sich drei Primaner zusammenfinden, bunte Mützen aufsetzen und „O alte Burschenherrlichkeit“ singen, so begehen sie ein Verbrechen, das fast unsühnbar ist. Die Strafe ist im Verhältnis dazu äußerst gering. Die Schüler werden nur ex provincia „geschwenkt,“ das heißt sie werden von ihrer Anstalt so entfernt, daß sie keine Anstalt derselben Provinz aufnehmen darf. Was liegt daran, daß sie dadurch oft gezwungen werden, ihre Studien ganz abzubrechen und gewaltsam in andre Bahnen gedrängt werden? Was liegt daran, daß die Eltern dadurch oft härter betroffen werden als die Söhne? Dura lex, sed lex sagen die Schulbehörden und verschärfen die schon bestehenden Strafarten aller Augenblicke durch neue Erlasse.

Aber diese Erlasse zeigen keine glückliche Hand. So veröffentlichen jetzt die Tagesblätter einen neuen Erlaß des preußischen Kultusministers, und die Schuldirektoren werden angewiesen, ihn den Eltern ihrer Schüler zur Kenntnis zu bringen. Aber wenn schon der Inhalt der Verfügung bedauerlich genug ist, da er verlangt, daß „die Erwachsenen in ihrer Gesamtheit, insbesondre die Eltern der Schüler, die Personen, denen die Aufsicht über auswärtige Schüler anvertraut ist, und die Organe der Gemeindeverwaltung, durchdrungen von der Überzeugung, daß es sich um die sittliche Gesundheit der heranwachsenden Generation handelt, die Schule in ihren Bemühungen rückhaltlos unterstützen,“ so ist ihre Form und Ausdrucksweise geradezu beklagenswert. Denn die städtischen Behörden, die durch den Erlaß ersucht werden, „ihre Indignation (!) über zuchtloses Treiben der Jugend mit Entschiedenheit zum Ausdruck und zur Geltung zu bringen und durch warnende Mitteilung das Lehrerkollegium zu unterstützen,“ diese Behörden können doch nicht gezwungen werden, diese Schergendienste wirklich zu leisten. Sie brauchen nicht mit der Schulbehörde darin das einzige Mittel zu sehen, „daß das Leben der Schüler außerhalb der Schule nicht dauernd in Zuchtlosigkeit verfallen kann.“ Aber viele Tausende, und zwar Väter, Mütter und Söhne, werden gezwungen, diesen Erlaß zu lesen. Und die meisten unter ihnen werden glauben, daß in dem preußischen Ministerium für Unterricht ein einigermaßen gutes Deutsch geschrieben werde. Aber sie werden später die gröbsten Sprachdummheiten jederzeit verteidigen können unter Hinweis auf diesen Erlaß. Nur noch der erste Satz soll hier angeführt werden.

Die Verfügung beginnt: „Die Strafen, welche die Schulen verpflichtet sind, über Teilnehmer an Verbindungen zu verhängen, treffen in gleicher oder größerer Schwere die Eltern als die Schüler selbst.“ Jedes Wort ein Goldstück! Wenn der preußische Kultusminister einen Mustersatz hätte bauen wollen, um den Lehrer in Quarta daran doziren zu lassen, daß man mit dem Relativum „welcher“ hübsch zu Haus bleiben soll, namentlich wenn man vor „daß das“ nicht zurückschreckt, daß man Sätze nicht bis zur Sinnlosigkeit in einander schachteln darf, und daß man das garstige Zeugma fliehen muß, dann konnte er keinen bessern finden. Was sind das für Strafen, „welche die Schulen verpflichtet sind“? Was heißt „treffen in gleicher oder größerer Schwere die Eltern als (!) die Schüler selbst“?

Eins ist gewiß. Dieser Erlaß trifft „in gleicher oder größerer Schwere“ alle, die bisher gehofft und geglaubt haben, daß sich die höchste Unterrichtsverwaltung im Staate verpflichtet fühlen müsse, ihre Verfügungen so abzufassen, daß sie keine Heiterkeit hervorrufen.

Schwarzes Bret

100000 Mark hat ein Dr. Ad. Düsterhoff der Berliner Universität zu Stipendienzwecken hinterlassen — so melden die Zeitungen. Wann wird man endlich einmal aufhören, aus schönster Menschenliebe die Zahl der mittellosen und überschüssigen Leute mit akademischer Bildung vermehren zu helfen? Man ahme doch lieber die Amerikaner nach, schenke Teleskope und andre kostbare Instrumente u. s. w. und helfe so dem deutschen Volke die Kosten seiner $20^1/_2$ Universitäten tragen!

Die Masse muß es bringen! Das ist, wie es scheint, der Grundsatz eines Herrn Dr. D. Saul, der den achtzigsten Geburtstag des Philosophen Eduard Zeller nicht weniger als dreimal „würdigt“ und — verwertet: in der Frankfurter Zeitung vom 22. Januar, in Nummer 13 von Über Land und Meer und endlich im Februarhaft der Deutschen Rundschau. Eine „populäre“ Darstellung für ein Familienblatt, eine „geistreiche“ fürs „Feuilleton,“ eine „wissenschaftliche“ für eine Zeitschrift höherer Gattung — nun noch eine „pädagogische“ für kleine Kinder, und die Gedenkblätterfabrik ist fertig.

In einem vor kurzem erschienenen Buche von Ewald Müller: Das Wendentum in der Niederlausitz (Kottbus, Differt, 1894) ist ein Kapitel überschrieben: Die Vergangnahme des Wendentums.

Vergangnahme! Hinter welchem Kanzleiofen mag dieses Küchlein ausgebrütet worden sein?

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Der Identitätsnachweis und die Staffeltarife

Im Jahre 1872 äußerte Graf Eulenburg der Ältere als Miniſter des Innern bei Gelegenheit der damals zu erlaſſenden preußiſchen Kreisordnung: „Sie verläßt mich nicht mehr, die Kreisordnung; ſelbſt in der Nacht liegt ſie neben mir im Bette.“ Dem Grafen Caprivi dürfte es jetzt mit einer gleichen Zudringlichen — der Identität — nicht viel beſſer ergehen.

Die Grenzboten ſind in der angenehmen Lage, ſich mit ihr ſchon vor Jahr und Tag auseinandergeſetzt zu haben. In dem Aufſatze: „Oſtpreußen und die Getreidezölle“ (1889, II. S. 577) haben wir die damals dem Reichstage vorliegenden Anträge über Aufhebung des Identitätsnachweiſes ausführlich erörtert. Damals wurde, um es kurz zu wiederholen, beantragt: 1. von den Reichstagsabgeordneten Freiherrn von Heereman, Hoffmann und Rickert: „bei den Tranſitlagern den Nachweis der Identität nicht weiter zu verlangen, d. h. bei der Wiederausfuhr die Vertauſchung des zollfreien ausländiſchen Getreides mit inländiſchem zuzulaſſen“; 2. von den Abgeordneten Ampach und Genoſſen: „für jedes ausgeführte Getreide einen Einfuhrſchein auszuſtellen, der zur zollfreien Einfuhr einer gleichen Menge Getreide berechtigen ſollte“; 3. von den Abgeordneten Grafen von Stolberg und Genoſſen: „den Zoll für eingeführtes ausländiſches Getreide bei der Einfuhr bar zahlen zu laſſen, dagegen für alles ausgeführte Getreide einen gleichen Betrag, wie die Zollgebühr, zurückzugewähren.“

Wir haben damals nachgewieſen, daß nur der Antrag unter 1 die Aufhebung der Identität bezweckte, die beiden andern Anträge völlig andre Zwecke verfolgten und nur mißbräuchlich als Anträge zur Aufhebung der Identität bezeichnet wurden. Auch haben wir gezeigt, daß alle drei Anträge nach der damaligen Sachlage zu großen Bedenken Veranlaſſung gaben und dem Reichs-

tage nicht zur Annahme zu empfehlen waren. Wir forderten schon damals vor allem Ermäßigung der Eisenbahngetreidetarife.

Der jetzt dem Bundesrate zur Beschlußfassung vorliegende Gesetzentwurf — auch er wird ganz falsch und mißbräuchlich als ein Entwurf bezeichnet, der die Aufhebung des Identitätsnachweises bezwecke — entspricht dem Antrage unter 2 von Ampach und Genossen, indem er in § 1 sagt, daß bei der Ausfuhr von Weizen, Roggen, Hafer, Hülsenfrüchten und Gerste Einfuhrscheine ausgestellt werden sollen, die den Inhaber berechtigen, innerhalb einer längstens auf neun Monate zu bemessenden Frist die gleiche Menge der gleichen Warengattung zollfrei einzuführen. Von einer Vertauschung des ausländischen mit inländischem Getreide, also von einer Aufhebung des Identitätsnachweises ist in dem Gesetzentwurfe wie in dem Ampachschen Antrage gar keine Rede; es wäre endlich an der Zeit, diese Bezeichnung, die die Sache nur verdunkelt, aufzugeben und die Maßregel als das zu bezeichnen, was sie ist, nämlich als Ausstellung von Einfuhrscheinen, die die Zollfreiheit begründen.

Unser Bedenken gegen den Ampachschen Antrag bestand nun lediglich darin, daß bei sehr reicher inländischer Ernte und bei sehr großer Ausfuhr eine übermäßig große Zahl von Einfuhrscheinen ausgestellt werden könnte, daß die Empfänger sie unter dem Zollwerte, also unter Pari, an den Börsen verkaufen könnten, die im Preise so ermäßigten Einfuhrscheine zur Getreideeinfuhr nach dem Süden und Westen benutzt werden und die Landwirte dieser Landesteile des vollen Zollschutzes verlustig gehen, also benachteiligt werden könnten. Gegen den neuen Gesetzentwurf werden jetzt ganz gleiche Einwendungen aus dem Süden und Westen erhoben, man bekämpft die beabsichtigte Maßregel aufs lebhafteste, und augenblicklich beschäftigt sich der Bundesrat mit verschiednen, zu dem Gesetzentwurfe von Württemberg und Baiern gestellten Anträgen.

Von unserm Standpunkt erachten wir den Gesetzentwurf nicht weiter für bedenklich, und zwar mit Rücksicht auf den Schlußsatz. Darin wird der Bundesrat ermächtigt, „die Verwendung der Einfuhrscheine nach Maßgabe ihres Zollwertes auch zur Begleichung von Zollgefällen für andre Warengattungen als Getreide zu gestatten.“ Damit wird unser einziges Bedenken, nämlich daß der Geldwert der Einfuhrscheine unter ihren Zollwert heruntergehen könnte, beseitigt. Die Zolleinnahmen für andre Waren, Kaffee, Wein u. s. w., sind so bedeutend, daß die Einfuhrscheine überall und auch an den Ausfuhrorten des Getreides sofortige Verwendung finden werden und in ihrem Geldwerte nie unter Pari herabgedrückt werden können. Allerdings ist nach dem Gesetzentwurfe der Bundesrat nur ermächtigt, die anderweitige Verwendung der Einfuhrscheine zu gestatten, und es ist möglich, daß die von den süd- und westdeutschen Regierungen gestellten Anträge darauf gerichtet sind, diese anderweitige Verwendung zur Begleichung des Zolls für andre Waren vorweg und allgemein zuzulassen. Damit würden alle Bedenken, die der Süden und Westen

Deutschlands gegen den Gesetzentwurf aufstellen könnte, beseitigt sein, und wir können diese Änderung des Entwurfs nur empfehlen, da auch der Norden und der Osten durch ein Herabgehen der Einfuhrscheine unter ihren Pariwert nur benachteiligt werden würden.

Der so gestaltete Gesetzentwurf würde nun unzweifelhaft dahin führen, daß im Norden und Osten Deutschlands die Getreidepreise steigen würden. Durch die Einführung des Getreidezolls sind nämlich diese Landesteile ihres natürlichen Absatzgebietes, d. i. Skandinaviens und Großbritanniens, beraubt worden. Königsberg und die übrigen Ostseehäfen können nach diesen Ländern zwar das ausländische, also das russische Getreide bringen, aber nicht das inländische, weil dieses dort niedrigere Preise als im Inlande, nämlich den Weltmarktpreis findet. Das Getreide des Nordens und Ostens muß, wenn es von dem Getreidezoll einen Gewinn haben will, im Lande verzehrt werden; der gewonnene Überschuß an Getreide muß den seit Jahrhunderten verfolgten Handelsweg verlassen und, statt nach Skandinavien und Großbritannien, nach dem Westen Deutschlands gebracht werden, und zwar entweder zu Wasser über Rotterdam und auf dem Rheine oder auf der Eisenbahn nach Köln, Mannheim u. s. w. Dort erhält es dann den Weltmarktpreis und den vollen Zollbetrag von 3,50 Mark für den Doppelzentner oder 35 Mark für die Tonne, wie dieser Preis dem west- und süddeutschen Getreide zu teil wird. Leider muß nur das ostdeutsche Getreide die Transportkosten nach dem Westen tragen, und diese sind sowohl auf dem Seewege, wo mehrfache Umladungen (in Rotterdam auf Rheinschiffe) stattfinden müssen, wie auf der Eisenbahn sehr hoch. Die viel bemängelten Staffeltarife betragen von Königsberg bis Köln (etwa 1200 Kilometer) noch immer 3,12 Mark für den Doppelzentner, 31,20 Mark für die Tonne, 312 Mark für den Waggon. Da ist es kein Wunder, daß heute der Preis des Weizens in Köln und Mannheim 150 Mark, in Königsberg nur 128 Mark, der des Roggens dort 130, in Königsberg 106 Mark für die Tonne beträgt.

Dagegen sind die Transportkosten des ostdeutschen Getreides nach seinem natürlichen Absatzgebiete sehr gering. Die Seefracht von Königsberg nach London beträgt 8 Mark für die Tonne, die nach den ganz nahen schwedischen Häfen bei günstigster Konjunktur 4, höchstens 6 Mark. Wäre es möglich, bei Benutzung dieses Handelsweges auch gleichzeitig des vollen Zollschutzes teilhaftig zu werden, also neben dem Kaufpreise für das Getreide auch den Zollbetrag unverkürzt zu erhalten, so würde selbstverständlich kein Zentner ostdeutschen Getreides den natürlichen Handelsweg verlassen und nach dem Westen gehen. Diese Möglichkeit ist durch den neuen Gesetzentwurf gegeben, denn das ostdeutsche Getreide soll bei der Ausfuhr außer dem Kaufpreise noch einen Einfuhrschein mit dem unverkürzten Werte des Zollbetrages erhalten. Statt der bedeutenden Transportkosten nach dem Westen hätte es dann nur die un-

bedeutende Seefracht nach Schweden oder Großbritannien zu tragen und würde im Preise steigen, und zwar um denselben Betrag, um den die Fracht nach seinem natürlichen Absatzgebiete billiger als nach dem Westen Deutschlands ist. Wieviel die Preissteigerung, die eintreten würde, für alle Zukunft betragen würde, vermögen wir natürlich in bestimmten Zahlen nicht anzugeben. Wir können aber für die Vergangenheit genau berechnen, wieviel die Preissteigerung betragen hätte, wenn der neue Gesetzentwurf schon Giltigkeit gehabt hätte. Auf der Königsberger Getreidebörse werden nämlich regelmäßig neben den Preisen für das inländische Getreide auch die Preise für das unverzollte russische Getreide notirt. Diese Preise sind nun von dem Vorsteheramt der Königsberger Kaufmannschaft in einer neuerdings an den Reichstag gerichteten Petition für die einzelnen Monate vom September 1892 bis zum Januar 1894 tabellarisch zusammengestellt worden.*) Nach dieser Tabelle haben die Durchschnittspreise dieser Monate für den inländischen Weizen und Roggen 142,— und 118,60 Mark für die Tonne betragen, während das unverzollte russische Getreide durchschnittlich 122,80 und 99,90 Mark gegolten hat. Der Unterschied zwischen den Preisen des inländischen und des ausländischen Getreides hat daher nur 19,20 und 18,70 Mark betragen. Das inländische und das ausländische Getreide haben nun, um zum Weltmarkt zu kommen, dieselben Transport- und Handelskosten zu tragen. Hätte daher in dieser Zeit der neue Gesetzentwurf schon Giltigkeit gehabt, und hätte das inländische Getreide schon die Einfuhrscheine mit unverkürztem Zollwert, d. h. 35 Mark für die Tonne, erhalten, so hätte es um diesen Betrag, also um 35 Mark höher als das russische Getreide gelten müssen, und nicht nur um den in der erwähnten Tabelle berechneten Betrag von 19,20 beim Weizen und 18,70 Mark beim Roggen. Der Unterschied von 35 gegen 19,20 = 15,80 und von 35 gegen 18,70 = 16,30 Mark ergiebt die Preissteigerung, die das inländische Getreide durch Empfang von Einfuhrscheinen in dieser Zeit gewonnen hätte, ohne die Einfuhrscheine eingebüßt hat. Dieselbe Preissteigerung ist für alle Zukunft zu erwarten, und der Norden und Osten Deutschlands hat daher von der neuen Maßregel nur Gewinn zu hoffen. Für den Westen und den Süden aber, in deren Interesse wir uns in unserm Aufsatze von 1889 gegen den damaligen Ampachschen Antrag ausgesprochen haben, kann aus der Maßregel kein Nachteil entstehen, wenn die Einfuhrscheine ihren vollen Zollwert behalten, wofür der Schlußsatz des Gesetzentwurfs Sorge trägt. So haben sich denn auch schon einzelne süddeutsche Handelskammern, z. B. die Mannheimer, günstig für ihn ausgesprochen. Durch den Gesetzentwurf wird eine volle Handelsfreiheit geschaffen, die nicht bloß dem Getreidehändler, sondern auch dem Landwirt des Südens Vorteile verspricht. Vor allem wird er von der Konkurrenz

*) Abgedruckt in der Königsberger Allgemeinen Zeitung vom 21. Februar, Nr. 86.

des norddeutschen Getreides befreit. Es steht statistisch fest, daß die Getreideausfuhr Deutschlands nach dem Auslande seit der Einführung des Getreidezolls völlig aufgehört hat. Alles im Norden überflüssige Getreide muß nach dem Süden Deutschlands gebracht werden. Mit dem neuen Gesetz würde dieser unnatürliche Zustand aufhören, und norddeutsches Getreide würde nicht mehr nach dem Süden kommen.

Aus unsrer Darstellung geht aber gleichzeitig unzweifelhaft hervor, daß die Agitation Süddeutschlands gegen die sogenannten Staffeltarife ganz ungerechtfertigt ist. Das wirksamste und einfachste Mittel, den Süden von der Überschwemmung mit norddeutschem Getreide zu befreien, besteht darin, dieses Getreide auf die See und in sein natürliches Absatzgebiet zu verweisen, also den neuen Gesetzentwurf wegen Ausstellung von Einfuhrscheinen mit Zollwert zur Geltung zu bringen. Dahin mögen die süddeutschen Regierungen und die süddeutschen Reichstagsabgeordneten streben, nicht nach der Aufhebung der Staffeltarife. Es ist ja möglich, daß einzelne kleine, fern von der Massenstraße gelegne Landesteile Norddeutschlands, namentlich einzelne an der russischen Grenze gelegne Kreise der Provinzen Ostpreußen und Posen ihr Getreide mit Verzicht auf die Einfuhrscheine statt nach den entfernten Seehäfen lieber nach dem Westen Deutschlands führen. Das können aber nur ganz kleine Landesteile sein; auch müßten ganz besondre Getreidekonjunkturen obwalten. Jedenfalls würde das auf den Eisenbahnen nach dem Westen zu befördernde Getreide nur eine ganz unbedeutende Menge sein. In dem russischen Handelsvertrage sind billige Staffeltarife auch auf den deutschen Eisenbahnen für russisches Getreide verabredet. Es würde geradezu ungerechtfertigt sein, für das deutsche Getreide die bestehenden Staffeltarife aufzugeben. Käme der neue Gesetzentwurf wegen Ausstellung von Einfuhrscheinen mit Zollwert nicht zu stande, dann müßte, um dem durch den russischen Handelsvertrag am meisten leidenden Osten Hilfe zu schaffen, noch eine weitere Ermäßigung der Staffeltarife eintreten, was um so mehr als zulässig erscheint, als die Eisenbahnen bei den Staffeltarifen noch immer ein gutes Geschäft machen, d. h. mehr einnehmen, als ihnen die Getreidetransporte kosten. Die norddeutschen Regierungen, vor allem die über weite Eisenbahnstrecken verfügende preußische Regierung, würde dem Andrängen der ostdeutschen Landwirte auf Ermäßigung der Staffeltarife nachgeben müssen. Darum liegt es im Interesse Süddeutschlands, daß der neue Gesetzentwurf über die Ausstellung von Einfuhrscheinen gleichzeitig mit dem russischen Handelsvertrage ins Leben tritt. Der einzige, der durch den Gesetzentwurf leidet, ist der Eisenbahnfiskus; er würde die Einnahmen aus den Staffeltarifen — in Preußen allein jährlich fünf Millionen Mark — verlieren. Diese Summe würde künftig den Schiffsreedern, leider meistens ausländischen, zufallen.

Über den russischen Handelsvertrag, der alle vorstehend erörterte Fragen

zur erhöhten Bedeutung gebracht hat, hier nur noch einige Worte. Im Jahre 1887 hatten die Bundesregierungen eine Erhöhung des Getreidezolls bis auf sechs Mark für den Doppelzentner im Reichstage in Vorschlag gebracht und diesen Betrag lebhaft befürwortet. Durch den Abgeordneten Windthorst und das von ihm geleitete Zentrum wurde eine Ermäßigung des vorgeschlagnen Zolls auf fünf Mark herbeigeführt. Es mußte überraschen, daß dieselben Bundesregierungen in dem Jahre 1892, also nur nach fünfjährigem Bestehen dieses Zolls, in dem damals abgeschlossenen Handelsvertrage den Betrag beinahe um die Hälfte des früher vorgeschlagnen, nämlich auf 3 Mark 50 Pfennige ermäßigten. Bei andern Nationen, namentlich in Frankreich und Italien, waltet das Streben vor, den schon bestehenden hohen Getreidezoll noch weiter zu erhöhen. Dadurch wird die Getreideeinfuhr jener Länder wesentlich beschränkt, der Weltmarkt wird noch mehr mit Getreide überfüllt, und die Weltmarktpreise werden gedrückt. Nun tritt noch der russische Handelsvertrag hinzu, in dem die ermäßigten Zollbeträge auch dem Zarenreiche zugestanden werden, dem Reiche, das auf langgestreckter Grenze mit den Provinzen Ostpreußen, Westpreußen, Posen und Schlesien zusammenstößt. Die Zustände in Rußland sind durchaus verschieden von denen des übrigen an Deutschland grenzenden Auslandes, auch von den Zuständen der angrenzenden preußischen Provinzen. Die bescheidnen Lebensbedürfnisse des russischen Arbeiters, billige Tagelöhne, niedrige Abgaben an Gemeinde, Schule, Kirche und Staat ermöglichen eine Produktion mit so ermäßigten Kosten, daß die Grundbesitzer der angrenzenden preußischen Kreise mit dem russischen Nachbar nicht konkurriren können, sondern von ihm erdrückt werden. Es handelt sich keineswegs bloß um die Getreide-, sondern vor allem auch um die Viehpreise. Die Fleischer in den preußischen Grenzkreisen kaufen ihren Schlachtbedarf nicht von den preußischen Besitzern, sondern aus Rußland, wo sie nur einen sehr mäßigen Kaufpreis auszugeben haben. Der niedrige Zollsatz von fünf Mark für ein Stück Jungvieh, für ein Schwein u. s. w. kommt gar nicht in Betracht. Die preußischen Grenzkreise leiden durch die russische Konkurrenz ungemein. Dennoch ist der russische Handelsvertrag eine Notwendigkeit geworden, nachdem wir mit Österreich und Rumänien gleiche Handelsverträge geschlossen haben. Auch die sozialen Zustände in Deutschland fordern, daß die Preise der Lebensmittel nicht künstlich durch Einfuhrzölle gesteigert werden, und die aufstrebende Industrie verlangt die Erweiterung des ausländischen Absatzgebietes. In den preußischen Grenzkreisen, die durch die russische Konkurrenz am meisten zu leiden hätten, wird doch das Bedürfnis, mit dem mächtigsten Nachbarn in Frieden zu leben, am lebhaftesten gefühlt, und daher werden gerade in diesen Kreisen die Stimmen immer lauter und vernehmlicher, die behaupten, daß die Genehmigung des russischen Handelsvertrages notwendig sei.

Die Währungsfrage

Von O. Bähr

Die Währungsfrage steht, nachdem eine Kommission zu ihrer Erörterung berufen worden ist, von neuem auf der Höhe des allgemeinen Interesses. Es ist über diese Frage im Laufe der letzten Jahrzehnte so viel geredet und geschrieben worden, daß es sich kaum zu lohnen scheint, noch weiter darüber zu schreiben. Gleichwohl giebt es noch viele, die nicht klar darin sehen. Es soll deshalb hier der Versuch gemacht werden, die Sache in gemeinfaßlicher Weise darzustellen.

Gold und Silber haben seit uralten Zeiten als Tauschmittel — Geld — gedient. Gold, das weit seltnere Metall, hat von jeher im Werte höher gestanden als Silber. Im Mittelalter legte man dem Golde den elf- bis zwölffachen Wert des Silbers bei. Infolge des Zuströmens von Edelmetallen aus Amerika in Verbindung mit noch andern Umständen begann in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts der Wert des Silbers zu sinken. Seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts konnte man rechnen, daß das Silber nur noch den fünfzehnten bis sechzehnten Teil des Goldes wert sei; und dieses Verhältnis hat sich bis zur neuesten Zeit erhalten.

In Frankreich, wo die Münzverhältnisse schon früh geordnet wurden, hatte man im Jahre 1785 für Ausprägung von Gold und Silber das Verhältnis von $15^1/_2$ zu 1 angenommen. Dieses Verhältnis wurde auch beibehalten, als man im Jahre 1803 das noch jetzt in Frankreich bestehende Münzsystem schuf. Nach diesem Verhältnis wurden Goldmünzen und grobe Silberstücke (Fünffrankstücke) als gleichberechtigte Zahlmittel ausgeprägt. Die Gleichberechtigung beider Münzarten fand auch darin ihren Ausdruck, daß für beide das Recht der freien Prägung eingeführt wurde; d. h. jeder, der Gold oder Silber zur Münze brachte, bekam dafür unter Abzug der Prägungskosten einen entsprechenden Betrag von Gold- oder Silbermünze ausgezahlt. Im Jahre 1865 schloß Frankreich mit Italien, der Schweiz und mit Belgien den sogenannten lateinischen Münzbund ab, dem später auch Griechenland beitrat. Diese Staaten nahmen das französische Münzsystem an und trafen Verabredungen

über die Geltung ihrer Münzen in den verschiednen Gebieten. Zur Zeit besitzt Frankreich etwa drei Fünftel seines Geldbestandes in Gold, zwei Fünftel in Silber. Der Betrag der in Frankreich umlaufenden groben Silbermünzen wird auf drei Milliarden geschätzt. Ein großer Teil dieser Münzen ruht in der Bank.

In Deutschland, wo lange Zeit zufolge der Vielstaaterei große Verwirrung im Münzwesen herrschte, bildete überall Silber den eigentlichen Geldbestand. Daneben wurden allerdings in einzelnen Ländern auch Goldmünzen, jedoch nur in mäßigen Beträgen, geprägt. Die Ausprägung geschah ebenfalls nach dem Verhältnis von $15^1/_2$ zu 1. In Handel und Wandel wurde das Gold meist mit einem Aufgelde bezahlt.

In England war man schon im Anfange dieses Jahrhunderts zur reinen Goldwährung übergegangen, und man hat sie dort bis zur Stunde festgehalten.

In Nordamerika, wo man zuerst im Jahre 1793 Gold- und Silberdollars prägte, nahm man das Verhältnis von Gold zu Silber nach dem Maßstabe 15 zu 1 an; und diese (im Vergleich mit Europa) zu geringe Bewertung des Goldes hatte die Folge, daß alles Gold abfloß, und daß man die reine Silberwährung hatte. Im Jahre 1834 änderte man das Verhältnis von Gold zu Silber, indem man es auf 16 zu 1 (also wiederum abweichend von dem in Europa geltenden Verhältnis) festsetzte. Da trat die umgekehrte Erscheinung ein: alles Silber floß ab, und man hatte thatsächlich die reine Goldwährung. Dies beweist, daß schon eine geringe Abweichung der Valuta von der ihr durch die allgemeine Meinung beigelegten Wert das zu gering bewertete Geld aus dem Lande treibt und das andre zurückhält. Während des Sezessionskrieges trat dann in Amerika an die Stelle des gemünzten Geldes massenhaft das Papiergeld.

Seit dem Anfange der fünfziger Jahre machten sich Ereignisse geltend, die einen tiefgreifenden Einfluß auf die wirtschaftlichen Verhältnisse und insbesondre auf das Münzwesen der ganzen Welt geübt haben. Das waren die großen Goldfunde in Kalifornien und Australien. Im Laufe der nächsten Jahrzehnte strömte dieses Gold massenhaft auch nach Europa und vermehrte den dortigen Geldbestand. Diese Vermehrung des Geldes, in Verbindung mit dem damals zugleich eintretenden großen Aufschwunge der gesamten Industrie, hatte die Folge, daß im Laufe der sechziger Jahre eine schnell fortschreitende Entwertung des Geldes eintrat. Fast alle Dinge gingen im Preise in die Höhe. Das Leben wurde weit teurer. Wenn einzelne Gegenstände an dieser Preissteigerung wenig oder gar nicht teilnahmen, so lag der Grund dafür in einem andern Verhältnis. Seit Mitte dieses Jahrhunderts hatten sich zugleich die Mittel zur Erzeugung und Herbeischaffung von Gütern gewaltig vermehrt. Wo nun durch diese Mittel große Massen von Gütern zum Angebot kamen, mußte natürlich deren Preis herabgehn. Es würde das auch

geschehen sein, wenn nicht die Vermehrung des Geldes einen Einfluß auf die Preisbildung geübt hätte.

Da die Vermehrung des Geldes vorzugsweise in dem Zufluß des Goldes seinen Grund hatte, so liegt der Gedanke nahe, der Wert des Goldes hätte im Verhältnis zum Silber sinken müssen. Diese Wirkung trat aber nicht ein. Der Wert des Goldes hielt sich, mit geringen Schwankungen, auf der bisherigen Höhe. Dagegen machte sich ein andrer Umstand geltend. Je mehr sich die Zahlungsmittel vermehrten und der Reichtum wuchs, je mehr darnach der Verkehr mit großen Summen zu arbeiten hatte, um so mehr machte sich fühlbar, daß dazu das Silber zu unbequem sei. Gold kann man in ziemlich großen Beträgen bei sich tragen; man kann es leicht aufheben, auch verstecken und leicht von Ort zu Ort führen. Das alles ist bei dem massigen Silber weit schwerer. Silber wurde deshalb mehr und mehr das unbeliebte, ja man kann sagen für den großen Verkehr unbrauchbare Metall.

Diese veränderten Verhältnisse in Verbindung mit dem mächtig angewachsenen Reichtum Deutschlands veranlaßten, daß sich nach Beendigung des französischen Kriegs das deutsche Reich entschloß, zur Goldwährung überzugehn. Schon das Gesetz vom 4. Dezember 1871 leitete diesen Übergang durch Anordnung der Prägung von Reichsgoldmünzen ein. Nachdem diese Goldmünzen in zureichender Menge geschaffen waren, führte das Gesetz vom 9. Juli 1873 die Goldwährung durch, indem es bestimmte, daß niemand verpflichtet sei, Zahlungen von mehr als zwanzig Mark in Silbermünzen anzunehmen, und indem es die freie Prägung des Goldes (in dem oben dargelegten Sinne) zuließ. Da nun alle Zahlungen, die bisher in Silber geleistet wurden, in Gold zu leisten waren, so mußte auch hier das Verhältnis des Silbers zum Golde bestimmt werden. Es geschah das und konnte nicht anders geschehen, als nach dem bis dahin bei uns und in allen europäischen Ländern geltenden Verhältnis von $15^1/_2$. Es wurde also bestimmt, daß das goldne Zehnmarkstück $^2/_{31}$ des Gewichtes an Gold haben solle, das $3^1/_8$ Thaler, deren Wert es entsprechen sollte, an Silber haben. Niemand konnte darin eine Beschwernis finden.

Neben dem Golde haben wir allerdings in Deutschland auch noch Silbergeld, da es für den Kleinverkehr unentbehrlich ist. Das Reichssilbergeld, dessen Stücke bis zu fünf Mark gehen, gilt jedoch nur als Scheidemünze. Es wird auch nicht nach dem vollen Verhältnis von $15^1/_2$ ausgeprägt. Vielmehr enthält die Silberscheidemünze ein Neuntel weniger an Silber, als sie nach diesem Verhältnis haben müßte. Von dieser Scheidemünze sollen nach dem Gesetze nicht mehr als zehn Mark auf den Kopf der Bevölkerung ausgeprägt werden.

Außerdem sind noch als unverkauft gebliebner Rest des frühern Silbergeldes harte Thaler im Betrage von etwa vier Millionen Mark im Verkehr. Sie gelten noch als Kurantgeld; d. h. sie müssen ebenso wie das Gold auch

bei größern Zahlungen als vollgiltige Münze angenommen werden. Ein großer Teil dieser Thaler ruht in der Reichsbank. Etwa die Hälfte davon läuft um im Verkehr und spielt dort im wesentlichen die Rolle einer Scheidemünze.

Endlich haben wir noch für 150 Millionen Mark Papiergeld. Das aus einem völlig wertlosen Stoff geschaffne Papiergeld hat überall nur die Bedeutung eines Zeichengeldes, und sein Geltungswert wird getragen und in seiner Höhe bestimmt durch den Kredit des Staates, der es ausgegeben hat. Das deutsche Papiergeld hat noch eine besondre Sicherung dadurch gefunden, daß der Staat jederzeit verpflichtet ist, es gegen Gold einlösen. Es hat noch keinen Augenblick seinen vollen Geltungswert verloren.

Seit dem Jahre 1873, wo Deutschland zur Goldwährung überging, zeigte sich nun eine neue, ganz unerwartete Erscheinung: das Sinken des Silberpreises im Verhältnis zum Golde. Dem Verhältnis von $15^1/_2$ entspricht für die Unze Silber in englischem Gelde ein Preis von $60^{13}/_{16}$ Pence (5,20 Mark); und für diesen oder einen wenig abweichenden Preis war bisher Silber stets auf dem Weltmarkte käuflich gewesen. Jetzt begann das Silber mehr und mehr unter diesen Preis zu sinken. Es mag sein, daß dazu der Übergang Deutschlands zur Goldwährung und die damit verbundnen Silberverkäufe für den Augenblick mitgewirkt haben. Der Hauptgrund dafür lag aber in ganz andern Umständen. Durch die verbesserten Herstellungsmittel hat sich fast in allen Silberländern die Silbererzeugung vermehrt; vor allem aber sind seit jener Zeit in den westlichen Staaten Nordamerikas Silberbergwerke von ungemeinem Reichtum erschlossen worden. Während der Jahre von 1862 bis 1892 ist die Silbererzeugung um mehr als das Fünffache gewachsen. Nichts ist natürlicher, als daß diese ungeheure Vermehrung des Angebots, in Verbindung mit dem Umstande, daß das massenhaft anwachsende Silber niemand mehr gern als Geld haben will, den Preis des Silbers herabgedrückt hat. Wäre das Sinken des Preises nur eine Folge der deutschen Silberverkäufe, so hätte es jedenfalls mit Ende der siebziger Jahre, wo diese Silberverkäufe eingestellt wurden, aufhören müssen. Es ist aber auch seit dieser Zeit unaufhaltsam fortgeschritten.

Eine der nächsten Folgen des Sinkens des Silberpreises war die, daß Frankreich mit seinen Verbündeten im Jahre 1878 die freie Silberprägung einstellte. Hätte man das nicht gethan, so würde bald jedermann minderwertiges Silber zur Münze getragen haben, um dafür vollwertiges Geld in Empfang zunehmen. Durch die Einstellung der freien Prägung erhielt Frankreich, trotz des Sinkens des Silberpreises, sein Silbergeld auf der Höhe seines Nennwertes. Denn ebenso wie Papiergeld kann auch ein minderwertiges Metallgeld getragen werden von dem Kredit des Staates, der es ausgegeben hat. Ist doch auch in Deutschland das gesamte Silbergeld auf der Höhe seines

Nennwertes geblieben. Mit der Einstellung der freien Prägung erklärte man aber öffentlich, daß das Silber nicht mehr eine gewünschte, sondern nur noch eine geduldete Münze sei. Auch wurde von dieser Zeit an in Frankreich vonseiten des Staats kein Silber weiter ausgeprägt.

In Nordamerika, wo die Besitzer der neuen Silberbergwerke großen Einfluß übten, machte sich dieser Einfluß dahin geltend, daß der Versuch unternommen wurde, das Silber als Münze wieder in Gang zu bringen. Es wurde ein Gesetz durchgesetzt, das anordnete, daß die Union allmonatlich mindestens für zwei Millionen Dollars Silber ankaufen und zu Geld prägen lassen solle. Das war die sogenannte Blandbill vom Jahre 1878. Der Senat hatte in diese die Bestimmung aufgenommen, daß die freie Prägung von Silber ausgeschlossen sein sollte. Damit war auch hier dem Silber sein Urteil gesprochen. Das seitdem angekaufte Silber wurde nun auch wirklich zu Silberdollars ausgeprägt. Aber vergeblich suchte man sie in die Adern des Verkehrs zu bringen. Sie kehrten zurück und ruhen in großen Massen in dem amerikanischen Staatsschatz. Im Sommer 1890 trat an die Stelle der Blandbill die Shermanbill. Diese bestimmte, daß Silber in etwa doppelter Menge der Blandbill angekauft, aber nicht ausgeprägt, sondern im Staatsschatze niedergelegt werden solle, und daß dafür Schatzscheine auszugeben seien. Nach langen Kämpfen wurde dann aber im Herbst 1893 auch die Shermanbill wieder aufgehoben, und das amerikanische Silber ruft vergeblich nach Abnehmern.

Der neueste tief eingreifende Vorgang auf dem Gebiete der Silberfrage hat sich im Sommer 1893 in dem englischen Ostindien abgespielt. Dort gilt Silberwährung, bei der auch freie Prägung bestand. Die grundlegende Münze ist die Rupie, deren Wert nach dem Verhältnis von $15^1/_2$ in englischem Gelde 1 Schilling $10^6/_8$ Pence (1,92 Mark) beträgt. Durch den sinkenden Silberwert war aber die Rupie gegen das englische Gold in fortwährendem Sinken. Da entschloß sich die ostindische Regierung, um diesem Sinken Einhalt zu thun, die freie Prägung einzustellen, wobei zugleich der Wert der Rupie auf den Höchstbetrag von 16 Pence (1,36 Mark) bestimmt wurde.

Dieser neueste Vorgang hat abermals einen starken Sturz des Silberpreises herbeigeführt. Gegenwärtig beträgt dieser Preis nur etwa noch die Hälfte von dem, was bis zum Jahre 1873 als der Silberpreis galt.

Sehr bald nach der Einführung der Goldwährung in Deutschland ist nun aber bei einer Partei, die sich in allen Ländern aus den verschiedensten Arten von Interessenten gebildet hat, und deren Zugehörige man Bimetallisten nennt, das eifrige, bis auf den heutigen Tag fortgesetzte Streben zu Tage getreten, das Silber neben dem Golde in seine Herrschaft wieder einzusetzen, also zu dem System der Doppelwährung überzugehen. Dabei soll, trotz des gesunkenen Silberpreises, das frühere Verhältnis von $15^1/_2$ zu 1 wieder zu

Grunde gelegt werden. Man behauptet, daß damit der Preis des Silbers wiederhergestellt und ein für allemal in dem genannten Verhältnisse befestigt sein würde.

Eine Wiederherstellung des Silbers würde für die verschiednen Länder verschiednes bedeuten. Nordamerika, das ja jetzt schon dem Namen nach Doppelwährung hat, müßte sein bisher festgehaltenes Verhältnis von 16 zu 1 aufgeben und zu dem Verhältnis von $15\frac{1}{2}$ zu 1 übergehen, darnach auch seine gesamten Silberdollars umprägen. Es müßte dann auch die Silberprägung, gleich der des Goldes, freigeben.

Frankreich hat gleichfalls gesetzlich bereits Doppelwährung, besitzt auch noch immer einen großen Bestand nach dem Verhältnis von $15\frac{1}{2}$ geprägten Silbergeldes. Man brauchte also nur die Prägung des Silbers wieder freizugeben. Damit wäre man zur vollen Doppelwährung zurückgekehrt.

Deutschland hat auch noch einen gewissen Bestand an Silbergeld, der aber doch für das System der Doppelwährung nicht ausreichen würde. Es müßte also einen Teil seines Goldes weggeben, um Silber dafür zu kaufen, und dieses nach dem Verhältnis von $15\frac{1}{2}$ ausmünzen. Aber auch sämtliche jetzt vorhandnen deutschen Silbermünzen müßten nach diesem Verhältnisse umgeprägt werden. Endlich wären auch hier die Münzstätten der freien Prägung für Silber zu öffnen.

England würde in der gleichen Lage wie Deutschland sein, nur daß ihm kein den deutschen Thalern entsprechender Bestand von Silbergeld zur Verfügung steht.

In Deutschland wird der Bimetallismus insbesondre von der Partei betrieben, die man Agrarier genannt hat. Die Agrarier glauben, daß mit der Wiederherstellung des Silbers vorzugsweise den Interessen der Landwirtschaft gedient sein würde. Es ist nicht zu verkennen, daß die Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse (die übrigens nach dem Ausfall der Ernten sehr wechseln) der Preissteigung, die seit drei Jahrzehnten eingetreten ist, nicht in gleichem Maße gefolgt sind, wogegen sich der Arbeitslohn, der doch einen wesentlichen Teil der ländlichen Erzeugungskosten bildet, bedeutend gesteigert hat. Dadurch erscheint die Bodenrente geschmälert. In diesem beklagenswerten Mißverhältnis besteht die „Not der Landwirtschaft." Der eigentliche Grund dieses Mißverhältnisses liegt freilich darin, daß die in so hohem Maße gesteigerten Transportmittel die Zuführung von Landwirtschaftsgütern aus Ländern möglich machen, in denen diese Güter unter weit günstigern Bedingungen erzeugt werden. Es wird aber die Ansicht aufgestellt und mit allen Mitteln der Agitation vertreten, daß jenes Mißverhältnis vorzugsweise daher rühre, daß wir keine Silberwährung mehr haben. Man behauptet, daß, wenn wir noch Silbergeld hätten, die Fruchtpreise höher stehen würden, und deshalb verlangt man die Wiedereinführung des Silbers.

Anfangs wurde dieses Verlangen von den Bimetallisten nur in der Art gestellt, daß sämtliche große Kulturländer, also Deutschland, Frankreich, England und Nordamerika, gleichzeitig die Doppelwährung annehmen sollten. Da aber in England die maßgebenden Kreise wenig Neigung dazu zeigen, so ging man so weit herunter, daß man verlangte, es sollten wenigstens die drei andern Länder dazu übergehn. Neuerdings ist man dahin gekommen, daß man von Deutschland allein verlangt, es solle die Doppelwährung bei sich einführen und damit — gewissermaßen zur Abbüßung seiner Sünde, zur Goldwährung übergegangen zu sein — allen andern Ländern ein gutes Beispiel geben.

Im Mai 1893 haben die Abgeordneten Ackermann und Genossen im Reichstage den Entwurf zu einem neuen Reichsmünzgesetz eingebracht, und dieser Antrag ist im gegenwärtigen Reichstag erneuert worden. Darin wird gesagt, daß an die Stelle der Goldwährung die Gold- und Silberwährung treten solle. Die auszuprägenden Münzen sollen dieselben bleiben wie bisher. Sämtliche Silbermünzen bis zum Fünfzigpfennigstück herab sollen jedoch nach dem Verhältnis von $15^1/_2$ um- und ausgeprägt werden. Alle Zahlungen sollen sowohl in Gold- als in Silbermünzen geleistet werden können. Als Scheidemünze soll nur Nickel und Kupfer gelten. Sowohl für Gold als für Silber soll freie Prägung eintreten. Am Schlusse wird in § 16 gesagt: der Zeitpunkt der Einführung des Gesetzes solle durch kaiserliche Verordnung bestimmt werden. Eine nähere Erläuterung der Art, wie man sich die Ausführung denkt, giebt die beigefügte Begründung. Das Gesetz wird darin als ein entscheidender Schritt zur Einführung der Doppelwährung bezeichnet. Wenn Deutschland diesen Schritt thue, würden auch die andern Staaten, selbst England, nicht zurückbleiben können. Zur Bewirkung des Übergangs sei zunächst ein bestimmtes Quantum Silbergeld, etwa 75 Mark auf den Kopf der Bevölkerung, zur Ausprägung zuzulassen. Der Ankauf dieses Silbers zu den jetzigen Silberpreisen werde einen ansehnlichen Gewinn abwerfen, der den Bundesstaaten zu beliebiger Verwendung, z. B. zur Schuldentilgung, zu lassen sei. Die freie Prägung des Silbers dürfe freilich erst gestattet werden, „wenn auch andre Großstaaten zur freien Silberprägung übergehen und somit eine dauernde Befestigung der Wertrelation beider Edelmetalle (von $15^1/_2 : 1$) gewährleistet wird." Deshalb sei in § 16 bestimmt, daß das Gesetz erst durch kaiserliche Verordnung in Kraft treten solle.

Auch durch diese Erläuterungen wird nun aber das, was eigentlich geschehen soll, und vor allem die Reihenfolge, in der es geschehen soll, nichts weniger als klar. Das Gesetz soll also, wie es scheint, schon jetzt erlassen werden, aber erst in Kraft treten, wenn die Wertrelation von Gold und Silber zu $15^1/_2$ gewährleistet sei. Nun soll aber doch Deutschland zur Beschaffung des Silbergeldes im Umfange von 3750 Millionen Mark noch nach den

jetzigen Silberpreisen Silber ankaufen, wobei auf einen großen Gewinn gerechnet wird, der den Einzelstaaten „zur beliebigen Verwendung" — wohl eine Lockspeise — zu gute kommen soll. Da man aber dann, wenn das Wertverhältnis von 15½ schon „gewährleistet ist," unmöglich Silber noch zu den jetzigen Preisen ankaufen könnte, so muß man wohl annehmen, das deutsche Reich solle schon jetzt alsbald, ehe noch das Gesetz in Kraft getreten ist, also auf gut Glück für mehrere Milliarden Silber ankaufen und die Hälfte der Summe, die es dabei profitire, an die Einzelstaaten abgeben. Eine schöne Operation! Wenn nun aber nachher die Voraussetzung, daß die andern Länder die Silberprägung freigeben, nicht einträte, also das Gesetz nicht in Kraft treten könnte, was sollte dann Deutschland mit der angekauften Silbermasse machen? Welche Nötigung läge überhaupt darin, daß Deutschland dieses Gesetz vom Stapel ließe, für die übrigen Länder, zur Silberwährung überzugehen oder die Silberprägung freizugeben? Nicht die geringste! Man würde Deutschland nur auslachen und im eignen Lande thun, was man für gut hielte. Die Lage der einzelnen Länder zur Silberfrage ist ohnehin so verschieden, daß gar nicht abzusehen ist, bis zu welchem Zeitpunkt sie, auch wenn sie wollten, die Silberwährung bei sich in Gang setzen könnten. Am leichtesten wäre die Sache noch für Frankreich. Es brauchte nur die Silberprägung wieder freizugeben; dann hätte es wieder die von den Bimetallisten begehrte Doppelwährung. Gesetzt, Frankreich verstünde sich dazu, und Deutschland setzte dann auch sein Gesetz in Kraft, wer bürgt denn dafür, daß bei der großen Masse des schon vorhandnen und der gar nicht zu berechnenden Masse des noch zu erzeugenden Silbers der Silberpreis auf dem Weltmarkte bis zu der dem Verhältnis von 15½ entsprechenden Höhe wieder heraufginge? Bliebe er aber unter dieser Höhe, oder sänke er nachträglich wieder unter diese Höhe, so würden sofort Unzählige alles Silber, dessen sie habhaft werden könnten, zu den französischen und deutschen Münzstätten tragen, um es als vollwertige Münze zurückzuerhalten. Ein Raubsystem auf Kosten des Staats ohne gleichen! Für Frankreich wäre es freilich leicht, aus dieser Verlegenheit wieder herauszukommen. Es machte einfach die Klappe wieder zu und erklärte: freie Prägung findet nicht mehr statt. Das könnte ja nun Deutschland auch thun. Dann hätte es aber, statt seines guten Geldes, sich Massen von Silber aufgeladen, ein minderwertiges, für den Verkehr lästiges und unbrauchbares Metall. Und das Ziel der Agrarier wäre doch nicht erreicht.

Auf dem Wege des vorgeschlagnen Gesetzes geht es also nicht. Es wird sich aber auch kein andrer Weg finden lassen. So beklagenswert auch das Sinken des Silberpreises für alle die sein mag, die bei dem Wert des Silbers beteiligt sind, so wird es doch keine Macht der Erde vermögen, im Widerspruch mit der Natur der Dinge dieses Metall wieder auf die frühere Höhe zu bringen.

Wir wollen aber einmal ganz von den unüberwindlichen Schwierigkeiten, die schon die Ausführung der Sache in sich trägt, absehen. Wir wollen annehmen, sie sei ausführbar. Was würde denn damit erreicht werden?

Das Ziel der Agrarier ist, höhere Fruchtpreise zu erlangen. Das wäre doch nur in der Weise möglich, daß durch Beschaffung von Silbergeld, sei es durch staatliche, sei es durch freie Prägung, die Masse des umlaufenden Geldes ungeheuer vermehrt würde. Es ist kein Zweifel, daß durch eine Vermehrung des umlaufenden Geldes in großem Maßstabe eine Entwertung des Geldes eintreten würde, die in einem Steigen der Preise ihren Ausdruck fände. Wir haben diese Erscheinung bereits im Laufe der sechziger Jahre durchlebt. Glauben denn nun aber unsre Landwirte, daß durch eine solche Entwertung des Geldes ihre Fruchtpreise allein in die Höhe gingen? Nein, alle Gegenstände würden teurer werden. Auch der Fabrikant und der Kaufmann würden sehr bald merken, daß das Geld nicht mehr denselben Wert hätte, und sie würden dementsprechend ihre Preise höher stellen. Wenn aber alle Preise gleichmäßig in die Höhe gehen, so wird dadurch das Leben einer Nation nicht im geringsten besser, und kein Stand hat einen Vorteil davon.

Gleichwohl ist die Rechnung der Agrarier nicht ganz ohne Grund. Sie würden durch die Entwertung des Geldes Vorteile haben solchen gegenüber, die der Steigerung der Preise, sei es vorübergehend, sei es dauernd, nicht zu folgen vermöchten. Auch darüber haben wir schon bei der Preissteigerung der sechziger Jahre Erfahrungen machen können.

Die Erfahrung lehrt, daß gewisse Verhältnisse einer allgemeinen Steigerung der Preise nur zögernd zu folgen pflegen. So wird man sich z. B. in einem solchen Falle zu einer Erhöhung der Beamtengehalte erst nach Ablauf einer gewissen Zeit entschließen, und bis dahin werden es die Beamten schmerzlich empfinden, daß für sie das Leben immer teurer wird. Ähnlich verhält es sich mit den Löhnen der Arbeiter, namentlich der ländlichen Arbeiter. Sie merken nicht, daß sie in dem sich gleichbleibenden Geldbetrag weniger als früher an Lohn erhalten, und lassen sich deshalb die frühern Löhne gefallen. Dieser Vorteil würde nun vielleicht auch unsern Landwirten zu gute kommen. Es wäre möglich, daß sie ihre Fruchtpreise steigern könnten, während sie einstweilen ihren Arbeitern noch dieselben Löhne zahlten. Diese Freude würde aber doch nicht lange dauern. Nach einiger Zeit würden auch die Löhne der allgemeinen Preissteigerung folgen, und dann würde das Verhältnis ganz dasselbe sein wie vorher. Jedenfalls aber fragt es sich, ob ein solcher, wenn auch nur vorübergehender Vorteil der Landwirte auf Kosten ihrer Arbeiter für gerecht zu halten und vom sozialen Standpunke zu billigen wäre.

Dagegen besteht noch ein andres Verhältnis, bei dem eine Entwertung des Geldes dauernd zum Vorteil des einen und zum Schaden des andern Teiles führt. Das ist das Verhältnis zwischen Schuldner und Gläubiger.

Wer ein Kapital oder eine feste Rente zu fordern hat, kann diese, wenn eine Entwertung des Geldes eintritt, nicht in die Höhe schrauben. Es wird vielen noch in der Erinnerung sein, wie sehr in den sechziger Jahren alle Kapital- und Rentenbesitzer unter der Entwertung des Geldes gelitten haben. Blieben auch ihre Einkünfte dieselben, so schwand ihnen doch deren Wert unter den Händen. Wer bisher für reich galt, hatte nur noch einen mittlern Besitz. Wer bisher ein leidliches Einkommen gehabt hatte, wurde an die Grenze der Dürftigkeit gedrängt. Die Schuldner aber machten natürlich dabei gute Geschäfte. Sie bezahlten an Kapital und Renten dem Namen nach dasselbe, der Sache nach weit weniger.

Dieselbe Erscheinung würde auch jetzt eintreten, wenn durch Überflutung mit Silbergeld unser Geldbestand ins Ungeheuerliche wüchse. Nun ist aber unser Grundbesitz zum großen Teile mehr oder weniger verschuldet. Diesem verschuldeten Grundbesitz würde also durch die Einführung der Silberwährung der Vorteil erwachsen, daß ihm ein Teil seiner Schulden zum Nachteil der Gläubiger abgenommen würde.

Daß dieser Gesichtspunkt unsern Agrariern nicht ganz fern liegt, zeigt sich in der Thatsache, daß sie einen besondern Grund aufstellen, weshalb sie eine solche Behandlung der Gläubiger für gerechtfertigt halten. Sie sagen: nicht das Silber ist im Preise heruntergegangen, sondern das Gold ist gestiegen; und deshalb ist es gerechtfertigt, daß die in Silber eingegangnen Schulden auch in Silber und nicht in Gold abgetragen werden. Dieser Grund klingt auch selbst in der Begründung des oben erwähnten Gesetzentwurfs durch. Dort wird zur Rechtfertigung dafür, daß auch jetzt wieder das Verhältnis von $15\frac{1}{2}$ der einzuführenden Silberwährung zu Grunde zu legen sei, gesagt: „Für Deutschland kommt vornehmlich in Betracht, daß vor einundzwanzig Jahren beim Übergang von der Silber- zur Goldwährung alle Schuld- und Zahlungsverbindlichkeiten nach eben diesem Wertverhältnis umgerechnet worden sind. Wollte man jetzt mit Rücksicht auf den gestiegnen Goldpreis dieses Verhältnis zu Ungunsten des Silbers ändern, so würden alle aus der Zeit vor 1871 herrührenden Schulden eine beträchtliche Steigerung erfahren; dasselbe würde auch hinsichtlich der vor 1871 aufgenommnen Staatsschulden der Fall sein.“ (Der letzte Satz ist wohl hinzugefügt, um auch unsern Staatsmännern die Sache gefällig zu machen.)

Dem gegenüber möchten wir zunächst fragen: wie verhält es sich denn mit den nach 1871 eingegangnen Schulden, deren doch auch eine ganz ansehnliche Menge vorhanden ist? Würde es auch bei diesen in Gold eingegangnen Schulden eine Gerechtigkeit sein, daß sie in minderwertigem Silber abgetragen würden? Aber auch die ganze Grundlage dieser Beweisführung ist unrichtig. Es ist völlig unhaltbar, wenn behauptet wird, das Silber habe eigentlich seinen frühern Wert behalten, und nur das Gold sei gestiegen. Das

Silber hat seinen Wert verloren aus dem zweifachen Grunde, weil es niemand mehr als Geld haben will, und weil es seit zwei Jahrzehnten in Massen in die Welt gesetzt ist, von denen man früher keine Ahnung hatte. Beruhte das jetzige Mißverhältnis zwischen Silber und Gold auf einem Steigen des Goldwertes, so müßte sich dieses Steigen auch darin zeigen, daß alle Preise, die man jetzt mit Gold bezahlt, heruntergegangen wären. Das wird aber niemand behaupten können. In den zwanzig Jahren, seitdem die Goldwährung bei uns besteht, sind die Dinge im allgemeinen nicht wohlfeiler, sondern eher noch teurer geworden.

Mit der hier besprochnen Auffassung hängt auch ein weiterer für die Wiedereinführung des Silbers geltend gemachter Grund zusammen, mit dem man gewissermaßen die Zukunft eskomptirt. Man sagt, die „Decke" sei „zu kurz"; das Gold reiche nicht aus, um das Geldbedürfnis der ganzen Welt zu decken. Dafür werden geognostische Zukunfsrechnungen ins Treffen geführt. Nun ist aber bis jetzt bei uns kein Mangel an Geld zu verspüren. Das geht schon aus der Thatsache hervor, daß der Zinsfuß bei uns sehr niedrig steht. Was die Zukunft bringen wird, kann niemand wissen. Alle Berechnungen hierüber sind durchaus unsicher. Warten wir also doch ruhig ab, ob wirklich einmal eine Zeit kommen wird, wo das Gold nicht mehr als Austauschmittel ausreicht. Dann würde man noch immer auf Mittel der Abhilfe bedacht sein können.

Als der einzige reelle Hintergrund für die Wiedereinführung des Silbers bleibt also nur das Verlangen der Agrarier, daß dadurch dem Grundbesitz ein Teil seiner Schulden abgenommen werde. Dieses Verlangen ist aber durchaus ungerecht. Wie man auch über die Not der Landwirtschaft denken mag: damit kann ihr doch nicht geholfen werden, daß man zu ihren Gunsten ihre Gläubiger teilweise expropriirt. Wenn in den sechziger Jahren die Kapital- und Rentenbesitzer um einen Teil ihres Vermögens ärmer wurden, so war es die Folge unabweislicher, auf weltgeschichtlichen Vorgängen beruhender Verhältnisse. Daran war nichts zu ändern. Ganz anders würde es sein, wenn der Staat absichtlich durch ein auch noch in vielen andern Beziehungen höchst gefährliches Experiment einen solchen Erfolg hervorriefe. Es wäre das eine durchaus revolutionäre Maßregel.

Nach allem Gesagten dürfte es für das deutsche Reich wirtschaftlich und rechtlich unmöglich sein, zur Silberwährung zurückzukehren.

Nachtrag. Soeben geht ein Telegramm durch die Zeitungen, wonach man auch in Teheran die freie Prägung des Silbers eingestellt und die Silbereinfuhr verboten hat. Und nun soll doch Deutschland das von aller Welt geächtete weiße Metall liebevoll bei sich aufnehmen und hochschätzen!

Die Grundlagen des deutſchen Reichs

Von einem ſächſiſchen Hiſtoriker

Wenn man erſt anfängt, die Grundlagen einer Einrichtung zu unterſuchen, ſo iſt das ein ziemlich ſicheres Zeichen dafür, daß man nicht recht zufrieden damit iſt und ſie in irgendwelcher Weiſe verändern möchte. Das iſt denn auch bei dem geehrten Mitarbeiter dieſer Blätter der Fall, der im erſten Hefte dieſes Jahrgangs der Grenzboten am Beginn einer längern Reihe von Artikeln über „Neue Ziele, neue Wege“ die Grundlagen unſers deutſchen Staatslebens unterſucht. Er findet, daß dieſe Grundlagen allmählich ſchmäler würden oder überhaupt zu ſchmal ſeien, und zwar in wirtſchaftlicher Beziehung durch die zunehmende Proletariſirung, in konfeſſioneller durch die Nachwirkungen des Kulturkampfes, in nationaler durch die Stammesgegenſätze, insbeſondre die wachſende „Oppoſition gegen das Preußentum“ und die Ausſchließung Deutſch-Öſterreichs vom deutſchen Reiche. Das Hauptgewicht legt er auf den erſten Punkt, und in einer in der That ebenſo geiſtvollen wie unwillkürlich den Leſer mit fortreißenden Weiſe beleuchtet er mit unbarmherziger Klarheit die Folgerungen, die ſich daraus ergeben, daß der Boden Deutſchlands zu eng wird für ſeine wachſende Bevölkerung. Er ſieht die Rettung zunächſt in der Erhaltung und Vermehrung des Bauernſtandes, damit nicht Deutſchland für ſeine Bewohner das werde, was England ſchon längſt geworden iſt, die Reſidenz der Nation, nicht mehr ihr Arbeitsfeld. Einen Widerſpruch finden wir nur darin, daß der Verfaſſer den Verſuch, die „innere Koloniſation“ in Weſtpreußen und Poſen durch Ankauf verſchuldeter Rittergüter wieder aufzunehmen und neue deutſche Dörfer zu ſchaffen, alſo Land für landloſe Leute aus dem innern Deutſchland, aus nationalen Gründen mißbilligt. Aber im Prinzip wird man ihm nur beiſtimmen können. Denn wenn wir auch noch fern von der Verbildung der engliſchen Volkswirtſchaft ſind, ſo liegt uns doch das Beiſpiel des bourboniſchen Frankreichs leider um ſo näher. Es ſei bei dieſer Gelegenheit daran erinnert, daß der vielgeprieſene, aber höchſt einſeitige Induſtrialismus Colberts im ſiebzehnten Jahrhundert, der den Landbau nur als Hilfsgewerbe der Induſtrie behandelte und daher mit allen zollpolitiſchen Mitteln „billige“ Brotpreiſe erſtrebte, den franzöſiſchen Bauernſtand ruinirt und

in jenen halbtierischen, jedenfalls menschenunwürdigen Zustand gebracht hat, der zu den furchtbarsten Auftritten der französischen Revolution, dem Bauernkriege des Sommers 1789, geführt hat.*) Seitdem von maßgebender Seite Deutschland schlechthin als „Industriestaat" bezeichnet worden ist, ist die Furcht vor ähnlichen Gefahren bei uns nicht mehr unberechtigt. Doch alle „innere Kolonisation" wird nicht ausreichen. Ein Volk, das schon jetzt 50 Millionen auf noch nicht 500000 Quadratkilometern zählt, muß, wie der Verfasser ausführt, notwendig sein Wirtschaftsgebiet erweitern, und das kann nur nach dem dünnbevölkerten slawischen Osten hin geschehen. Das stellt er als die Hauptaufgabe der deutschen Zukunft hin, und in dem riesigen halbasiatischen und halb Asien beherrschenden Zarenreiche, das mit seinen europäischen Machtmitteln unendlich gefährlicher ist, als jemals die Mongolen unter Dschingiskhan und die Hunnen unter Attila, sieht er unsern gefährlichsten Feind, der schon seit zwei Jahrhunderten in ununterbrochnem Vordringen gegen Westen her ist, und der uns mit seinen rohen Massen erdrücken wird, wenn wir ihm nicht zuvorkommen. Die Schärfe, mit der der Verfasser diesen Gegensatz seinen Lesern zum Bewußtsein bringt, hat etwas verblüffendes; aber den Gedanken, daß der germanischen Welt noch ein entscheidender Kampf gegen den slawisch-tatarischen Osten bevorstehe, rund und nett ausgesprochen zu haben, ist ein Verdienst. Drüben in den geistig leitenden Kreisen Rußlands ist man sich über diesen Gegensatz längst klar und macht gar kein Hehl aus den Zielen der russischen Politik. Vortrefflich hat dies kürzlich G. von Schulze-Gävernitz im ersten Monatshefte der preußischen Jahrbücher auseinandergesetzt. Die sogenannten Panslawisten, die mit Alexander III. zur Macht gelangt sind und schon seinen Vorgänger in den Türkenkrieg von 1877/8 getrieben haben, wollen den westslawischen Stämmen die echt slawische „Freiheit" bringen, die freie Unterordnung des Einzelnen unter das Interesse der Gesamtheit, wie sie in der sozialistischen, auf Gemeinbesitz begründeten großen Dorfgemeinde (Mir) und in der Selbstherrschaft des Zaren zum Ausdruck kommt. Denn der westeuropäische Individualismus hat zwar seiner Zeit das Lehnswesen zerstört, aber an seine Stelle nur den Kapitalismus gesetzt, der nun wieder die wahre Freiheit des Volkes vernichtet hat, weil er ihm den Grundbesitz geraubt hat. So ist die ganze Kultur des Westens angefault und wert, daß sie zu Grunde geht, und diese Arbeit wird der russische Bauer im roten Hemde und im Waffenrock, der echte Vertreter des russischen Geistes, besorgen; er wird, wie er die baltischen Deutschen und die von der westlichen Kultur schon gänzlich durchfressenen Polen überwältigt hat, so die noch unter deutschem Joche

*) Merkwürdigerweise hat ein junger Armenier, ein Schüler G. Schmollers, dies zuerst überzeugend und quellenmäßig nachgewiesen: Dr. Awetis Araschkaniantz, Die französische Getreidehandelspolitik bis zum Jahre 1789. Leipzig, 1883.

schmachtenden Slawen befreien, Österreich und die Türkei zerstören und jene Völker mit dem russischen Reiche zu einer Weltmacht vereinigen, wie sie seit dem Falle des römischen Reichs nicht wieder dagewesen ist. Da aber das deutsche Reich augenblicklich die stärkste westeuropäische Machtbildung ist, so führt der Weg nach Konstantinopel, nach dem Zarigrad des russischen Bauern, durch das Brandenburger Thor, und der Hauptgegner Rußlands ist das deutsche Reich. In diesem heraufziehenden Kampfe sehen die Panslawisten das wichtigste Ereignis der europäischen Geschichte seit der Völkerwanderung. Es ist klar, wie viel Phantastisches in diesen Anschauungen liegt, aber eben so klar, welch ungeheure fortreißende Kraft sie entwickeln können, und wenn man erwägt, daß sich der jetzt regierende Kaiser mit Vorliebe den Bauernzaren nennen hört, daß unter seiner Regierung die Ausstoßung des westeuropäischen oder vielmehr des deutschen Kultureinflusses zum leitenden Grundsatze der innern Politik des Riesenreichs geworden ist, daß diese verschlagenste, unbedenklichste und konsequenteste Diplomatie der Welt ihre Polypenarme immer weiter ausstreckt, in allen slawischen Ländern ihre Parteigänger bezahlt und die blinde französische Revanchesucht, jedenfalls mit heimlicher Verachtung dieser kurzsichtigen „republikanischen" sogenannten „Staatsmänner," vorschauend benutzt, um sich eine feste Stellung im Mittelmeer zu schaffen und langsam, aber sicher die Durchfahrt durch die Meerengen für ihre Pontusflotte zu erzwingen, so wird man, ohne Schwarzseher zu sein, die Größe der von dort drohenden Gefahr nicht unterschätzen, obwohl man über die Mittel, sie abzuwenden, verschiedner Ansicht sein kann.

Jedenfalls ist aber doch der feste Zusammenschluß aller, die den deutschen Namen tragen, dazu unbedingt nötig. Und da will es dem Schreiber dieser Zeilen doch scheinen, als ob der Verfasser der „Neuen Ziele," indem er besonders nachdrücklich die „konfessionelle" und die partikularistische Opposition gegen den führenden Staat des deutschen Reiches hervorhebt, vermutlich nur, weil er auf die innern Gefahren, die von dieser Seite her jenem Zusammenschlusse drohen, besonders aufmerksam machen will, einerseits diese Gefahren einigermaßen überschätze, andrerseits seine Leser der Gefahr aussetze, daß ihnen die historischen Bedingungen, unter denen das deutsche Reich entstanden ist, besteht und bestehen wird, verdunkelt werden. Daher mag es hier erlaubt sein, diese Dinge wieder einmal in Erinnerung zu bringen.

Wir wenden uns zunächst zu den „konfessionellen" Verhältnissen. Der Ausdruck ist hier schief, denn es handelt sich durchaus nicht um den Gegensatz der Bekenntnisse, sondern um den Gegensatz der vom Ultramontanismus beherrschten katholischen Kirche zur Souveränität des Staats. Nun, auch wir halten den Kulturkampf für einen Fehler, und daß der damit gemachte Versuch mißlingen würde, wie er mißlungen ist, das ist auch von protestantischen Kennern der katholischen Kirche schon bei seinem Beginn vorausgesagt worden. Aber wir

bestreiten aufs entschiedenste, daß der Angriff damals vom Staat ausgegangen sei. Als sich der preußische Staat nach 1815 wieder ordnete, war die katholische Kirche in ganz Deutschland ein Trümmerhaufe. Schon unter Friedrich Wilhelm III. wurde sie durch große staatliche Zuwendungen so vollständig wieder hergestellt, daß Pius VIII. einmal erklärte, wenn ein katholischer Fürst so viel für die protestantische Kirche gethan hätte, wie dieser evangelische König für die katholische, so würde er den Bann verdienen. Wie König Friedrich Wilhelm IV. zur römischen Kirche stand, ist bekannt; indem er die von seinem Vorgänger festgehaltnen staatlichen Hoheitsrechte so gut wie aufgab, betrat er die abschüssige Bahn, die schließlich zum Kulturkampf führte. Denn — und das wird auch der unbefangne Katholik eingestehen müssen — Dank hat der preußische Staat von der katholischen Kirche niemals gehabt; was er ihr gewährte, das hat sie stets als Abschlagszahlung angenommen, und sie hat immer an dem Grundsatze festgehalten, daß sie berechtigt sei, auf dem zwischen ihr und dem Staate streitigen „Grenzgebiete" nach ihrem Belieben die Grenzlinien selbständig zu ziehen. Doch das weiß unser Mitarbeiter eben so gut oder vielleicht besser als wir, er weiß auch, daß der moderne Staat, ganz gleichgiltig, ob die Bevölkerung katholisch oder protestantisch ist, sich diesem Anspruch niemals auf die Dauer gefügt hat und fügen kann, und daß auch sehr gut katholische Herrscher, wie z. B. die Habsburger (lange vor Joseph II.) und die Wittelsbacher, das staatliche Oberaufsichtsrecht über die Kirche festgehalten, also sie in ihrer Eigenschaft als irdische Einrichtung dem Staate untergeordnet haben. Ein protestantischer Fürst steht ihr allerdings anders gegenüber, weil er ihren geistlichen Einwirkungen unzugänglich ist, und so sind einem solchen von ihr niemals dieselben Rechte gutwillig eingeräumt worden wie einem katholischen Fürsten.

Der deutschen Politik Preußens, deren Gelingen ein überwiegend protestantisches Deutschland schaffen mußte, stand die römische Kirche begreiflicherweise von Anfang an ablehnend gegenüber. „Die Welt bricht zusammen," rief Kardinal Antonelli bei der Nachricht von Sadowa aus, und daß das französisch-österreichische Bündnis gegen das werdende deutsche Reich, das den Krieg von 1870 einleiten sollte, auf die Unterstützung Roms zu zählen gehabt hätte, ist nicht zweifelhaft. Es kam anders, als es geplant worden war, und die Tapferkeit der protestantischen wie der katholischen Deutschen begründete auf den französischen Schlachtfeldern das neue Reich unter preußischer Führung. Als Bismarck aus dem Feldzuge heimkehrte, fand er — er hat es oft erklärt — das Zentrum vor als die mobilisirte parlamentarische Vertretung der deutschen Katholiken. Den Rückhalt, den ihnen im alten deutschen Bunde Österreich geboten hatte, sollte jetzt eine Parteibildung bieten. Was war geschehen? Hatte die preußische Regierung etwa die katholische Kirche beeinträchtigt oder dachte sie daran, es zu thun? Nein, das Mißtrauen, das die neue Partei hervor-

rief, war durch keine kirchenfeindliche Handlung des preußischen Staats begründet, der vielmehr die bairische Anregung, gemeinsame Maßregeln gegen die Konsequenzen des Unfehlbarkeitsdogmas zu treffen, schon 1869 abgelehnt hatte. Die Provokation ging vom Zentrum aus, nicht vom preußischen Staate. Es folgten die „Maigesetze" von 1873, der „Kulturkampf". Der Versuch mißlang, und zwar nicht nur deshalb, weil diese Maßregeln weit über das Ziel hinausschossen und wirklich in die innern Einrichtungen der Kirche eingriffen, sondern auch, weil sich die altkatholische Bewegung als eben so schwach und kraftlos erwies wie einst die deutschkatholische der vierziger Jahre. Daß er tiefe Verstimmung im katholischen Volke erweckte, ist begreiflich; daß diese aber von einer rücksichtslosen klerikalen Demagogie ins maßlose gesteigert wurde, kann auch niemand leugnen. Genug; der Kulturkampf ist zu Ende, von den Maigesetzen stehen nur noch Reste, die sogenannten Sperrgelder sind den Bischöfen zurückgegeben worden, das Oberhaupt der katholischen Kirche ist von den Leitern der Reichspolitik, auch von Fürst Bismarck, gelegentlich mit einer Auszeichnung behandelt worden, die auf protestantischer Seite Befremden und Verstimmung hervorrief.

Aber, wie unser geehrter Mitarbeiter versichert, die Stimmung unter den preußischen Katholiken ist dieselbe geblieben, sie sind dem preußischen Staate und dem Hause Hohenzollern „gründlich entfremdet." Ob das in diesem Maße zutrifft, wissen wir nicht; sollte es zutreffen, nun, warum wendet dann die Geistlichkeit nicht ihre oft gepriesene Macht an, um sie zu beschwichtigen, nachdem der Grund verschwunden ist? Was will man mehr? Ja so, man will die Volksschule der Kirche unterwerfen und die Jesuiten wiederhaben. Nun, die katholische Kirche hat bestanden ohne Jesuiten, und wie wenig freundlich die Weltgeistlichkeit und ein guter Teil der Klostergeistlichkeit diesem Orden gegenübersteht, das weiß man. Aber sie sollen zurückgerufen werden, nicht, weil sie notwendig oder gar unentbehrlich wären, sondern um den Triumph der ecclesia militans über den preußischen Staat zu vollenden. Die Grenzboten haben im vergangnen Jahre wiederholt über die Bewegung gegen das Jesuitengesetz gesprochen und der Meinung Ausdruck gegeben, die Rückkehr des Ordens würde in der Sache wenig ändern, da die katholische Kirche so wie so nach jesuitischen Grundsätzen geleitet werde und der Einfluß, sogar die Einwanderung einzelner Jesuiten gar nicht gehindert werden könne. Das ist im allgemeinen wohl zuzugeben, und es mag bei dieser Gelegenheit bemerkt sein, daß auch evangelische Theologen erklärt haben, die protestantische Kirche habe keinen Grund, sich vor der Gesellschaft Jesu zu fürchten. Würde die Frage jetzt so gestellt, ob man sie verbannen solle oder nicht, dann würde auch der Schreiber dieser Zeilen vielleicht sagen: Nein. Da sie aber einmal draußen sind, und da die ungeheure Mehrheit der protestantischen Deutschen, nicht bloß die „kirchenfeindlichen" Liberalen, in diesem Orden, der als Kampfmittel zur Vernichtung der

Ketzerei begründet worden ist, eine Gefahr für den konfessionellen Frieden sieht (die jüngste Reichstagsabstimmung über diese Frage zu charakterisiren wollen wir uns ersparen aus Rücksicht auf das hohe Haus), so verlangen wir von unsern katholischen Mitbürgern, daß sie diese Auffassung respektiren, so gut wie sie von uns fordern, daß wir ihre strenge Abhängigkeit von Rom respektiren. Wir sind darauf angewiesen, uns zu vertragen in demselben Staate und in derselben Gemeinde, und wir vertragen uns ganz gut, wenn wir nicht verhetzt werden. Da ist für diesen Kampforden, der die Protestanten bekämpfen soll, der die schärfste Verkörperung des Geistes der spanisch-katholischen Gegenreformation darstellt und in seiner planmäßigen Zerstörung der Individualität so durchaus ungermanisch ist, wie irgend eine Genossenschaft es nur sein kann, der sich seit Loyola nicht geändert hat und nicht ändern kann (sint ut sunt aut non sint!), kein Platz. Wir Deutschen haben doch wahrhaftig innere Schwierigkeiten genug, um uns noch geradezu mutwillig eine neue auf den Hals zu laden, bloß aus allerdings echt deutscher Prinzipienreiterei oder schwächlicher Nachgiebigkeit, die uns niemand auch nur danken würde. Im Gegenteil, wäre dies Zugeständnis gemacht, so würde man wohl auch noch für die Propaganda einige apostolische Vikariate verlangen zur Mission unter den Ketzern. Dafür bedanken wir uns. Denn so vollständig haben doch die Liberalen in dem protestantischen Teile unsers Volkes die Religion noch nicht zerstört, daß an ihre Wiederbelebung gar nicht mehr zu denken wäre. Aus dem angeblich mangelhaften Besuch unsrer Kirchen so weitgehende Schlußfolgerungen zu ziehen ist unstatthaft. Die protestantische Religiosität zeigt sich eben nicht vorwiegend in äußerlicher Kirchlichkeit, und ob deren Vorhandensein in katholischen Landen auf eine lebendigere religiöse Gesinnung schließen läßt, als in den evangelischen, dürfte stark zu bezweifeln sein. In den romanischen Ländern ist die gebildete männliche Bevölkerung mindestens ebenso unkirchlich wie in dem protestantischen Deutschland, sie hat kaum noch einen innern Zusammenhang mit der Kirche, und wenn die Sozialdemokratie hier vielleicht stärker auftritt als dort, so liegt das wesentlich in wirtschaftlichen Gründen.

Aber die Gründe für diese Stellung der Katholiken oder vielmehr der katholischen Kirche zum deutschen Staat liegen noch weit tiefer. Das Mark des deutschen Geistes ist protestantisch. In der mittelalterlichen Kirche floß ein breiter Strom deutschen Geistes, denn sie war eine Verbindung romanischer und germanischer Völker, und deutsche Kaiser retteten mehr als einmal mit ihrem sittlichen Ernst und ihrem guten Schwert das Papsttum aus dem Pfuhl römischer Versunkenheit. Als der deutsche Geist die Reform der verderbten Kirche forderte, da wurde er erst verhöhnt, dann ausgestoßen und zur Bildung einer eignen Kirche gedrängt. Das war für Deutschland wahrscheinlich ein Unglück, aber ein ungleich größeres wäre die Unterdrückung dieser Bewegung gewesen, die schließlich auch die römische Kirche gezwungen hat, sich zu refor-

miren, und ihr somit selber die größte Wohlthat erwiesen hat. Seit dem Abfall der Germanen aber herrscht mindestens in ihren Leitern der romanische, der spanische Geist, aus dem der Jesuitenorden hervorgegangen ist. Und so kommt es, daß die katholische Geistlichkeit in Spanien spanisch, in Frankreich französisch, in Polen polnisch, kurz überall national ist, nur in Deutschland nicht; bei uns ist sie römisch, ultramontan. Das war sie längst vor dem Kulturkampf, und das wird sie leider vermutlich bleiben. Wir beklagen das tief, aber wir können es nicht ändern; wir können mit unsern katholischen Mitbürgern, denen wir gern die Freiheit gönnen, sich nach ihrem Bedürfnis einzurichten, nur zu einem kirchlichen modus vivendi kommen, aber nicht zu einem innerlichen Ausgleich, denn Prinzipien lassen sich nicht versöhnen. Aber dieser modus vivendi muß bestehen, sonst kann das deutsche Volk nicht bestehen, und er besteht thatsächlich, wo er nicht mutwillig gestört wird. Leider ist freilich die Neigung, die andre Kirche zu achten und zu verstehen, bei den Protestanten viel mehr vorhanden als bei den Katholiken, wenigstens bei ihren Wortführern. Sonst würde sich die katholische Geschichtschreibung nicht fortwährend bemühen, die lutherische Reformation als eine ehr- und gottlose Rebellion zu brandmarken und den Deutschesten der Deutschen mit Kot zu bewerfen. Daß sie der lange sehr einseitigen und also ungeschichtlichen Auffassung dieser Zeit entgegen getreten ist, das ist ein wirkliches Verdienst, aber sie selbst ist in ihrer dogmatischen Beschränktheit ganz unfähig, die historische Wahrheit zu sehen. Die seltnen Ausnahmen bestätigen nur die Regel.

Also: der Kulturkampf hat die ablehnende Stimmung der deutschen und preußischen Katholiken gegen den preußischen Staat zwar verschärft, aber durchaus nicht geschaffen; sie ist begründet in dem Charakter des modernen Katholizismus und des modernen (nicht nur des preußischen) Staats, für die keinen einzelnen die Verantwortung trifft, und es ist die Pflicht der Deutschen beider Bekenntnisse, sich zu vertragen und nicht Ziele zu verfolgen, die damit unverträglich sind, um des gemeinsamen Vaterlandes willen.

Doch weiter. Auch die sogenannten Stammesgegensätze gegen das „Preußentum“ werden angerufen, um zu zeigen, daß die Grundlagen für das neue Reich zu schmal seien. Wenn sich der Deutsche leidlich sicher fühlt, dann fängt er eben wieder an, partikularistischen Liebhabereien zu huldigen. Das gehört zu unsrer Natur, sozusagen zu unserm Wohlbefinden. (Natürlich reden wir hier nicht von dem berechtigten landschaftlichen Patriotismus, der sich mit gut deutscher Gesinnung recht wohl verträgt.) Wir geben alles mögliche zu, wir räumen alle denkbaren und undenkbaren Ungeschicklichkeiten preußischer Beamten, Offiziere und Unteroffiziere bereitwilligst ein, wo es auch sein mag, obwohl diese Leute in andern deutschen Staaten auch nicht die Urbilder aller Liebenswürdigkeit und Vollkommenheit sind; wir erkennen ebenso bereitwillig an, daß der „neue Kurs“ mit seiner Neigung, immer das Gegenteil von dem zu thun,

was der greise Staatsmann im Sachsenwalde für zweckmäßig gehalten hat, manche schwere Fehler gemacht hat; wir wollen durchaus keinen Einheitsstaat, weil er weder nützlich noch vernünftig noch notwendig wäre, und wir beklagen es, wenn gelegentlich durch große Worte die Verstimmung über die Abkehr von den erprobten Regeln einer unvergleichlich erfolgreichen Staatskunst außerhalb Preußens noch gesteigert worden sein sollte. Aber allzu tragisch können wir weder die „Ausbrüche des wütendsten Hasses gegen Preußen" in Baiern nehmen, noch die üblichen rohen Schimpfereien des Herrn Sigl, noch die Äußerungen etlicher unzufriednen Lothringer oder Elsässer, noch sogar die offne Opposition des Freiherrn von Mittnacht gegen die Weinsteuer, zu der er nach Paragraph 9 der Reichsverfassung und nach der Meinung des Schöpfers dieser Verfassung vollkommen berechtigt war. Die altbairischen Bauern haben unter Führung des Herrn Sigl und ihrer Hetzkapläne schon vor und nach 1870 über Preußen geschimpft, ihre Söhne fochten doch draußen für Deutschland freudig mit denselben Preußen und lernten sie als Kameraden hoch schätzen. Fürst Bismarck ist 1892 in Dresden, München, Augsburg, Kissingen, Jena u. s. w. mit unvergleichlicher Begeisterung begrüßt worden, und die Elsässer fangen an, gut deutschgesinnte Männer in den Reichstag zu schicken. Wie kann aber eine so tief eingreifende Neugründung, wie die des deutschen Reichs, auf einer so reifen Stufe der Entwicklung ohne heftige Reibungen abgehen? Sogar die hannöversche und hessische „Rechtspartei" mit ihren kindlichen Vorschlägen und ihrer naiven Ansicht, alles, was 1815 geschaffen worden, sei für alle Zeiten durch die Legitimität geheiligt (als ob nicht auch dieser Rechtszustand selber auf einer ganzen Kette von Rechtsbrüchen beruht hätte!), schreckt uns nur wenig; denn wir sehen darin nur einen letzten Ausläufer der „christlich-germanischen" Anschauung, die alle politischen und sonstigen Fragen in den kahlen Gegensatz „Recht" und „Revolution" zusammenpressen wollte, und wir denken auch daran, daß noch siebenunddreißig Jahre nach der friedlichen, von beiden Parlamenten beschlossenen „Union" zwischen England und Schottland zum großbritannischen Einheitsstaat (1707) der letzte Stuart, Karl Eduard, 1744 die schottischen Hochländer zur bewaffneten Erhebung mit fortriß und bis wenige Tagemärsche von London vordrang. Noch viel länger hat die „jakobitische" Gesinnung bei einzelnen britischen Edelleuten fortgedauert. Großbritannien ist darüber nicht aus den Fugen gegangen. Und da sollte sich das heutige deutsche Reich, das mit den Waffen gegründet worden ist und noch kein Menschenalter besteht, vor ein paar „Rechtsparteilern" und ihrer Druckerschwärze fürchten?

Daß das sogenannte „Preußentum" nicht beliebt ist, das ist eine recht alte Beobachtung. Aber leider ist dieses Preußentum aus der deutschen Geschichte nicht auszuscheiden, und die Behauptung, seine trotz alledem „sehr achtungswerten" Eigentümlichkeiten hätten dem deutschen Volke von 1813 bis 1870 große Dienste geleistet, ist im doppelten Sinne ungenau. Diese Dienste be-

gannen nicht erst 1813, sondern mindestens 1675, und sie sind nicht nur groß gewesen, sondern der preußische Staat hat das neue Deutschland überhaupt geradezu geschaffen, er ist der Grundstein des neuen Reichs, und unser Reich wird mit Preußen sein, oder es wird gar nicht sein. Alle die gutgemeinten föderativen Einigungsversuche sind fruchtlos geblieben, bis sie Preußen aufnahm, denn in solchen Dingen entscheidet nicht das Wort, sondern die Macht, und eine „deutsche" Gesinnung, die sich vor allem in der Opposition gegen das „Preußentum" äußert, ist gar nichts wert. Diese Eigenschaften freilich „sind nicht eigentlich deutsch." Was sind sie denn? Etwa slawisch oder romanisch? Ist die kriegerische Tüchtigkeit und Waffenfreudigkeit nicht ein uraltes Erbteil des ganzen germanischen Stammes? Ist der uns andre Deutsche zu weilen verletzende preußische Stolz nicht ein Wiederaufleben jenes trotzigen Selbstbewußtseins, mit dem die deutsche Ritterschaft einst Italienern, Slawen und Dänen den eisengepanzerten Fuß auf den Nacken gesetzt hat und das uns nur zu lange gefehlt hat? Es ist wahr, die straffe Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze ist dem Deutschen immer schwer gefallen, aber nur der absolute fürstliche Staat konnte die ständische Selbstsucht brechen zum Heile des Ganzen, und wie der Große Kurfürst ein „rechter Landesvater" sein wollte, so betrachtete sich Friedrich der Große als den ersten Diener seines Volks. Und viel gewaltthätiger und radikaler als jemals der preußische Staat haben in der Napoleonischen Zeit die süddeutschen Staaten die Gebietsfetzen, die ihnen der Eroberer schenkte, zu einem Ganzen zusammengeschweißt. Freilich für die Büreaukratie, die einst allein den Staat regierte und in der That lange Zeit an der Spitze alles Fortschritts stand, wird heute, wo sie sich dem Volksleben immer mehr abzuwenden scheint, niemand schwärmen, und Fürst Bismarck ist niemals ihr Freund gewesen, aber diese Büreaukratie ist innerhalb wie außerhalb Preußens so ziemlich dieselbe, nichts Preußen allein eigentümliches, wenn auch dort vielleicht schärfer ausgeprägt als anderwärts, schon weil sie hier das meiste geleistet hat. Jedenfalls aber sind uns jene „preußischen Eigenschaften" nnentbehrlich gewesen und werden uns, wenn sie auch nicht mehr so überwiegend herrschen dürfen, wie bisher, auch künftig unentbehrlich sein, denn die Staaten werden mit den Mitteln erhalten, mit denen sie gegründet worden sind, und ein gewisses Übergewicht auch „preußischer Gedanken, Einrichtungen und Familien" haben wir daher zunächst mit in den Kauf nehmen müssen. Das wird sich allmählich ändern; je mehr der Reichsgedanke überall als selbstverständlich erscheint, und je eifriger sich alle Stämme am Reiche beteiligen, desto mehr wird auch jener preußische Partikularismus überwunden werden. Aber nicht der sächsische, bairische und sonstige Partikularismus wird den preußischen schlagen, sondern nur echtdeutsche Gesinnung, und nur durch ruhige, geduldige Arbeit in dem Sinne, den Bismarck in seinen vorjährigen Kissinger Reden mehrfach vorgezeichnet hat, kann dies Ziel erreicht werden.

So bleiben die Polen. Als „stürmische Germanisirungspolitik“ nach der Art Josephs II. kann man die Ansiedlung von ein paar tausend deutschen Bauern auf polnischen Rittergütern, für die deren alte Herren ihr gutes Geld erhalten, doch wohl nicht bezeichnen. Daß der deutsche Staat auch in den doch nur noch zur Hälfte polnischen Landesteilen deutsch spricht und die Schulen der Hauptsache nach deutsch sind, das ist eine alte Einrichtung, hat auch dem Polentum, dank der streng national gesinnten Geistlichkeit, nicht viel geschadet, und die Polenpolitik der jetzigen Regierung will alles andre, als eine gewaltsame Germanisirung. Aber was sie wollen muß, das ist, die Polen von dem festen Entschluß zu überzeugen, daß Deutschland Posen und Westpreußen nun und nimmermehr aufgeben kann und will, damit es sich die preußischen Polen abgewöhnen, diese Gebiete als Teile ihres künftigen Reichs anzusehen, so wenig wie Schlesien und Pommern dazu gehören werden. Ob das mit ihren Interessen und noch mehr mit ihren Träumen übereinstimmt oder nicht, das ist ganz gleichgiltig; das deutsche Interesse verlangt diesen Verzicht, und dort herrschen wir. Wollen sich die Polen unter dieser Bedingung ehrlich mit dem preußischen Staat aussöhnen, wie es jetzt den Anschein hat, so wird das jeder freudig begrüßen. Alles andre ist thörichte Sentimentalität, die in den Machtkämpfen der Völker keinen Platz hat. Auch unsre handfesten Vorfahren, die „Neudeutschland“ jenseits der Enns und der Elbe schufen, waren von solcher schwächlichen Gutmütigkeit weit entfernt. Nicht nur die höhere Kultur hat hier gesiegt und jene Slawenländer germanisirt, sondern die Lande zwischen Elbe, Saale und Weichsel und vollends Preußen, sind, wie auf der andern Seite Niederösterreich, Steiermark, Kärnten und Krain, zuerst durch das Schwert erobert worden, und dann erst durch den Pflug, und nachweislich haben sich die deutschen Grundherren keineswegs immer damit begnügt, unbebautes Wald- und Sumpfland deutschen Bauern anzuweisen, sondern häufig genug haben sie die einheimische slawische Bevölkerung einfach verdrängt, und die Einführung deutschen Staatsrechts galt diesen stolzen Eroberern als ganz selbstverständlich. Mit ausschließlich friedlichen Mitteln sind nur Schlesien und Posen, Böhmen und Mähren germanisirt worden, weil sich dort die slawischen Landesherren behaupteten; dafür ist aber dort die Verdeutschung auch auf halbem Wege stehen geblieben. Wenn also jetzt in Posen die friedliche deutsche Kolonisation wieder aufgenommen worden ist, so ist das kein Abfall von alten Traditionen, sondern eine Wiederaufnahme. Und schließlich ist es ein ganz unerfüllbares und daher ganz unbilliges Verlangen, daß die Verfassung und Politik eines großen Reichs den Interessen aller einzelnen Volksteile entspreche. Das ist niemals der Fall gewesen und wird niemals der Fall sein. Wenn die Deutschen zu einem Drittel katholisch sind und ein paar Millionen Slawen unter sich haben, so kann deshalb das deutsche Reich nicht nach ultramontanen oder polnischen Gesichts-

punkten regiert werden. Das ist für die Minderheiten vielleicht unbequem und für die Mehrheit auch, es läßt sich aber nicht ändern, denn wir sind die Erben unsrer Vergangenheit.

Und das sind wir auch in Bezug auf unsre Grenzen und unser Verhältnis zu Österreich. „Unmöglich" nennt der Herr Verfasser unsre jetzigen Grenzen natürlich nicht vom militärischen Gesichtspunkte aus. Hinter der seit 1866 zur Reichsgrenze gewordnen österreichischen Grenze gegen Preußen, Sachsen und Baiern hin hat sich Friedrich der Große sieben Jahre lang mit Glück verteidigt, und Österreich verdankt dieser „unmöglichen" Grenze vielleicht seinen Bestand. Auch haben uns nicht diese Grenzen zu den Bündnissen mit Österreich und Italien, zu „erschöpfenden Rüstungen" und zu der Notwendigkeit, toujours en vedette zu sein, gezwungen, sondern der von unsern freundlichen Nachbarn im Osten und Westen als so lästig empfundne Übelstand, daß sich die Deutschen erfrecht haben, ein selbständiges Reich bilden zu wollen, statt ihr Land zum bequemen Jagdgrund für zivilisirte und unzivilisirte Barbaren herzugeben, und der weitere Übelstand, daß wir leider das Zentralvolk von Europa sind und so ziemlich alle festländische Großmächte zu Nachbarn haben. Gewiß, es wäre viel bequemer, wenn das deutsche Reich eine Insel wäre, wie Böhmen in Shakespeares Wintermärchen, oder hinter Gebirgsmauern läge wie Spanien; aber da das nun einmal nicht der Fall ist, so müssen wir uns schon drauf einrichten, bis uns unsre Nachbarn unsre selbständige Existenz verziehen haben werden, und da uns nicht zuzumuten ist, uns allein wie Friedrich der Große mit unzureichenden Kräften gegen zwei oder drei Großmächte ersten Ranges zu schlagen, so müssen wir eben rüsten wie sie, die gar nicht bedroht sind, und uns zugleich durch Bündnisse stärken. Unsre Grenzen haben mit dieser gewiß unbequemen Lage gar nichts zu thun. Die Feindseligkeit unsrer Nachbarn würde nicht geringer sein, wenn auch Deutsch-Österreich zum Reiche gehörte, und den militärischen Mangel, den die Ausschließung Deutsch-Österreichs etwa zur Folge gehabt haben könnte, den gleicht eben das Bündnis von 1879 aus. „Künstlich" kann der Herr Verfasser unsre Grenzen nur vom sogenannten großdeutschen Standpunkte aus nennen. Er macht es den „Kleindeutschen" (ein fast vergessener Name) zum Vorwurf, daß sie diese vorläufige Lösung der deutschen Frage für eine endgiltige halten, und tadelt an den „Großdeutschen" nur, daß sie sich dieser notwendigen, aber nur provisorischen Lösung seiner Zeit widersetzt haben. So steht es denn doch nicht. Nicht darum handelte es sich 1866, ob Deutschland mit oder ohne Österreich eine Verfassung, d. h. eine die Unabhängigkeit und Sicherheit der Nation verbürgende Einrichtung erhalten sollte. Mit Österreich war und wäre auch heute nur der lose Staatenbund möglich, dessen Unzulänglichkeit tausendfache Erfahrungen erwiesen haben, und der uns zum Gespött für Europa gemacht hat; der Bundesstaat, der uns jene Bürgschaften

giebt, war und ist nur ohne Österreich möglich. Darüber ist kein Wort weiter zu verlieren, das lehrt die Geschichte vor allem von 1848/49. Auch ist die Trennung von Österreich lange vor 1866 vorbereitet und von den Habsburgern planmäßig gefördert worden. Darauf hier näher einzugehen, hieße die die deutsche Geschichte seit Friedrich Barbarossa wiederholen. Gewiß ist diese Trennung kein idealer Zustand, sondern nur eine harte Notwendigkeit, und gewiß hat die slawische Bewegung in Österreich dadurch einen stärkern Antrieb erhalten, obwohl ihre Fortschritte viel mehr noch auf wirtschaftliche Gründe zurückzuführen sind. Aber zu unsrer Wirtschaftsgemeinschaft hat Österreich auch vor 1866 nicht gehört, und zur deutschen Geistesgemeinschaft gehören die Deutschen in Österreich jetzt mehr als jemals, besonders seitdem sie die Not zu nationaler Gesinnung zwingt. In politischer Beziehung aber bleibt auf absehbare Zeit — und nur mit einer solchen kann und darf der Staatsmann rechnen — schlechterdings nichts andres als das völkerrechtliche Bundesverhältnis, in dem wir seit 1879 zu Österreich stehen, der „weitere Bund" der Patrioten von 1848/49, den noch Fürst Bismarck seiner Zeit durch die Anerkennung der beiderseitigen Parlamente zu befestigen gedachte, ohne freilich damit durchzudringen. Wer mehr will, wer ein engeres Verhältnis will, der will — darüber muß er sich klar sein — Österreich zerstören, denn er mutet ihm mindestens zu, was gleichbedeutend damit wäre, sich in eine ungarische und eine deutsche Hälfte aufzulösen, d. h. seine Großmachtstellung aufzugeben und für die deutsche Hälfte auf seine Souveränität zu verzichten zu Gunsten der Gesamtsouveränität eines Bundesreichs, in dem es schwerlich die leitende Stellung einnehmen würde. Diesem Ansinnen hat Österreich schon 1849 ein festes Nein entgegengesetzt, und das würde es heute erst recht thun. Und läge es etwa im Interesse Deutschlands, daß einer der größten Bundesfürsten draußen ein souveränes Königreich Ungarn beherrschte? Die Erfahrungen mit Schleswig-Holstein, Hannover u. s. f. beweisen wahrhaftig das Gegenteil. Wenn sich Österreich aber nicht selbst zerschneiden will, dann bliebe doch zur Verwirklichung des großdeutschen Ideals nur ein Eroberungskrieg, und dieser würde ein Weltkrieg sein. Daß dabei die deutschen Österreicher vom Hause Habsburg abfallen würden, ist nicht zu erwarten; daß die Slawen den heftigsten Widerstand leisten würden, ist sicher. Wir würden also wohl Rußland zu Hilfe rufen müssen, und dies würde uns vermutlich als Siegespreis ein tschechisches Königreich Böhmen als russischen Vasallenstaat mitten in unser neues Großdeutschland hineinsetzen. Und selbst wenn wir allein mit Österreich fertig würden, wäre es etwa eine Verbreiterung unsrer nationalen Grundlagen, wenn wir statt $3^1/_2$ Millionen Slawen deren mindestens 10 als Reichsgenossen begrüßen müßten? Genug damit. Wir müssen auch hier tragen, was uns unsre Geschichte auferlegt. Da nun einmal die größten deutschen Gemeinwesen in unsern Nordost- und Südostmarken ent-

standen sind, so ist damit zugleich entschieden worden, daß sich der ganze alte Reichsboden nicht in den Formen eines leistungsfähigen Bundesstaats oder Einheitsstaats vereinigen läßt. Nach menschlichem Ermessen hätte sich das unter den gegebnen geographischen Verhältnissen nur dann ermöglichen lassen, wenn sich in dem natürlichen Herzlande des alten deutschen Reichs, in Böhmen mit seinen gewaltigen Gebirgswänden und seiner großen, nach Norden führenden Wasserstraße, frühzeitig eine starke deutsche Macht gebildet hätte, die von dieser Hochburg aus nach Norden, Westen und Süden hätte wirken können, etwa wie Kastilien. Leider ist diese Möglichkeit schon vor etwa vierzehnhundert Jahren verspielt worden, als die längst vergessenen Markomannen so leichtsinnig waren, nach Baiern zu wandern und ihre böhmische Heimat für alle Zeiten den Tschechen zu überlassen. Alle Versuche, von der Donau aus Norddeutschland zu unterwerfen, sind später ebenso gescheitert, wie die Bestrebungen, den Habsburgern Böhmen zu entreißen. Wir könnten uns nur eine Möglichkeit denken, die zur engern staatlichen Einigung Deutsch-Österreichs mit dem deutschen Reiche führte, das wäre der Zerfall Österreichs durch den Kampf der Nationalitäten. Dann allerdings würden wir eingreifen müssen, denn nun und nimmermehr dürften wir ein selbständiges tschechisches Königreich Böhmen dulden, das doch, so lange das russische Reich in seiner jetzigen Gestalt besteht, nur ein russischer Vasallenstaat sein würde. Aber wir halten diesen Fall weder für wahrscheinlich noch für wünschenswert. Was uns sowohl erstrebenswert als in absehbarer Zeit erreichbar scheint, das ist außer der schon bestehenden Gemeinschaft der geistigen Bildung die wirtschaftliche Gemeinschaft, die Vereinigung ganz Österreich-Ungarns mit dem deutschen Reiche zu einem Zollgebiete. Denn Österreich muß nicht nur unsre Ostmark bleiben, sondern auch unser Kulturgebiet und unser Thor nach den zukunftsreichen Ländern des Südostens, die ihrer Auferstehung entgegengehen. Was eine ferne Zukunft bringen wird, das erraten zu wollen wäre zwecklos.

Wir wollen also ein starkes und mit uns eng verbündetes Österreich; wir wünschen für unsre dortigen Landsleute ein lebendiges deutsches Nationalgefühl und die leitende Stellung, um die sie sich nur selber haben bringen können. Wir wollen kein Großpreußen, sondern ein Bundesreich gleichberechtigter deutscher Stämme, dessen fester Kern aber Preußen ist und bleiben muß, und wir sehen den größten Wert der Selbständigkeit der deutschen Einzelstaaten vor allem darin, daß sie die unserm Vaterlande eigentümliche Mannichfaltigkeit und Vielseitigkeit der Kultur im weitesten Sinne vor undeutscher Einheitsmacherei schützt. Wir wollen ferner den Bruchteilen fremder Nationalitäten, mit denen wir zusammen leben müssen, soviel gewähren, als wir dürfen, ohne uns selbst zu schädigen, und wir wollen unsern katholischen Landsleuten gern die Freiheit gönnen, ihre Kirche einzurichten, wie es ihnen gefällt, da wir jeden konfessionellen Zwang verwerfen und weit davon entfernt sind,

zu verkennen, daß diese Kirche eine sittliche und geistige Macht ersten Ranges ist; aber nach polnischen und ultramontanen Wünschen können wir unsre Politik nicht einrichten. Unter solchen Voraussetzungen werden die politischen und nationalen Grundlagen unsers Reiches nicht zu schmal sein, und dann werden wir, ohne leichtsinnigen Optimismus, aber zuversichtlich, auch an die Lösung der neuen großen Aufgaben gehen können, die der Verfasser der „Neuen Ziele" unserm Volke noch beschieden sieht, und uns, wenn es denn sein müßte, des tapfern Wortes getrösten können: „Das walte Gott und unser gutes Schwert!"

Julian der Abtrünnige

Ein Klagelied Jeremiä vom historischen Roman

Wie liegt die Stadt so wüste, die voll Volks war! Sie ist wie eine Witwe: die eine Fürstin unter den Heiden und eine Königin in den Ländern war, muß nun dienen. Sie weint des Nachts, daß ihr die Thränen über die Backen laufen; es ist niemand unter allen ihren Freunden, der sie tröste. Alle ihre Nächsten verachten sie und sind ihre Feinde worden. Alle ihre Verfolger halten sie übel. Alle ihre Thore stehen öde. Ihre Priester seufzen. Ihre Jungfrauen sehen jämmerlich, und sie ist betrübt. Ihre Widersacher schweben empor, ihren Feinden gehets wohl!

Gewiß, es ist in diesem ersten Klageliede des Propheten Jeremias von dem Jammerstande des elenden und gedemütigten Jerusalem die Rede, aber anwenden läßt sichs auf alle in Verfall begriffne Herrlichkeit, und es paßt auch auf die deutsche historische Dichtung, die inmitten der naturalistischen Gegenwartsdarstellung ideale Kunstforderungen aufrecht erhalten und befriedigen möchte. Wer knapp und kurz den Eindruck aussprechen will, den die jüngsten Versuche auf dem Gebiete des historischen Dramas wie des historischen Romans hinterlassen, der kann die Klagelieder Jeremiä mit geringfügigen Auslassungen gleich abschreiben. Nur handelt es sich in der Kritik um mehr als um die Wiedergabe eines subjektiven Eindrucks, und selbst wer einen Zustand beklagt, hat zu beweisen, daß seine Klage berechtigt ist. Ist es dabei unvermeidlich, daß das Werk eines Dichters, dem es an Wirkung in weiten Kreisen nicht fehlt, der groß von seiner Kunst und nicht gering von seinen künstlerischen Pflichten denkt, zum Beweis für das Herabgleiten und die Zersetzung einer bedeutenden und entwicklungsfähigen Kunstgattung nicht auf seine Vorzüge,

sondern auf seine Mängel hin betrachtet wird, so kann das niemand ungerecht nennen. Wenn das Dunkel hereinbricht, so richtet sich wohl das Auge unwillkürlich nach den Bergspitzen und Baumwipfeln, die noch im Lichte stehen; aber es wäre eine gefährliche Täuschung, zu glauben, daß von diesen lichten Punkten aus demnächst das Thal oder der Wald wieder erhellt werden würde. Bei aller schuldigen Anerkennung der Einzelheiten, die gut, kräftig und von poetischer Wirkung sind und sich selbst auf dem Wege noch zeigen, den Felix Dahn in seinen neuern geschichtlichen Romanen, namentlich aber in seinem jüngsten dreibändigen Werke Julian der Abtrünnige (Leipzig, Breitkopf und Härtel) eingeschlagen hat, muß es doch ausgesprochen werden, daß gerade dieser Weg recht eigentlich Anlaß zu dem Stoßseufzer giebt: Alle ihre Nächsten verachten sie und sind ihre Feinde worden! Der historische Roman kann in dieser Art von Anlage und Ausführung nur den letzten Rest künstlerischer Geltung, den er noch hat, einbüßen und eine der Zwitterformen zwischen Poesie und Didaktik werden, die weder dichterisch erquicken, noch nachhaltig belehren.

Die jüngste naturalistisch und sozialpolitisch angehauchte Ästhetik wird uns zwar auf der Stelle ins Wort fallen und sagen, daß der historische Roman nie etwas andres, nie mehr gewesen sei als eine solche Zwitterform. Aber sie wird es doch nicht leugnen können, daß eine Reihe echt poetischer Wirkungen von den besten Schöpfungen der ganzen Gattung ausgegangen ist, wird den Unterschied zwischen den aus wirklicher Gestaltungskraft erwachsenen Dichtungen mit historischem Stoff und historischer Färbung und zwischen den traurigen Versuchen, in denen historische Abrisse die poetische Ohnmacht verdecken sollen, nicht aufheben und wird endlich den Kreis der Teilnahme am Menschlichen nicht lediglich auf das Heute und Gestern einengen können. Doch da die Kritik der neuesten Apostel unablässig dem deutschen Publikum die innere Lebloſigkeit und die Wertloſigkeit aller historischen Dichtung zu erweisen bemüht ist, so erwächst nach unsrer Überzeugung für den Dichter, der dieser verpehmten Gattung treu bleibt, der ihr Lebensrecht und ihre Wirkungskraft beweisen will, die erhöhte Verpflichtung, seine Erfindungen und Gestalten zu vollem ergreifendem Leben durchzubilden, allen Ballast des Stoffes und alle traditionelle Scheinromantik über Bord zu werfen, den Teilnehmenden zum Bewußtsein zu bringen, daß der guten historischen Erzählung poetische Verdienste und ein poetischer Zauber innewohnen, die durch keine andern ersetzt werden können.

Auf drei besondre, bald für sich wirkende, bald in einander spielende Möglichkeiten sind die eigentümlichen dichterischen Wirkungen des historischen Romans und der kleinen historischen Erzählung hauptsächlich gestellt. Entweder es handelt sich um eine naive Weltdarstellung, die alle Züge des Weltbildes, die Mannichfaltigkeit menschlichen Lebens und Treibens, die Fülle menschlicher Charaktere in einer zurückliegenden Zeit, einem historischen Vorgang wieder-

erkennt und davon ergriffen wird. Oder der Dichter, der von gewissen Erscheinungen, Gestalten und Leidenschaften seiner Zeit und Umgebung bewegt und bedrängt ist, glaubt diese Erscheinungen, Gestalten und Leidenschaften klarer, deutlicher und überzeugender verkörpern zu können, wenn er ihnen in einem großen und mächtigen Stück Geschichte begegnet, wie etwa Heinrich von Kleist den Druck der Fremdherrschaft, den vaterländischen Zorn, das Befreiungs- und Racheverlangen seiner Tage in der achtzehn Jahrhunderte zurückliegenden „Hermannsschlacht" gespiegelt sah. Oder endlich der Dichter wird gerade von Zuständen, Sitten, Schicksalen und Menschennaturen angezogen, die ebenso und in dieser Art nur innerhalb einer gewissen Zeit, einer besondern Kultur möglich sind, es reizt ihn, dies fremdgewordne Leben und Empfinden heraufzubeschwören, die verblaßten, eingeschlagnen Farben der Vergangenheit aufzufrischen und uns für kurze Zeit in diese Vergangenheit zurückzuversetzen. Dieser letztern Art gehören z. B. Thackerays „Harry Esmond" und „Barry Lindon," J. V. Scheffels „Ekkehard" und C. F. Meyers Renaissancenovellen an. In vielen Fällen lassen sich natürlich mehrere Wirkungen verbinden, eine aber muß entscheidend in den Vordergrund treten, und alle beruhen auf der Phantasie und innerlich belebenden Kraft des Dichters, niemals auf seinem Wissen, seinem Kombinationsvermögen, und wenn es noch so scharfsinnig, noch so geistreich wäre. Die völlige Ausgestaltung, die strenge Fernhaltung jeder Art unverarbeiteten Stoffes, jedes prosaischen und erläuternden Dreinredens des Verfassers gelten für den historischen wie für den Gegenwartsroman. Es ist wahr, daß sich die ältern Meister der Gattung, Walter Scott und Manzoni, in diesem Punkte gelegentlich haben gehen lassen, daß auch Wilibald Alexis das Herausfallen aus dem wirklich epischen Ton nicht völlig vermieden hat. Aber je bestrittener und gefährdeter Leben und Lebensrecht des geschichtlichen Romans sind, um so höher spannen sich die Forderungen an seine Vertreter, um so entschiedner muß auch die Kritik darauf dringen, daß er ein volles Kunstwerk, eine rein dichterische Schöpfung sei; keinerlei Belehrung, keine Erörterung, keine bloße Berichterstattung darf Gang und Zug der Darstellung, die lebendige, unmittelbare Verkörperung der Vergangenheit unterbrechen. Wenn doch der Schriftsteller hie und da vom Stoff überwältigt wird, anstatt ihn zu beherrschen, dann müssen wir wenigstens sehen und fühlen, daß er sich nur für den Augenblick vergißt, es nicht für sein Recht oder gar für einen Vorzug hält, uns anstatt Fleisch und Blut eines poetischen Gebildes das klappernde Gerippe geschichtlicher Abhandlungen oder Notizen zu geben. Im übrigen sind seinem Genius keine Schranken gesetzt; wie er es anfängt, uns in die poetische Mitte der Dinge hineinzuführen und für seine Gestalten zu erwärmen, kann ihm völlig überlassen bleiben; selbst eine Anlage, die ihn zwingt, seine Handlung über ein ganzes Menschenalter auszudehnen, kann zwar bedenklich, braucht aber nicht von vornherein verwerflich zu sein.

Der geschichtliche Stoff, den Dahn in seinem neuesten Roman poetisch zu gestalten unternimmt, ist in seiner Macht und Ergiebigkeit schon von einer ganzen Reihe von Dichtern vor ihm erkannt worden. Auch Schiller hat sich längere Zeit mit dem Plan zu einer Tragödie oder einem Gedicht über Julianus Apostata getragen; noch in neuester Zeit hat der Norweger Henrik Ibsen in dem zweiteiligen Drama „Kaiser und Galiläer" den Versuch des römischen Imperators, in die Speichen des rollenden Weltrads zu greifen und es zurückzuzwingen, in seiner Weise erfaßt und dargestellt. Die Gestalt Julians des Abtrünnigen, des Kaisers aus dem Hause Konstantins, der die von seinem Ahnherrn dekretirte Erhebung des Christentums zur römischen Staatsreligion mit allen Mitteln und um jeden Preis wieder zu beseitigen sucht, ist von einer gewaltigen Tragik, gleichviel ob ihr der Darsteller den Schwung der Empfindung leiht, der die „Götter Griechenlands" durchströmt, oder ob er die Berichte der erbitterten Christen, die den Gegner im Philosophenbart und Philosophenmantel nicht herb genug karrikiren können, für wahr hält. In dem einen wie in dem andern Falle wirkt die Erscheinung des Abtrünnigen tragisch, im letztern um so mehr, wenn der Mann, der nach der natürlichen Kraft und Schönheit der antiken Welt lechzt und diese mit Gewalt zurückführen will, selbst ein verbildeter, von Eitelkeit zerfressener, aller Frische und allen Schwunges entbehrender Pedant ist. Nicht in der Gestalt des Helden liegt die ungeheure Schwierigkeit, die dieser Stoff jedem Dichter entgegensetzt, sondern in der Darstellung der Welt, in der Julian lebte, mit der er rang, an der er zerbrach. Das nächste, was von dieser römischen Welt notwendigerweise dargestellt werden muß, ist die Entartung der seit einem Menschenalter zur Alleinherrschaft erhobnen christlichen Kirche, die den Haß des Kaisers gegen die „Galiläer," besonders gegen die christliche Priesterschaft verständlich macht. Und doch liegt hierin die größte Gefahr; ein Dichter, der nur mit den Augen seines Helden sieht, ist nicht imstande, die Lebensfülle, die innere Macht und unwiderstehliche Anziehungskraft, die die christliche Lehre daneben bewährt haben muß, zu erfassen. Es ist unsäglich schwer, die beiden sich kreuzenden Strömungen in dem geistigen Leben und Weltleben des vierten Jahrhunderts zur deutlichen Anschauung zu bringen und damit den allein wirksamen Hintergrund für die tragische Gestalt Julians zu schaffen. Auf der einen Seite dürfen die wüsten Kämpfe der Sekten und Parteien, die Verzerrungen der Askese, die Heuchelei und Habsucht der Lippenchristen, die verhängnisvolle Gleichgiltigkeit gegen das Reich und dessen Macht und Herrlichkeit nicht fehlen, auf der andern muß man doch empfinden, warum der neuen Religion trotz allem die Zukunft gehört, und warum alle Quellen der Hoffnung, des Trostes und des Heils aus ihr springen. Nimmt man hinzu, daß außerdem ein überzeugendes Gemälde der Größe des Römerreichs, jener Größe, in der der Totenwurm nagt, unerläßlich ist, so ist klar, daß die poetische Wiedergabe, die Belebung und Beseelung eines so wunder-

baren historischen Vorgangs, wie die zweijährige Kaiserherrschaft Julians und seine mißglückte Wiederbelebung des Heidentums, ein Ziel ist, hinter dem man mit Ehren zurückbleiben darf.

Aber das Ziel muß wenigstens fest ins Auge gefaßt und der richtige Weg dazu eingeschlagen sein, es darf nicht von vornherein auf die poetische Erfindung in großem Sinne verzichtet werden, der Dramatiker oder Erzähler darf nicht den Schwierigkeiten der Aufgabe aus dem Wege gehen und, das Zeichen für die Sache setzend, sich mit der Wiedergabe unverarbeiteten, dichterisch nicht bezwungnen Stoffes begnügen. Wir dürfen nicht, statt eines geschichtlichen Romans, eine von ausgeführten Szenen und Einzelheiten durchsetzte Biographie Julians des Abtrünnigen erhalten, statt eines Kunstwerks eine jener Zwitterbildungen, die an gewisse barbarische Bauten erinnern, in denen zwischen Ziegeln und ungebranntem Lehm einzelne schön behauene Werkstücke und Trümmer alter Bildwerke eingemauert sind. Die Stileinheit, die in jedem groß und mit breitem Hintergrunde angelegten Werke unerläßlich ist, darf nicht dadurch erreicht werden, daß die Darstellung grundverschiedner Lebensverhältnisse und einer bunten Mannichfaltigkeit von Szenen einunddenselben oratorischen Zug aufweist. Alle diese Forderungen scheinen so einfach, so durchaus in der Sache begründet, daß wir uns ihres Gewichts erst bewußt werden, wenn wir sehen, daß ein vielgelesener Dichter, ein gebildeter und geistvoller Mann nicht eine einzige dieser einfachen Forderungen erfüllt, in einer aus flüchtigen Phantasiestücken mit stark theatralischer Pose und langen historischen Berichten zusammengesetzten Komposition, in einem von außen her gemachten, statt von innen heraus gezeugten Buche dem mächtigen und eigentümlichen Stoff auf keine Weise gerecht wird. Dahns „Julian der Abtrünnige" enthält natürlich zu viele Einzelheiten, die von einer gewissen Poesie umhaucht sind, und schließt eine zu umfassende Kenntnis der römisch-griechischen wie der germanischen Welt im Zeitalter des Reichsverfalls und der Völkerwanderung in sich ein, als daß er schlechthin leer und langweilig genannt werden dürfte. Aber wenn etwas geeignet ist, die Behauptung unsrer Gegner zu rechtfertigen, daß der historische Roman (und alle historische Dichtung) nur eine rasch abwelkende Scheinblüte gehabt habe, daß es mit dieser Pseudopoesie sichtlich und verdientermaßen zu Ende gehe, so sind es Werke wie dieser „Julian." Drei Bände von 284, 489 und 603 Seiten geben dem Verfasser wahrhaftig vollen Spielraum zur äußerlichen wie innerlichen Belebung des Stoffs. Aber er läßt diese auf sich beruhen, er begnügt sich damit, den zahlreichen Lesern, die etwas mehr über Julian Apostata wissen wollen, als sie in ihrer Geschichte des Altertums finden, die gewünschte Belehrung zu erteilen, die Fülle seines Wissens über die Beziehungen der Germanen zu den Römern auszubreiten und in die Mitte seiner Gestalten, neben den nach Göttern lechzenden Julian, den salischen Franken Merovech-Serapio, den germanischen

Königssohn mit griechisch-römischer Bildung zu stellen, der weder an die Götter der Heiden, noch an den Gott und Heiland der Christen, sondern nur an die „Notwendigkeit" und „sein Volk" glaubt, der „vor den Philosophemen, auch vor denen des Plotinus und des Maximus, so wenig die Waffen streckt, wie vor Moses oder dem Galiläer oder den holden Fabelgöttern." Das ist die Figur, die Dahn mit sichtlicher Vorliebe in die Mitte der Darstellung rückt, und die dem Leser gleichsam als Bürge dafür dienen muß, daß den Germanen die Zukunft gehört. Nebenbei gesagt, ist es eine wunderbare Vorstellung, daß unsre Altvordern oder auch wir die Welt bezwungen hätten, weil wir glaubenslose Philosophen gewesen und noch seien; aber schließlich handelt es sich um die Zeit Julians und nicht um die spätere Entwicklung Germaniens, und wir können diesen Prinzen Merovech-Serapio als eine Besonderheit mehr in dem tollen Wirbel hellenischer Mystosophen, christlicher Heuchelpriester, ägyptischer Thaumaturgen und bei Wodan und Donar schwörender Germanen hinnehmen.

Die größte dichterische Arbeit, die mit der Gestaltung dieses Stoffes verbunden gewesen wäre: das Weltbild, auf dessen Hintergrunde die persönliche Entwicklung, die Thaten und Schicksale des Cäsars und Imperators Julian nicht bloß möglich und glaublich, sondern auch verständlich und menschlich ergreifend werden, hat sich der Verfasser dieses Romans von vornherein gespart. Wir sagen: das Weltbild, die Schilderung des Lebens, nicht nur weniger gespannter, gleichsam dramatischer Momente, weniger Spitzen, die klar und deutlich aus einem wogenden Nebelmeer herausragen, nein des Gesamtdaseins, auf das selbst der Tragiker in aller Gedrängtheit seiner Kunstform einen deutlichen Ausblick eröffnen müßte (beiläufig gesagt, liegt vielleicht hier ein Grund, warum so manche dramatische Dichter Julian den Abtrünnigen als Helden eines Trauerspiels ins Auge gefaßt und dann doch von dem verlockenden Stoff abgesehen haben), das aber von dem Romandichter, der uns in diese Welt versetzt, mit allem Recht gefordert wird. Wir wollen und müssen wissen, wie die Menschen, an deren Schicksalen wir Anteil nehmen sollen, gelebt haben, nicht bloß in Augenblicken erschütternder Wandlungen, in außerordentlichen Situationen, nein gestern, heute und morgen. Daß dies gerade für diese verworrene gährende Zeit des Verfalls seine besondern Schwierigkeiten hat, haben wir schon zugestanden. Aber Dahn speist uns lediglich mit Nebelbildern ab. Er setzt gewissermaßen eine allgemeine und umfassende Kenntnis der Zustände des Reichs, seiner Städte und Landschaften, der sämtlichen Einrichtungen und täglichen Gebräuche, der tausend Einzelheiten dieses reichen Weltbildes voraus und bereichert diese Kenntnis nur durch eine Reihe gelegentlicher Züge. Aber auf diese Weise wird nichts rund, nichts ganz, nichts deutlich plastisch und leuchtend farbig, wir kommen aus dem Widerspruch theatralischer Gruppen und Szenen und blasser, phantasieloser Weiterführung der Lebensgeschichte Julians nicht

heraus. Wir wollen uns nur an das vorliegende Buch halten, sonst läge die Versuchung nahe, dieses eigentümliche Auf und Ab auch in dem gepriesenen und in der That wertvollern „Kampf um Rom“ nachzuweisen. Soviel ist gewiß, daß der Dichter die epische Langeweile auf die wohlfeilste Weise vermeidet, indem er auf die epische Breite, die poetische Spiegelung des Zuständlichen und Wirklichen von vornherein verzichtet. Wenn das Buch dennoch ausgedehnt genug worden ist, so liegt das daran, daß Dahn die rhetorische Breite nicht scheut. Der philosophisch-theosophischen Bildung Julians, dem Streit über seine innere Entwicklung, dem Nachweis seiner Sophisten- und Autoreneitelkeit sind langatmige Kapitel gewidmet. Der Verfasser wird sagen, daß diese endlose Wohlredenheit zur Charakteristik der Zeit und der Gestalt gehöre. Das könnte man bei Julian und Lysias gelten lassen, aber alle, alle haben das kurze und knappe Reden verlernt, außer wenn sie Pose machen, wo sie dann in der Regel einen schlagenden oder dröhnenden Abgang finden. Wie es an einfachen, starken und ausgiebigen poetischen Motiven fehlt — eine Anzahl vorhandner läßt der Verfasser verkümmern —, so fehlt es auch an dem einfachen und überzeugenden Ausdruck echter Empfindung. Der Zwiespalt zwischen dem jungen, eben zum Cäsar des Imperators Konstantius erhobnen, schon völlig vom aufgezwungnen Christentum abgefallnen Julian und seiner schwergeprüften, christlich gebliebnen Mutter, wie er schon am Schluß des ersten Bandes hervortritt, könnte rührend und ergreifend wirken, wäre nicht auch diese Glaubenstreue, dieses Christentum der edeln Matrone ein Deus ex machina, hätten wir irgend einen klaren Begriff, wie die Seele dieser Frau durch die Verdunklung furchtbarer Leiden und unchristlicher, ihr von Christen zugefügter Scheußlichkeiten hindurch ihren Heiland unverlierbar gefunden hat. Die Mutter steht das ganze Buch hindurch dem abtrünnigen Sohn als eine Warnung, eine drohende Mahnung gegenüber; wenn wir das aber mitempfinden und uns nicht ganz und gar auf die Seite Julians schlagen sollen, müßte sie uns eben menschlich näher gerückt werden, als durch die Pose einer mater dolorosa. Und ein ähnlicher Mangel waltet überall. Der Verfasser weiß viel zu gut, was zur poetischen Verkörperung von einem Stück Welt und Leben gehört, als daß er nicht Ansätze dazu machen sollte. Aber immer wieder giebt er das Zeichen statt der Sache, es ist, als ob es ihm die Bilderschrift altchristlicher Erstlingskunst angethan gehabt hätte: der Weinstock, der Fisch, das Schiff, das Lamm statt des Erlösers, der Kirche, der Jünger, der Gemeinde. Oder er hält die langen, fruchtlosen Erörterungen zwischen Julian und Merovech, die breiten Schlacht- und Gefechtsschilderungen in der That für wichtiger, als die Lebensseiten, in denen alle echte Poesie wurzelt, und weiß gar nicht, welch äußerlichen Anstrich er bei allem Streben nach geistreicher Innerlichkeit seinem „Julian“ damit giebt.

Und dazu nun drei Bände lang der unerträgliche Wechsel zwischen dem

Ton einer halbdramatisirten Erzählung, der gelegentlich einen förmlichen Balladenrhythmus annimmt, und dem Tone der Abhandlung, des historischen Essais. Oft, namentlich im zweiten Bande, ist die Abhandlung noch in Briefe Julians an seinen Vertrauten Lysias verkleidet, aber schlecht verkleidet, unzähligemal tritt er in kleinen Sätzen hervor. Und wenn zum Beispiel (Bd. 2, XXIII) in der Schilderung der Schlacht bei Straßburg erzählt wird:

Übermenschliches hatten sie geleistet länger als fünf Stunden.

Aber nun war es zu Ende.

Atemlos, mit erschöpfter Kraft, keuchend, lechzend vor Staub und Durst, waren sie — nach allzu langem Sturmlaufen und Sturmschreien! — endlich vor dem festgegliederten Viereck der Bataver angelangt.

Gegen diese Kernschar führten sie nun ihren verzweifelten Stoß: grimmig nahmen sie den ungleichen Kampf auch gegen diese ganz frischen Truppen auf: der Rückhalt unverbrauchter Kräfte, die Merovechs einfache List aufgespart, betrug noch nicht zweitausend Speere.

Und doch stürmten auch diese Keilhaufen heran, „als wollten sie," so schreibt nach Angabe von Augenzeugen Ammian, „in einem Anfall von Raserei alles Widerstehende vernichten." Die Römer kannten ihn, diesen furor teutonicus, es war der kampfesmutige Wodan, der Gott ihres eignen Heldenzorns, den die Germanen in solchen Augenblicken in sich spürten u. s. w.

so fragt sich auch der unbefangenste Leser, ob er hier nicht ein Stück eines kriegsgeschichtlichen Aufsatzes vor sich habe.

Oder wenn (Bd. 3, X) zu lesen ist, nachdem wir unmittelbar vorher eine Ansprache des Imperators Julian an die Helleniſten und Christen haben verlesen hören, die uns schon hinlänglich belehrt hat, daß Julian nach Schönheit bei Herstellung des heidnischen Götterdienstes verlangt:

Mit ganz besonderm Eifer gab sich der „Erneurer der Götter" der Erneuerung des Schönen hin, das von jeher mit der Verehrung der Olympier und von da aus über das gesamte Leben der Hellenen und der Römer so viel Schimmer verbreitet hatte.

Die künstlerischer angelegte Seele Julians — mit allen Fehlern dieses Vorzugs reich behaftet — fühlte sich von dem Christentum, abgesehen von dem Inhalt der Lehre, abgestoßen durch das düstere, freudlose, ja der schönen Form feindliche in der Gestaltung des Gottesdienstes „der Gräber," wie er grollte [!].

Noch gab es keine eigenartige christliche Kunst: die Gotteshäuser, die Basiliken waren ja ursprünglich zu weltlichen Zwecken bestimmt gewesen, und weder von christlicher Tonkunst noch von christlicher Malerei konnte damals die Rede sein, am wenigsten aber von christlicher Bildhauerei, die ja von dieser Religion — schon wegen der naheliegenden Versuchung zur Darstellung des Nackten, d. h. des durch die Erbsünde verteufelten Fleisches — geraume Zeit streng abgewiesen und verworfen ward.

Der Künstler in Julian empfand von den mancherlei Unbilden, die unter Konstantius dem Heidentum von der bei Hofe begünstigten Lehre zugefügt wurden, am bittersten, daß gar oft christliche Eiferer aus Glaubenswut, aus totfeindlichem Haß gegen das Schöne, aus Furcht vor dem verführerisch schönen Sinnlichen, oft aber auch ganz einfach aus Habsucht, aus Raubgier die schönsten Kunstwerke der

Antike, Bildsäulen der Götter und Göttinnen, Reliefs, Mosaiken, Gemälde, zumal (?) aber zahllose Gebilde des Kunsthandwerks, die Darstellungen aus dem Götterglauben darwiesen, doch auch wohl ohne solche fromme Beweggründe oder Vorwände [rechnet Dahn die Habsucht und Raubgier mit zu den frommen Vorwänden?] zerschlagen, verbrannt, ihres Schmucks von Gold, Silber, Perlen, Edelsteinen entkleidet hatten.

Mit unnachsichtiger Strenge ließ der Wiederhersteller der Schönheit diesen entführten Tempelschätzen nachspüren und sie auf Kosten der Schädiger oder Räuber herstellen und an die alten Stätten zurückschaffen.

Aber das meiste blieb doch unwiederbringlich zerstört oder verloren u. s. w.

so ist man doch überzeugt, mindestens ein Blatt aus irgend einer Doktordissertation vor sich zu haben, es fehlen nur noch die gelehrten Anmerkungen.

Auch sonst bereitet der Vortrag und Stil des Romans keinen Genuß. Es ist ein fataler Zug zum Manierismus, ein Bevorzugen des Gespreizten und wieder des Leeren in der Erzählungsweise. Dahn ist doch kein Feuilletonlieferant, der es für einen Gewinn und eine Überlistung seiner Zeitung hält, wenn ihm möglichst viele Halbzeilen als ganze Zeilen bezahlt werden. Aber an zahllosen Stellen seines Romans schreibt er das kraftlose, jede Periodenbildung auflösende, unmotivirte Absätze häufende Plakat- und Leitartikeldeutsch, das ein feineres Ohr und Auge zur Verzweiflung bringen kann. Im dritten Bande, auf Seite 14 und 15, z. B. zählen wir auf zweiunddreißig Zeilen zwölf Absätze und Neuanfänge, im ersten Bande, Seite 128 und 129, auf vierzig Zeilen fünfzehn Absätze; wer sich die Mühe nehmen will, kann noch hundert ähnliche Beispiele finden.

Wir würden um den Stil wahrhaftig nicht rechten (obwohl er mit tiefer liegenden innern Mängeln, mit dem Unorganischen des ganzen Werkes zusammenhängt), wenn sich nur eine tiefere Befriedigung an der ganzen Erfindung und der mit der Erfindung mehr zusammengeschweißten als verschmolzenen Wiedergabe der geschichtlichen Überlieferung gewinnen ließe! Mit dem theatralischen Element in diesem „epischen" Gedicht steht es in Einklang, daß der Verfasser, der doch auf psychologische Wahrheit und Wahrscheinlichkeit Gewicht legt, gelegentlich ganz unmögliche Dinge geschehen und aussprechen läßt. Der Dichter kann es ja nie ganz vermeiden, Regungen, die nur in dem versteckteſten Winkel der menschlichen Seele vor sich gehen und wirken, auch auszusprechen. Aber dann müssen es gedrängte, blitzartig aus dem Dunkel der Seele hervorbrechende Worte sein, die eine verborgne Pein oder Selbsterkenntnis enthüllen. So breit und nackt, wie es der Imperator Konstantius in dem Selbstgespräch mit sich thut (Bd. 1, S. 174 bis 177), stellt sich kein Heuchler und keine Memme dieses Schlags an den moralischen Pranger; so schauspielerisch-phantastisch, wie sich Julian in mehr als einer Situation benimmt, zeigt sich auch ein träumender Pedant nicht; so offen gehässig, wie Lysias hie und da herausbricht, wird sich der schlangenkluge Mystagog vom Nil nie vor sich selbst, geschweige

vor andern gebahrt haben. Selbst der an sich ganz richtig empfundnen, aller Menschenfurcht entkleideten Apostelkühnheit des Athanasius ist, wie er Julian gegenübertritt, ein schauspielerisches Element der Herausforderung beigemischt, das nicht zu dem andern zu stimmen scheint. Bis in die Schilderungen, bis in das Kommen und Gehen der Gestalten hinein empfinden wir etwas unlebendiges, gewaltsam angespanntes; es ist, als ob Dahn den großen Schwierigkeiten der Aufgabe, die in der Ferne der dargestellten Zeit und Kultur liegen, durch einen überall untergeschnallten Kothurn zu begegnen suchte. Jedesmal, wenn uns ein Hauch unmittelbarer Natur labt — und das geschieht in der über Jahre hingedehnten Fülle der Begebenheiten, wenn auch nicht häufig, so doch hie und da —, kommt das Bewußtsein, welche Riesenaufgabe es ist, ein überbildetes, der tiefsinnigen Grübelei und der hohlen Phrase hüben und drüben anheimgefallnes Zeitalter des Scheins entkleiden, in seiner Wahrheit darstellen zu sollen. Ein viel robusterer und tieferer Dichter als Dahn, Charles Kingsley, ist in seiner „Hypatia“ dieser Gefahr des Scheins nicht ganz entgangen, aber der Verfasser des „Julian“ ist ihr sozusagen in den Rachen gesprungen.

Wir könnten noch lange fortfahren, würden aber schließlich immer bei demselben Ergebnis anlangen. Wo soll Hoffnung für den historischen Roman, für seine allein berechtigte Geltung als einer dichterischen Gattung herkommen, wenn die, die sich als seine Meister ehren lassen, von vornherein die besten Wirkungen, die möglich sind, gar nicht erstreben und sich mit dem Lobe begnügen, daß sie Dinge verständlich oder ziemlich verständlich gemacht haben, die mit andern Mitteln als poetischen eben auch und vielleicht besser verdeutlicht werden können? Was soll werden, wenn das Publikum an diesen Schaustücken übersättigt ist und schließlich auch Schöpfungen, denen ein festerer Kern und ein stärkerer poetischer Trieb innewohnt, in die gleiche Verurteilung einschließt? Einstweilen und so lange sich nicht andre Werke siegreich über diese Art von geschichtlichen Romanen erheben, bleibt das Wort des Propheten in Kraft: „Seine Widersacher schweben empor, seinen Feinden gehets wohl!“

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Unsre Kolonien. Gäbe es im deutschen Reich eine geschichtswissenschaftliche Gesellschaft, die über neue Preisaufgaben in Verlegenheit wäre, so könnte man ihr folgende vorschlagen: Wie lange pflegt die Begeisterung für einen neuen Gedanken, der das deutsche Volk erfüllt, vorzuhalten?

Wenn man unsre Geschichte von Anfang an durchgeht, so findet man, daß die Begeisterung nie sehr lange anhält. Der Leser mag sich einmal einen Zeitabschnitt der alten oder der neuen deutschen Geschichte herausnehmen und die Probe machen. Die Kolonialpolitik fing mit großer Begeisterung an denn die Freude über die errungne Einheit war längst zum Teufel gegangen. Die Nörgelei auf allen Gebieten, Kulturkampf und Sozialdemokratie, Steuermoloch und Militarismus — und wie die Schlagworte der Unzufriednen heißen — hatte dem deutschen Volke längst die Begeisterung am neuen Reich verleidet. Da erfand der Meister der Staatskunst den Kolonialgedanken, und von Fels zu Meer jauchzte das Volk über Kamerun und Angra Pequena. Auf den Jahrmärkten wurden Taschentücher mit der afrikanischen Karte verkauft, Neger als Leuchter oder Aschenbecher und ähnliche Erzeugnisse des geistreichen deutschen Kunstgewerbes standen in allen Schaufenstern, es bildeten sich Kolonialgesellschaften, in denen jedes Mitglied für 5 Mark Jahresbeitrag das Recht erhielt, auf die Engländer und Franzosen zu schimpfen, weil sie uns nicht genug von Afrika übriggelassen hatten, und endlich wurde gegen die Regierung losgezogen, daß sie „ohne koloniales Programm“ regiere, gegen die Nachbarn zu nachsichtig sei und aus Ostafrika nicht in einem halben Jahre ein Indien gemacht hatte.

Gegen solche Kolonialpolitik anzukämpfen war den Herren Richter, Bamberger und Bebel ein leichtes. Sie verlangten, daß Vanille, Tabak, Kaffee und Kakao so schnell wachsen sollten wie die Kartoffeln, thaten so ungeberdig und machten einen solchen Radau, daß die armen Kolonialschwärmer, die zunächst mehr als ihren Rausch nicht zu bieten hatten, ganz kleinlaut wurden, und die Regierung selbst zaghaft blieb. Auch die gewissenhafteste Gerechtigkeit kann nicht anders, sie muß bekennen, daß sich Fürst Bismarck die Kolonien ganz anders dachte. In Kamerun waren schon seit Jahrzehnten deutsche Kaufleute thätig, die, unbehindert durch Gesetz und Verordnung, mit den Schwarzen gute Geschäfte machten. Die deutsche Regierung brauchte bloß mit einem Kriegsschiff nachzufolgen und einen Gouverneur zu bestellen, so war die Kolonie fertig. Aber so ging es nicht überall. In Ostafrika war ein mohammedanisches Reich zu erobern. Da war der Sultan von Sansibar, Buschiri und Bana Heri zu bekämpfen. Dazu genügte kein einzelnes Kriegsschiff und keine Gesellschaft für Kolonisation, deren Vorstand jede Woche in Berlin beim Biere beriet. An allen Grenzen unsrer weit auseinandergerissenen Kolonien tauchten Engländer und Franzosen auf, die den deutschen Michel, wenn er zugreifen wollte, auf die Finger schlugen und ihn mit Verträgen übers Ohr hieben. Die Sache langte nicht recht; man stritt sich in Deutschland um die Frage, welches Kolonialsystem eigentlich das richtige sei, das englische, wonach alles in den Händen der Privaten liegt, oder das französische, wonach die Regierung alles thut. Man wählte bei uns keines von beiden, d. h. weder die Regierung noch die Einzelnen thaten etwas. Wer ein Stück Feld erhält und nichts darauf verwendet, der kann keinen Vorteil daraus ziehen; das weiß Vetter Michel ebenso gut wie Vetter Jürge. Aber von Afrika hatte man so etwas gehört, als ob da Datteln und Feigen den Leuten ins Maul wüchsen. Also that man nichts weiter, als daß man die Kolonien durch Beamte und Offiziere regierte, man hoffte in dem schwarzen Erdteil auf den ewigen Frieden und war stolz, wenn infolge einer allgemeinen Sammlung zur Verbesserung der Viehzucht ein Merinoschaf nach Südwestafrika geschickt wurde. Ich gäbe sonst was drum, wenn ich hätte sehen können, wie sich die Engländer, Holländer und Franzosen bei dem Anblick dieses Gebahrens ins Fäustchen gelacht haben. Sie waren klug genug, es nicht zu zeigen. Während die Deutschen

systematisch an der Küste vorgingen und mit ihren Pfennigen den schwarzen Kontinent zu gewinnen dachten, zogen Frankreich und England mit Millionen ins Innere und schnappten dem armen Deutschen die fettesten Bissen vor dem Munde weg, wenn sie überhaupt fett waren. Das gab in Schwaben und am Niederrhein Gelegenheit zu neuem Geschrei. Die Regierung suchte den überseeischen Unternehmungsgeist durch alle Mittel anzustacheln; Privilegien, Orden und Kommerzienräte gingen daraus hervor, aber mit der Anlegung von Plantagen und Faktoreien ging es nur schwach vorwärts. Die Agrarier hatten kein bares Geld, die Kapitalisten zogen den Gewinn an der Börse vor, und die Hanseaten machten lieber in fremden Kolonien die durch Jahrhunderte gewiesenen Geschäfte, als daß sie in den jungfräulichen Boden von Deutschafrika etwas nennenswertes hineinsteckten.

Wer einmal die Geschichte dieser Kolonialpolitik schreiben wird, der wird die Feder in sein Herzblut tauchen und Pritsche und Geißel schwingen müssen — freilich dann nicht mehr gegen Körper, sondern gegen Schatten.

In dem Realismus der Zeit, in dem wirtschaftlichen Kriege aller gegen alle, in der Sucht der Zersplitterung war in den letzten zehn Jahren die Kolonialpolitik zu einem idealen und nationalen Bande geworden, das die deutschen Stämme zusammenhielt und ihren Blick von der Gegenwart, die ihnen der innere Hader verkümmerte, zu einer hoffnungsreichen Zukunft erhob. Was hätte aus dem Gedanken werden können, wenn sich eine verständige Regierung seiner bemächtigt hätte! Aber der deutschen Kolonialpolitik ging es wie der deutschen Dichtkunst: keines Mäcenaten Güte förderte sie. In den ersten sieben oder acht Jahren bewilligte der Reichstag ohne Prüfung die mäßigen Forderungen der Regierung nach einer mehrtägigen Debatte darüber, ob es überhaupt wünschenswert sei, daß Deutschland Kolonien habe. Von großen Parteien wurde diese Frage verneint, was natürlich einen besondern Eindruck auf die Regierungen machen mußte, mit denen Deutschland über ein Stück Afrika verhandelte.

Eine Wendung trat ein, als Ostafrika im Begriff stand, an Buschiri verloren zu gehen. Das konnte man doch nicht zugeben, und so mußte Deutschland Schiffe und einige Millionen anwenden, um die Kolonie wiederzuerobern, und deshalb ziemt es sich wohl, daß dem halsabschneidenden Araber als Erhalter deutscher Kolonien ein Standbild von der dankbaren Nachwelt gesetzt werde. Nach dem vielgeschmähten Vertrag im Jahre 1890 mit England fühlte sich die Regierung verpflichtet, mehr für die Kolonien zu thun. Zur Erhaltung Südwestafrikas bei dem Reich trägt der von Herrn Bebel als Held gepriesene Hendrik Witbooi ein erkleckliches bei, und auch der Aufstand der Dahomeer in Kamerun befestigt unsre Herrschaft durch die Gründung einer seit zehn Jahren notwendigen Schutztruppe. Augenblicklich sind wir jedenfalls über das Stadium hinausgekommen, wo noch ernstlich von Vertretern des Volks die Frage erörtert werden kann, ob Deutschland Kolonien haben solle.

Über dieser Lösung sind zehn Jahre vergangen. In diesem Zeitraum hat man sich allmählich überzeugt, daß die deutschen Kolonien nicht bloß Sandwüsten und Fieberlöcher sind. Mit mehr oder minder Unverstand — denn wo sollte die Erfahrung herkommen — wurde auch Kapital in die afrikanische Erde gesteckt, und es zeigte sich, daß die Aufwendungen Nutzen versprechen, wenn auch nicht in so kurzer Zeit, wie ein Termingeschäft an der Börse. Auch die Regierung regierte weiter, wenn auch mit mehr oder weniger Ungeschick, denn wo sollte sie tüchtige Kolonialbeamte herbekommen; und auch der Reichstag bewilligte mehr oder weniger geringe Summen, denn wo sollte er das Verständnis und das Interesse

hernehmen; auch ein mehr oder weniger unerhebliches Hinterland wurde für jede Kolonie gewonnen, denn wo sollten Mittel und Menschen herkommen. Das befriedigt nicht einmal die Kolonialfreunde, die für 5 Mark Jahresbeitrag viel mehr von Afrika zu beanspruchen das Recht haben. Der Regierung wird Weisheit und Geschick abgesprochen, und mit Recht; aber auch aus den mehrtägigen Debatten des Reichstags wird sie nur wenig Weisheit schöpfen können, wenigstens nicht genug, um damit regieren zu können.

„Deutschland steckt noch in den kolonialen Kinderschuhen." Dieses Wort eines Engländers ist nur zu wahr. Bei anständiger Behandlung hätte der deutsche Kolonialjunge viel schneller wachsen können. Aber die Stiefeltern haben es an der rechten Pflege fehlen lassen; den Nachbarkindern ist es besser gegangen. Trotzdem läßt sich der deutsche Michel nicht unterdrücken; er ist oft so tückisch, andre für sich sammeln zu lassen und dann zuzugreifen (siehe Elsaß-Lothringen). So wird sich auch trotz allem, was geschehen und nicht geschehen ist, das deutsche Volk seine kolonialen Hoffnungen nicht nehmen lassen.

Die Archivlaufbahn. Am 14. Februar kam im preußischen Abgeordnetenhause auch der Archivetat zur Besprechung. Man konnte dabei Wunderdinge hören über die Besoldung der Archivbeamten; sie sind von allen akademisch gebildeten Beamten thatsächlich am schlechtesten gestellt. Man könnte sie die Stiefkinder des preußischen Staats nennen, denn an sie wird gar nicht gedacht, während alle andern Beamtenklassen doch wenigstens Anfänge zur Besserung aufzuweisen haben.

Ein junger Mann, der sich dem Archivdienst widmen will, muß Geschichte studirt haben. Nachdem er acht Semester auf der Universität zugebracht und seiner Dienstpflicht im Heere genügt hat, meldet er sich zum Archivdienst und wird dann nach zwei- bis dreijähriger Wartezeit zugelassen, aber erst als Hilfsarbeiter. Auf seine wirkliche Anstellung hat er noch sechs bis acht Jahre zu warten, sodaß er bis dahin über dreißig Jahre alt wird. Er sollte nun imstande sein, eine Familie zu gründen, aber sein Anfangsgehalt ist so niedrig bemessen, daß er so hochfliegende Pläne nicht fassen darf. Mit 1800 Mark wird er angestellt, und sein Gehalt steigt in Zwischenräumen von drei Jahren auf 4500 Mark. Diese höchste Summe, die um 900 Mark hinter dem höchsten Gehalt eines Oberlehrers zurückbleibt, erreicht er also nach vierundzwanzig Jahren. Selbst der Vorstand eines Archivs in der Provinz wird nicht höher bedacht trotz seiner verantwortungsvollen Stellung, und obgleich er als Chef seiner Behörde doch auch einige „Repräsentationspflichten" hat.

Hiernach kann man sich eine Vorstellung davon machen, wie schwierig es für einen Archivbeamten ist, sich in seiner Stellung zu behaupten. Er muß notgedrungen litterarische Arbeiten machen, die ihm oft nur allzu schlecht gelohnt werden, besonders wenn er sich in einer Stadt wie Koblenz, Aurich, Osnabrück, Stettin u. s. w. befindet, wo keine wissenschaftliche Bibliothek ist, sodaß er sich alle nötigen Bücher aus der nächsten Universitätsbibliothek kommen lassen muß.

Der Abgeordnete Professor Paasche machte darauf aufmerksam, daß die Subalternbeamten in dem Archiv bisweilen bedeutend besser gestellt seien als die Archivare. So bezieht einer dieser Herren in Berlin die Summe von 5400 Mark, die für einen akademisch gebildeten Beamten ganz unerreichbar ist, ein andrer ebenfalls in Berlin 4200 Mark u. s. w. Das sind glänzende Gehalte in den Augen manches armen Archivars, der sich und seine Familie mit 2600 bis 3000 Mark ernähren soll und gezwungen ist, in einer der teuern Städte des Westens zu leben.

Daß die Archivbeamten Gleichstellung mit den andern akademisch gebildeten Be-

amten verlangen können, ist doch wohl nicht zu bestreiten. Trotzdem geschieht nichts für sie. Man vertröstet sie immer wieder auf die Zukunft, obgleich die Summe, die zur Aufbesserung nötig wäre, bei der kleinen Zahl der Beamten sehr gering ist.

Hoffentlich dienen diese Zeilen dazu, manchen jungen Mann, der kein Vermögen hat, und der nicht die Mönchsgelübde abgelegt hat, vor der entsagungsvollen Laufbahn eines Archivbeamten zu warnen, er müßte denn gerade Schreiber in der Kanzlei werden wollen, wo er es ohne Schule und Universität herrlich weit bringen kann.

Zum Wagnerkultus. Zu welchen Mitteln der geschäftsmäßige Wagnerkultus greift, um die erlahmende Teilnahme für den „Meister" immer aufs neue anzustacheln, davon haben wir in der letzten Woche in Leipzig ein fast unglaubliches Beispiel erlebt. Einer der Herren Musikschreiber des Leipziger Tageblatts, ein gewisser Herr Pfau, erlaubte sich eine Besprechung des Gewandhauskonzerts vom 8. Februar mit folgender Bemerkung zu schließen: „Mit Befremden ersehen wir aus dem Programm zum nächsten (18.) Abonnementkonzert (am 15. Februar), daß man Richard Wagners Todestag (13. Februar) anscheinend vorübergehen lassen will, ohne desselben hier in Leipzig, als (!) in der Geburtsstadt des Meisters, zu gedenken; hoffentlich bedarf es nur dieser Anregung, um das Gegenteil zu erzielen!" Eine Woche später, in der Besprechung des nächsten Konzerts, berichtete derselbe Herr, daß ihm von der Direktion der Gewandhauskonzerte ein Schreiben zugegangen sei mit der Mitteilung, daß bereits beim Entwurf der Programme im Hinblick auf die Nähe von Wagners Todestag für das Konzert vom 22. Februar das Vorspiel zum Parsifal in Aussicht genommen worden sei. „Abgesehen hiervon sei es der mannichfachen Rücksichten wegen, die bei Feststellung der Programme zu beobachten seien, nicht möglich und nie Brauch gewesen, konsequent der Todestage aller Meister zu gedenken." Daran erlaubte sich der betreffende Herr Musikschreiber wieder folgende Bemerkung zu knüpfen: „Mit dieser Erklärung hat man sich nun zufrieden zu geben — d. h. es bleibt nichts andres übrig, als es zu sein. Ob sie in allen ihren Einzelheiten stichhaltig ist, kann freilich als eine andre Frage betrachtet werden; denn einerseits dürfte es keine besondern Schwierigkeiten verursacht haben, wenn man noch kurz vor dem betreffenden Konzert — wie das anderwärts und wohl auch hier schon oft geschehen ist — eine Orchesternummer eingeschoben oder eventuell (!) umgeändert hätte, andrerseits könnte man gerade mit Richard Wagner in Leipzig, als der Geburtsstadt des Meisters wohl eine Ausnahme machen und alljährlich in dem Gewandhauskonzert der betreffenden Februarwoche, in die sein Todestag fällt, ein Werk von ihm zur Aufführung bringen. Doch das sind persönliche Ansichten von Pietät, über die sich vielleicht streiten läßt, wir wollen daher über diese Angelegenheit nicht länger disputiren und geben es jedem Leser persönlich anheim, sich sein Urteil über dieselbe zu bilden. Sagt doch der große Wagner (!) selbst, um dessen Willen hier dieser kleine Streit entbrannt ist, in seinen Meistersingern: »Laßt das Volk auch Richter sein« — und wir glauben, daß er, wie immer, so auch damit Recht gehabt hat! Was wird das »Volk,« d. h. in diesem Falle das musikliebende Publikum unsers Leipzig, nun dazu sagen, daß man gestern den Wagner vergessen konnte, wie wird es richten? Qui vivra, verra!" Das Konzert, das sich Herr Pfau leider so hatte mit anhören müssen, bestand übrigens aus der vollständigen Musik zum Egmont von Beethoven und der B-dur-Symphonie von Schumann — freilich ein schwacher Ersatz für das Vorspiel zum Parsifal.*)

*) Zu dem Finale der Symphonie bemerkt, nebenbei gesagt, Herr Pfau, daß es „frohe, fast sündhaft optimistische Lebenszuversicht atme!" Solchen albernen Schwatz wagt man dem Leipziger Publikum zu bieten!

Am 26. Februar nun brachte das Leipziger Tageblatt folgendes angebliche Eingesandt: „Das für den 22. Februar von der Direktion des Gewandhauses in Aussicht genommene Vorspiel zu Parsifal findet sich nicht auf dem Programm. Die Schwierigkeiten, welche schon der bekannte von Herrn Pfau veröffentlichte Brief betonte, waren also leider unüberwindliche (che!). Man darf sich nun doch wohl bei der Direktion nach der Art dieser Schwierigkeiten erkundigen. Besser wäre es freilich gewesen, die Direktion hätte sich unaufgefordert darüber geäußert, warum sie den Vorwurf der Pietätlosigkeit gegen die Manen Richard Wagners, welchen breite Schichten des Gewandhauspublikums gegen sie erheben, auf sich zu nehmen gezwungen war. Denn in einer Zwangslage scheint sich ja die Direktion zu befinden, wenn man nicht gerade annehmen will, daß durch bloße Redensarten eine berechtigte Forderung des Publikums beschwichtigt werden soll. Die musikalische Richtung der Direktion und des Leiters der Konzerte in Ehren! Aber ihr Geschmack allein ist doch nicht maßgebend. Seit Jahren ist der Wunsch des Publikums in dieser Beziehung kein Geheimnis. Warum versagt man denn diesem bescheidnen Wünschen, das jetzt erst lauter und lauter wird, die Gewährung? Die Konzerte sind doch auch für das Publikum da und nicht allein für die Omnipotentes der Direktorialloge. Man wird schon zufrieden sein, wenn alljährlich einige wenige der hervorragendsten Wagnerschen Tonschöpfungen zu Gehör gebracht werden. Die Res severa wird darunter nicht leiden und der Charakter unsrer Konzerte nicht gefährdet werden. Bei dem Mangel jeglichen Druckes, den das Publikum auf die Konzertleitung auszuüben in der Lage ist, dürfte es aber längst einer Art von Höflichkeitsakt entsprochen (!) haben, dem Publikum in dieser Richtung entgegenzukommen. Auch jetzt bleibts wieder beim Wünschen, aber das dürfte der Direktion doch nun allmählich klar werden, daß auch sie Pflichten gegen das musikliebende Publikum Leipzigs zu erfüllen hat. Die Konzertsaison ist bald zu Ende; möchten die Stimmen, die sich seit Jahren gegen Schluß derselben erheben und ihre Wünsche mehr oder weniger deutlich zu präzisiren pflegen, nicht wieder bis zum nächsten Jahre ungehört verhallen."

Daraufhin hat die Direktion der Gewandhauskonzerte — nun, was denn? — auf das Programm des 8. März wahrhaftig das Vorspiel zum Parsifal gesetzt und auch noch das „Preislied" des Walther Stolzing aus den Meistersingern!

Die gewerbsmäßige Musikschreiberei ist in Leipzig in den letzten Jahren immer anmaßender geworden. Leute, über deren Herkunft und Bildung niemand etwas weiß, tauchen plötzlich auf, reißen das Maul auf und geberden sich als die musikalischen Erzieher der Stadt, als die Hüter und Wächter des guten Geschmacks, als die einzigen Kenner und Eingeweihten, spielen dabei aufs wohlfeilste die großen Unparteiischen, die Objektiven, indem sie sich heute ebenso heuchlerisch für Mozart begeistern wie gestern für Berlioz, und verteilen Woche für Woche gnädig Lob und Tadel. Aber der Direktion der Gewandhauskonzerte „Pietätlosigkeit" vorzuwerfen, weil sie Wagners Todestag unberücksichtigt hat vorübergehen lassen, das übersteigt denn doch alles bisher Dagewesene.

Wer in Leipzig Wagner hören will, geht ins Theater oder — auf die Wachparade. Dort hat er Gelegenheit gerade genug dazu. In den Gewandhauskonzerten abonnirt kein Mensch, um Wagner zu hören. Wem die Programme nicht gefallen, der braucht ja nicht zu abonniren. Es giebt in Leipzig so viel Leute, die mit Schmerzen auf einen Platz im Gewandhause warten, daß die Direktion um einiger Schreier willen nicht ein Haar breit von ihren Grundsätzen abzuweichen braucht. Offen gestanden: wir begreifen nicht, wie sich die Direktion

so weit hat herablassen können, auf diese dreiste Anzapfung auch nur ein Wort zu erwidern.

Es handelt sich aber hier nicht bloß um die Frage, ob Wagner ins Gewandhaus gehört oder nicht, es handelt sich auch darum, ob der erste beste hergelaufene Pfennigschreiber das Recht haben soll, mit solcher Anmaßung der Leitung eines Kunstinstituts, wie es die Leipziger Gewandhauskonzerte sind, gegenüberzutreten. Warum braucht man nicht sein Hausrecht und weist solchen Herren die Thür? Die Leipziger Gewandhauskonzerte haben über hundert Jahre bestanden und glänzend bestanden, ohne daß eine Zeile über sie geschrieben worden ist. Hängt ihre Existenz etwa jetzt davon ab, daß Woche für Woche dieses Geschreibsel in der Tagespresse darüber erscheint? Weder Herr Kapellmeister Reinecke, noch das Gewandhausorchester, noch der Konzertflügel des Herrn Kommerzienrat Blüthner bedarf allwöchentlich der erneuten Versicherung seiner Vortrefflichkeit. Die gastirenden Geiger und Sängerinnen aber mögen sich, wenn sie solche Zeugnisse für ihr Geschäft brauchen, ihre Leistungen in einem Autograph der Herren Pfau und Genossen bescheinigen lassen. Das „musikliebende Publikum Leipzigs" braucht ihre Weisheit nicht, es urteilt selbst.

Gummiräder. Eben ist die Schulstunde von elf bis zwölf Uhr zu Ende, in der der Lehrer den Kindern, elf- und zwölfjährigen Mädchen, von den reißenden Tieren Indiens, den Tigern und Leoparden, erzählt und unsre Kultur gepriesen hat, die es unmöglich macht, daß ein Mensch sein Leben durch einen dieser heimtückischen, blutdürstigen Räuber verliert, der unversehens aus dem Busche bricht. Die Kinder atmen auf, hören mit halber Andacht das Schlußgebet, stellen sich sittsam ungeduldig in Reihen, und der Lehrer führt sie die Treppe hinab bis an das Gitterthor, das den Schulhof von der Straße abgrenzt. Weiter kann er sie nicht führen, da sie sich vor dem Thor in alle Straßen zerstreuen. Er winkt ihnen einen Gruß zu, ein Knicksen geht durch die ganze Schar, und die ersten treten auf die Straße.

Gleich darauf ein Angstschrei, ein Drängen nach dem Thore. Draußen liegt eins von den blühenden Kindern unter den acht Hufen eines schäumenden Gespanns einer glänzenden Kutsche, die lautlos in die Kinderschar hineingefahren ist! Der Lehrer hebt das Kind auf, dessen zertretner Körper sich in Schmerzen windet. Glücklicherweise haucht es gleich darauf seinen Geist aus. Jedenfalls hat es kurz gelitten. Aber der Lehrer — die Eltern — die Gefährtinnen? — Der Wagen fährt auf Gummirädern lautlos weiter, wie er gekommen ist.

Es ist wahr, wir haben weder Tiger noch Leoparden. Aber dafür haben wir diese von dem raffinirtesten Luxus ausgesonnenen Kutschen, denen alljährlich ein paar Dutzend Kinder und Gebrechliche in den Straßen unsrer Großstädte zum Opfer fallen. Der Insasse will weich sitzen, wenn er zum Austernfrühstück oder zur Börse fährt. Warum auch nicht? Er hat ja Geld, steht also über der Masse. Seine Geschäfte und seine Genußsucht ruiniren vielleicht mehr Existenzen, als er mit den Gummirädern seiner Kalesche niederwirft. Auch hat ers eilig, denn er erhebt sich erst aus den Federn, wenn wir andern schon tief in der Arbeit stecken. Diese Zeit muß eingebracht werden. Ebenso die beim Essen, im Ballet, beim Spiel verbrachte.

Unsre treffliche Polizei molestirt jeden elenden Hauderer, dessen Rasselkarren man von weitem hört, daß er seinem Klepper ein Schellengeläut umhängt, sobald der Schnee die Straßen weich gemacht hat. Man könnte ja den Wagen überhören, es könnte ein Unglück geschehen! Du lieber Gott! Dieser arme Kerl fährt nicht zum Vergnügen, sondern weil er muß. Aber die Luxuskutsche, die absolut nichts not-

wendiges, nicht einmal etwas ernstes zu thun hat, darf Sommer und Winter, bei Tag und Nacht auf ihren Gummirädern die armen Kinder erschrecken, bedrohen, zu Tode fahren.

Wenn wirs auch nicht hindern können, daß der Luxus, mit schlechtem Beispiel von oben herab, Gift in die Adern unsers Volks flößt, so lassen wir es wenigstens nicht zu, daß er offenkundig verbrecherisch werde. Fort mit den Gummirädern! Nehmt sie von diesen Achsen und setzt die Wagen darauf, in denen man Kranke und Verunglückte ins Spital fährt. Nur da ist das Gummirad am Platze, nur da!

Litteratur

Xenien 1796. Nach den Handschriften des Goethe- und Schillerarchivs herausgegeben von Erich Schmidt und Bernhard Suphan. Abdruck der achten Schrift der Goethegesellschaft. Weimar, Hermann Böhlau, 1893

Die neueste Gabe der Goethegesellschaft, die erste aus dem vereinten Goethe- und Schillerarchiv, ist ein Abdruck sämtlicher Xenien, also des ersten großen offnen Zeugnisses von dem Bunde zwischen Goethe und Schiller, der jetzt vor hundert Jahren mit der Begründung der Horen geschlossen wurde.

Der Plan zu den Xenien ist bald von Goethe, bald von Schiller geändert worden. Ursprünglich dachte Schiller an kritische Verse in den Horen, zu Weihnachten 1795 schrieb ihm aber Goethe: „Den Einfall, auf alle Zeitschriften Epigramme, jedes in einem einzigen Distichо, zu machen, wie die Xenia des Martials sind, der mir dieser Tage gekommen ist, müssen wir kultiviren und eine solche Sammlung in Ihren Musenalmanach des nächsten Jahres bringen. Wir müssen nur viele machen und die besten aussuchen.“ Schiller fand den Gedanken prächtig, erweiterte alsbald die Ziele, und rasch wuchs nun eine bunte Menge von Distichen, scharfen und milden, persönlichen und allgemeinen, ephemeren und ewigen: am Johannistage 1796 stehen nach einer ersten Musterung 630 Nummern auf dem Plan. Etwa um hundert neue von Schiller vermehrt, trifft Ende Juni die stattliche Schar bei Goethe ein, dieser läßt sie nach einigen Streichungen von seinem Sekretär Geist rein abschreiben, und diese Abschrift ist es, die der neuen Ausgabe zu Grunde gelegt worden ist, denn sie bedeutet den höchsten Punkt in der ersten geraden Entwicklung des Plans: sie enthält in buntester Reihe die spätern Xenien des Almanachs, die tabulae votivae und noch eine Menge andrer Epigramme, viele politischen Charakters, zusammen 676 Distichen. Aber diese Buntheit widersprach Schillers energischerer Künstlernatur und veranlaßte ihn — Goethe gab nach —, für seinen Almanach aus dieser Menge von Bausteinen das feste Gebäude der streitbaren, später sogenannten „Xenien“ (414 Distichen) zu fügen, das an den Schluß des Almanachs gesetzt wurde, und als besondre Gruppe die in Inhalt und Ton edler gearteten Votivtafeln auszuscheiden. Wie kühn er dabei in seiner und des Freundes Arbeit gestrichen hat, um ein künstlerisches Ganze hinzustellen, das lehrt aufs deutlichste die vorliegende Ausgabe, die in den 168*) bisher unbekannten Versen durchaus nicht etwa lauter minderwertiges Gut bringt.

*) Nicht 178, wie in der Einleitung angeben ist; die Geistsche Abschrift enthält nur 133, nicht 143 unbekannte.

An die Spitze der 926 hier gedruckten Distichen ist als Hauptstock die große Geistsche Reinschrift gestellt worden und ihr angefügt, was sich auf losen Blättern noch hat auftreiben lassen und was außerdem noch im Almanach steht, also zuletzt gedichtet worden sein muß. Reiche Anmerkungen, natürlich mit Verwertung der fleißigen Forschungen von Boas, sorgen nicht nur für das Verständnis der vielen persönlichen Beziehungen, sondern verfolgen auch die Gedanken der Xenien bei ihren Schöpfern weiter, und eine vollständige Sammlung späterer Lesarten befriedigt auch das philologische Bedürfnis.

Die Leser der Grenzboten werden sich die reiche Tafel selbst nicht entgehen lassen (der Band kostet 1 Mark 80 Pfennige), aber einige Bissen zum Kosten sollen ihnen doch hier vorgesetzt werden.

Was ist das schwerste von allem? Was dir das leichteste dünket,
Mit den Augen zu sehn, was vor den Augen dir liegt.

Sorgend bewacht der Verstand des Wissens dürftigen Vorrat,
Nur zu erhalten ist er, nicht zu erobern geschickt.
Darum haßt er dich ewig, Genie! An die neue Erwerbung
Wagst du den alten, du wagst kühnlich den ganzen Besitz.

Humanität

Seele legt sie auch in den Genuß, noch Geist ins Bedürfnis,
Grazie selbst in die Kraft, noch in die Hoheit ein Herz.

Architektur

Unter dem leichten Geschlecht erscheinst du schwer und bedächtig,
Aber zu Regel und Zucht winkst du die Schwestern zurück.

Vergebene Lehre

„Wiederholt euch doch nicht!“ Ja! hundertmal sollt ihr dasselbe
Hören, da ihr doch auch ewig ein Einerlei seid.

Schwarzes Bret

In einem Aufsatz über „Verismus in der Musik“ (Westermanns Monatshefte 1894, S. 462) behauptet Herr Bernhard Scholz: „Dagegen warfen Caccini, Peri und Cavalieri in ihren dramatischen Arbeiten die Mehrstimmigkeit über Bord.“

Wir behaupten, daß Herr Scholz keine dieser Arbeiten gesehen hat.

Einen merkwürdigen Beitrag zum papiernen Stil liefert folgender Satz in einem neuen Roman von Ossip Schubin (in Westermanns Monatsheften 1894, S. 539): „Er (der Held des Romans) trat höflich auf Miß Sinclair zu, betrachtete mit Interesse(?) ihr Aquarell und erkundigte sich so ungefähr nach der Gräfin.“

Ein Fragezeichen einer Nachricht oder einem Urteil beizufügen, hat einen Sinn, wenn der, der das Zeichen beifügt, verschieden ist von dem Gewährsmann. Hier bezweifelt die Schriftstellerin die Wahrheit ihrer eignen Erfindung. Das Fragezeichen nach Interesse soll soviel bedeuten als „mit scheinbarem Interesse.“ In dieser Weise ein Wort durch ein Zeichen zu ersetzen ist in hohem Grade geschmacklos. Aber das Zeichen ist ein Beweis von der Bescheidenheit der Schriftstellerin. Warum? Sie denkt nicht daran, daß es jemand einfallen könnte, ihre Erzählung — vorzulesen!

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Unſre deutſchen Brüder in Öſterreich

Und wenn der Überwundne klug iſt,
Geſellt er ſich zum Überwinder.

Dieſes Wort kommt mir ſeit kurzem oft in den Sinn. Von einem langjährigen Aufenthalt in Öſterreich zurückgekehrt, darf ich mir wieder die Stimmen meiner norddeutſchen Heimat ins Ohr klingen laſſen, und unter ihnen iſt ein Klang zu vernehmen, der, wenn man will, dem Goethiſchen Spruch Antwort giebt.

Wohl haben ſich die überwundnen öſterreichiſchen Brüder ihren nordiſchen Überwindern „zugeſellt“ und ſich mit Bündniſſen und Verträgen feſt an ſie angeſchloſſen. Mit liebender Bewundrung ſehen ſie zu den ſieggekrönten Stammesgenoſſen auf, deren herrlichſtem Lorbeer ſie doch nur um vier Jahre vorher mit Strömen eignen Blutes den Boden düngen halfen. Sie müſſen ſich täglich durch ſchwere innere Kämpfe daran mahnen laſſen, daß ihnen damals auch der feſte Rückhalt dem wild andrängenden Slawentum gegenüber genommen wurde. Aber ſie ſagen ſich, daß es eine große geſchichtliche Notwendigkeit war, der ſie im Jahre 1866 zum Opfer gefallen ſind.

Es gab eine Zeit, die den Sieger groß nannte, der großmütig den Beſiegten ehrte. Wir denken anders. Sobald im deutſchen Norden, wo es auch immer ſei, auf Öſterreich und ſeine Bewohner die Rede kommt, klingt ein Ton an, der in ſeiner Geringſchätzung als ſelbſtverſtändlich gilt, als handelte es ſich um einen Stamm, deſſen Kultur mit der unſern nicht in gleicher Linie ſtehe. Du lieber Himmel, jedes Kind weiß ja auch, daß wir die ſittlich höherſtehenden Menſchen ſind, wir Norddeutſchen, daß es unſre moraliſche Überlegenheit war, die uns auf den böhmiſchen Feldern zum Siege verhalf! Damit wird nun freilich der thatſächlichen Ehre unſrer Siege über einen tapfern Feind zu nahe getreten; aber wer nähme ſich hierbei denn nur die Zeit zu einer ſolchen Schlußfolgerung? Wir haben uns daran gewöhnt, über

alles, was Österreich betrifft, mit einem in Bausch und Bogen gefällten absprechenden Urteile bei der Hand zu sein, das meist in die Worte ausläuft: Das könnte bei uns nicht vorkommen! Die Deutschen Österreichs sind nun einmal — wie von uns längst festgestellt ist — bei weitem nicht so tüchtig, so zuverlässig, so arbeitsam und vor allem nicht so gescheit wie wir. Die Männer erscheinen durchgängig weichlich und frivol, die Frauen genußsüchtig und träge. Kein Wunder, daß dort ein Familienleben wie in Deutschland mit all seinen erziehenden Einflüssen auf das heranwachsende Geschlecht kaum zu finden ist. Beiläufig gesagt, gilt diese sonderbare Behauptung in der Regel nur so lange den Österreichern im allgemeinen, als keine ehrliche Seele anwesend ist, deren Biederkeit sich gegen den Glauben an solche Entartung unsrer Stammesgenossen aufbäumt. Erhebt jemand Widerspruch, dann wird allerdings die über ganz Österreich geschwenkte schwarze Fahne der Familienkorruption so weit eingezogen, daß sie nur noch auf die Reichshauptstadt Wien ihre düstern Schatten wirft. Auf Wien, das, wie man weiß, gleich dem Pferde im Blutegelteich ohnehin von allen Lastern der Welt angefallen ist.

Es würde zu weit führen, den mannichfachen Quellen nachzuforschen, aus denen dieser breit dahinfließende Strom nachbarlicher Geringschätzung entstanden ist. Ohne Zweifel führt die epidemische Krankheit unsrer Zeit, die Selbstüberhebung, sei es nun die des Einzelnen oder des Stammes, viel trübes Wasser hinzu. Unsre Zeit, die durch eine an das Märchenhafte grenzende Nutzbarmachung der technischen Wissenschaften die von der Natur gebildeten Schranken zwischen den Menschen niedergeworfen hat, sie hat gleichzeitig den innern Gegensätzen zwischen ihnen wieder eine Bedeutung beigelegt, wie in längst vergangnen Tagen.

Karl Hillebrand hat in seinem vortrefflichen Werk über die Franzosen dargelegt, wie wenig wir bisher im Grunde genommen von ihnen und ihren Penaten gewußt haben, und wie falsch oft unsre Meinungen über sie waren, da sie sich einzig auf das politische und soziale Leben ihrer Hauptstadt gründeten. In gewissem Sinne gilt das auch von unsrer Beurteilung der Österreicher. Was kennen wir denn von ihrem Familien- und Berufsleben überhaupt, und nun gar in den Provinzen? Wieviel anspruchslose Tüchtigkeit und Pflichttreue, wieviel ehrliches Mühen und Streben ist dort zu finden! Wieviel bürgerliche Rechtschaffenheit bei idealer Lebensauffassung, wieviel Gemütsweichheit bei strenger Entsagungsfähigkeit, wieviel warme Nächstenliebe und werkthätige Barmherzigkeit! Aber was wissen wir davon, und was kümmert es uns! In Bezug auf die Dinge aber, die wir von ihnen wissen oder bei ihnen beobachten, wie achtlos überlassen wir uns da dem gefährlichsten Feinde aller menschlichen Weisheit, dem Hange zur Verallgemeinerung des einzelnen Falles! Was uns bei ihnen irgendwie ungewöhnlich erscheint, wird ja ohne weiteres als Landessitte verzeichnet. Ich will nur

ein Beispiel der harmlosesten Art anführen, den Manen des verewigten Herrn von Strizow im „Versprechen hinterm Herd“ zum Gedächtnis. Vergangnen Herbst traf ich in einem ländlichen Tiroler Gasthofe mit Landsleuten zusammen. Am Abend vorher hatte die hübsche Pusterthaler Kellnerin mit ihrem bäuerlichen Kraftüberschuß beim Schließen des Fensters im Speisezimmer den Riegel gesprengt. Nun war ein derber Nagel angebracht worden, um das Fenster bis zum andern Morgen, wo der Schmied erwartet wurde, zu schließen. Kaum fiel meinem Landsmann der plumpe glänzende Nagel in die Augen, als er tiefsinnig bemerkte: Seltsam, daß man in Tirol nur durch die Thür lüftet!

Zu den Ursachen allgemeinerer Natur, die unsre Geringschätzung der Österreicher herbeigeführt haben, gesellt sich noch ein ganz besondrer Umstand, der ihnen allein zur Last fällt. Es ist der Mangel an nationalem Ehrgefühl, infolge dessen sie beständig über sich und ihre eignen Zustände räsonniren, über alles und jedes, was sich innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle zuträgt. Es giebt nichts arges, was ein typischer Österreicher — natürlich ist hierbei von diesen die Rede — nicht seiner Heimat anzuhängen im stande wäre, wenn er einmal im Räsonniren drin ist. Jener österreichische General a. D., der sich mit seiner leidenden Tochter in einer deutschen Universitätsstadt aufhielt und dort schilderte, wie viel ihm daran liege, eine gebildete und aufopferungsfähige Krankenpflegerin aus Deutschland heimzubringen, da er in ganz Österreich keine finden würde — er sagte seiner Heimat nichts schlimmeres nach, als Tausende seiner Landsleute mit ihm. Auch Fräulein Lola Kürschner, die als „Ossip Schubin“ bei uns vielgelesene österreichische Schriftstellerin, paßt sich nur geschickt diesem nationalen Mangel an, wenn sie in ihren von haut-gout-Luft durchzognen Romanen mit Vorliebe die angebliche Verkommenheit der österreichischen Aristokratie schildert. Sie darf sicher sein, in ihrer Heimat damit keinerlei Anstoß zu erregen, „draußen im Reich“ aber, wo man diese Bilder als der Wirklichkeit entsprechend gern hinnimmt, sehr zu gefallen. Der Wirklichkeit entsprechen aber nur die von ihr karrikirt gezeichneten Äußerlichkeiten einer Gesellschaft, die sie von ferne scharf beobachtet, der sie aber nie angehört hat. Auch kleben ihre grotesk feudalen Gestalten so hoffnungslos fest an den Wänden, keine von ihnen kann es zur Luft hinter sich, geschweige denn zur eignen Atmosphäre um sich bringen, daß sie schon dieser ihrer künstlerischen Unwahrheit wegen nicht als Typen gelten können. Die österreichische Aristokratie ist ganz gewiß nicht besser als die jedes andern Landes, aber auch nicht schlechter. Wie überall in dieser Gesellschaftsschicht, giebt es auch hier zwischen frischen Knospen viel taube Blüten, Menschen, die ihr Erbteil zu Grunde richtet, und wieder andre, denen überkommne Vorzüge dazu verhelfen, nützliche Glieder der Gesellschaft zu werden. Und das in einer Zeit, zu deren allgemeinem Bewußtsein sie doch — als die Zeugen des entschwundnen Mittelalters — in Widerspruch geraten sind!

Ich möchte nicht in den Verdacht kommen, parteilich zu sein vor lauter Unparteilichkeit. Gern gebe ich zu, daß den Norddeutschen — immer im allgemeinen gesprochen — gewisse Seiten seines Charakters besonders auszeichnen. Es sind das die unweigerliche Pflichterfüllung, eine feste Geschlossenheit des Wesens und körperliche und geistige Zähigkeit — mit einem Wort die ganze Tüchtigkeit, die unsre Väter in der Berührung mit einer rauhen Luft, mit einer kargen Natur und mit beengenden vaterländischen Verhältnissen erworben haben, die Vorzüge, die von jeher die nordischen Völker denen des Südens gegenüber in Vorteil gebracht haben. Das sind unsre Tugenden. Nun haben sie aber zur Zeit ihre Fehler so dicht neben und über sich wuchern, daß oft nur die unfehlbaren Augen des Himmels sie von einander zu sondern vermögen; ihre Fehler, als da sind: harte Selbstgerechtigkeit, einseitige Verstandesbildung und — um alles zu sagen — ein Überrest der alten nordischen Rohheit, als deren Haupterben unsre angelsächsischen Vettern heute noch gefürchtete Pioniere der Zivilisation in fernen Ländern sind. Im Gegensatz dazu ist dem Österreicher von vornherein die Toleranz eigen, die einst in Joseph II. so edel zur Erscheinung kam, die Herzensbildung mit ihrem Genossen, dem Taktgefühl, und ein ausgesprochner Sinn für die schöne Form in Kunst und Leben.

Keiner, der unsre angestammten Vorzüge rückhaltsloser priese und eifriger von ihnen zu lernen bestrebt wäre, als unsre überwundenen Brüder. Aber auch wir können viel von ihnen lernen. Und jeder Norddeutsche, der längere Zeit unter ihnen geweilt, wird das an sich erfahren haben — wenn er nicht zu denen gehörte, denen eine aus Vorurteilen und Größenwahn zusammengesetzte Bretterwand den Weg zur Selbstbildung versperrt, denen nie eine Ahnung aufdämmert von dem täglichen Kampf, über den ein deutscher Historiker einst schrieb: „Fürchterlich eng ist dieses Menschenleben, und es rücken die Dinge hart auf den Leib, welcherlei Namen sie haben, sodaß es ein ewiger kleinlicher, peinlicher Kampf ist um größern Horizont. So ist auch alle Bildung Horizontvergrößerung."

Wir wandeln jetzt im Glanze wiedererstandner Reichsherrlichkeit. Man sagt, daß das menschliche Auge aus dem hellen Lichte herausblickend nur schlecht die Dinge jenseits des leuchtenden Umkreises zu unterscheiden vermöge. Und so meinen wir denn „am andern Ufer" nur ein verworrnes Durcheinander dunkler Schatten wahrzunehmen, wie nach Sonnenuntergang. Doch wie schwierig sich auch Österreichs politische Lage gestaltet hat, wie viel schwieriger sie noch werden mag, über dem Menschentum seiner deutschen Stämme leuchten hell wie bei uns die Sternbilder deutschen Geistes, und auch unter ihnen leben noch die alten deutschen Götter.

Die Frauenfrage

Man muß es den Leiterinnen der Frauenbewegung lassen, daß sie ihre Ziele mit Eifer und Ausdauer verfolgen. Seit mehr als zehn Jahren sind sie unausgesetzt bemüht, ihre Ideen und Forderungen in Zeitungsartikeln, Broschüren und öffentlichen Vorträgen zu verbreiten und nicht nur die Frauenwelt von der Notwendigkeit der Reformen, die sie planen, zu überzeugen, sondern auch hervorragende Männer dafür zu gewinnen.

Jeder klar denkende Mensch wird ja nun zugeben, daß gegenwärtig unter den unversorgten Frauen und Mädchen ein großer Notstand herrscht, und daß es eine unabweisbare Pflicht der Eltern ist, ihren Töchtern eine Erziehung zu geben, die diesen, besonders wenn sie keine Renten haben und ledig bleiben, eine wirtschaftliche Selbständigkeit ermöglicht. Es giebt im Mittelstande und unter den höhern Beamten sehr wenig Leute, die die Zukunft ihrer Töchter durch ein genügendes Kapital sicher stellen können, und denen es gelingt, die Töchter unter die Haube zu bringen. Die meisten Beamtenfamilien leben heutzutage aus der Hand in den Mund, und wenn der Vater die Augen schließt, hinterläßt er die Töchter oft ärmer, als es die eines Arbeiters sind. Es ist daher vom wirtschaftlichen Standpunkte aus ganz erklärlich, daß sich in der letzten Zeit soviele höhere Beamte, Professoren, Schriftsteller und andre gebildete Mitglieder der großen Kaste der Enterbten und Vermögenslosen für die Frauenfrage erwärmt und die Ziele der ganzen Bewegung als erstrebenswert und notwendig bezeichnet haben. Die idyllischen Zustände, wo Vater und Mutter die Hände in den Schoß legten und lächelnd warteten, bis der richtige Freier kam und das Töchterchen zu einer glücklichen jungen Hausfrau machte, sind lange vorüber. Aus dem nutzlosen passiven Verfahren sind daher die entschlossenen Mütter jetzt zu einem mehr Erfolg versprechenden aktiven übergegangen. Sie schleppen den keuchenden Mann und die vor Aufregung stumpfsinnig gewordne Tochter aus einer Gesellschaft in die andre, aus einem Tanzvergnügen ins andre, aus einem Wohlthätigkeitsbazar in den andern, aber alles ist umsonst. Kein Freier meldet sich, und die Tochter kann dem Himmel danken, wenn sie bei dieser Hetzjagd nur verblüht und nicht auch körperliche Leiden davonträgt.

Die Zahl der Verheiratungen im gebildeten Mittelstande hat in den letzten zehn Jahren ungeheuer abgenommen. Man kann rechnen, daß sich in diesen Kreisen unter hundert Mädchen nur noch zwanzig verheiraten, das sind aber dann vor allem die, die auch ledig ganz gut von ihrem Gelde hätten leben können. Die Aussichten eines armen gebildeten Mädchens, sich zu verheiraten, sind heutzutage so gering, daß es ein geradezu unverantwortlicher Leichtsinn der Eltern wäre, die Töchter nur auf die Ehe zu verweisen und ihnen eine Bildung vorzuenthalten, die ihnen auf jeden Fall eine wirtschaftliche Selbständigkeit sichert.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß diese Zustände im höchsten Grade ungesund sind, denn der natürliche und auch volkswirtschaftliche Beruf der Frau liegt darin, eine neue Familie zu gründen und dem Staate neue Bürger zu schaffen. Aber wir sind nun einmal durch unsre ganze wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung in diese ungesunden Zustände hineingeraten und müssen uns mit ihnen abfinden.

Es giebt in Deutschland weit mehr Frauen als Männer — der Unterschied übersteigt eine Million —, und diese überzähligen Frauen würden auch ledig bleiben, selbst wenn sich alle Männer verheirateten. Nun haben wir aber gegenwärtig in Deutschland in runden Zahlen etwa 25 Millionen männliche und 26 Millionen weibliche Personen. Im Jahre 1885 hatten wir etwa 24 Millionen weibliche Personen. Von diesen befanden sich ungefähr 8 Millionen im heiratsfähigen, d. h. im Alter von achtzehn bis achtundzwanzig Jahren. Es kamen also 1885 auf jeden Jahrgang etwa 800000 heiratsfähige Mädchen, die alle in einem Jahre unter die Haube hätten gebracht werden müssen; denn im nächsten Jahr drängte schon wieder dieselbe oder eine noch höhere Zahl von Eheſtandsbewerberinnen nach. Die Statistik zeigt jedoch, daß im Jahre 1885 nur 368629 Mädchen und Witwen geheiratet haben, daß also weit mehr als die Hälfte der heiratsfähigen Jungfrauen hat ledig bleiben müssen. Rechnen wir hierzu die Thatsache, daß die Verheiratungen in den untern Volksschichten viel zahlreicher sind als in den obern, so wird man unsrer Behauptung, daß sich in unserm gebildeten, aber wirtschaftlich wenig befestigten Mittelstande von hundert Mädchen höchstens zwanzig verheiraten, gewiß beipflichten.

Thatsächlich giebt es eine ernste und die volle Aufmerksamkeit des Staats erheischende Frauenfrage auch nur in diesem Stande. Die Töchter unsrer vermögenslosen, nur auf ihren Gehalt angewiesenen höhern Beamten, Professoren, Offiziere, Pfarrer, Lehrer u. s. w. haben gegenwärtig aus verschiednen Gründen die geringste Aussicht darauf, einen eignen Herd zu gründen. Der Industrielle oder der Kaufmann heiratet, selbst wenn er reich ist, aus geschäftlichen Gründen keine arme Beamtentochter (Ausnahmen bestätigen die Regel), der Offizier darf ohne das Kommißvermögen von sechzigtausend Mark keine Ehe schließen, und unsre jungen Beamten, Juristen, Philologen u. s. w. haben in dem Alter, wo

sie gern heiraten möchten, ein so kleines Einkommen, daß sie kaum als Junggesellen damit reichen. Heiraten sie aus romantischer Schwärmerei z. B. eine arme Professorentochter, so pflegt bald die ganze Misere der wirtschaftlichen Unzulänglichkeit über sie hereinzubrechen, und die armen Teufel mit ihrem „Meer voll Liebe" werden dann gewöhnlich die bespöttelten oder beklagten Warnungszeichen für einen ganzen Kreis seßhafter, aber nicht „hineingefallner" Junggesellen. Dazu kommt, daß der Staat und die Gemeinde nicht das geringste Interesse daran zu haben glaubt, ob ihre Beamten oder Lehrer verheiratet sind oder nicht. Im Gegenteil, sie thun alles, um dem Junggesellen das Leben so behaglich und dem Verheirateten das Leben so schwer wie möglich zu machen. Der Junggeselle bekommt denselben Wohnungsgeldzuschuß wie der verheiratete Kollege, rückt in dieselben Gehaltsstufen und erhält denselben Urlaub; er zahlt nicht einen Pfennig mehr Abgaben, obgleich er sein Einkommen ganz allein für sich und seinen Luxus verbraucht, während sein verheirateter Kollege, von Familienpflichten und Familiensorgen gehetzt, nur den geringsten Bruchteil seines Einkommens für seine persönlichen paar Bedürfnisse verwenden kann. Der Junggeselle ist das verhätschelte Schoßkind der Behörden und der Gesellschaft. Ja es giebt ganze Berufskreise, in denen man nur noch als Junggeselle „Karriere machen" kann. In den höhern Verwaltungsfächern — der Reichskanzler selbst ist Hagestolz — tritt der verheiratete Beamte, wenn er eine vermögenslose Frau hat, weit hinter den völlig freien Junggesellen zurück, und auch beim Militär wächst das Junggesellentum, besonders in den obern Stellen, zu immer größerm Umfange an. Den meisten Offizieren bleibt auch schlechterdings unter den heutigen verkehrten Zuständen nichts weiter übrig. Ein gebildetes Mädchen aus einer dem Offizierstande entsprechenden Beamtenfamilie kann er nicht heiraten, weil unsre Geheimräte arm wie die Kirchenmäuse sind, und in die Kreise, wo sich das Kapital angesammelt hat, will mancher nicht hineingeraten, weil ihm das Protzentum widerwärtig ist.

Wir sehen also, daß die Töchter unsrer höhern Beamten sehr wenig Aussicht haben, sich mit Männern ihres gesellschaftlichen Kreises zu verheiraten. Andre Kreise aber, der kleine Kaufmann, der kleine Beamte, der Handwerker u. s. w. kommen bei dem ängstlich gehüteten Kastengeist mit ihnen nicht in die geringste Berührung. Aus ihnen rekrutirt sich daher auch die größte Zahl der unversorgten jungen und alten Mädchen.

Nun giebt es ja eine große Zahl von höhern Beamten, die einen ziemlich bedeutenden Gehalt haben und bei einer vernünftigen Geldwirtschaft nicht vermögenslos zu bleiben brauchten, aber nur wenige giebt es, die einen Spargroschen für ihre Töchter zurücklegen. Das meiste verbrauchen die Söhne, und was dann noch übrig bleibt, das wird bei vielen in dem gesellschaftlichen Schlendrian, durch offizielle Abfütterungen und andre Festlichkeiten vergeudet. Es giebt

Beamte, die mehr als den fünften Teil ihres Gehalts in ganz strafwürdiger Weise verschwenden, nur weil sie zu schwach sind, ihre vermeintlichen Repräsentationspflichten abzuschütteln. Man kann mit den vermögenslos hinterbliebnen Töchtern solcher Leute kein Mitleid haben, um so weniger, als die ewigen Vergnügungen, Tändeleien und Toilettensorgen bei den meisten Mädchen dieser Kreise eine Oberflächlichkeit, Genußsucht und Arbeitsscheu hervorzurufen pflegt, die zu jeder ernsten Thätigkeit unfähig macht. Wir wollen nicht vergessen, hinzuzufügen, daß an dieser verkehrten Töchtererziehung weniger die Väter, wenn sie nicht selbst alte Weiber sind, als vielmehr die lieben vergnügungssüchtigen Mütter schuld sind.*) Die oft gehörte Entschuldigung, daß durch die Festessen mit den vielen „Gängen" und durch die Anschaffung zahlreicher Gesellschaftstoiletten Geld unter die kleinen Leute komme, ist sehr thöricht. Denn die Tausende und Abertausende, die im Laufe der Saison ausgegeben werden, fließen zum größten Teil in die Hände der Zwischenhändler, Kleiderjuden und Stofffabrikanten, die sich wohl hüten, ihre Einnahmen unter die kleinen Leute zu bringen.

Könnten es unsre höhern Beamten nur einen Winter hindurch über sich gewinnen, dem kostspieligen gesellschaftlichen Firlefanz zu entsagen, der im Grunde doch nur Hohlköpfe befriedigen kann, und könnten sie es, was freilich undenkbar ist, über sich gewinnen, auch noch auf die übliche Renommirreise im Sommer zu verzichten, die für die meisten doch nur eine Hetzjagd aus einem Hotel ins andre ist, könnte man dann diese Beamten bewegen, die dadurch in einem Jahre ersparten Summen zu einem Kapital zusammenzuschießen, so könnten dafür so viel Heimstätten für Beamtentöchter gegründet werden, daß Not und Elend zeitlebens von ihnen fernbleiben würden. Aber solch ein Vorschlag würde ja von der ganzen tonangebenden Frauenwelt mit Hohngelächter zurückgewiesen werden; wir erinnern uns auch, in der ganzen Flut von Broschüren, die die Frauenfrage behandeln, nicht eine einzige Schrift gefunden zu haben, in der diese Forderung an unsre höhern Beamten gestellt

*) Es ist keine Frage, daß die Frauen unsrer höhern Beamten, Professoren, Offiziere u. s. w. an den widerwärtigen Zuständen in unserm gesellschaftlichen Leben die meiste Schuld haben. Vor vierzig oder fünfzig Jahren gab es noch eine einfache, edle, echt deutsche Geselligkeit. Die Hauptsache war damals nicht das Essen und Trinken, sondern die witzige, den Geist anregende, freilich auch Geist beanspruchende Unterhalturg. Seitdem aber die reich gewordnen Budiker und Hausknechte oder deren Töchter kraft ihres Geldbeutels in die Gesellschaft gekommen sind, ist alles anders geworden. Gegenwärtig sind wir soweit, daß jeder gesund denkende und empfindende Mensch, der einmal eine Gesellschaft in unsern höhern Beamten- oder Professorenkreisen mitmacht, über die Geistlosigkeit, Gespreiztheit und Albernheit des Treibens geradezu entsetzt ist und sich vorkommt, als wäre er in einen Kreis stumpfsinniger, aber vornehm thuender Geldprotzen geraten. Wer schafft hier Abhilfe? Die Grenzboten stehen leider so hoch, daß diese Kreise sie nicht zu lesen pflegen, also auch nicht durch sie gebessert werden können.

worden wäre. Wer diese Kreise nicht kennt, kann sich keinen Begriff von dem leichtsinnigen Drauflosleben, der Oberflächlichkeit und Genußsucht machen, die dort herrschen. Man hat es ganz verlernt, ohne Amüsement auch nur die geringsten Opfer für allgemeine Zwecke zu bringen; wir brauchen hier wohl nicht näher auf die berüchtigte Bazarwohlthätigkeit mit ihrer geheuchelten Menschenliebe und ihren unanständigen Töchterausstellungen einzugehen. Daß aber unsre höhern Beamten mit ihren herausgeputzten Frauen und Töchtern immer wieder diesen Schwindel mitmachen, jahraus jahrein, daß ihnen das ganze verlogne gesellschaftliche Treiben nicht endlich zum Ekel wird, daß sie sich im Gegenteil darin überbieten, ihren Gästen immer kostspieligere Überraschungen, immer reichere und feinere „kulinarische Genüsse" vorzusetzen — das ist ein Skandal.

Zu dieser Genußsucht unsrer gebildeten, tonangebenden Frauenwelt kommt als zweiter Fehler ihre wirtschaftliche Untüchtigkeit. Es gilt jetzt schon in den kleinen Städten nicht mehr „fein," die Gäste mit den von der Hausfrau selbst zubereiteten Speisen zu bewirten. Die ganze Abfütterung wird einem „Traiteur" in „Entreprise" übergeben, der gedeckweise bezahlt wird, und der für alles zu sorgen hat, für Tischkarten und Tafelschmuck, für Geschirr und Tischzeug, für die Gerichte und die Bedienung, oft sogar für Tische und Stühle und für den Klavierspieler. Das heißt, die Hausfrau ist Gast im eignen Hause — kann man sich etwas verkehrteres vorstellen? Im Grunde sind diese unsinnigen Zustände aber auch nur die Folgen des ungesunden gesellschaftlichen Lebens in den höhern Kreisen. Die Repräsentationspflichten — auch so eine Erfindung eitler und dummer Menschen — nehmen die Frauen so in Anspruch, daß ihre ganze Thätigkeit im Hause zu einem geschäftigen Müßiggang herabsinkt. Sehr richtig sagt Hedwig Dohm in ihrem geistvoll geschriebnen Buch: Der Frauen Natur und Recht (Berlin, 2. Auflage, 1894): „Das deutsche Hausfrauentum von heut ist nur ein Schatten, eine Karrikatur von dem früherer Jahrhunderte, wo die Frauen teil hatten an der Industrie. Jene Hausfrauen brauten das Bier, spannen das Garn, webten das Zeug. Sie buken das Brot, sie pökelten das Fleisch und bestellten den Obst- und Gemüsegarten. Sie fertigten köstliche Gewande, sie klöppelten Spitzen und hatten doch noch Zeit, musterhafte Gattinnen und Mütter zu sein. Unsre Hausfrauen spinnen nicht und weben nicht, sie sticken nicht köstliche Gewande und pflanzen nicht. Was thun sie denn? Sie spielen. Sie spielen mit der Küche, mit den Kindern, sie spielen — mit dem Leben."

Bekommen solche Damen aber einmal unter dem Druck eines wild gewordnen Ehemannes ernsthafte wirtschaftliche Anwandlungen, so begehen sie gewöhnlich neue Dummheiten. Sie fangen nicht bei den großen unnötigen Ausgaben zu sparen an, sondern bei den kleinen nötigen, und ziehen ihrer ausgehungerten Schneiderin fünfzig Pfennige vom Lohn und dem armen Bauern-

weibe fünf Pfennige vom Pfund Butter ab. Mit dieser Art des Sparens glauben sie dann die Pflichten einer gewissenhaften Hausfrau erfüllt zu haben. Was die moderne Hausfrau von der früherer Jahrzehnte unterscheidet, ist das, daß sie überhaupt nicht mehr Hauswirtin ist, sondern im besten Falle nur noch Haushälterin, d. h. sie ist nicht mehr produktiv, schafft nichts neues, wirtschaftlich verwertbares, sondern sie verbraucht nur das Vorhandne oder Gegebne mit mehr oder weniger Berechnung. Beschränken sich diese modernen, nur die Einnahmen verwirtschaftenden Hausfrauen auf die Beamtenfamilien, so wäre das Übel noch nicht so groß. Leider finden sie sich jetzt auch schon im Handwerkerstande, und was noch schlimmer ist, sogar unter den Landwirten. Man sollte es nicht für möglich halten, aber es giebt Gutsbesitzerfrauen, denen die eigne Geflügelzucht unbequem ist, und die ihr Hühnchen lieber auf dem Wochenmarkt in der Kreisstadt kaufen! Unsre Landwirte leiden fast alle unter der Untüchtigkeit ihrer Frauen, wenn sie es auch aus Furcht oder ritterlicher Gesinnung nicht Wort haben wollen. Welchen Wert eine tüchtige, produktive Hausfrau für den Handwerker unsrer kleinen Städte hat, das weiß jeder, der das Leben in diesen Orten aus eigner Erfahrung kennt. Was aber in den kleinen Städten von den Handwerkerfrauen gilt, das gilt in den großen von den Frauen der Fabrikarbeiter; die bieten aber doch wenigstens für ihre wirtschaftliche Untüchtigkeit einen Ersatz durch ihre bezahlte Fabrikarbeit, sie helfen mit verdienen.

Von einem wirklichen Notstande unter den Frauen und Mädchen der Arbeiterkreise kann nicht die Rede sein, denn auch das Los der weiblichen Dienstboten ist nicht schlecht. Wenn sie unabhängig von einer Herrschaft leben wollen, so steht es ihnen jederzeit frei, ihre Arbeitskraft in den Fabriken auszunutzen. Dazu kommt, daß sie durch die Unfall- und Altersversicherung vor der schlimmsten Not geschützt sind. Für das Mädchen aus dem Volke, das wirklich arbeiten will, ist gesorgt. Schon weniger ist das der Fall bei einer etwas höher stehenden Gruppe von Mädchen, die aus den Kreisen der kleinen Beamten und Gewerbtreibenden stammt. Sie bilden das große Heer der Ladenmädchen, Buchhalterinnen, Probirmamsellen, Schneiderinnen, Wirtschafterinnen, Jungfern, Kinderfräuleins und „Stützen der Hausfrau." Ein Teil dieser Mädchen verheiratet sich wieder an kleine Beamte und Gewerbtreibende, aber viele gehen zu Grunde, und nur eine kleine Zahl der unverheirateten erhält eine feste Anstellung oder findet im Alter ein sicheres Plätzchen bei Verwandten oder Freunden. Bei dieser zweiten Gruppe fängt schon der Notstand an, aber die Berufskreise, die diesen Mädchen offen stehen, sind doch so zahlreich und oft auch so lohnend, daß schon besondres Unglück oder Liederlichkeit dazu gehört, wenn sie zu Grunde gehen.

Je weiter man aber in der Gesellschaftsschicht nach oben kommt, desto enger werden die Grenzen, in denen vermögenslose Frauen und Mädchen eine

Berufsthätigkeit und ihr Brot finden. Der wunderliche Begriff der Salonfähigkeit — den meisten Geheimratstöchtern ist die ganze Welt nur ein großer Salon zum Kotillontanzen — hat die Köpfe unsrer Frauen und Mädchen derart verdreht, daß eine junge Dame, die etwa als Buchhalterin in Stellung ginge, damit sofort aus den Kreisen der sogenannten guten Gesellschaft verbannt wäre. Denn es gilt ihnen als ganz selbstverständlich, daß in ihren Salon nur solche Wesen gehören, die nicht ernsthaft zu arbeiten und zu verdienen brauchen, sondern die die feine Kunst verstehen, sich aus Nichtigkeiten ein interessantes Dasein aufzubauen. Wie vernünftige Väter diese Drohnenwirtschaft unter ihren Töchtern auf die Dauer ruhig mit ansehen können, ist uns stets unverständlich gewesen. Nur einem Berufe wird von diesen Damen die Salonfähigkeit zugesprochen, dem der Lehrerin oder der Gouvernante. Ganz feudal ist es zwar auch nicht, sich mit fremden „Bälgern" herumzuärgern, aber es gehört doch ein großes Maß von geistiger Bildung zu dem Beruf einer Lehrerin, und der geistigen Bildung kann man doch den Salon nicht gut verschließen. Will also die höhere Beamtentochter ihre Zukunft sichern, so tritt sie ins Lehrerinnenseminar und läßt sich in zwei oder drei Jahren zu einer „perfekten Erzieherin" drillen.

Man sollte nun meinen, daß die Verfechterinnen der Frauenrechte diesen vielbesuchten, vom Staate eingerichteten und beaufsichtigten Anstalten ihre besondre Aufmerksamkeit schenkten und vorhandne Mängel und Mißbräuche abzustellen suchten. Das ist aber nicht der Fall. In ihrer Verblendung und in ihrem Kampfeseifer lassen sie diese Seminare links liegen und stürmen fortwährend gegen das große Thor, das ihnen den Weg zu den Universitätsstudien öffnen soll. Das ist höchst unklug gehandelt. Mit dem Lehrerinnenseminar war ihnen eine feste Grundlage gegeben, die sie nicht verlassen durften, und auf der sie, Stein auf Stein, allmählich weiterbauen konnten. In Sachsen haben die Volksschullehrer, die ihre Seminarprüfung mit der ersten Zensur bestehen, das Recht, dann auf der Universität zu studiren und das wissenschaftliche Oberlehrerexamen zu machen. Dasselbe Recht auf die Lehrerinnen mit guten Zeugnissen zu übertragen, würde keine Schwierigkeiten gemacht haben. Eine Agitation in dieser Richtung wäre, wenigstens in Sachsen, nicht aussichtslos gewesen. Statt dessen haben die Frauen einen ganz verkehrten Weg eingeschlagen. Sie wollen den jungen Mädchen, die bis zum sechzehnten Jahre eine rein moderne Bildung genossen haben, noch eine zweite, rein gymnasiale eintrichtern — ein andrer Ausdruck ist nicht gut anwendbar —, damit ihnen nach dem Abiturientenexamen nicht nur die philosophische, sondern womöglich sämtliche Fakultäten offen stehen. Nicht mit der Gründung von Mädchengymnasien mußten die Frauen beginnen, sondern mit einer Reform unsrer Lehrerinnenseminare, wenn sie glauben, daß die Universitäten den Notstand unter den Frauen wirklich beseitigen könnten.

Ist es nicht ein Unsinn, wenn eine königlich preußische Prüfungskommission einem neunzehnjährigen Mädchen, das zwei oder drei Jahre ein Seminar besucht hat, nach der Prüfung amtlich bescheinigt, daß es nun imstande sei, in allen Klassen einer höhern Mädchenschule zu unterrichten? Gälte diese Bescheinigung für ein oder zwei Fächer, wie es bei den akademisch gebildeten Lehrern der Fall zu sein pflegt, so ließe man sich das gefallen, aber sie gilt nicht für zwei, sondern für dreizehn, sage dreizehn Lehrfächer, bis in die oberste Klasse hinauf, nämlich für Religion, Deutsch, Französisch, Englisch, Geschichte, Geographie, Rechnen, Naturgeschichte (Zoologie, Botanik und Mineralogie), Naturlehre (Physik und Chemie), Schreiben, Zeichnen, Gesang, Turnen und Handarbeit! Man frage sich einmal, was es heißt, eins dieser Lehrfächer so zu beherrschen, daß man darin mit gutem Gewissen unterrichten kann, und dann multiplizire man die dazu gehörigen Kenntnisse, Erfahrungen und Fertigkeiten mit dreizehn; dann weiß man, was in dem Kopfe einer jungen geprüften Lehrerin steckt oder doch nach amtlichen Vorschriften stecken sollte. Es ist grauenhaft! Nun könnte man ja meinen, daß die bei der Prüfung an die armen Mädchen gestellten Forderungen vielleicht nicht so groß wären, und daß man bei der Beurteilung ihrer Kenntnisse wohl milde verführe. Aber Nachsicht und Milde liegt nicht im Sinne der preußischen Regierung. Schon im Jahre 1879 heißt es in einer Ministerialverordnung: „Mit Rücksicht darauf, daß die Lehrerinnenbildungsanstalten nunmehr genügend Zeit gehabt haben, den ihnen durch die Prüfungsordnung vom 24. April 1874 vorgezeichneten Zielen entsprechende Lehrpläne aufzustellen und durchzuführen, hebe ich die Bestimmung in dem die bezeichnete Prüfungsordnung begleitenden Erlasse vom 24. April 1874, welche die Anlegung eines mildern Maßstabs bei Beurteilung der Leistungen der Bewerberinnen vorschreibt, hierdurch auf. Insbesondre wolle das königliche Provinzialschulkollegium durch seinen Kommissarius der vielfach vorkommenden Auslegung des § 19 der Prüfungsordnung begegnen, als müsse eine Bewerberin für bestanden (!) gelten, wenn sie nur in drei Hauptfächern genügt; es ist vielmehr selbstverständlich, daß eine Bewerberin, welcher die nötigen Kenntnisse in mehreren Nebenfächern nicht ausreichend zu Gebote stehen, nicht als genügend befähigt anzusehen ist.“ Diese drei Hauptfächer sind Religion, Deutsch, Rechnen, und bei den Bewerberinnen für mittlere oder höhere Mädchenschulen kommen noch Französisch und Englisch hinzu. Unzureichende Kenntnisse in einem dieser Fächer schließen also die Bewerberin von vornherein aus.

Es verlohnt sich, auf diese Prüfungsordnung noch etwas näher einzugehen, denn sie ist einzig in ihrer Art und wird bei Lehrern, die sie noch nicht gekannt haben, entweder Hohngelächter oder Entrüstung hervorrufen. Die jungen Mädchen haben in der schriftlichen Prüfung einen deutschen Aufsatz, eine Rechenarbeit, eine französische und eine englische Arbeit zu liefern. „Die Arbeiten,

heißt es in § 13, sind in einem (!) Tage zu vollenden und dürfen nicht mehr als sieben (!) Stunden in Anspruch nehmen. Sie werden unter Aufsicht und in Klausur gefertigt." Ist das nicht eine geradezu barbarische Vorschrift? Beim Abiturientenexamen an unsern Gymnasien werden, damit den jungen Leuten Zeit und Ruhe bleibt, die schriftlichen Arbeiten auf mehrere Tage verteilt. Das neunzehnjährige Mädchen aber, das vor der Prüfung schon durch die fortwährende Gedächtnisarbeit ganz stumpf und nervös geworden ist, soll vier schriftliche Arbeiten aus verschiednen Wissensgebieten an einem Tage in sieben Stunden zustande bringen! Nach der Prüfungsordnung zu urteilen, ist das ganze Lehrerinnenzeugnis nur eine Prämie auf ein gutes Gedächtnis. Wem die äußerlich angelernten und aufgespeicherten Kenntnisse am sichersten „zu Gebote stehen," wer am schnellsten knallen kann, der erreicht das Ziel. „Die mündliche Prüfung, heißt es in § 15, wird vor der gesamten Kommission abgelegt und verbreitet sich (!) über die Erziehungs- und Unterrichtslehre, sowie über sämtliche (!) obligatorische Lehrgegenstände der höhern Mädchen-, beziehungsweise (!) der Volksschule." Wir wollen einmal zwei obligatorische Fächer herausgreifen. In der Religion wird verlangt: „Allgemeine Bekanntschaft mit dem Lehrinhalt der heiligen Schrift und mit der heiligen Geschichte Alten und Neuen Testaments in ihrem Zusammenhange, sowie mit den Hauptthatsachen der Kirchengeschichte, Kenntnis des Schauplatzes der heiligen Geschichte. Die Bewerberin muß imstande sein, eine biblische Geschichte im Anschluß an die Ausdrucksweise der Bibel — ohne indes an den Wortlaut gebunden zu sein — frei zu erzählen und über den religiösen und sittlichen Inhalt derselben Auskunft zu geben. Sie muß den Katechismus ihrer Kirche kennen, über den Sach- und Wortinhalt derselben Auskunft zu geben vermögen, zu seiner Erklärung Bibelsprüche, biblische Erzählungen, Liederverse und Lieder heranzuziehen wissen und eine Anzahl (!) geistlicher Lieder mit richtigem Verständnis aus dem Gedächtnis wiedergeben und erklären." Das ist ungefähr dasselbe, was von einem Schulamtskandidaten verlangt wird, der in Religion die facultas docendi für mittlere Gymnasialklassen haben will. Und das ist von den dreizehn Fächern, in denen das junge Mädchen geprüft wird, eins! In der Geographie wird verlangt „neben einer speziellern Bekanntschaft mit dem engern und weitern Vaterlande eine allgemeine Kenntnis der politischen Geographie der fünf Erdteile und der Hauptsachen aus der physischen und aus der mathematischen (!) Geographie. Die Bewerberin muß die gebräuchlichsten Lehrmittel, wie Atlanten, Globen, Tellurien kennen und anzuwenden wissen." In der Weise geht es auch durch die andern Fächer. Man weiß wirklich nicht, was man dazu sagen soll. Aber traurig ist es, daß dieser Unfug in Preußen nun schon seit zwanzig Jahren besteht, und daß sich im preußischen Abgeordnetenhause noch nie eine Stimme dagegen erhoben hat. Vor fünf Jahren schrieben einmal die Grenzboten, daß im Abgeordnetenhause bei dem

Titel „Höhere Mädchenschulen“ bei den meisten Volksvertretern die Stimmung einzukehren pflege, die man auf „Knospenbällen“ bei ältern Herren wahrnehmen könne. Das trifft auch heute noch zu. Es werden bei diesem Titel ein paar Witze gemacht über das bekannte Aufsatzthema: Gedanken und Gefühle eines jungen Mädchens beim Anblick eines Leutnants, dann geht man zur Tagesordnung über. Der ganze alte Unfug und Schlendrian geht fröhlich weiter, und die alten Räte und die Prüfungskommissionen können ungestört weiter prüfen, und die Seminare ihre Zöglinge weiter nudeln.

Hier hätten die Vorkämpferinnen der Frauenfrage einmal ihre Stimme laut erheben und eine durchgreifende Reform verlangen sollen. Denn das sieht doch jeder, daß die Ausbildung und Prüfung unsrer Lehrerinnen auf diese Weise ein reiner Humbug ist. Was die Prüfungsordnung verlangt, ist bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaften nicht einmal von einem gelehrten Polyhistor zu leisten, geschweige denn von einem neunzehnjährigen Mädchen. Es ist unbedingt notwendig, daß, wie bei den akademisch gebildeten Lehrern, auch bei den Lehrerinnen eine Arbeitsteilung durchgeführt werde. Einer Bewerberin, die in zwei wissenschaftlichen Fächern Tüchtiges leistet und eine gute allgemeine Bildung hat, müßte ebenso gut wie dem Schulamtskandidaten das Lehrzeugnis gegeben werden. Zugleich könnte den Lehrerinnen mit guten Zensuren, wie in Sachsen den Volksschullehrern, das Recht eingeräumt werden, ihre Studien auf der Universität zu vervollständigen und sich dort in dem einen oder andern Fache die Befähigung zum Unterricht in den obern Klassen zu erwerben. Der Staat hat kein Recht, den wenigen besonders beanlagten Frauen, die sich schon auf dem Seminar ausgezeichnet haben, die Hörsäle der Universität zu verschließen und zu verlangen, daß sie sich die Kenntnisse, die sie zum Unterricht in den obern Klassen brauchen, auf Privatwegen aneignen. Jede autodidaktische Bildung ist mühevoll, langwierig und aufreibend, und diese Mühe kann und muß tüchtigen Lehrerinnen erleichtert werden. Es würde sich dabei immer nur um Ausnahmen handeln, aber diesen Ausnahmen gegenüber müßten sich die deutschen Universitäten auch gleichmäßig verhalten. Wo die philosophische Fakultät die Frauen einmal zum Studium zugelassen hat, da darf sie die Bewerberinnen auch nicht von den Prüfungen zurückweisen. Gegenwärtig besteht in diesen Dingen völlige Willkür. In Leipzig können die Frauen die Kollegien besuchen, werden aber zu keinem Examen zugelassen; in Heidelberg dürfen sie nicht studieren, können sich aber den akademischen Prüfungen unterziehen. Was sind das für wunderliche Zustände!

Wenn wir es aber für wünschenswert halten, daß man den besonders beanlagten, seminaristisch gebildeten Lehrerinnen das Recht erteile, durch ein Universitätsstudium ihre Kenntnisse in einem besondern Lehrfach zu erweitern und zu vertiefen und sich über ihre wissenschaftliche Weiterbildung in einer Prüfung auszuweisen, so wollen wir damit nicht etwa in den Ruf der Reform-

partei einstimmen, die für das weibliche Geschlecht gleiche Erziehung, gleiche Freiheiten und gleiche Rechte verlangt wie für das männliche, und dabei von der sozialdemokratischen Auffassung ausgeht, daß die zwischen Mann und Weib vorhandnen geistigen und seelischen Unterschiede nur auf einer jahrtausendalten zum Nachteil des Weibes betriebnen sozialen Mißwirtschaft beruhten und durch Erziehung beseitigt werden könnten (vgl. Bebel, Die Frau und der Sozialismus, S. 223). Diese Unterschiede sind nicht künstlich gemacht, sondern ursprünglich und natürlich. Bebel beruft sich auf die Naturwissenschaft und auf Darwin, aber gerade Darwin hebt wiederholt die durch die Natur gegebnen Unterschiede zwischen den männlichen und den weiblichen Wesen hervor. Der Freiburger Professor Ziegler hat sich mit seinem soeben erschienenen Buche: Die Naturwissenschaft und die sozialdemokratische Theorie (Stuttgart, 1894) das große Verdienst erworben, daß er das wissenschaftliche Gebahren Bebels in seiner Nichtigkeit aufdeckt. In Bezug auf die Frauenemanzipation sagt Ziegler: „Man kann nicht erwarten, daß irgend eine Neuordnung der sozialen Verhältnisse — welche es auch sei — die geistigen Unterschiede zwischen Mann und Frau in absehbarer Zeit aufheben könne. Wer mit Darwin auf dem Boden der Naturwissenschaften steht, der wird also der von Bebel vertretenen prinzipiellen Forderung nach der vollständigen sozialen und politischen Gleichstellung der Frau keine Sympathie entgegenbringen können. Man wird vielleicht auch nicht mit Bebel das Ideal der Erziehung darin sehen, daß die Unterschiede des Charakters und der Neigungen, wie sie bei Knaben und Mädchen zu beobachten sind, durch die Erziehung ausgeglichen und aufgehoben werden sollen; man wird solche Tendenz für naturwidrig halten."

Das ist ganz unsre Ansicht. Wir können daher auch die Gründung von Mädchengymnasien nicht gutheißen. Was glauben denn die Vorkämpferinnen der Frauenfrage damit zu erreichen? Wir bezweifeln keinen Augenblick, daß sich in Deutschland jährlich etwa fünfzig begabte Mädchen finden werden, die das Abiturientenexamen machen können. Aber wäre damit die Frauenfrage gelöst, daß diese fünfzig begabten Mädchen Medizin oder Philologie studieren? Wir haben gesehen, daß von jedem Jahrgang der heiratsfähigen Mädchen 400000 unversorgt bleiben, und wenn sie kein Vermögen haben, auf ihrer Hände Arbeit angewiesen sind. Schlecht gerechnet, gehört der zehnte Teil dieser großen Zahl, also 40000, den höhern, aber mittellosen Ständen an. Wäre es nun eine Lösung der Frauenfrage, wenn von diesen 40000 Mädchen fünfzig als Ärzte untergebracht würden? Und ist man wirklich so sicher, daß die junge Medizinerin auch imstande sein wird, ihre Studien zu Ende zu führen und ihr Staatsexamen zu machen? Muß man nicht befürchten, daß die armen Wesen auf Gebiete geführt werden, wo sie unter der Last der geistigen Arbeit und der körperlichen Anstrengung schließlich zusammenbrechen, sodaß die Mehrzahl nach schweren Enttäuschungen das Studium ganz aufgeben und dann doch

noch nach einem andern Berufe greifen muß? Wir befürchten das sehr und berufen uns dabei auf eine Statistik, die der Basler Professor der Gynäkologie H. Fehling in seiner Schrift: „Die Bestimmung der Frau" giebt. Darnach wurden in Zürich von 1864 bis 1891 im ganzen 335 Studentinnen der Medizin immatrikulirt. Von diesen 335 haben nur 37 ihre Studien soweit getrieben, daß sie promovirt werden konnten, also etwa der zehnte Teil hat das Ziel eines anstrengenden Studiums erreichen können. Von etwa 600 an schweizerischen Universitäten immatrikulirten Medizinerinnen haben überhaupt nur 26 das abschließende, zur ärztlichen Praxis berechtigende Staatsexamen gemacht, unter 25 nur eine einzige.

Wir gestehen, daß uns bei diesen traurigen Ergebnissen die ganze so lärmend betriebne Agitation für Mädchengymnasien und Frauenuniversitäten sehr thöricht und leichtfertig erscheint, und wir verstehen nicht, wie sich bedeutende Gelehrte und Politiker für diese unzweifelhaft aussichtslosen Unternehmungen einer kleinen Gruppe begabter, aber ehrgeiziger Frauen mit solchem Eifer verwenden können. Selbst wenn wir annehmen, daß in Deutschland die Ergebnisse besser sein würden als in der Schweiz, und daß es den Frauen bei uns gelingen würde, zu Hunderten in die ärztliche Praxis hineinzukommen, so drängt sich doch sofort die Frage auf, welche Aussichten auf Verdienst sie dann haben würden. Wer die aus der Berufsüberfüllung stammende Misere kennt, die schon jetzt unter den meisten Ärzten herrscht, der muß befürchten, daß die pekuniären Erfolge der Ärztinnen in gar keinem Verhältnis zu den Kosten und der Zeit ihres Studiums stehen würden. Schon jetzt kommt in Deutschland auf dreitausend Einwohner ein Arzt, dabei wird die Konkurrenz immer ärger, da die Zahl der Mediziner auf den Universitäten von Jahr zu Jahr wächst.

Es ist also wahrhaftig kein beneidenswertes Los, das ein begabtes, thatkräftiges und nebenbei doch auch nicht mittelloses Mädchen erwartet, wenn es nach der Beendigung seiner Studien endlich in die Praxis tritt. Es giebt schon jetzt Ärzte, die zufrieden sind, wenn sie ein Einkommen von zweitausend Mark jährlich haben. Auf soviel wird die junge Ärztin nicht rechnen können. Das sind aber doch für alle die Mühen und Opfer klägliche Erfolge.

Selbst wenn statt der Mädchenschulen überall Mädchengymnasien eingerichtet würden, und den Frauen das Studium aller Wissenschaften geöffnet würde, so wäre der Notstand unter den unversorgten Frauen damit noch keineswegs verringert. Wir haben schon jetzt eine solche Überfüllung der gelehrten Berufsarten, daß sich viele junge Leute, wenn sie nicht verhungern wollen, andern, praktischen Berufen zuwenden und auf die durch Staatsprüfungen gewonnenen, aber wesenlosen Rechte verzichten. Das kommt nicht bloß bei den Medizinern vor, sondern auch bei den Juristen, Philologen und Theologen. Die vielgerühmte Gelehrtenschule, das Gymnasium, das jährlich viele Tausende

für das praktische Leben oft gänzlich unbrauchbar gemachter junger Leute entläßt, diese Brutstätte eines gelehrten unproduktiven Proletariats ist für das wirtschaftliche Leben des deutschen Volks von unermeßlichem Schaden gewesen und hat seinen praktischen Sinn und seinen welterobernden Unternehmungsgeist geradezu gelähmt. Und diese für den internationalen Kampf ums Dasein völlig ungeeignete Erziehung soll nun auch unsern Mädchen zu teil werden?

Der Prinz Heinrich zu Schönaich-Karolath hat am 6. Februar d. J. im Reichstage für die Zulassung der Frauen zum ärztlichen Berufe gesprochen und gefordert, daß das Reich diese Angelegenheit in die Hand nehme. Von dem Berliner Mädchengymnasium sagte er: „Wenn die Herren wüßten, was sehr leicht aus dem verschiednen vorliegenden, reichhaltigen Material zu beweisen ist, wie groß das Interesse ist, das aus allen Kreisen Deutschlands speziell dieser Anstalt in Berlin entgegengebracht wird — Sie würden sich mit uns die Frage überlegen: was soll das Studium der Frauen, wenn sie nachher nicht in der Lage sind, sich selbst ihren Lebensunterhalt zu erwerben?“ Wir fragen, was soll überhaupt das langwierige, kostspielige, Geist und Körper anstrengende Studium der Frauen, was soll das ihnen staatlich verliehene Recht, zu praktiziren, wenn sie in der immer stärker werdenden Konkurrenz überhaupt keine oder nur eine ganz unzulängliche Thätigkeit finden? Was sollen alle diese auf gelehrte Berufsarten hingehenden Bestrebungen der Frauen? In England, in der Schweiz, in Schweden und andern Ländern dürfen die Frauen als Ärztinnen schon lange praktiziren, aber ist dadurch in diesen Ländern der wirkliche Notstand der unverheirateten und unversorgten Mädchen auch nur im geringsten verändert worden? Im Gegenteil, die Frauenfrage tobt dort ärger als bei uns.

Es giebt nur eine verständige, natürliche und wirkungsvolle Lösung der Frauenfrage, und die liegt in der Ehe. Alle andern Mittel und Maßregeln sind gekünstelt, unnatürlich und auf die Dauer wirkungslos. Der Staat und die Gesellschaft können daher, wenn sie es mit der Frauenfrage wirklich ernst meinen und nicht bloß Sport damit treiben, keine andern Bestrebungen haben, als die Eheschließungen auf alle mögliche Weise zu unterstützen. Man mag reden, was man will, es bleibt dabei: eine Frau, die keine eigne Familie gründet und dem Volke keine neuen Bürger schenkt, hat ihren natürlichen Beruf verfehlt. Die Mädchen wollen auch alle gern heiraten und ihren eignen Herd gründen — die Ausnahmen gehören zu einer besondern, entarteten Klasse von weiblichen Wesen —, und wenn sie einen Mann bekommen können, so lassen sie gern die ganze Wissenschaft zum Teufel fahren und verzichten, wenn ihnen der Mann in der Familie eine wirtschaftliche Selbständigkeit bietet, mit Freuden auf alle angelernten Kunststücke, gesellschaftlichen und akademischen Ehren. Auf welche Weise die Eheschließungen und Familiengründungen in den gebildeten Kreisen erleichtert werden könnten, ob durch Unterstützungen,

Steuerherabsetzungen und andre Vergünstigungen, ob durch eine auf Anspruchslosigkeit, Einfachheit und wirtschaftliche Tüchtigkeit gerichtete Erziehung unsrer Jugend, ob durch eine hohe Besteuerung der gutsituirten Junggesellen oder durch andre volkswirtschaftliche Maßregeln, darüber mögen unsre Abgeordneten, die an die Zukunft unsers Volks denken, und der Staat, der das meiste Interesse an einem gesunden Familienleben hat, einmal debattiren. Aber das Mädchengymnasium mögen sie als das behandeln, was es ist: als eine Krankheitserscheinung.

Aber wir haben ja gesehen, daß, selbst wenn alle jungen Männer heirateten, doch noch eine große Zahl überschüssiger Mädchen übrig bleiben würden, und davon nicht wenige aus der gebildeten Gesellschaft. Auch für diese muß gesorgt werden, aber auch das kann geschehen ohne Mädchengymnasium und ohne Frauenuniversität. Die höhere Mädchenschule und das Seminar reichen vollständig dazu aus. Es ist ein leichtes, die Fächer auf dem Seminar so zu trennen, daß sich die jungen Mädchen je nach ihrer Begabung die sprachlich-historischen oder die naturwissenschaftlichen (Physik, Chemie, Zoologie, Botanik) auswählen können. Je mehr sie sich auf ein paar Fächer beschränken, desto gründlicher können sie arbeiten. Dem jungen Mädchen, das sich die naturwissenschaftlichen Fächer gewählt hat und darin ihre Prüfungen besteht, müßten die Pharmazie, das Studium der Zahnheilkunde, die Krankenpflege und die geburtshilfliche Thätigkeit offen stehen. Man erschrecke nicht über den zuletzt genannten Beruf; eine Ärztin müßte ihn ja auch ausüben, und trotzdem würde sie salonfähig bleiben. Gerade dieser Beruf kann von großem Segen werden, wenn ihn gebildete Frauen ausüben. „Es wäre vorzuziehen, sagt Professor Fehling in der genannten Schrift, wenn dem von der Frau vom Anbeginn der Welt an innegehabten Beruf der Geburtshelferin bessere Elemente zugeführt würden. Der Stand der Hebammen rekrutirt sich, wie ich aus zwanzigjähriger Erfahrung weiß, mit wenig Ausnahmen aus den untersten Elementen in Stadt und Land. Diesen Frauen vertraut der Gatte das Beste und Höchste an, was er hat, das Leben seiner Gattin in ihrer schwersten Stunde. Nun spreche ich durchaus nicht dafür, die Geburtshelferin am Bett der Gebärenden durch männliche Hilfe zu ersetzen, das Weib eignet sich gerade durch seine Kunst in der Krankenpflege weit besser zur Besorgung all der kleinen Liebesdienste und Handreichungen im Verlauf der Geburt, und, wer wollte es leugnen, auch die weibliche Schamhaftigkeit verlangt hier die weibliche Hilfe. Gebildete Mädchen, die sich in andern Berufsarten oft kümmerlich durchschlagen, könnten mit einiger Lust und Liebe zur Sache hier ein schönes Feld gewinnen. Aus solchen gebildeten Elementen könnte der Staat durch längere Ausbildung und etwas höhere Anforderungen im Examen eine bessere Klasse von Geburtshelferinnen schaffen, ihnen dann etwas weitere Befugnis als den bisherigen geben, zumal in Gegenden, wo die nächste Hilfe des

Arztes schwer zu erlangen ist. Einen solchen Beruf kann die Frau ganz ausfüllen, in dem Beruf als Ärztin wird sie immer nur halbes leisten."

Das ist ein vortrefflicher Vorschlag, der unsern ganzen Beifall findet. Es wäre dringend zu wünschen, daß die einzelnen Regierungen endlich Stellung zu den Forderungen der Frauen nähmen und ihrerseits mit durchführbaren Vorschlägen und Anordnungen kämen, damit das ewige sinnlose Experimentiren mit unsern Mädchen endlich aufhört.

Sir Joshua Reynolds

und unsre moderne Kunstanschauung

Von Konrad Lange

Die eigentümlichen Verhältnisse unsers gegenwärtigen Kunstlebens, die heftigen Angriffe, die neuerdings einerseits gegen die Kunstakademien, andrerseits gegen den künstlerischen Geschmack des Publikums gerichtet worden sind, geben mir Veranlassung, eine vor kurzem im Auftrage der philosophischen Gesellschaft der Wiener Universität veranstaltete Übersetzung der akademischen Reden von Sir Joshua Reynolds*) etwas ausführlicher zu besprechen. Denn diese Reden enthalten, wie ich zeigen werde, ein sehr wertvolles Material zur objektiven Beurteilung dieser Fragen, die sonst nur allzu oft vom einseitigen Parteistandpunkt aus behandelt werden. Die sorgfältige Übersetzung umfaßt sämtliche fünfzehn Reden, die Reynolds als Präsident der Royal Academy in London in den Jahren 1769 bis 1790 gehalten hat. Dreizehn davon sind bei Gelegenheit der jährlichen Preisverteilungen, zwei bei andern Gelegenheiten, nämlich bei der Eröffnung der Akademie und bei ihrer Übersiedlung in ein neues Gebäude, gehalten worden. Die sieben ersten hatte Reynolds schon 1778 auf Anregung der Akademie veröffentlicht, die ganze Sammlung ist nach seinem Tode öfter in englischer Sprache (am bekanntesten ist die Ausgabe von Malone) erschienen. Einige deutsche Übersetzungen sind teils unvollständig, teils schwer zugänglich.

Der Zweck der Reden war nach Reynolds eigner Aussage, „gewisse allgemeine Begriffe festzustellen, die für die Ausbildung eines gesunden Geschmacks geeignet scheinen." Während er die praktische Ausbildung der Schüler den ein-

*) Zur Ästhetik und Technik der bildenden Künste. Akademische Reden von Sir Joshua Reynolds. Übersetzt und mit Einleitung, Anmerkungen, Register und Textvergleichung versehen von Dr. Eduard Leisching. Leipzig, C. E. M. Pfeffer, 1893.

zelnen Fachlehrern der Akademie überließ, wollte er ihnen wenigstens für die allgemeine Auffassung der Kunst, in diesem Falle der Malerei, gewisse leitende Grundsätze mitteilen. Der Herausgeber erkennt den Hauptwert der Reden in dem Material, das sie für eine empirische Ästhetik der bildenden Künste bieten. Ich meinerseits möchte ihren Schwerpunkt mehr in der pädagogischen Seite, ihrem Verhältnis zum Kunstunterricht sehen. Denn die Ästhetik, die den Anschauungen des berühmten Porträtmalers zu Grunde liegt, ist bei genauerer Prüfung doch nicht darnach angethan, gerade für die Gegenwart eine maßgebende Bedeutung zu gewinnen.

Man macht bei Künstlern oft die Beobachtung, daß ihre theoretische Überzeugung mit ihrer praktischen Thätigkeit nicht im Einklang steht. Hogarth, der Maler des Häßlichen, der scharfe, aber übertreibende Charakteristiker, schreibt seine Analysis of beauty, in der er — die Schlangenlinie als die Schönheitslinie κατ' ἐξοχήν preist. Lenbach, dessen Genrebilder in den fünfziger Jahren unsers Jahrhunderts durch ihren derben Realismus alle Welt verblüfften, dessen Bildnisse eine fortlaufende Illustration des Satzes zu sein scheinen, daß die Kunst vor allem das Charakteristische, die individuelle Erscheinung der Natur darzustellen habe, legt sein Glaubensbekenntnis dahin ab, daß die Kunst Darstellung „des Schönen" sei. Stauffer, einer der entschiedensten und nüchternsten Realisten, die wir neuerdings im Bildnisfach gehabt haben, verspottet in seinen Briefen den Naturalismus und hofft alles Heil von der Antike. Reynolds, der große Porträtmaler, der routinirte Kolorist und Öltechniker, der dem Vorbilde der Venetianer und Niederländer so viel verdankt, stellt diese beiden Schulen entschieden tiefer als die italienische des sechzehnten Jahrhunderts, rechnet die Porträtmalerei zu den niedern Gattungen der Kunst, betont als die Hauptsache den großen und schönen Umriß, erklärt das Fresko für die vollkommenste Form der malerischen Darstellung und preist Michelangelo als den ersten Maler aller Zeiten, denselben Michelangelo, der niemals (oder nur ganz ausnahmsweise) ein Porträt gemalt hat und die Ölmalerei als eine Technik für Frauen und Kinder verachtete.

Das sind Widersprüche, die zu denken geben. Ich habe sie mir lange aus einem gewissen Mangel an Logik zu erklären gesucht, den man ja bei Künstlern zuweilen findet. Später bin ich auf den Einfall gekommen, es sei ein Gesetz der menschlichen Natur, daß ein auf zwei verschiednen Gebieten, z. B. Theorie und Praxis, thätiger Mensch gewissermaßen zur Abspannung und Auffrischung seiner Kräfte in beiden eine verschiedne Richtung verfolge, wie ja z. B. große Komiker im Leben meist trübselige Menschen sind. So wäre es am Ende erklärlich, daß auch Reynolds als Praktiker ein naiver, unbefangner Realist (nur mit einem kleinen Stich ins Idealistische), als Theoretiker dagegen ein echter Idealist, d. h. ein Kind seiner Zeit, des aufklärerischen, nivellirenden, antikisirenden achtzehnten Jahrhunderts ist. Es lohnt sich, diesem Gesichtspunkt

im einzelnen nachzugehen, zumal da es der Herausgeber abgelehnt hat, seiner mit einer biographischen Einleitung versehenen Publikation auch eine genaue kritische Würdigung der Reden vorauszuschicken.

Besonders interessant für uns sind natürlich Reynolds Ansichten über Porträtmalerei. Dabei tritt uns, wie gesagt, sofort die auffallende Erscheinung entgegen, daß er diese nur als eine niedere Kunstgattung neben der Idealmalerei gelten läßt. Der Mann, der fast sein ganzes Leben mit dem Malen von Bildnissen zugebracht hat, der gefeiertste Porträtmaler seiner Zeit, betreibt die Bildnismalerei nur aus praktischen Gründen, weil es das Publikum von ihm verlangt, ist aber im Grunde seines Herzens Anhänger der Idealmalerei, des historischen Stils. Das erklärt sich aus einem Grundirrtum, in dem die damalige Ästhetik befangen war, nämlich aus der Anschauung, daß der Wert eines Kunstwerks in erster Linie durch seinen Inhalt bestimmt werde. So finden wir denn auch bei Reynolds die bekannte Ranggliederung der Malerei, wonach eine erste und höchste Klasse unterschieden wird, zu der die historische, die mythologische, die allegorische und die religiöse Malerei zu rechnen sind, und eine Anzahl untergeordneter Klassen, zu denen die Genremalerei, das Porträt, die Landschaft, das Tierstück, das Frucht- und Blumenstück, endlich das Stillleben gehören. Die höhern Gattungen erhalten ihren Wert dadurch, daß sie erhabne Gegenstände behandeln, bei denen der Maler seine Phantasie vollkommen frei schalten lassen, bedeutende Gedanken und Gefühle verkörpern kann, die niedern sind einfach Nachahmungen der Natur und können daher keinen besonders hohen Wert beanspruchen.

Bekanntlich ist die moderne Ästhetik von dieser einseitigen Überschätzung des Inhalts längst zurückgekommen. Da das spezifische Wesen der Malerei und der Plastik, d. h. das, was sie von andern Künsten, z. B. von der Musik, der Architektur, dem Kunstgewerbe unterscheidet, die sinnfällige Darstellung oder besser Nachahmung der Natur ist, da ferner ihr Inhalt, wo überhaupt auf ihn Wert gelegt wird, sich entweder in der Geschichte oder der Poesie oder der kirchlichen Tradition vorgebildet findet, so muß auch das eigentliche Verdienst der nachahmenden Künste viel mehr auf der Art der Nachahmung, als auf der Art des nachgeahmten Gegenstandes beruhen. Und es ist interessant, zu sehen, wie Reynolds selber überall da, wo er unbefangen spricht, vollständig diese Ansicht vertritt. „Es ist gewiß wünschenswert, daß man all seine Kraft daran wende, interessante und merkenswerte Gegenstände künstlerisch zu verherrlichen. Dennoch kann die Hälfte der Gegenstände aller Bilder der Welt nur als die Gelegenheit geschätzt werden, die den Künstler in Thätigkeit setzt, und unsre hohe Wertschätzung solcher Bilder, ohne Beachtung oder vielleicht ohne Kenntnis des Gegenstandes, zeigt, wie sehr unsre Aufmerksamkeit durch die Kunst an sich gefesselt wird. . . . Es giebt nichts, mag es nun die menschliche Gestalt, ein Tier oder selbst ein unbelebter Gegenstand sein, so wenig ver-

sprechend es auch erscheinen mag, das nicht zur Würde erhoben werden, Empfindung mitteilen und innere Bewegung hervorrufen könnte, wenn es in die Hand eines genialen Malers kommt. . . . Als Beweis für den hohen Wert, den wir auf die bloße Vortrefflichkeit der Form legen, kann der größte Teil der Werke Michelangelos in der Malerei wie in der Skulptur dienen; ebenso die meisten der antiken Statuen, die mit Recht hoch geschätzt werden, wenn in ihnen auch kein sehr auffallender und eigentümlicher Charakter und kein Ausdruck irgend welcher Art dargestellt ist." Es ist wichtig, diese Äußerungen einer naiven Empfindung, die sich an drei ganz verschiednen Stellen der Reden finden, festzuhalten, weil sie sonst unter den zahlreichen Bemerkungen entgegengesetzten Inhalts verschwinden könnten. Aus den letztern spricht eben der akademische Theoretiker, der Zeitgenosse Winckelmanns und Lessings, aus den erstern dagegen der geniale und naiv empfindende Maler, der jeden Inhalt in der Kunst zu schätzen weiß, wenn nur das Kunstwerk die künstlerische Kraft seines Schöpfers verrät. Nur diese Ansicht verträgt sich ja auch mit seiner praktischen Thätigkeit. Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß die Idealmalerei seine stille Liebe war: er hat mehr als ein Bild historischen, religiösen oder allegorischen Inhalts gemalt. Aber auf diesen Bildern beruht nicht sein unvergänglicher Ruhm. Sie zeigen entweder eine schwächlich eklektische oder unwahr pathetische Auffassung. Nur der Bildnismaler Reynolds ist von der Nachwelt anerkannt worden. Dabei ist es aber doch kein Zweifel, daß er selbst gerade jene freien Schöpfungen seines Pinsels für seine eigentlichen Meisterwerke hielt. Das erkennt man deutlich an der heftigen Art, wie er (S. 236 f.) Hogarths Versuche in der idealen Richtung, für die Hogarth nicht vorbereitet gewesen sei, tadelt. Man erkennt es ferner an dem naiven Bekenntnis in der letzten Rede, daß, wenn er sein Leben von neuem zu beginnen hätte, er in die Fußspuren — Michelangelos treten würde, wie sich denn die Bewunderung für den großen Florentiner gleich einem roten Faden durch alle seine Reden hindurchzieht.

Auch in der Auffassung der Porträtmalerei selbst steht Reynolds unter dem Einfluß der damals herrschenden idealistischen Ästhetik. Uns scheint es heutzutage selbstverständlich, daß eine Persönlichkeit nur in der Tracht ihrer Zeit, mit dem realistischen Apparat ihrer wirklichen Umgebung dargestellt werden dürfe. Reynolds dagegen war ein geschworner Feind der modischen Tracht. Der Maler müsse sich hüten, diesen „der Laune entsprungnen Wechselbalg" für den echten Sprößling der Natur zu halten, er müsse allen Vorurteilen seiner Zeit und seines Landes entsagen, alle orts- und zeitüblichen Zieraten hintansetzen und nur auf jene „allgemeinen Gebräuche" sehen, die überall und immer dieselben seien. Wenn er seinen Gegenstand veredeln und erhöhen, also den historischen Stil auf die Porträtmalerei anwenden wolle, so müsse er das moderne Kleid in ein solches verändern, das dem Wechsel der Mode nicht unterliege und uns nicht allzu vertraut und alltäglich erscheine.

Besonders bei plastischen Monumenten sei die moderne Tracht verwerflich. Denn der Marmor oder die Bronze sei zu schade, darin eine Mode zu verewigen, die selbst nur wenige Jahre daure. Das Kleid gehöre gar nicht zum Menschen und sei nach einiger Zeit nur von antiquarischem Interesse. Diese Anschauungen stehen freilich mit den meisten Bildnissen von Reynolds in einem anscheinend unvereinbaren Widerspruch, da diese in der Zeittracht des achtzehnten Jahrhunderts aufgefaßt sind. Aber neben ihnen giebt es doch auch solche, die die Originale in idealer Auffassung, als Musen, Nymphen, Grazien u. s. w., oder mit einer allegorischen Bezeichnung wie Innocence, Simplicity u. s. w., und folglich in irgend einer Phantasietracht darstellen. Und die angeführten Aussprüche in den Reden zeigen uns deutlich, daß der Maler gerade diese Auffassung für die richtige hielt, die realistische dagegen nur auf den Wunsch seiner Auftraggeber anwendete. Es ist genau dasselbe Verhältnis wie bei Rauch, der ebenfalls ein Feind der modernen Tracht war und nur durch höhere Einwirkung dazu gebracht werden konnte, den alten Fritz in seiner charakteristischen Tracht, mit Dreimaster und Krückstock darzustellen. Es ist eben sehr gut, wenn die theoretischen Schrullen der Künstler oder Ästhetiker zuweilen durch den gesunden Menschenverstand der Besteller korrigirt werden.

Diese Verachtung des modischen Kostüms hängt mit einer andern ästhetischen Theorie zusammen, die ebenfalls für das achtzehnte Jahrhundert bezeichnend ist, und zu deren Hauptvertretern Reynolds gehört. Das ist die Theorie, daß die Kunst nicht das Besondre, Einzelne und Charakteristische, sondern das Allgemeine, Typische und Gattungsmäßige der Natur darzustellen habe. Es handelt sich hier um einen Gegensatz, der die ganze Kunstgeschichte seit der Renaissance und insbesondre unsre ganze moderne Kunstentwicklung durchzieht, und der für die Auffassung der Kunst von so großer Bedeutung ist, daß ich hier etwas näher darauf eingehen muß.

Es ist bekanntlich ein Erbteil der antiken Ästhetik, wenn Winckelmann und seine Zeitgenossen die Anschauung hatten, daß die Kunst die Natur zu idealisiren habe. Wir müssen uns zunächst darüber klar werden, was sie unter Idealisirung verstanden. Es giebt eine Idealisirung, die durch die Beschränktheit des Materials und der Technik geboten ist. Wir bezeichnen sie am besten als Vereinfachung und Zurechtrückung der Natur. Die Eigentümlichkeit des Marmors erlaubt dem Bildhauer nicht, jede Einzelheit des menschlichen Körpers, z. B. alle Haare, genau so wie sie sind, darzustellen. Der flächenhafte Charakter der Malerei, die Übertragung der Dinge aus dem dreidimensionalen Raum in die zweidimensionale Fläche zwingt den Maler, mit der Natur gewisse Veränderungen, Abkürzungen, Zurechtrückungen, Übertreibungen u. s. w. vorzunehmen, damit sein Gemälde, obwohl er auf viel geringere Licht- und Schattendifferenzen als die Natur angewiesen ist, dennoch den Eindruck der Natur mache. Wenn man nur dies unter Idealisirung verstehen wollte, so würde ein Streit

zwischen Idealismus und Realismus ganz unmöglich sein. Denn diese Art der Idealisirung ist nicht nur berechtigt, nein, ohne sie ist eine Kunst überhaupt nicht denkbar. Jeder Künstler, und wäre er im übrigen noch so realistisch, muß die Natur in dieser Weise verändern, den technischen Bedingungen seiner Kunst anpassen, wenn er eine einigermaßen der Natur entsprechende Wirkung erreichen will. Gerade hierüber finden sich in Reynolds Reden ausgezeichnete Bemerkungen, von denen die beste wohl die ist: „Die Geschicklichkeit im Weglassen macht in allen Dingen einen großen Teil unsers Könnens und Wissens aus."

Aber man versteht unter Idealismus noch etwas andres, und auch bei Reynolds handelt es sich um dieses andre. Man versteht nämlich darunter die Verschönerung der Natur, d. h. die Abklärung des Einzelnen und Individuellen zum Gattungstypus, zur Idee. Daß Reynolds ein Vertreter dieses Idealismus war, macht sich schon in seiner Auffassung des Porträts geltend. Zwar wenn er sagt: „Reiz und Ähnlichkeit liegt beim Porträt mehr im Erfassen des allgemeinen Charakters als in der peinlichen Nachbildung jedes einzelnen Zugs," so geht er damit noch nicht über die Grenze der unbedingt notwendigen Vereinfachungen der Natur hinaus. Aber wenn er bei historischen Porträts die Anwendung individueller Züge verwirft, z. B. dem Maler verbietet, Alexander klein, Agesilaos lahm darzustellen, und wenn er diesen historischen Stil auch auf das moderne Porträt, und zwar zusammen mit der Idealisirung der Gewandung, angewendet wissen will, so fragen wir uns vergeblich: Wie vertragen sich derartige Grundsätze mit dem Wesen des Porträts als der künstlerischen Darstellung der individuellen Erscheinung? Ist es möglich, daß ein Mensch, der sein ganzes Leben damit zugebracht hat, charaktervolle Porträts anzufertigen, sogar in diesem Gebiete eine Verschönerung, eine gattungsmäßige Verallgemeinerung der Natur für das Richtige hält?

Auch in andern Gebieten, z. B. in der historischen oder Genremalerei, kann man das Verfehlte dieser Ästhetik leicht nachweisen. Allerdings wäre dazu eigentlich eine ausführliche Erörterung über das Wesen der bildenden Künste nötig, wozu hier nicht der Ort ist. Eine solche Erörterung würde uns zu dem Ergebnis führen, daß sich der ästhetische Genuß in der Plastik und Malerei zwar aus vielen verschiednen Dingen zusammensetzt, daß aber sein Kern in der durch das Kunstwerk erregten Illusion besteht, d. h. in der lebensvollen Darstellung der Natur. Da nun die Natur niemals in der Form des Typus, der Gattung, sondern immer nur in der des Individuums auftritt, so hat auch die Kunst nicht die Gattung, sondern das Individuum darzustellen. Natürlich muß dies Individuum, d. h. das im einzelnen Fall zu Grunde gelegte Modell, dem betreffenden Zweck entsprechend gewählt werden, aber wenn das geschehen ist, so hat der Künstler nicht die mindeste Veranlassung, seine individuellen Züge abzuschleifen und zu verschönern. Er würde damit nur

das erreichen, was man durch das Übereinanderkopiren von Photographien nach Rassentypen erreicht, nämlich eine Verflüchtigung und Verwaschung des betreffenden Typus. In der That handelt es sich auch bei dieser „Verschönerung" und „Idealisirung" der Natur meistens gar nicht um Erreichung irgend eines Schönheitsideals — denn die Schönheit selbst ist, wie schon Dürer erkannte, etwas unendlich mannichfaltiges — sondern um Annäherung des Typus an irgend ein historisches Kunstideal. Auch bei Reynolds läßt sich dieses Kunstideal, das ihm bei seiner Theorie vorschwebte, sehr deutlich nachweisen. Es ist das der Antike und der italienischen Renaissance. Wie sich dieses Ideal ausgebildet und festgesetzt hat, ist sehr leicht zu verstehen.

Der natürliche Mensch, der Höhlenbewohner der Eiszeit, kopirt die Natur, wie er sie sieht oder zu sehen glaubt. Die Künstler, die auf Renntierknochen die bekannten uralten Tierbilder einritzten, waren Realisten, soweit ihnen die Technik und die noch ungeschulte Hand erlaubten, es zu sein. Die natürliche Entwicklung hätte nun in der Weise vor sich gehen müssen, daß sich die Kunst bei fortschreitender Geschicklichkeit immer mehr der Natur genähert hätte. So ist es aber nicht geschehen, sondern es haben sich bestimmte Stilarten ausgebildet, die mehr oder weniger von der Natur abwichen. Das erklärt sich daraus, daß die Kunst, wie schon erwähnt, die Natur niemals genau so darstellen kann, wie sie ist. Da nun die Kunst ein Erzeugnis des gesellschaftlichen Zusammenlebens ist, so entwickelt sich unter den Künstlern einer Zeit, eines Volks eine bestimmte Art, die Natur zu sehen und nachzuahmen. Jeder Künstler steht in gewisser Weise unter dem Einfluß dieser konventionellen Formen. Nur besonders begabte und selbständige Künstler machen sich davon los und ahmen die Natur in ihrer eignen Weise nach. So kommt es, daß verschiedne Stilarten einander ablösen. Nun giebt es unter den Völkern des Altertums einzelne, die infolge besonders günstiger Verhältnisse der Natur näher gekommen sind als andre. Sie haben einen Stil ausgebildet, der für lange Zeit maßgebende Bedeutung gewonnen hat. Ein solches Volk waren die Griechen. Aus dem nationalen Typus ihres Volks heraus und unter Anwendung der technisch notwendigen Vereinfachungen der Natur schufen die griechischen Bildhauer jene unsterblichen Meisterwerke, die wir jetzt noch in Kopien bewundern. Da sie naive Künstler waren, sahen sie in ihren Werken einfache Nachahmungen der Natur, die als solche, durch den Reiz der Illusion wirken sollten. Aber die Ästhetik, die immer hinter der Kunst herhinkt, wollte es anders. Sie fand heraus, daß die national und technisch bestimmte Art der Naturnachahmung, die sich in diesen Meisterwerken offenbart, die einzig richtige und mögliche sei. Sie sah in der durch technische Verhältnisse und die Tradition begründeten Veränderung der Natur, die diese Werke zeigten, eine Verbesserung. Und indem sie diese Verbesserung für das Wesentliche in der Kunst erklärte, entwickelte sie den Begriff des Ideals. Dieser Begriff er-

hielt durch die Ausbildung der platonischen Ideenlehre eine ganz besondre Stütze. Nach Platon sollten die Dinge selbst überhaupt nicht vorhanden sein, sondern nur die ihnen zu Grunde liegenden Ideen, d. h. die Gattungstypen. Folglich durfte auch die Kunst nur die Ideen, die Gattungstypen darstellen. Sie mußte das Schöne aus verschiednen Einzelwesen zusammenlesen und zu einer neuen Einheit verbinden. Diese neue Einheit entsprach keinem Wesen der Natur vollkommen, sondern stellte die Idee, den Gattungstypus, „das Schöne" dar.

Diese ganze Theorie wurde befördert durch den Grundirrtum, daß die einfache Nachahmung der Natur, die Täuschung des Beschauers durch das Kunstwerk verwerflich sei. Ein Hauptvertreter dieser Anschauung ist wieder Platon, seine ganze Ästhetik fällt mit dem Nachweis, daß diese Anschauung irrig ist. Die Täuschung des Beschauers nämlich, die in der Kunst in Frage kommt, ist von einer gewöhnlichen Täuschung durchaus verschieden. Es ist keine wirkliche Täuschung, sondern eine, die dem Beschauer als solche bewußt bleibt, eine Illusion. Gerade diese Illusion aber stellt den Kern des ästhetischen Genusses dar, und gerade sie muß also in der Kunst notwendig vorhanden sein. Es war nur die einfache Folge dieses Irrtums, daß man den Wert der Kunst in einer ganz andern Richtung als in dem der Naturnachahmung suchte. Wenn die Täuschung des Beschauers wirklich etwas Niedriges und Verwerfliches war, so mußte die Kunst notwendig nach etwas anderm streben: erstens nach der Darstellung des Ideals, des Gattungstypus, zweitens nach einem bedeutenden Inhalt, drittens nach einer bewußt hervortretenden sittlichen Wirkung.

Ich kann hier nicht näher auf die weitere Entwicklung dieser Ideen eingehen, sondern will nur soviel sagen, daß sie überall da, wo die antike Ästhetik, besonders die platonische Ideenlehre Eingang gefunden hat, zur Herrschaft gelangt sind. Wir unterscheiden in der Geschichte der Kunst idealistische und realistische Perioden, d. h. solche, in denen der Gattungstypus, das Schöne in der Natur das Ziel des künstlerischen Schaffens bildete, und solche, in denen das Einzelwesen mit den Zufälligkeiten, ja Häßlichkeiten seiner Körperbildung zum Vorbild genommen wurde. Zu den Idealisten gehören (abgesehen von den Griechen, die hier nach dem Gesagten nicht in Betracht kommen) die Italiener des sechzehnten Jahrhunderts, die italienischen, französischen, niederländischen und deutschen Manieristen, Eklektiker und Akademiker vom sechzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert, die deutschen Klassizisten und Romantiker, die sich um Carstens, Cornelius und Overbeck scharen, die französischen Klassicisten dieses Jahrhunderts, ein Teil der englischen Prärafaeliten u. s. w. Zu den Realisten gehören: die italienischen Quattrocentisten, die Altniederländer des fünfzehnten Jahrhunderts, die Deutschen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts (wenigstens zum Teil), die Holländer und Vlamen des siebzehnten Jahrhunderts, Velazquez und andre Spanier seiner Zeit, gewisse Meister des achtzehnten Jahrhunderts, z. B. Chardin, Graf, Chodowiecki, Gainsborough u. s. w.

Reynolds gehört als Praktiker vorzugsweise, wenn auch nicht ganz, der realistischen Richtung an, als Theoretiker ist er — wenn auch nicht ohne gewisse Einschränkungen, die wir noch kennen lernen werden — ein ausgesprochner Idealist. Bei den idealistischen Schulen machen wir nun durchgängig die Beobachtung, daß sie auf die Anknüpfung an die historischen Ideale, insbesondre an die Antike großen Wert legen, während sich die Vertreter der realistischen bemühen, die Natur — innerhalb der technischen Grenzen, die ihnen ihre Kunst steckt — möglichst treu nachzuahmen. Daß die historische Entwicklung der Malerei vorwiegend auf den letztern beruht, bedarf nach dem Gesagten keines Nachweises mehr.

Reynolds idealistische Kunstauffassung erklärt sich nicht nur aus der ganzen Richtung seiner Zeit, die ja durch Winckelmann und Lessing ihre Ästhetik in diesem Sinne erhalten hatte, sondern vorzugsweise aus der hohen Bedeutung der klassischen Studien für das damalige England und der besondern Bekanntschaft des Künstlers mit der platonischen Ideenlehre. Mit dieser scheint er durch den Platoniker Mudge bekannt geworden zu sein. Und wenn sogar sein Freund Burke den Einfluß Platons in seinen Reden wiederfinden will, so liegt für uns kein Grund vor, das zu bezweifeln.

Übrigens hatte Reynolds seine ästhetischen Anschauungen keineswegs von Anfang an in idealistischer Richtung ausgebildet. Es haben sich Notizen von ihm erhalten, die darauf schließen lassen, daß er während seines Aufenthalts in Italien (1749 bis 1752) von den alten Meistern, insbesondre Rafael, sehr enttäuscht war, und in seiner fünfzehnten Rede deutet er an, daß er in jenen Tagen unter dem Einfluß eines jungen französischen Malers gestanden habe, der mit Bedauern in den Meisterwerken der Italiener jenen Realismus vermißt habe, durch den sich andre Malerschulen auszeichneten. Erst allmählich und gewissermaßen gegen seine innere Überzeugung habe er sich zur Bewunderung der Italiener bekehrt. Es sind also offenbar ästhetische Reflexionen und gelehrte Einflüsse gewesen, die ihn seinem natürlichen Gefühl abspenstig gemacht und in seine spätere akademische Überzeugung hineingedrängt hatten.

Während noch Leonardo da Vinci, der als Theoretiker im wesentlichen auf dem Boden des fünfzehnten Jahrhunderts steht, das Gemälde für das beste erklärt, das der Natur am nächsten kommt, will es Reynolds dem „geringeren Künstler überlassen, die Bilder für die besten zu halten, die den Beschauer am leichtesten täuschen.“ Und einen Trumpf glaubt er mit den Worten auszuspielen: „Wenn das Hervorbringen einer Täuschung der Gipfel dieser Kunst ist, so laßt uns nur gleich den Statuen auch Farbe geben“ — ein Satz, der für uns, die wir wissen, daß selbst die Griechen ihre Statuen bemalt haben, und daß die Polychromie der Plastik das ganze Mittelalter hindurch, selbst in der Anwendung auf kostbares Material, gebräuchlich gewesen ist, geradezu das Gegenteil von dem beweist, was Reynolds damit beweisen will. Wenn er nun gar

die bemalten Wachsfiguren für die Behauptung ins Feld führt, „daß die Freude an der Nachahmung nicht bloß im Verhältnis zu der genauen realistischen Treue zunimmt," so zeigt er damit nur, daß er sich den Unterschied zwischen wirklicher und bewußter Täuschung nicht klar gemacht, also das Wesen der Kunst, das ihm als Praktiker natürlich geläufig war, als Theoretiker nicht erkannt hat. Die Wachsfiguren sind uns nämlich nicht deshalb so unangenehm, weil sie realistisch ausgeführt sind, sondern weil sie durch ihre realistische Ausführung und durch geflissentliche Aufhebung alles dessen, was die Illusion stören könnte, eine reale Täuschung hervorzubringen suchen. Sie wollen den Beschauer wirklich, nicht künstlerisch täuschen.

Mit diesem πρῶτον ψεῦδος hängen alle weitern Irrtümer des gefeierten Malers unmittelbar zusammen. Wenn die Täuschung in der Kunst etwas niedriges oder verwerfliches ist, so muß der Künstler, um seine Thätigkeit überhaupt zu rechtfertigen, andre, höhere Zwecke zu erreichen suchen. „Ein bloßer Nachahmer der Natur kann niemals etwas großes hervorbringen, die Auffassung des Beschauers nie erheben und erweitern und sein Herz nie erwärmen. Statt sich damit abzumühen, die Leute durch peinliche Genauigkeit seiner Nachahmungen zu erfreuen, muß er vielmehr darnach trachten, sie durch große Ideen zu veredeln. Statt seinen Ruhm darin zu erblicken, oberflächliche Beschauer zu täuschen, muß er sich dadurch Ruhm zu erwerben suchen, daß er die Phantasie gefangen nimmt." Als ob nicht die illusionsmäßige Vorstellung der Natur, die durch die treue Nachahmung eines Naturgegenstandes erzeugt wird, an sich schon eine Phantasiethätigkeit wäre, und zwar gerade die, auf der der künstlerische Genuß in erster Linie beruht! Und als ob nicht Reynolds selbst an andern Stellen die Überschätzung des Inhalts, die sich in diesen Worten ausspricht, ausdrücklich zurückgewiesen hätte!

Auch ihm scheint es, daß es Zweck und Absicht aller Künste sei, „die natürliche Unvollkommenheit der Dinge zu ergänzen," „das Wahre zu verallgemeinern," die in der Brust des Künstlers lebende Idee darzustellen. „Indem der Maler alle Schönheit in ein Ganzes zusammenfaßt, die sich in zahllosen Einzelwesen verstreut findet, bringt er eine Gestalt hervor, die schöner ist, als man sie in der Natur antreffen kann. . . . Bei allen Gegenständen, die die Natur unsern Blicken darbietet, werden sich bei genauerer Prüfung Fehler und Mängel finden. Die schönsten Formen haben etwas wie Schwäche, Kleinlichkeit oder Unvollkommenheit an sich. . . . Durch Vergleichung gewinnt der Maler eine richtige Vorstellung von schönen Formen, er verbessert die Natur durch sie selbst, ihren unvollkommnen Zustand durch ihren vollkommnen. Da sein Auge imstande ist, zufällige Mängel, Auswüchse und Unförmlichkeit der Dinge von ihrer allgemeinen Gestalt zu unterscheiden, macht er sich eine abstrakte Vorstellung von ihrer Form, die vollkommner ist, als irgend ein Original, und er lernt, so seltsam es auch klingen mag, natürlich zu zeichnen,

indem er seine Gestalten so zeichnet, daß sie keinem wirklichen Gegenstande völlig gleichen." Das ist die treffendste Formulirung der idealistischen Ästhetik, die mir bekannt ist, aber der Gedanke wird durch die Trefflichkeit seiner Formulirung nicht richtiger. Es soll durchaus nicht bestritten werden, daß ein Künstler, wenn er kein für einen bestimmten Zweck geeignetes Modell finden kann, ein ihm gerade zur Verfügung stehendes nach irgend einer Richtung hin abzuändern das Recht hat. Diese Abänderung darf aber nie in der Weise einer Verallgemeinerung, einer Annäherung an den Gattungstypus geschehen, sondern sie soll sich immer innerhalb der Grenzen des individuellen Charakters halten. Man soll bei jedem Kunstwerk das Gefühl des eigentümlichen Lebens, nicht der Gattung, des Schemas haben. Kurz, die Kunst soll nicht das Schöne — im Sinne des Typischen, Vollkommnen —, sondern das Charakteristische darstellen. Wenn man freilich das Eigentümliche und Ungewöhnliche, wie es Reynolds thut, ohne weiteres mit dem Häßlichen für eins hält, so würde jede Darstellung individueller Formen gleichzeitig eine Darstellung des Häßlichen sein. Aber auch das anerkannt Schöne tritt nur in individuellen Formen, und zwar, wie schon Dürer richtig bemerkt hat, in zahllosen individuellen Formen auf — ganz abgesehen davon, daß auch das wirklich Häßliche, wie Leonardo da Vinci, Dürer, Rembrandt, Velazquez, Menzel und zahllose andre große Maler lehren, von der künstlerischen Darstellung nicht ausgeschlossen ist.

Ich kann mir die Theorie von der Verallgemeinerung und Verschönerung der Natur bei einem so klar denkenden Manne wie Reynolds nur aus einem doppelten Mißverständnis erklären. Erstens hielt er irrigerweise die Vereinfachung und Abkürzung der Natur, die in den technischen Bedingungen der Kunst begründet ist, für eine Verschönerung, zweitens verstand er unter Idealisirung, ohne sich darüber ganz klar zu werden, jene Annäherung an ein konventionelles Schönheitsideal, die nicht nur damals, in den Zeiten des Klassizismus angestrebt wurde, sondern die überhaupt allezeit in der Kunst als eine Bedingung des Schönen angesehen wird, so lange sich der Künstler nicht vollständig von den Traditionen der Vergangenheit losmachen kann. Gerade für diese Art der Idealisirung hat nun aber unsre gegenwärtige Kunst am allerwenigsten Sinn. Wir bewundern zwar die klassischen Kunstperioden der Antike und der italienischen Hochrenaissance, aber wir halten die Vereinfachung, d. h. Stilisirung der Natur, die die Künstler dieser Epochen angestrebt haben, keineswegs für die einzig mögliche und berechtigte. Können wir doch neben ihnen eine ganze Reihe blühender Maler- und Bildhauerschulen nachweisen, die die Natur ebenfalls — entsprechend den technischen Bedingungen ihrer Kunst — abgekürzt, d. h. stilisirt haben, bei denen aber diese Stilisirung ganz andre, wir sagen gewöhnlich realistischere, Formen angenommen hat. Wir schließen daraus, daß es nicht nur eine Art der Stilisirung, sondern

mehrere giebt, und daß jede Zeit und jede Kunstschule das Recht und die Pflicht hat, sich ihren eignen Stil auszubilden.

Aus diesem Grunde haben wir auch kein Verständnis mehr für die Beurteilung und Abwägung der verschiednen Kunstschulen, die wir bei Reynolds finden. Daß er die Antike außerordentlich hoch schätzt, ist nur in der Ordnung. Aber wenn er „die Voraussage wagt, daß, wenn man aufhören wird, sie zu studiren, die Künste nicht länger blühen und wir in die Barbarei zurücksinken werden," so war diese Voraussage eigentlich schon durch die holländische Schule des siebzehnten Jahrhunderts widerlegt worden. Und wenn er an einer andern Stelle sagt: „In der Skulptur wird alle Mühe umsonst sein, die weiter zu bringen hofft als die besten der uns aus der Antike überlieferten Werke der Skulptur," so läßt sich auch dies mit den Bestrebungen Donatellos und Michelangelos kaum in Einklang bringen, ganz abgesehen davon, daß es unvorsichtig ist, der Kunst ein bestimmtes „Bis hierher und nicht weiter" zuzurufen, während man doch im Rückblick auf ihre Entwicklung erst über die kurze Spanne einiger tausend Jahre ein Urteil zu fällen imstande ist. Will man vielmehr eine Ästhetik von einiger Dauer begründen, so muß man sagen: Es giebt für die nachahmenden Künste nur eine Grenze, und die ist bestimmt durch die Natur, d. h. durch das ästhetische Prinzip der Naturnachahmung, der Illusion. Jede andre Beschränkung, besonders jede, die durch den Hinweis auf irgend einen historischen Stil begründet wird, ist vom Übel. Sie kann wohl thatsächlich unter gewissen Kulturverhältnissen eintreten und durch diese Kulturverhältnisse entschuldigt, ja sogar gerechtfertigt werden, aber in einer allgemeinen Ästhetik, die von jeder zeitlichen Einschränkung abzusehen hat, ist für sie keine Stelle.

(Schluß folgt)

Bilder aus dem Westen

Von E. Below

9. Beim Verschollnen*)

Eine bange Gewitterschwüle lag über der Stadt Kansas City. Tage der unerträglichsten Hitze waren es gewesen, in denen ich die Ärzteversammlung in Topeka, der Hauptstadt des Nachbarstaates Kansas, mitgemacht hatte. Müde und matt kam ich um die Mittagszeit vom Bahnhof, und noch hatte ich eine zweite, ähnliche Versammlung, die der Eisenbahnärzte, zu besuchen, die sich

*) Vergl. Kap. 3 S. 304, Kap. 6 S. 224, Kap. 8 S. 270.

der ersten gleich anschloß, obwohl man übersättigt war von den vielen und mannichfachen Neuerungen, die man in Topeka zu sehen und zu studiren bekommen hatte.

Eine solch bleischwere Gewitterschwüle, wie sie auf den weiten Prairien des Westens brütet, ist meist der Vorbote von etwas schlimmem, wenn nicht Gewitterregen Abhilfe schaffen. In solchen Tagen sieht in den Prairiestädten des Westens alles gespannt nach den wetterverkündenden Signalflaggen auf dem Dache des meteorologischen Instituts. Düster schwarzrot hebt sich der Riesenpalast des Börsengebäudes mit seinem vielsagenden Turm, worin das Institut untergebracht ist, von dem fahlen Himmel ab. Aller Augen sind auf ihn gerichtet, denn jeder möchte wissen, ob Anzeichen da sind, daß es endlich zu einem erlösenden Gewitter kommen wird, oder ob der gefürchtete Orkan im Anzuge ist. Diese Orkane des Westens sind schrecklich; sie zerstören im Nu Städte, zerbrechen Paläste und reißen gewaltige Brücken mit fort, als ob sich die von der Menschheit geknechtete Natur rächen wollte für die Abholzung der Wälder, für die Vernichtung der Vegetation, für alle unbefugten Eingriffe in ihr Heiligtum.

Unheimliche Stille herrscht in der Luft. Trotzdem ist die Atmosphäre voll gelben Staubes, der sich mit dem den Dampfschloten entsteigenden Rauche vermischt und nun alles schwarzgelb überzieht, selbst den Epheu und die Winde, die sich dort an der Veranda des bescheidnen Holzhäuschens emporranken, das noch, eine Erinnerung an vergangne Tage, inmitten all der Riesenbauten moderner Häuserkolosse stehen geblieben ist und den Gipfel eines gelben Lehmkegels krönt, der sich noch mit einigen wenigen Holzbuden zwischen den neuen Rotsteinpalästen erhebt. Dicke Wolken von Lehmstaub steigen auf der andern Seite des Hügels auf, wo Dutzende von kräftigen Pferden mit großen Transportschleifen gewaltige Erdklumpen fortschleppen, um Platz zu machen für einen neuen Prachtbau.

Von Zeit zu Zeit durchzittert ein dumpfer Donnerschlag die Luft. Aber es ist nicht das lange ersehnte Gewitter, das seine Vorboten sendet; es sind Dynamitschläge der Sprengarbeiten an dem harten Gestein, das sich dort unter dem Erdhügel hinzieht, auf dem neben einer berankten Negerhütte ein Holzkirchlein thront mit der Aufschrift: Carriages to let (Hier sind Fuhrwerke zu vermieten). Das frühere Gotteshaus ist in einen Leihstall umgewandelt, ein Zeichen, daß es sich den veränderten Verhältnissen anzupassen versucht hat. Aber es hilft ihm nichts, es muß dem Straßendurchbruch doch schließlich Platz machen. Der Fortschritt der Technik versetzt hier Berge und macht Hügel weichen. Die Elemente grollen, doch der Mensch lacht ihrer. Wie sie bei den Peitschenhieben auf die armen, schwitzenden Gäule grinsen, die Neger, die dort beineschlenkernd und tabakkauend auf dem Geländer des benachbarten Baues sitzen! Das Seufzen der Kreatur ist für sie eine Lust.

Alles schmiegt sich beiseite, um den im Hintergrunde drohenden Naturgewalten zu entgehen. Pflanze, Tier und Mensch zittern vor dem kommenden Ereignis. Die weitaufgeblühte Sonnenblume dort oben vor der Negerhütte, sie hat so lange ihr Haupt der glühenden Sonnenkugel zugekehrt; jetzt, wo die Sonne hinter dem heißen Qualm und Staub verschwunden ist, weiß sie nicht, wohin sie ihr goldiges Gesicht wenden soll; traurig beugt sie es zur Erde. Und die Küchlein daneben verkriechen sich bei jedem Donnerschlag der Dynamitsalven trotz der Mittagsstunde unter die Flügel der Gluckhenne, als ahnten sie herannahendes Unheil. Selbst der Mensch beginnt dem Grollen der Natur zu weichen: denn schlaff hängt die Flagge auf dem Observatoriumsturm herab; die Signalstange kündet heute nichts bestimmtes. Die Atmosphäre ist so von Elektrizität geschwängert, daß man sich genötigt gesehen hat, bei dem wirren Spiel der Zeiger, die heute keine zuverlässigen Angaben machen, mehrere Drähte auszuschalten.

Wie hatten sie sich gestern noch auf der Versammlung in Topeka gefreut, wie man es doch so herrlich weit gebracht habe. Mit ihrer Technik war ihnen alles möglich. Mit all ihren Instrumenten waren sie auf der Versammlung erschienen, und sie meinten, daß es nur einer Kleinigkeit bedürfe, um Lebenskräfte aus dem Nichts herzustellen, daß sie Elektrizität — wenn sie auch nicht ihr Wesen begriffen — doch in beliebiger Menge erzeugen und auf den Markt werfen könnten; ja sie konstruirten Regenapparate und hofften sicher nächstens Krankheit und Tod zu bannen. Und heute vernichtet ein einziger heranziehender Sturm ihre Apparate.

In solche Gedanken versunken, wanderte ich durch das Menschengewühl, das einem aufgescheuchten Ameisenhaufen glich, nach der Electric Hall, dem Versammlungsorte des Kongresses der Eisenbahnärzte. Als früherer Arzt des Hospitals der mexikanischen Zentralbahn war ich mit einer Einladung und Mitgliedskarte beehrt worden, und so konnte ich trotz Hitze und Ermüdung nicht gut fehlen. Auch drängte es mich, zu sehen, ob ich hier etwas finden würde, was den Eindruck abschwächen könnte, den die Versammlung der Dreisemesterherren in Topeka auf mich gemacht hatte.

Alles in allem verlief die Zusammenkunft der Eisenbahnärzte Amerikas recht stattlich und luxuriös. Die Ausstellung von Instrumenten und Apparaten war sehr reichhaltig; die Vervollkommnung der Photographie, namentlich in Verbindung mit der Mikroskopie, war bewunderungswürdig; und geradezu großartig waren die festlichen Zurüstungen. Aber durch nichts darf man sich weniger in der Beurteilung des ärztlichen Lebens leiten lassen, als durch die Vorträge und Festessen der ärztlichen Kongresse, weil da alles mit dem künstlichen Nimbus einer fachwissenschaftlichen Kollegialität umsponnen wird, der der Sache im Alltagsleben meist abgeht.

Doch nicht nur dieser Hintergedanke, auch noch etwas andres machte mich

fröfteln, wenn ich diese Herren mit ihren Reise- und Instrumententaschen wie Handlungsreisende die teppichbelegten Marmortreppen hinaufgehen und in den Sitzungssaal eintreten sah. Gang und Haltung eines Ankömmlings ist für den Arzt, der die anatomischen und pathologischen Eigentümlichkeiten der verschiednen Gewerkschaften zu seinem Spezialstudium gemacht hat, sehr bedeutungsvoll: der krumme, gewölbte Rücken deutet auf frühere harte Muskelarbeit, sei es hinter dem Ladentisch, sei es auf dem Lager beim Verladen von Gütern oder sonstwo; die schwielige, große, breite Kubikhand mit kurzen Fingern deutet auf gewisse Arbeiten mit harten Werkzeugen. Als ich nun die „Kollegen" mit ihren sonntäglich zugeknöpften Röcken, ihren schlecht gepflegten, staubigen Bärten, ihren sonnverbrannten Händen und Gesichtern an mir vorbeikommen ließ, so dachte ich mir unwillkürlich den festlichen Bratenrock weg, und vor meinem geistigen Auge standen sie alle in Reih und Glied, wie sie ausgesehen hatten, ehe sie sich ihrer Dreisemestermetamorphose, die man hier medizinisches Studium nennt, unterworfen hatten: Ladendiener, Barbiere, Apothekerlehrlinge, Knechte, Schreiber, Handwerker, Fabrikarbeiter und wer weiß, was sonst noch alles waren sie gewesen.

Dennoch hörte ich von ihnen ganz gewandte Vorträge — meist freilich abgelesen — mit interessanten Vorzeigungen von Apparaten, Modellen, Neuerungen und Verbesserungen aller Art. Immer handelte es sich um neue, kleine technische Kunstgriffe, um Verbesserungen, bei denen hier eine Schraube, dort ein Schloß dem alten Instrument angefügt war um Neuerungen in den Verbandmethoden, um zweckmäßige Vereinfachungen. Auch ein satirisches Gedicht über die Bazillenjagd wurde von einem alten Graubart vorgetragen, das einzige, was sich über handwerksmäßige oder spezialtechnische Kunststückchen emporhob und einen Blick in die allgemeine Skepsis thun ließ, die überall da Platz greift, wo Durchbildung, Überblick und Überzeugung fehlen. Das karrikirte Zukunftsbild unsers in Spezialitätenkram ausartenden ärztlichen Treibens stand vor mir. Wenn es schon jetzt so weit gekommen ist, daß in unsern Großstädten der Kranke womöglich selbst die Diagnose stellen muß, ehe er sich entscheidet, an welchen der vielen Spezialisten er sich mit seinem Leiden wenden will, wie wird es erst später werden, wenn der Zusammenhang mit den allgemeinen Kenntnissen immer mehr durch den Spezialismus verwischt und aufgehoben sein wird! Der alte Hausarzt wird dann ganz verschwinden, und es wird eine handwerksmäßige Flickschusterei am menschlichen Körper um sich greifen, weil sich jeder nur mit den einzelnen Teilen, keiner mehr mit dem Ganzen befaßt.

Vor mir entrollte sich das ganze traurige Bild des von der Kunst zum Handwerk herabgesunknen ärztlichen Berufs, und ein Gefühl von Heimatlosigkeit wandelte mich bei diesem Bilde an. Ich mußte an die anregenden Abende bei den Koryphäen unsrer Wissenschaft in Newyork vor fünfzehn und zwanzig Jahren denken, an die Abende, wo jeder von uns jungen Ärzten seinen Ehr-

geiz darein setzte, pathologische und anatomische Belege von der letzten Leichenschau oder Operation zur Ansicht und gemeinsamen Begutachtung mitzubringen. Wie wurden da von dem hohen Gesichtspunkt naturwissenschaftlicher Grundanschauung aus alle Einzelheiten von Männern wie Jacobi, Kaemmerer, Roeggerath gewürdigt, besprochen und dann dem Ganzen eingereiht! Und hier? Ein großer Jahrmarkt mit vielen netten Sachen und vielen Leuten, die sich drängten, sie feilzubieten. Keine Diskussion, nur Vortrag, selten ein Einwurf, eine Bemerkung. Nach stillschweigendem Übereinkommen störte man den seine Ware anpreisenden Geschäftsmann nicht. Der ganzen Sache fehlte das Herz, die Seele. Vor lauter Spezialisten und Technikern sah man in dieser Versammlung den Arzt nicht mehr, den durchgebildeten Arzt, der mit Kopf und Herzen zugleich seinem hohen Beruf ergeben ist.

Ich mußte hinaus aus dem schwülen Saale, hinaus aus diesem Jahrmarkt, in die frische Luft, in die freie Natur. Eben war ich im Begriff, nach der in einen Leihstall verwandelten Kirche hinüberzugehen, um mich nach einem Fuhrwerk umzusehen, da kam mir der Buggy des Kollegen Brand gelegen.

Das Gewitter verzieht sich! rief er mir zu. Fahren Sie mit?

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Nur hinaus aus dieser dumpfen Stadt, womöglich in den Wald!

Recht so, entgegnete der Kollege, fahren wir in den Wald, nach der feurigen Quelle, die der seltsame Einsiedler hütet, den Sie schon neulich beim Besuch im Hospital als verliebten Kräutersammler kennen gelernt haben!

Es giebt noch heute Robinsons und Lederstrumpfs in Amerika, Leute, die es aus dem alten Europa hinausgetrieben hat, nachdem sie vom Schulzwang der alten Welt genug gekostet hatten, um Natur und Freiheit, wie sie sie sich träumten, da zu suchen, wo es noch keine Brillen, Akten und Geldschränke giebt, um die sich heute ja alles dreht. Einen solchen neuen Robinson lernte ich in dem Manne kennen, der in dem Walde wohnte, zu dem unser Buggy jetzt von der staubigen Landstraße einbog. Der Weg hatte uns weit aus der Stadt hinaus geführt, weit von dem Geklingel und Gedröhne der Stadtbahnen, von dem Rauchen und Pfeifen der Fabrikschlote hinweg, zuletzt noch an einem einsamen deutschen Biergarten vorbei, der malerisch im Grünen lag. Vor dem ländlichen Bretterhause hielten auf dem freien Platze neben der Landstraße leichte Wägelchen, und vom Garten her hörte man laute Rufe, Kegelschieben und Gewehrschüsse.

Gut, daß ich dran denke, sagte der Kollege neben mir im Buggy, heute werde ich mich wohl auch einmal unter das Volk mischen müssen. Heute ist Scheibenschießen des Kriegervereins, und eben sehe ich meinen neuen Kollegen, den Hypothekenpastor, in den Garten gehen. Der will sich beliebt machen, da darf ich mich heute Abend nicht ganz zurückziehen.

Der hat es also wirklich fertig gebracht? fragte ich.

Mediziner zu werden, erwiderte Dr. Brand, ja wohl.

Nun, Sie haben doch die Konkurrenz eines solchen Menschen nicht zu fürchten?

O, er thut mir tüchtigen Schaden! Er weiß sich durch seine pastoralen Eigenschaften und Bekanntschaften überall einzudrängen, und die Leute starren ihn wie ein Wundertier an. Den Gläubigen weiß er durch seine Frömmigkeit zu imponiren, und den Ungläubigen durch seinen Übertritt von der Theologie zur Medizin. Wenn das so weiter geht, weiß ich nicht mehr, was ich anfangen soll. Mein Office unten in der Geschäftsstadt werde ich wohl aufgeben müssen, denn es ist fast ganz leer, seit sich die dreißig assoziirten Wunderdoktoren mir gegenüber niedergelassen haben, und seit sich dieser Pastor das Feld erobert hat. Der chinesische Doktor im Nebenhause hat augenblicklich mehr zu thun als der deutsche Arzt.

Ist das Publikum hier in der aufgeklärten neuen Welt wirklich noch so urteilslos, daß es einen geprüften deutschen Arzt nicht über einen hergelaufnen Quacksalber zu stellen weiß? rief ich voll Entrüstung aus.

Das Publikum ist dumm, erwiderte er, und je zusammengewürfelter ein Publikum ist, desto mehr glaubt es sich berechtigt, mit seinen Launen der Vernunft Hohn zu sprechen. Hier ist alles möglich, und deshalb wundert man sich über nichts mehr. Hier, wo alle Jahre eine neue Religion gestiftet wird, wo aller zwei Jahre ein Messias, umgeben von Engeln und Aposteln, erscheint und Vorstellungen giebt, wo jeden Augenblick auf dem von den Mormonen aufgefundnen Wege eine neue Religionsoffenbarung des Weissagens und Wunderthuns entdeckt wird, hier darf man sich auch nicht darüber wundern, wenn einem plötzlich von irgend einer alten Tante dozirt wird, daß für Muskelrheumatismus die Glaubens- oder Seelenkur die beste ist. Es ist ganz vergeblich, zu widersprechen. Unter uns gesagt, ich habe in den letzten Monaten so viel gesehen und durchgemacht, daß ich anfange, diesen aufgeklärten Janhagel, dem ich zuerst für sein Entgegenkommen dankbar war, zu hassen, zu hassen aus vollster Seele, wie ich noch heute seit meiner Studienzeit alle Halbbildung, alles Philistertum hasse. Diesen armen Kerl, zu dem ich Sie jetzt führe, beneide ich oft in seiner stolzen Einsamkeit; oft wünsche ich, wir könnten unsre Rollen mit einander tauschen.

Wie alt ist er denn, daß er sich zum Eremiten eingesponnen hat?

Höchstens dreiunddreißig oder vierunddreißig Jahre. Er hat aber viel erlebt in den acht oder neun Jahren, wo er im Lande ist. Er hat in Deutschland Medizin studirt, aber schon auf der Schule und später auf der Universität viel Chemie und Physik getrieben. Da er den ärztlichen Beruf in der Heimat überfüllt sah, zog er es vor, mit den paar hundert Thalern, die er hatte, nach Newyork auszuwandern. Hier fiel er Spekulanten der gewissenlosesten Art in die Hände, die Wind davon bekommen hatten, daß er bedeutende Kenntnisse

in der Chemie hatte. Sie veranlassen ihn, seine Arbeitskraft in den Dienst eines neuen Fabrikunternehmens zu stellen. Er geht darauf ein, zumal da ihm versprochen wird, wenn die Fabrik erst in Betrieb gesetzt sei, solle er Teilhaber des Geschäfts werden. Jansen, so heißt er, geht mit dem ganzen Eifer eines deutschen Jünglings an die Arbeit; er giebt neue Ideen an, die sich als sehr vorteilhaft erweisen; er ist die Seele des Ganzen. Endlich ist alles fertig, die Fabrik wird in Betrieb gesetzt, und Jansen erwartet nun als Leiter des technischen Teils des Unternehmens eingesetzt zu werden. Aber nun brauchen ihn die Yankees nicht mehr. Da er in den sechs oder acht Monaten, die der Bau und die Einrichtung der Fabrik in Anspruch genommen hatten, thöricht genug gewesen war, sein kleines Kapital zu verzehren, statt Bezahlung für seine Mühe und Arbeit zu fordern, saß er nun buchstäblich als Bettler auf der Straße. Doch Sie werden ihn ja gleich selbst sehen. Dort unten im Grunde wohnt er, das kleine Blockhäuschen hinter den hohen Ulmen bietet ihm Schutz gegen die Unbilden der Witterung.

Wovon lebt er denn? fragte ich, als wir vom Wiesenfahrwege abbogen und zwischen den ersten weitstehenden Bäumen hindurch zu dem Blockhause fuhren.

Vom Rattenfangen und Negerkuriren. Er fängt nämlich Beutelratten, ein sehr geschätztes Wildbret der Neger, die auf den umliegenden Farmen wohnen. Die Pelze verkaufen sich gut. Außerdem verrichtet er Wunder mit dem Feuerquell, der leicht purgirend wirkt.

Endlich kamen wir an das aus Balken uud Brettern roh gezimmerte Haus. Vor der niedrigen Thür standen und hingen mehrere größere und kleinere Käfige mit Vögeln, Schlangen, jungen Beutelratten und sonstigem Getier. Nachdem wir ausgestiegen waren, wurde das Pferd mit dem Eisengewicht in der Nähe einer großen Ulme festgelegt, wo es grasen konnte. Neben der Hütte war ein sumpfiger Platz, wo ein starkes, rhythmisches Geräusch, wie Blasen und Sprudeln, auf eine eigentümliche Naturerscheinung deutete; in der Mitte des Sumpfes war ein Gasrohr von beträchtlicher Länge senkrecht so in den Boden eingelassen, daß es noch $2^1/_2$ Meter herausragte; $1^1/_2$ Meter über dem Erdboden war es wagerecht umgebogen. Aus der Öffnung kam stoßweise Wasser in starkem, mehrere Fuß langem Strahl hervorgeschossen.

Wie wir noch vor dem merkwürdigen Naturschauspiel standen, kam der Hüter des Brunnens aus der Hütte mit einem Glase in der einen Hand und einem Fidibus in der andern. Mit dem Fidibus entzündete er die der Öffnung des Rohres zugleich mit dem Wasser entströmenden Gase. Eine meterlange Flamme schlug wie das Wasser stoßweise hervor, zuerst in derselben Richtung, dann nach oben flackernd, während das Wasser zu Boden plätscherte.

Unser Robinson hatte sich recht verändert, seit ich ihn zuletzt vor dem Hospital gesehen hatte. Sein Gang war schwankend, er sah blaß aus, die Augen blickten müde; er schien krank zu sein.

Er gab uns von dem Wasser zu kosten; es schmeckte etwas salzig und alkalisch. Der Eigentümer des Platzes, ein deutscher Kaufmann, ging, wie uns Jansen mitteilte, mit dem Plane um, hier eine Heilanstalt zu errichten. Bis jetzt war aber alles rings herum noch Wildnis: Gestrüpp, Schlingpflanzen zwischen den hohen Bäumen, Felswände, Moosabhänge.

In der Hütte fand sich kein Mobiliar außer einem alten, großen, wackligen Tisch, einem Stuhl und einer Matratze auf der Erde. In der Wand am Kopfende der Matratze waren ein paar Gucklöcher, durch die im Notfall der Lauf des Gewehrs gesteckt werden konnte, das in der Ecke lehnte. Ein frisches Pferdekopfskelett, ein Menschenschädel, Teile von Tieren, teils in Spiritusflaschen, teils getrocknet, lagen in den Ecken herum; Kästchen und Gehäuse mit Eidechsen, Schlangen, Vögeln, Beutelratten, außerdem altes Geschirr und Gerümpel gab es überall, wohin man blickte.

Da mich manches in dieser zoologischen Sammlung interessirte, so schlug mir Dr. Brand vor, er wolle eine Weile zum Scheibenschießen des Kriegervereins hinüberfahren und mich später, wenn ich mich sattgesehen hätte, wieder abholen. So blieb ich denn zurück und plauderte mit dem kranken Einsiedler über die sonderbare Lage, in die er sich hier begeben habe, während er doch nach meiner Meinung Anstrengungen machen könne, sich noch etwas in der Welt zu erringen.

Ich bin es müde, antwortete er, keuchend und mißhandelt neben der großen Staatskarosse unsrer Gesellschaft, auf der die Reichen thronen, einherzulaufen, um die Gnade bettelnd, mitziehen zu dürfen. Das Spiel ist so albern, so entwürdigend! Früher gab es eine Zeit, wo ich mich selber ziehen lassen konnte. Aber sie ist vorbei. Die oben sitzen, lassen so leicht keinen hinauf. Sie selbst haben ewig Angst vor dem Herunterfallen und klammern sich trotz ihres heitern Gebahrens grimmig am Geländer fest. Denn der Fall bricht manchem das Genick. Die meisten, die herunterfallen, müssen froh sein, wenn sie wieder mitziehen dürfen. Ich bin es überdrüssig. Lieber tot oder verschollen sein!

Das war die Antwort, die mir der einsame Mann unter traurigem Lächeln gab, während er in Müller-Pouillets Physik blätterte, die auf dem Tische neben dem Kommersbuch und Ibsens Gedichten lag, den einzigen Büchern, die, wie es schien, in der kleinen Behausung vorhanden waren.

Ich sah seinen fadenscheinigen Anzug und die tiefliegenden traurigen Augen in dem blassen, kranken Gesicht. Ich wollte ihm Mut zusprechen. Da nahm er einen Brief aus dem Buche, in dem er blätterte, und sagte: Aus diesem Briefe können Sie sehen, daß mein Streben ernst gewesen ist. Es ist ein Brief von Professor Johannes Müller an mich, worin er mir für meine Ermittlungen über die Talbotschen Linien dankt.

Ich that einen Blick hinein. Der Anfang lautete: „Hochverehrtester Herr!

In dem Paragraphen, der über die Talbotschen Linien handelt, ist mir, wie Sie richtig bemerken, ein Fehler untergelaufen.“ Nun folgte eine wissenschaftliche Auseinandersetzung, dann schloß der Brief mit den Worten: „Für Ihre gütige Mitteilung bin ich Ihnen sehr verbunden, namentlich aber ist mir Ihre beigelegte Konstruktion von Interesse gewesen, die ich bei einer etwa zu bearbeitenden neuen Auflage des Lehrbuchs, soweit es möglich ist, berücksichtigen werde. Ich verbleibe hochachtungsvoll Ihr ergebner J. Müller.“

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Das rote Gespenst. Unter diesem Titel hat ein Mann, der „kein Stubengelehrter“ ist, sondern „als Angestellter eines großen kaufmännischen Unternehmens mitten im praktischen Leben“ steht und wirkt, die Sozialdemokratie beleuchtet mit Beziehung auf die öffentliche Meinung, auf den Zukunftsstaat, auf die Religion, die Behörden, den Anarchismus, den Antisemitismus, das Königtum, die Demagogie. (Das rote Gespenst, beleuchtet von Otto Prange. Stuttgart, Robert Lutz, 1894.) Der Verfasser zeigt, daß der Sozialismus, und zwar in der Gestalt der Sozialdemokratie, eine berechtigte und notwendige Erscheinung, das aber, was die Behörden und bürgerlichen Parteien unter seinem Namen bekämpfen, nur ein Gespenst ist. Seine von warmer Empfindung erfüllten, trotzdem aber nüchtern verständigen Ausführungen decken sich zum Teil mit unsern eignen über diesen Gegenstand, anderenteils bilden sie eine wertvolle Ergänzung dazu. So erörtert er zum Beispiel die Bedeutung der Utopien für die Kulturentwicklung. Sie sind nichts andres als die Gesellschaftsideale und daher Beweise für die Lebensfähigkeit eines Volkes oder Geschlechts, denn ohne Ideal giebts kein Streben, und ohne Streben giebts keine Zukunft. Die griechisch-römische Welt mußte untergehn, weil sie alle ihre Ideale verwirklicht, daher nichts mehr zu thun hatte. Durch seine Zukunftsträume brachte das Christentum neues Leben in die europäische Menschheit. (Man kann diese Thatsache noch konkreter darstellen, als Prange thut: hätten Paulus und die übrigen Apostel nicht geglaubt, daß Christus noch bei ihren Lebzeiten wiederkommen und sein Reich aufrichten werde, so wäre nicht eine einzige Christengemeinde gestiftet worden, und es gäbe keine christliche Kirche.) Da nun die herrschenden Klassen keine Zukunftsideale mehr haben und auf nichts weiter bedacht sind, als ihre Stellung, ihren Reichtum und ihre Genüsse zu behaupten, so stünde es schlimm um die Zukunft unsers Geschlechts, wenn nicht wenigstens noch die Sozialdemokraten und andre anrüchige Leute Zukunftsträume hegten.

Sehr gut ist die Bemerkung auf S. 42: „Das Kapital ist unersättlich, die Arbeit dagegen verhältnismäßig leicht zu befriedigen,“ gegenüber der Ausflucht der Kapitalistenpartei: die Arbeiter befriedigen wollen, sei ein aussichtsloses Unternehmen, da ja niemand zufriedenzustellen sei, auch der Millionär nicht. Ferner

in dem Abschnitt über die Religion die Stelle auf S. 50: „Wie geht es zu, daß die Bekenner der einzelnen Konfessionen in gemischten Gegenden so gut mit einander auskommen, während in rein protestantischen Bezirken ein unglaublicher Haß gegen den Katholizismus, selbst Mißtrauen gegen den einzelnen Katholiken besteht, wie in rein katholischen Gegenden umgekehrt dasselbe der Fall ist? Auch ich kam einst mit diesem Haß gegen den Katholizismus aus Pommern nach Westfalen (jetzt wohnt der Verfasser in Magdeburg), um dann hier gerade unter Katholiken meine besten Freunde zu gewinnen. Muß sich da nicht die Vermutung aufdrängen, daß wohl die Menschen mit einander in religiösem Frieden leben möchten und können, die Kirchen aber diesem Frieden hindernd in den Weg treten?“ Der amerikanische Sozialist, den Prange bei dieser Gelegenheit anführt, heißt nicht Gronland, sondern Gronlund.

Die Sozialdemokratie wird jedoch nicht minder scharf kritisirt wie ihre Gegner. Der schwerste Vorwurf, den er ihr macht, ist „ihr abscheuliches Demagogentum“ (S. 96.) Von dem Augenblick an, wo sie darauf verzichte, stehe ihrer Verschmelzung mit allen verständigen Sozialisten oder [lieber: und sonstigen] Antikapitalisten nichts mehr im Wege und werde sie die mächtigste, wichtigste Partei, die Partei der Arbeit, die Partei der Zukunft sein. Daraus ergiebt sich das Programm des Verfassers: in Berufsorganisationen, in den Gewerkschaften sieht er das Heil, den Weg zur Besserung. Ob es möglich sein werde, die unumgänglich notwendige soziale Umgestaltung auf friedlichem Wege herbeizuführen, ist ihm sehr zweifelhaft; jedenfalls hält er es für eine Pflicht, darauf hinzuwirken. Er hat also, gleich den meisten nichtsozialdemokratischen Volksfreunden, die Alternative: Revolution oder Reform im Auge und übersieht die dritte Möglichkeit: keins von beiden. Die Revolution ist nämlich, wie die spielend leichte Niederwerfung der gepeinigten Bevölkerungen von Sizilien und Massa-Carrara jedem, der es bisher nicht glauben wollte, aufs neue bewiesen hat, im modernen Militärstaat unmöglich; der Gebieter des modernen Militärstaats, mag er König, Kaiser, Präsident oder Premierminister heißen, hat eine Macht, wie sie kein Zwingherr der Despotenstaaten des Altertums und selbst die spanische Inquisition nicht besessen hat, die Macht, nicht allein jeden körperlichen Widerstand zu zerschmettern, sondern auch die Gedankenvermittlung großer Massen (in Spanien hat es sich bloß um einzelne, der Masse des Volkes fremde Denker und um zwei dem Volke verhaßte Volksstämme gehandelt) zu unterdrücken. Die Reform aber ist wiederum nicht möglich, wenn dieselbe allmächtige Staatsgewalt, die Vertreterin der Reichen, nicht will. Ehe es unter diesen erschwerenden Umständen dahin kommt, daß die Revolutionäre im Militär die Mehrzahl bilden, wodurch allein die Revolution möglich werden würde, kann das Volk verkümmert und erstorben sein, indem die herrschenden Klassen, behaglichem Genuß ergeben und mit ihrer Denkbewegung in obrigkeitlich vorgeschriebne Bahnen gebannt, dem Chinesentum, die dienenden aber leiblicher und geistiger Entkräftung verfallen. Die Zukunft der europäischen Völker hängt also davon ab, ob die wenigen, die die Macht, die Hebel des ungeheuern Staatsmechanismus, in der Hand haben, auch zugleich Einsicht und guten Willen haben oder nicht.

Schulchan Aruch. In der Petitionskommission des Reichstags hat kürzlich über die rabbinischen Gesetzbücher des Judentums eine Erörterung stattgefunden, die bezeichnenderweise — von den vier antisemitischen Blättern abgesehen — nur in konservativen Preßorganen eine nähere Beachtung gefunden hat. Um so bemerkenswerter ist die Art und Weise, wie sich diese, darunter namentlich die

Neue Preußische Zeitung, aussprechen. Es dürfte kaum zu viel gesagt sein, wenn der Auslassung der Neuen Preußischen Zeitung die einer „authentischen Interpretation" der „Judenparagraphen" in dem Programm vom 8. Dezember 1892 beigelegt wird. Und diese Interpretation stimmt überein mit einer Auffassung, die in Berliner Versammlungen, die sich ebenfalls den konservativen Namen beilegten, als Grenzbotenstandpunkt verdächtigt und mit einem rechtgläubigen tolerari non posse zurückgewiesen wurde. Freiherr von Langen, sagt die Neue Preußische Zeitung, hat den Standpunkt des berechtigten Antisemitismus vertreten, d. h. des Antisemitismus, der kein vorübergehendes Partei- oder Agitationsinteresse im Auge hat, sondern das richtig verstandne Bedürfnis des ganzen Volkes vertritt, das ein Recht hat, darüber aufgeklärt zu werden, von welchen sittlichen Grundsätzen die in seiner Mitte lebende jüdische Minderheit geleitet wird.

Es kann doch keinem Zweifel unterliegen, daß der Antisemitismus, da er sich plötzlich als eine Macht offenbarte, die sich in den verschiedensten Ständen und an den verschiedensten Orten Deutschlands noch vor aller Agitation mit wundersamer Gewalt der Herzen bemächtigt hatte, sich in seinem innersten Charakter als eine Reaktion des deutschen sittlichen Bewußtseins, des nationalen Gewissens gegen eine Unterdrückung darstellte, die zwar von einer Minderheit der Reichsbevölkerung geübt wird, die aber, unterstützt von der Bundesgenossenschaft des Gottes Mammon, einen überlegnen Einfluß ausübt.

Da der Charakter des Antisemitismus im wesentlichen der einer sittlichen Reaktion ist, so haben wir nicht nur ein Recht, wir haben die Pflicht, nachzuforschen und festzustellen, welches denn, mit logischer Deutlichkeit erfaßt, die Lehren und Grundsätze sind, gegen deren Bethätigung sich die Reaktion, zunächst eine Reaktion des sittlichen Gefühls, mit ihrem lebhaften Proteste wandte. Wir können sogar hinzufügen: es ist eine Pflicht der Billigkeit gegen die „deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens," daß untersucht wird, welche unter den Vorwürfen, die gegen das sittliche Verhalten der Juden gerichtet worden sind, wirklich als berechtigt gelten dürfen, und welche nicht.

Man sollte denken, daß, wenn den Deutschen, deren nationales Gewissen durch die Übergriffe des Judentums gerührt worden ist, ein Vorhalt gemacht werden könnte, dieser darin bestehen müßte, daß nun seit so vielen Jahren mit allen möglichen allgemeinen Behauptungen, statistischen Notizen, mit Stachel- und Schimpfworten jeder Art den Juden zuleibe gegangen wird, fast niemand aber schlicht und ruhig untersucht, worin denn jene Grundrichtung des jüdischen Geistes besteht, gegen die sich unser deutsches Gewissen auflehnt.

Die Vertreter der Gemeinschaft, in deren Erscheinung und Bethätigung sich unserm nationalen sittlichen Empfinden unholde Züge des Fremden, Undeutschen aufdrängen, pflegen sich als „deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens" zu bezeichnen. Da sich die Volksethik auf allen Stufen der bisherigen Menschheitsentwicklung in dem Gewande religiöser Überzeugung darstellt, so giebt es keinen andern Weg, mit Sicherheit die sittlichen Fundamente eines Volkstums zu erkennen, als eine möglichst unbefangne und genaue Prüfung der für sein religiöses Bewußtsein grundlegenden Glaubensbücher.

Aber gerade gegen dieses Vorgehen, gegen das Bestreben, vor allem die objektive Wahrheit, die hier in Frage kommt, festzustellen, wendet sich der leidenschaftlichste Ingrimm der jüdischen Presse. Das Berliner Tageblatt hat sofort seinen „protestantischen Geistlichen" bei der Hand, um aus dem Schatze seines Wissens folgende, seiner Meinung nach jeden weitern Prozeß niederschlagenden Einwendungen

herauszukramen: „Der Petition liegt die antisemitische Behauptung zu Grunde, daß sich im Talmud und in dem Auszuge des Talmud, dem Schulchan Aruch, Stellen fänden, die gegen unsre heutigen Gesetze verstoßen. Gewiß, im Talmud und im Schulchan Aruch fanden sich solche Stellen. Was ist denn der Talmud? Der größte christliche Talmudgelehrte dieses Jahrhunderts, Franz Delitzsch, antwortet auf diese Frage: Der Talmud ist ein Sprechsaal, in dem die Stimmen von fünf Jahrhunderten durcheinandergehen.“ Ganz richtig — der Talmud! Aber Schulchan Aruch? Schlagen wir den alten, durch Kürschner verjüngten Pierer nach? Da steht: Schulchan Aruch, Name des bedeutendsten talmudisch-rabbinischen Religionskodex der Israeliten. Er ist von Joseph Naro († 1575) verfaßt, zuerst herausgegeben Venedig 1565. Der Schulchan Aruch ist also unmittelbarer Zeitgenosse, ja Landnachbar der Tridentiner Konzilsbeschlüsse; er ist Zeitgenosse der Augustana und des Lutherischen Katechismus, der Bekenntnisschriften, auf die der deutsche Protestant jeder Richtung zurückgreifen muß, um von dem sittlichen Wesen seiner Glaubensrichtung eine Vorstellung zu bekommen. Nun, Herr „protestantischer Geistlicher“ im Solde Mosses: was sagen Sie dazu?

Geistige Arbeit. In dem Kampf ums Dasein wird mit immer gefährlichern Waffen gefochten. Der Lernstoff, den das heranwachsende Geschlecht aufnehmen und verstehen soll, schwillt zu immer gewaltigerer Masse an. An das Fassungsvermögen und die Urteilskraft der Menge werden immer stärkere Anforderungen gestellt. Man denke nur an die veränderten politischen und rechtlichen Verhältnisse, an die Umwälzungen im Handel und Verkehr; man erwäge, wie viel schwierige Begriffe infolge der ungeheuern Fortschritte der Physik und Chemie von vielen mehr oder weniger verarbeitet werden müssen. Sollte es da nicht von Nutzen sein, auch einmal zu vernehmen, wie weit man die Naturgesetze erforscht hat, die der geistigen Arbeit zu Grunde liegen? Kann doch die Beachtung dieser Gesetze für die kämpfende Menschheit zu einer Schutzwaffe werden gegen die Gefahren, die ihre körperliche und geistige Gesundheit bedrohen. Genau genommen wissen wir recht wenig davon, wieviel jeder von uns auf geistigem Gebiete zu leisten vermag, da es schwer ist, eine Einheit zu finden, nach der die Höhe geistiger Leistungen abgeschätzt werden kann. Es giebt zwar genug Prüfungen, aber bei vielen von ihnen wird doch nur ein gewisser Einblick in die Kenntnisse eines Menschen eröffnet; ein Urteil über seine Leistungsfähigkeit, sein „Können,“ wie man jetzt sagt, wird nicht gewonnen.

Der Professor der Irrenheilkunde Dr. Kraepelin in Heidelberg verfügt über die Ergebnisse langjähriger eigner Untersuchungen über die geistige Leistungsfähigkeit zahlreicher Personen. Kraepelin stammt aus der Schule Wundts und arbeitet mit den Methoden der Psychophysik. Den persönlichen Grundeigenschaften des Einzelnen nach Übungsfähigkeit, Ermüdbarkeit, Ablenkbarkeit u. s. w. trägt er gewissenhaft Rechnung. Fehlerquellen, die sich durch Veränderungen der Versuchspersonen an verschiednen Versuchstagen einschleichen können, sucht er nach Möglichkeit zu vermeiden. Kraepelin vermag nun schon jetzt innerhalb bescheidner Grenzen gewisse, wohl beachtenswerte Aufschlüsse über die geistige Leistungsfähigkeit zu geben, wie sie selbst eine längere persönliche Kenntnis der betreffenden Menschen nicht liefert. Namentlich ist es ihm gelungen, die Arbeitskraft bei einfachen geistigen Leistungen mit zuverlässigen Untersuchungsarten zu bestimmen. Noch ist es freilich unübersehbar, von wie viel mächtigen Gewalten die abgeschlossenen und verwickelten Eigentümlichkeiten und Schicksale des Erwachsenen abhängen. Einfachere,

übersichtlichere Verhältnisse bietet die werdende Geistesanlage des Kindes. Hier besteht auch die Möglichkeit, die Bedingungen des Werdens zu erkennen und sie gegebnen Falls entscheidend zu beeinflussen. Kraepelin hat nun kürzlich in einem Vortrag „Über geistige Arbeit" die Ergebnisse seiner Untersuchungen und die Beobachtungen andrer Gelehrten über die geistige Tragkraft unsrer Schuljugend veröffentlicht (Jena, Gustav Fischer). Die hier mitgeteilten Folgerungen stehen in so lebhaftem Widerspruch zu einzelnen Einrichtungen unsrer Schulen, daß sie der ernsten Beachtung der zuständigen Kreise nicht dringend genug empfohlen werden können.

Professor Burgerstein in Wien hat die Ermüdbarkeit der Schulkinder in der Weise untersucht, daß er zwölfjährige, völlig ausgeruhte Kinder eine vierzig Minuten andauernde, durch drei Pausen unterbrochne, ganz einfache Rechenarbeit machen ließ. Die Kinder ließen bereits vom zweiten Versuchsabschnitt an deutlich die Erscheinungen der Ermüdung erkennen. Der Wert ihrer Arbeiten zeigte besonders in der zweiten Hälfte der Zeit eine unaufhaltsame Verschlechterung. Aus diesen (und andern) Versuchen ergiebt sich die Forderung, daß die Arbeitszeiten vermindert und die Erholungszeiten, die dem Fortschreiten der Ermüdung einigermaßen Einhalt thun, länger bemessen werden müssen, als es jetzt der Fall ist, sodann daß die Pausen in kürzern Abständen einander folgen und, je länger der Unterricht dauert, fortschreitend wachsen müssen. Geschieht das nicht, so befindet sich der fleißige Schüler — abgesehen von dem ersten Teil der Stunde — dauernd in einer Ermüdungsnarkose, die ihn unfähig macht, seine natürlichen Kräfte zur Erfassung des Unterrichtsstoffes auszunützen. Wenn die „Sitzzeit" als volle Arbeitszeit angesehen werden könnte, würde beinahe die Hälfte der jüngern Schüler schon gegen das Ende der ersten Stunde derart geistig erschöpft sein, daß auch der mächtige Einfluß der Übung die fortschreitende Abnahme ihrer Leistungsfähigkeit nicht mehr verdecken könnte. Unsre Jugend würde notwendig dem Siechtum verfallen, wenn sie wirklich gezwungen wäre, vierzig Minuten in jeder Schulstunde mit voller Anspannung ihrer Aufmerksamkeit zu arbeiten. Langweilige Lehrer, meint deshalb Kraepelin, seien bei der heutigen Ausdehnung des Unterrichts geradezu eine Notwendigkeit. Wenn alle Lehrer eine lebhafte Teilnahme für ihren Unterrichtsgegenstand wach hielten, so würden die Kinder trotz rasch wachsender Ermüdung zu dauernden geistigen Kraftanstrengungen geführt werden, deren Folgen unübersehbar wären.

Man hat ja nun, um den Gefahren geistiger Überbürdung zu begegnen, Unterrichtsstunden mit körperlicher Beschäftigung eingeschoben. Entsprechende Versuche aber, z. B. mit Spazierengehen und sich anschließender geistiger Arbeit, haben gezeigt, daß körperliche Beschäftigung nie in körperliche Anstrengung übergehen darf, wenn sie im Lehrplan als Erholungszeit soll gelten dürfen. Es darf also nach Turnübungen nicht für längere Zeit geistige Thätigkeit gefordert werden. Wohl aber können längere Erholungspausen zweckmäßigerweise mit Zeichnen, Singen, Handfertigkeitsunterricht u. dgl. ausgefüllt werden.

Mehrere Stunden nach kräftigen Mahlzeiten ist die geistige Arbeitsfähigkeit bedeutend herabgesetzt. Der Nachmittagsunterricht sollte deshalb frühestens zwei Stunden nach der Hauptmahlzeit beginnen dürfen. Über die Schlafdauer deutscher Schüler liegen leider noch keine Berechnungen vor. In Schweden haben sich hierin sehr bedenkliche Verhältnisse gezeigt. Jedenfalls muß die Hausarbeit so bemessen sein, daß den Schülern ausreichende Schlafzeit bleibt. Die Abendarbeit sehr jugendlicher Personen ist überhaupt nichts wert.

Nur eine ganz naive Unkenntnis der grundlegendsten psychologischen Erfah-

rungen kann die mechanische Beherrschung gewisser Sätze, Namen, Zahlen u. dgl. noch immer für ein erstrebenswertes Ziel ansehen. Ein ausgezeichnetes Erinnerungsvermögen ist durchaus kein Zeichen einer höhern geistigen Befähigung. Die rein mechanische Aneignung irgend eines Lehrmaterials ohne innere Verarbeitung ist nicht nur unnütz, sie hindert sogar die höhere Ausbildung. Versuche haben gezeigt, daß das Auswendiglernen oft zu den anstrengendsten geistigen Arbeiten gehört. Aller irgendwie entbehrliche Gedächtniskram sollte also über Bord geworfen werden. Sachliche Beherrschung des Stoffes, Reife des Urteils sollten in den Prüfungen die Hauptsache sein.

Endlich befürwortet Kraepelin eine Abkürzung der Schulzeit durch weitergehende Trennung der Schüler nach ihrer Arbeitsfähigkeit. Trotz der sich hier ergebenden Schwierigkeiten müßten doch bei den gesteigerten Anforderungen, die das Leben an die geistige Ausbildung der heranwachsenden Jugend stellt, alle Vorteile ausgenutzt werden, die den Kampf ums Dasein erleichtern können.

Wir wissen sehr wohl, daß in den letzten Jahren der leidigen „Überbürdungsfrage“ von unsern Unterrichtsbehörden erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet worden ist, und daß die neuen Lehr- und Prüfungsordnungen beachtenswerte Winke und Vorschriften enthalten, die den Forderungen Kraepelins entsprechen. Auch möchten wir nicht jede seiner Anschauungen unbedingt teilen, wie z. B. die von der Notwendigkeit der „langweiligen Lehrer“; statt deren möchten wir vielmehr solche wünschen, die in weiser Berechnung während des Unterrichts bald geistig anzustrengen, bald mechanischer zu beschäftigen wissen, eine Methode, die ja auch schon vielfach befolgt wird. Dennoch dürfte unser Bericht namentlich die Lehrer der Gymnasien und Realschulen veranlassen, Kraepelins Schriftchen selbst zur Hand zu nehmen. Er bittet alle, denen es ehrlich um die Sache zu thun ist, namentlich die Gegner der von ihm vertretenen Anschauungen, ihm ihre Ansichten und Einwände zugänglich zu machen, besonders dann, wenn sie sich auf wissenschaftlich unanfechtbare Untersuchungen stützen. Möchte diese Herausforderung recht vielseitige Annahme finden!

Von zahlreichen Zeugen kann man übrigens vernehmen, daß noch weit mehr als in den Knabenschulen in den Bildungsstätten der Mädchen, namentlich in den höhern Töchterschulen, gegen die angedeuteten Naturgesetze gesündigt wird. Hier werden oft von acht bis ein Uhr die Bänke gedrückt, und das zum Teil wertlose mechanische Auswendiglernen nimmt hier zuweilen große Ausdehnung an. Daß die Vorbereitungszeit für das Lehrerinnenexamen die Gesundheit schon manches pflichteifrigen Mädchens schwer geschädigt hat, ist eine traurige Thatsache, die längst das Einschreiten der Behörden erfordert hätte.

Sonnenstein bei Pirna. Georg Ilberg

Das Volkslied auf dem Gymnasium. Wer kürzlich am Gymnasium zu N. die trefflich gelungne musikalische Abendunterhaltung mit angehört hat, ist gewiß erfreut gewesen über die frischen Stimmen, die sichere Ausführung und die sachkundige Leitung. Ein tüchtiger gemischter Chor trug außer einigen Liedern auch schwerere Sätze alter Klassiker, wie Palestrina, Bach, Händel u. a. vor, und damit wechselte das Männergesangquartett von Schülern der obern Klassen, und selbst die Quintaner erfreuten die empfindsamen Mütter durch ein zweistimmiges Liedchen. An unsrer Schule wird doch noch der Gesang gepflegt, wie es sein soll! so hörte man wohl im Publikum äußern.

Ach wenn die freundlichen Kritiker hinter die Kulissen hätten blicken können!

ihr Urteil wäre gewiß anders ausgefallen. Die Gesangstunde der Sexta kann und muß ich öfter belauschen, als mir lieb ist. Die Violine wimmert den ersten Satz von „Lobt Gott, ihr Christen, all zugleich.“ Die kleine Schar wimmert nach: „Lobt Gott, ihr Christen, all zugleich.“ Stimme vom Katheder: „Noch mal.“ Neues Gewimmer. „Noch mal“ u. s. w. Die Violine fährt fort: „In seinem höchsten Thron.“ Es folgen die gleichen Wiederholungen bis zum Schluß des Chorals. Dann werden große Papptafeln mit riesigen schwarzen Notenköpfen aufgebaut, und es reihen sich Übungen an, wie Do, re, mi, fa, sol oder Lalala lâla, lalala lâla und ähnliche. Die Stimmen werden vorzüglich geschult. Aber wozu? Damit sich die Knaben, wenn sie größer sind, an Kaisers Geburtstag, am 2. September und beim Schulkonzerte, also dreimal im Jahre, hören lassen können.

Nun gehe man einmal mit den einzelnen Klassen spazieren. Man wird staunen, was da gesungen wird! Die Sextaner haben vielleicht noch einige Erinnerungen an die Volksschule und an die Lieder, die sie da gelernt haben. Auch ist wohl meist die erste Strophe von „Heil dir im Siegerkranz!“ zu den offiziellen Feierlichkeiten eingeübt worden. Aber außerdem wird man nicht viel zu hören bekommen. Die Quintaner singen ihr Zweistimmiges vom letzten Konzert, wozu sie drei Vierteljahre geübt haben. Aber wie singen sie es, wenn der kundige Meister fehlt! Mit der Quarta ist gar nichts anzufangen. Im Französischen hat man den Unterricht mit einer Übersetzung des Uhlandschen „Guten Kameraden“ begonnen, und nun hallen die deutschen Wälder wieder von den Klängen des Liedes:

J'avais une camarade,
Le meilleur d'ici-bas.

Weiter können sie buchstäblich nichts. Wohl regt der Lehrer an: „Singt doch einmal: Der Mai ist gekommen.“ Es entsteht ein Geflüster: „Wir wollen es singen; es ist sein Lieblingslied.“ Aber die guten Jungen haben sich zu viel vorgenommen; weiter als bis in die Mitte der zweiten Strophe weiß keiner den Text. Noch ein paar Takte mit Lalala — dann verhallt das Lied. Auf Klassenspaziergängen mit der Untertertia zeigt sich oft — besonders auf dem Heimwege — ein großes Sangesbedürfnis. Durch Spiel, Scherz und Dünnbier ist das Gemüt angeregt nnd will sich in Tönen äußern. An meiner Seite schreitet stramm eine Gruppe kleiner Kerle und überrascht mich durch eine ganz seltsame Weise. Fest und sicher werden die unmöglichsten Intervalle herausgekräht. So ungefähr denke ich mir eine Totenklage bei irgend einem wilden Volksstamm in der Südsee. „Aber Jungen, was singt ihr denn da?“ — „Die zweite Stimme von: Kennt ihr das Land der Eichenwälder?“ — „Aber warum denn die zweite?“ — „Wir sind im Alt.“ — „Ach so. Aber könnt ihr denn sonst nichts?“ — „Nein.“ Der Gesang verstummt, bis dann hie und da mehr einheimische Weisen erklingen, wie das edle „Lied von Rullala“ und die „Holzauktion.“ Die Obertertia singt gar nicht. Hose und Kehlkopf haben ein verlängertes Ansatzrohr erhalten. Männlicher Anstand und ein jugendlicher Baß fangen an, sich zu entwickeln. Die neu erworbne Männerstimme wagt sich aber erst in Sekunda hervor. Einige altmodische Studentenlieder, aus Erks Liederschatz zu Hause am Klavier angequält, werden auf der Turnfahrt als das Forscheste des Forschen zum besten gegeben. Besondrer Beliebtheit erfreuen sich das Gaudeamus, da es den Beweis höherer Bildung liefert, „Krambambuli“ und — „O alte Burschenherrlichkeit.“ In der Prima endlich überrascht den Lehrer eine verblüffende Belesenheit im Kommersbuch; da singen sie „Das Wirtshaus an der Lahn“ und die Filia hospitalis, Kenntnisse, die die Schule sich nicht rühmen kann übermittelt zu haben.

Aber wo bleibt das deutsche Lied? das gute alte deutsche Volkslied? Ja, das hat keine Stätte am Gymnasium zu N. Das ist der Jugend gestohlen und dem Moloch des Kunstgesanges geopfert.

Soll denn aber das Gymnasium auf die Pflege des kunstmäßigen, des mehrstimmigen Gesanges verzichten? Nein, das soll sie nicht. Aber Grundlage aller Gesangespflege soll das deutsche Volkslied sein. Den sichern Besitz einer nicht zu kleinen Menge deutscher Volkslieder ist jede deutsche Schule verpflichtet ihre Schüler erwerben zu lassen. Hat sie nebenbei Zeit und Gelegenheit zur Pflege des Kunstgesangs, um so besser. Aber wer baut denn eine Prunkfassade an die Gasse, solange er sich nicht einmal ein bescheidnes Heim eingerichtet hat?

Eine national deutsche Oper — das ist die neueste Beglückung, mit der uns die Zukunft droht, und zwar soll sie auf Allerhöchsten Befehl von dem Italiener Leoncavallo „gemacht" werden. Nachdem uns die schneidige Muse Wildenbruchs so freigebig mit national deutschen Dramen beschenkt hat, ist der Mangel an einer entsprechenden national deutschen Oper um so fühlbarer geworden. Dafür soll nun Ersatz geschafft werden. Graf Hochberg hat mit militärischer Schnelligkeit, wie sie dem Preußen ziemt, auch gleich die Munition — pardon, den Stoff herbeigeschafft, nämlich aus dem etwas verblichnen Roman von Wilibald Alexis „Der Roland von Berlin." Es wird also, wenigstens was das Motiv anlangt, ein Werk vom Schlage des „Neuen Herrn" oder des Wichertschen „Aus eignem Recht" werden, und damit hätten wir ja etwas „national deutsches" oder „deutsch nationales" — wie sagt man doch? Daß es zufällig von einem Italiener in internationale Musik gesetzt wird, thut nichts zur Sache. Nun soll es freilich altmodische, naive, harmlose Menschen geben, die sich einbilden, wir hätten auch früher schon deutsche Opern gehabt, nicht nur was die Musik, sondern auch was den dramatischen Gegenstand anlangt. Da haben wir z. B. eine Oper, die man sich so recht als volkstümlich deutsch anzusehen gewöhnt hat: den „Freischütz." Hier haben wir den einfachsten und innigsten Ausdruck des deutschen Volksgemüts; jeder, der für sein deutsches Vaterland und Volk ein warmes Herz hat, wird es hier lebhafter schlagen fühlen. Ja die altmodischen, naiven Menschen haben sogar gemeint, daß ihnen bei dieser Oper deutscher zu Mute sei als bei den historischen Dramen, mit denen ihnen Herr von Wildenbruch den „Patriotismus" in die Seele feldwebelt. Das ist nun freilich eine schwer verzeihliche Verirrung des Gefühls oder des Verstandes, die wahrscheinlich daraus entspringt, daß diese Leute nicht berlinisch kritisch denken gelernt haben. Sonst hätte ihnen doch klar werden müssen, daß eine Oper, in der es sich um Liebe und Zauberkünste handelt, in der zum Schluß nicht ein Hohenzollernfürst, nicht einmal ein deutscher Kaiser, sondern ein Fürst von Böhmen erscheint, gar kein nationales, ja eigentlich nicht einmal ein deutsches Werk ist. Nein man ist weitergekommen, man macht höhere Ansprüche heutzutage: eine patriotische Idee muß im Mittelpunkte der Handlung stehen, außerdem noch ein bischen Liebe, ein bischen Konflikt — und dann die Musik dazu! Daß die patriotische Idee der preußischen Geschichte entnommen, daß ihr Träger ein Hohenzoller, daß der Schauplatz der Handlung Preußen, womöglich Berlin sein muß, das versteht sich von selbst; denn preußisch patriotisch und deutsch national ist ja nach einem neu entdeckten „Satze der Identität" gleichbedeutend.

Aber was würden unsre guten Patrioten, die uns so freundlich über die Aufgaben der deutschen Oper zu belehren wissen, sagen, wenn sie hörten, daß es sogar Menschen giebt, die so ketzerisch sind, zu behaupten, es komme in der Kunst, vor-

züglich in der Musik, gar nicht so sehr auf das Nationale als auf das Menschliche an? und es sei z. B. die „Zauberflöte“ mit ihren Idealgestalten des weisen und edeln Mannes, des feurigen Jünglings, der unschuldig liebenden Jungfrau ein im höchsten Sinne deutsches Werk, weil in ihm der deutsche Geist das wahrhaft Menschliche zum schönsten Ausdruck gebracht habe? Man könnte sich bei solcher Ketzerei wohl auf eine Autorität berufen, die etwas gilt, nämlich auf Goethe; aber der ist ja in Sachen des Patriotismus für inkompetent erklärt, und freilich, wenn in dramatischen Fragen nicht der ästhetische, sondern der patriotische Gesichtspunkt maßgebend ist, so hat darauf Goethe nichts mehr zu sagen! Dann müssen auch die Hellenen des klassischen Altertums (die man bisher doch immer noch für leidlich gute Patrioten gehalten hat) beschämt zurücktreten mit ihrer Meinung, die aus nationalem Geiste erzeugte Behandlung des Menschlichen und Schönen mache das Kunstwerk zu einem nationalen Werke, nicht der mit lauten Worten prahlende Patriotismus. Nun, es ist nur gut, daß uns unsre Betrachtung über Goethe und die Hellenen, diese schlechten Patrioten, die Augen geöffnet hat, und daß wir einen höhern Maßstab für nationale Kunstwerke haben! Wenn es trotzdem noch unklare Seelen geben sollte, die zweifeln, ob das wirklich der höchste Maßstab sei, so werden ihnen hoffentlich die Augen vollends aufgehen (und die Ohren dazu!), wenn sie erst die zukünftige national deutsche Oper zu hören bekommen.

Nur ein leises Bedenken bezüglich der musikalischen Ausführung steigt uns dabei auf. Es mag ja Herrn Leoncavallo trefflich gelingen, für die patriotischen Ideen, für die politischen Konflikte, für die monarchischen Autoritätsbestrebungen, um die es sich in seinem Textbuch handeln wird, den musikalischen Ausdruck zu finden. Aber bei den Stücken mit Berliner Lokalfarbe gehört es doch unerläßlich dazu, daß in berlinischem Dialekt (um nicht zu sagen Jargon) geredet, in diesem Falle also gesungen wird. Sollte nun wohl solch eine berlinische Cantilene sehr lieblich klingen? Für ein Berliner Ohr vielleicht! Aber ob daraus nicht dem italienischen Komponisten, der bisher nur die Sprache seiner Heimat, die gesanglichste Sprache der Welt, in Musik zu setzen gehabt hat, ungeahnte Schwierigkeiten erwachsen werden? Armer Leoncavallo! Man wandelt nicht ungestraft in kaiserlichen Hoflogen.

Schwarzes Bret

Einer der Leibschriftsteller der Deutschen Rundschau, Herr Professor Paul Güßfeldt, hat vor einigen Monaten abermals die Beschreibung einer seiner Alpenkletereien ausgehen lassen, die er bekanntlich in der Absicht unternimmt, sich „intensivste Seelenregungen“ zu „erkämpfen.“ Daran ist nun nichts verwunderliches. Es ist auch die alte Schablone festgehalten: der Leser hat aller paar Zeilen den Mut, die Entschlossenheit, die Seelenerhebung, „nicht nur die Kraft, sondern auch Überlegung, Geschicklichkeit und vor allem Geduld“ des Verfassers zu bewundern. Manche Leser werden sich ja auch bei der Bewunderung dieser Kniefertigkeit ebenso wohl fühlen, als ob sie einem Seiltänzer zusähen, und dem Montblanc von ferne dankbar dafür sein, daß er ihnen vermittelst des Seelenspiegels des Herrn Professors einen so angenehm grusligen Reflex zukommen läßt. Aber die Bergsexerei in Ehren, eine Stelle möchten wir doch etwas tiefer hängen. In der Einleitung erzählt der Verfasser, daß er Seiner

Majestät dem Kaiser, den er bekanntlich auf den größern Reisen begleitet, im Sommer des vorigen Jahres habe unterbreiten dürfen, daß es sich für ihn (den Verfasser) um wirkliche „abschließende Studien für ein herauszugebendes Buch“ über den Montblanc handle; der Kaiser habe der ehrfurchtsvoll daran geknüpften Bitte mit den Worten willfahrt: „Es gilt der Wissenschaft, also reisen Sie.“ Es wäre nun sehr anzuerkennen, wenn Herr Professor Güßfeldt eine seiner vielen Schriften und Aufsätze wirklich der Wissenschaft gelten lassen wollte. Bis jetzt ist all der Mut, die Beharrlichkeit, die Besonnenheit, die Knie- und Magenfertigkeit, die allesamt nicht geleugnet werden sollen, nur für Seelenregungen aufgewendet worden; solange Touristentum nicht als Wissenschaft gilt, so lange wird man sagen müssen, daß weder auf den Alpenreisen des Verfassers, noch in Skandinavien, noch in Südamerika etwas nennenswertes für die Wissenschaft abgefallen ist. Wir wollen uns aber gern das zu werdende Buch darauf ansehen, ob es für die Geologie oder die physische Geographie des Montblancmassivs wirklich einen wissenschaftlichen Fortschritt bedeutet, und werden dann, je nach dem Befund, so frei sein, an jenes Kaiserwort wieder zu erinnern.

Wenn das Wort wahr ist: Le style c'est l'homme, so sind die Redakteure des Berliner Tageblatts sehr schlechte Menschen, ja vielleicht die schlechtesten unter allen Litteraten Berlins. Und das will viel sagen.

Der „Chefredakteur“ dieser „verbreitetsten deutschen Zeitung,“ Herr Arthur Levysohn, hat ein für allemal seinen Ehrenplatz darin. Er erfand als Einleitung für Nachrichten, die nach Schluß der Redaktion eingehen, die prächtige Formel: „In dem Augenblick, wo wir unter die Presse gehen(!), erhalten wir folgendes dringliche Originaltelegramm.“ Es ist sicherlich ein großes Vergnügen, Herrn Levysohn zu sehen „in dem Augenblick, wo er unter die Presse geht,“ aber wie herrlich muß er erst in dem Augenblick aussehen, wo er aus der Presse wieder zurückkehrt! Wahrscheinlich kommen daher die vielen Plattheiten im Berliner Tageblatt.

Aber die Lorbeern des Herrn Levysohn lassen einen seiner jungen Männer nicht schlafen. Herr Otto Neumann-Hofer, der die Theaterkritiken des Tageblatts besorgt, sucht den Herrn „Chefredakteur“ noch zu übertreffen. Er ist ein talentvoller Herr, der seine geschätzte Kraft drei Unternehmungen widmet, denn er giebt auch das „Magazin für die Litteratur des Auslandes“ und die „Romanwelt“ heraus. Aber sein blühender Stil bleibt sich immer gleich, ja er wird immer schöner. Ein Meisterstück enthält Nr. 121 des Berliner Tageblatts in einer Besprechung der Aufführung von Kleists Hermannschlacht. Dort schreibt Herr O. N.-H.: Es sind donnernde, brennende, zischende, wühlende Leidenschaften, die Kleist in seinen Stücken ausgewittern läßt, und in den großen historischen Rahmen gespannt, bringen sie in die plumpen, schweren, einförmigen Massenbewegungen der Historie ein Element intimer persönlicher, nüancenreicher Charakteristik. Das einfache, glatte, große Völkerschicksal und das faltenreiche, kleine Menschenschicksal stehen neben einander, ohne sich völlig zu versöhnen und zu verschmelzen, wie bei den Ganzgroßen, bei Schiller und Shakespeare.

Hoffentlich genügt das zur persönlichen, intimen, nüancenreichen Charakteristik eines Ganzgroßen.

Die „stattgehabte“ oder „stattgefundne“ Versammlung macht in beängstigender Weise Schule. Wenn man in einem Wurstblättchen eine tiefsinnige Betrachtung über die „seit mehreren Tagen geherrschte ungewöhnlich milde Witterung“ liest, so ist das in Anbetracht der Umstände, unter denen ein solches Blatt in der Regel sein Dasein fristet, noch zu verzeihen. Auch wenn der Magistrat von Stargard in der Stargarder Zeitung vom 6. März bekannt macht, daß „an Stelle des sein Mandat als Stadtverordneter niedergelegten Schornsteinfegermeisters Herrn Dallner“ eine Ersatzwahl vorgenommen werden soll, so wundert man sich nicht besonders,

denn man ist in den Bekanntmachungen der Behörden dergleichen nachgerade gewöhnt. Wenig Freude aber macht es, in dem Feuilleton der Frankfurter Zeitung vom 7. März die Mitteilung aus Paris zu lesen: „Lamoureux beglückte uns gestern ausnahmsweise mit einer Novität, die freilich bescheidnen Umfangs war, aber sehr gefiel. Der Auserwählte war der seit acht Jahren in Paris niedergelassene Wiener Komponist Richard Mandl.“ Herr Mandl scheint seinerzeit mit dem Luftballon angekommen zu sein.

Einen ganz unschätzbaren Mitarbeiter, nicht nur, was launige Darstellung, sondern vor allem auch was Satzbau, Interpunktion und Orthographie betrifft, hat der Darmstädter „Stadt- und Landbote“ in Heusenstamm. Wir können es uns nicht versagen, zwei Mitteilungen des Trefflichen hier wiederzugeben. Beide finden sich in der Nummer vom 4. März.

Heusenstamm, 20. Febr. Eine Serie von Bagatell-Prozessen und Strafen, zumeist von Angebereien und Reibereien entstanden, werden demnächst zur Aburteilung gelangen. Am Fastnachtstag machten sich einige junge Leute den Scherz mit einem Schimmel in die Wirtsstube der Felsburg zu reiten. Doch hinzu kam ein Mann des Gesetzes, der die Namen der Uebermütigen notirte und ein Strafmandat wegen groben Unfugs wird die Folge sein. — Wegen 80 Pfennige hat ein Kutscher einen sonst achtbaren Mann angezeigt auf Unterschlagung und — obgleich die Sache später geregelt wurde — geht es doch seinen Gang. — Zwei Bauernfamilien prozessen wegen einer lumpigen Ohrfeige, die dem Kinde des Einen von dem Andern applicirt wurde, beide nahmen Advokaten an, sodaß es Unsummen kostet. — Im Taumel des Bieres ließ Jemand kürzlich einige schlüpfrige Reden über die Religion fallen und die Anzeige erfolgte. So gehen jährlich ungezählte Gelder hinaus aus der Familie, die es besser verwerten könnten.

Heusenstamm, 22. Febr. Seit einigen Tagen wird in mehreren Gemeinden eine Angelegenheit mit Sensation besprochen, die offenbar an die Kranige des Ibykus zurückerinnert Nämlich im Dezember 1878 wurde der damalige Gemeinde-Förster Ph. Anthes von hier eine längere Zeit vermißt. Später fand ihn eine, in Sachsenhäuser Waldungen, nach Holz suchende arme Frau den Leichnam in starke Verwesung übergehend. Man nahm nun allgemein an, daß A. sich selbst ein Leid angethan und die ganze Sache war schon längst dem Bereiche der Vergessenheit anheim gefallen. Vor Kurzem nahm jedoch dieses eine kritische Wendung. Zwei Leute im Rodgau kamen in der Wirtschaft hinter einander und sollen hierbei Aeußerungen gefallen sein, welche auf obigen Vorgang Bezug nahmen und auf eine verbrecherische That schließen ließen. Kurz, die Aeußerung war gethan und gelangte denn gar bald bis zur Jurisdiction, die sich gar bald in der Person eines Staats-Anwaltes einstellte, um die nähere Untersuchung einzuleiten. Man ist nun allgemein gespannt, ob A. ein Opfer von Wilderern wurde oder ob es bei der ersten Behauptung bleibt. A. war gebürtig aus Egelsbach, stand damals in den 50er Jahren und war allgemein beliebt, sein plötzliches Verschwinden rief allgemeines Bedauern hervor, dessen Kinder wohnen heute noch hier.

In derselben Nummer findet sich auch ein Konzertbericht aus Michelstadt, der viel Schönes enthält. So schreibt der Verfasser über „die Piece Toccata“ von Bach: „Unheimlich, schauerlich stellenweise wirkend, erhebt dieses Meisterwerk das staunende Gemüt in reine Himmelshöhen; entrückt aller Unvollkommenheit fühlen wir uns in den heitern Regionen der beglückenden Idealwelt, frei von irdischem Staube, frei von phantastischen Gestalten der Romantik.“ Unsre Leipziger Musikschreiber werden das mit Neid lesen!

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Preiſe der landwirtſchaftlichen Erzeugniſſe und die Edelmetallwährungen

Von Otto Gerlach

Die Notlage unſrer Landwirte beruht darauf, daß die Preiſe ihrer Erzeugniſſe und mit ihnen die Reinerträge zurückgegangen ſind, während ſich ihre in Schuldzinſen und Steuern beſtehenden feſten Geldausgaben nicht verringert haben.*) Der Preisfall der landwirtſchaftlichen Erzeugniſſe erſcheint auf den erſten Blick als eine Verteuerung des Geldes: man muß mehr Roggen, mehr Weizen hingeben, um die gleiche Menge Kronen wie früher zu erlangen. Mancher Landwirt mag um ſo ſichrer glauben, er habe es mit einer Verteuerung des Geldes zu thun, als die Produktionskoſten der Landwirtſchaft bei uns kaum weſentlich zurückgegangen ſein dürften, denn den techniſchen Fortſchritten ſtehen geſtiegne Löhne gegenüber. Wenn wir unſern Roggen und Weizen — ſo ſchließen unſre Grundbeſitzer — nicht billiger als früher produziren können, und wenn trotzdem ihre Preiſe fallen, ſo kann die Schuld nicht auf Seiten der landwirtſchaftlichen Erzeugniſſe zu ſuchen ſein; ſondern der Grund muß in einer Verteuerung unſers Geldes, des Goldes, liegen.

Will man ein Übel heilen, ſo muß man ſeine Urſachen aufs ſorgfältigſte erforſchen. Bekämpft man nur die Anzeichen, ſo kann leicht ſtatt der Heilung eines Gliedes die Erkrankung des ganzen Körpers eintreten. So auch in der Volkswirtſchaft. Wenn man die geſunknen Geldpreiſe der landwirtſchaftlichen

*) Obwohl ſich dieſer Aufſatz mehrfach mit dem von Bähr im 10. Hefte berührt, haben wir ihm doch gern Aufnahme gewährt, da er auf andern Wegen als Bähr ganz zu demſelben Ergebnis kommt. Wir empfehlen auch dieſen klar und für jedermann verſtändlich geſchriebnen Aufſatz angelegentlich der Aufmerkſamkeit unſrer Leſer.

Erzeugnisse als eine Verteuerung des Goldes ansieht und deshalb Heilmittel auf Seiten unsers Geldwesens sucht, so kann man leicht in die Lage kommen, ein bloßes Anzeichen zu bekämpfen, ohne der Landwirtschaft zu nützen, dadurch aber schwere Krisen der ganzen Volkswirtschaft heraufzubeschwören. Es wird doch erst einer eingehenden Untersuchung bedürfen, ob in Wirklichkeit unser Geld daran schuld ist, daß die landwirtschaftlichen Erzeugnisse billiger geworden sind, ob das Geld wenigstens in nennenswerter Weise zu dem Preisfall beigetragen hat.

Ändert sich der Geldpreis eines Gutes, z. B. des Weizens, so kann das zwei Ursachen haben. Es können sich die Produktions- und Nachfrageverhältnisse dieses Gutes selbst, also des Weizens, derart verändert haben, daß sie die Preisänderung hinreichend erklären. Oder die zahlungsfähige Nachfrage nach Weizen und das Angebot von Weizen haben ihr Verhältnis zu einander nicht geändert, aber das Geldgut, bei uns also das Gold, hat solche Änderungen erfahren. Endlich können auch beide Ursachen zugleich in derselben oder in entgegengesetzter Richtung wirksam gewesen sein. Wir wollen nun einmal prüfen, ob wir Anhaltepunkte dafür finden können, daß der Preisrückgang der landwirtschaftlichen Erzeugnisse diesen selbst oder dem Gelde und den Währungsverhältnissen zuzuschreiben sei.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst die Preisentwicklung des Getreides. Nach den Zusammenstellungen des königlich preußischen statistischen Büreaus sind die Mittelpreise für das ganze Gebiet der Monarchie seit dem Erntejahr 1866/67 für 1000 Kilogramm folgende gewesen:

Erntejahrperiode	Weizen Mark	Roggen Mark	Erntejahr	Weizen Mark	Roggen Mark
1866/67 bis 1869/70	226	163	1885/86	157	137
1870/71 „ 1874/75	228	179	1886/87	164	131
1875/76 „ 1879/80	210	165	1887/88	164	121
1880/81 „ 1884/85	194	166	1888/89	182	152
1885/86 „ 1889/90	171	142	1889/90	189	168
			1890/91	205	181

Die Schwankungen von Jahr zu Jahr treten in den fünfjährigen Durchschnittszahlen zurück. Es zeigt sich ein Ansteigen der Preise bis um die Mitte der siebziger Jahre, dem dann ein schneller und stetiger Rückgang folgt.

Diese Preisbewegung ist dem Getreide nicht eigentümlich gewesen, sondern sie stimmt im wesentlichen mit der Preisentwicklung aller andern Ackerbauerzeugnisse überein, sogar mit der der wichtigsten Waren überhaupt. Somit wird der Gedanke nahegelegt, daß wir die Ursachen der unsern Landwirten so verderblichen Preisgestaltung in Thatsachen zu suchen haben, die nicht nur den Getreidebau, auch nicht nur den Ackerbau allein, sondern die gesamte Warenproduktion und den gesamten Warenmarkt beeinflussen. Nach Ermitt-

lungen des handelsstatistischen Büreaus von Hamburg hat der um unsre Kenntnis der Edelmetall- und Währungsverhältnisse hochverdiente Gelehrte Ad. Soetbeer die Großhandelspreise für 100 der wichtigsten Artikel, außerdem die Preise von 14 britischen Ausfuhrartikeln seit 1847 verfolgt. Um ihre Entwicklungsrichtung festzustellen, setzte er die Preise der Periode 1847 bis 1850 = 100 und berechnete aus den Preisen der folgenden Perioden die Verhältniszahlen zu jenen (Index Numbers). Ferner faßte er die Waren zu Gruppen zusammen und berechnete auch für diese solche Verhältniszahlen. Ich teile die mit, die uns hier interessiren.

Perioden	20 Ackerbauprodukte*)	22 Produkte der Viehzucht und Fischerei**)	114 Artikel zusammen
1847 bis 1850	100	100	100
1851 „ 1855	130	115	112
1856 „ 1860	132	132	121
1861 „ 1865	124	128	124
1866 „ 1870	138	136	124
1871 „ 1875	145	155	133
1876 „ 1880	138	147	123
1881 „ 1885	131	151	118
1886 „ 1890	101	130	104
1886	101	134	104
1887	96	130	102
1888	98	129	102
1889	102	131	106
1890	108	130	108

Wir sehen in allen drei Gruppen von 1850 an eine Steigerung der Preise, die mit geringer Unterbrechung bis zur Mitte der siebziger Jahre anhält. Dann beginnt auf der ganzen Linie (bei den Erzeugnissen der Viehzucht etwas später und weniger scharf) ein schneller Preisfall, der erst mit 1888 in ein leichtes Steigen der Preise übergeht. Wie ist diese Entwicklung zu erklären?

Zeigt eine sehr große Anzahl der wichtigsten Waren, und zwar von Waren der verschiedensten Art und der verschiedensten Produktionsbedingungen, dieselbe Preisverschiebung, so liegt die Vermutung nahe, daß die Veranlassung dazu nicht in den Waren, sondern in den Marktverhältnissen des Geldgutes zu suchen sei. Doch ist dieser Schluß nicht sicher; sondern es muß erst ge-

*) Weizen, Weizenmehl, Roggen, Roggenmehl, Hafer, Gerste, Malz, Buchweizen, Erbsen, weiße Bohnen, Kartoffeln, Hopfen, Kleesaat, Rapssaat, Rüböl, Leinöl, Ölkuchen, Rohzucker, raffinirter Zucker, Sprit.

**) Ochsen-, Kalb-, Hammel-, Schweinefleisch, Milch, Butter, Käse, Talg, Schmalz, Häute, Kalbfelle, Leder, Pferdehaare, Borsten, Bettfedern, Knochen, Büffelhörner, Leim, Eier, Heringe, getrocknete Fische, Thran.

prüft werden, ob nicht etwa trotz aller Verschiedenheiten bei sämtlichen in Frage stehenden Waren eine gleichartige Veränderung in ihren Marktverhältnissen eingetreten ist, durch die die Erscheinung auch erklärbar wäre.

Was nun die Preissteigerung bis zur Mitte der siebziger Jahre betrifft, so herrscht — wie auch kürzlich Bähr in diesen Blättern ausgeführt hat — kein Streit darüber, daß diese einer Entwertung des Geldgutes zuzuschreiben ist. In der That erklärt der gewaltige Aufschwung der Goldproduktion infolge der Entdeckung des kalifornischen und australischen Goldreichtums das Sinken des Geldwerts zur Genüge. Es wurden in den 358 Jahren von 1493 bis 1850 4851000 Kilogramm Gold und 149826750 Kilogramm Silber gewonnen, dagegen in den 35 Jahren von 1851 bis 1885 6383388 Kilogramm Gold und 51563631 Kilogramm Silber!

Wie steht es nun aber mit den Gründen des Preisfalls seit der Mitte der siebziger Jahre? Ist auch hier die Ursache auf Seiten des Geldgutes zu suchen? Und haben die Recht, die sagen: Die Goldproduktion ist seit Ende der sechziger Jahre zurückgegangen, wogegen die Nachfrage nach Gold durch den Übergang Deutschlands und einiger andern Länder zur Goldwährung gestiegen ist; infolge dessen hat sich der Wert des Goldes heben müssen, die Warenpreise mußten also sinken?

Das ist scheinbar sehr einleuchtend. In der That ist die Goldproduktion zurückgegangen, wenn sie sich auch in jüngster Zeit wieder gehoben und einen Umfang erreicht hat, der nur wenig hinter der günstigsten Produktionszeit zurücksteht. Im jährlichen Durchschnitt wurden nach Soetbeer gewonnen:

Perioden	1000 Kilogramm Gold	Perioden	1000 Kilogramm Gold
1801 bis 1810	18	1866 bis 1870	195
1811 „ 1820	11	1871 „ 1875	174
1821 „ 1830	14	1876 „ 1880	172
1831 „ 1840	20	1881 „ 1885	155
1841 „ 1850	55	1886	161
1851 „ 1855	199	1887	158
1856 „ 1860	202	1888	164
1861 „ 1865	185	1889	176

Für die letzten Jahre liegen Schätzungen Soetbeers nicht mehr vor; aber der amerikanische Münzdirektor hat nur wenig abweichend von Soetbeer die Edelmetallproduktion ebenfalls festgestellt. Nach ihm wurden gewonnen:

im Jahre	1000 Kilogramm Gold
1888	160
1889	184
1890	170
1891	181
1892	196

In der That sind auch Deutschland und andre Länder in dieser Periode zur Goldwährung übergegangen. Und doch ist es nicht notwendig, daß deshalb das Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage beim Golde eine wesentliche Änderung erfahren habe. Man erwäge zunächst: wie wirkt denn der Übergang eines Landes zur Goldwährung und die spätere Behauptung dieser Währung auf den Goldmarkte? In der Übergangsperiode erscheint das betreffende Land mit einer gewaltigen Nachfrage, um den erforderlichen Stock an Goldmünzen zu prägen; in den folgenden Jahren wird seine Nachfrage sehr zusammenschrumpfen, da es sich ja dann nur noch um die kleinern, ergänzenden Neuprägungen handelt. Hat ein Land seinen Übergang zur Goldwährung vollzogen, so scheidet es also mit einem sehr großen Betrag aus der Nachfrage nach Gold aus; diese Lücke kann dann, ohne daß die Gesamtnachfrage steigt, von Ländern ausgefüllt werden, die ihrerseits nun diesen Übergang vollziehen.

Machen wir uns den Vorgang an den Ausprägungen in Deutschland anschaulich. In den fünfziger und sechziger Jahren war die Goldausprägung bei uns verschwindend klein, sie belief sich auf einige Hunderttausend oder wenige Millionen Mark; ihren höchsten Betrag erreichte sie 1866 mit 9 und 1858 mit $5^1/_8$ Millionen Mark. Dann kam der Übergang zur Goldwährung; da wurden geprägt:

im Jahre	Millionen Mark Gold
1872	421,5
1873	594,4
1874	93,5
1875	166,4
1876	159,4
1877	112,5
1878	125,1

Von da an verringert sich die Ausprägung wieder beträchtlich. In den folgenden Jahren bis 1893 betrug sie nur 46, 28, 16, 13, 88, 58, 8, 8, 36, 118, 144, 202, 100, 59, 37 und 110 Millionen. Mit der Differenz zwischen diesen Summen und dem großen Bedarf in den Jahren 1872 bis 1878 schied also Deutschland aus der Nachfrage nach Gold aus und machte andern Staaten Platz.

Wenn die statistischen Ausprägungsnachweisungen auch kein zuverlässiges Bild von der Nachfrage nach neuem Golde für Münzzwecke bieten, weil sie die Umprägungen alter und fremder Münzen mit umfassen und deshalb von den internationalen Zahlungen in ausgeprägtem Golde und von der Ausbildung des Bankwesens beeinflußt werden, so dürften sie doch für die Richtigkeit unsrer Darlegung wenigstens einen Anhalt gewähren. Nach Angabe des englischen Economist betrugen nämlich die Ausprägungen von Gold

in	1884 bis 1890 Millionen	1872 bis 1883 Millionen	1860 bis 1871 Millionen Mark
Australien . . .	807	884	490
Frankreich . . .	70	728	2140
Deutschland . .	666	1864	—
Italien . . .	7	166	166
Ver. Königreich .	488	678	1298
Ver. Staaten . .	741	2196	1320
zusammen .	2779 (7 Jahre)	6476 (11 Jahre)	5378 (11 Jahre)

Noch eine andre Erwägung ist hier am Platze. Man beachte folgende Thatsachen. Im Jahre 1888 wurden in den Clearing-houses*) zu London 139546, Newyork 127962, Hamburg 6538, Paris 4334, Berlin 3378 und Mailand 3210 Millionen Mark, also allein in den genannten sechs größten Clearing-houses zusammen die Summe von 285 Milliarden Mark umgesetzt, ohne daß für diesen Zweck auch nur ein Goldstück gerührt worden wäre. Im Jahre 1891 hatte die deutsche Reichsbank 9509 Girokunden;**) der Gesamtumsatz im Giroverkehr betrug 81 Milliarden Mark, der durchschnittliche Bestand der Giroguthaben nur 238 Millionen; zu einem Jahresumsatz von 100000 Mark genügte sonach ein Guthaben von 290 Mark. Diese Zahlen lassen ermessen, eine wie große Ersparnis an Geld und eine wie große Einschränkung des monetaren Edelmetallbedarfs durch die Ausbildung des Giro- und des Abrechnungswesens möglich ist, und in wie hohem Maße sich diese bereits vollzogen hat.

Erwägt man alle diese Umstände, so erscheint die Behauptung, daß wegen des zeitweiligen Rückgangs der Goldproduktion und wegen der gleichzeitigen Ausdehnung des Goldwährungsgebiets eine Verteuerung des Goldes hätte eintreten müssen, sehr gewagt. Unsre Bedenken steigern sich, wenn wir die Soetbeerschen Berechnungen der Goldverwendungen zu Zahlungszwecken und die Entwicklung des Diskonts in Betracht ziehen.

Die Ausprägungsnachweisungen geben kein zuverlässiges Bild von der Nachfrage nach dem neu gewonnenen Golde für monetare Zwecke. Soetbeer hat daher versucht, diese Verwertung des Goldes mittelbar zu bestimmen; er be-

*) Unter Clearingverkehr versteht man die Ausgleichung der Forderungen der bedeutendsten Bankhäuser eines Platzes gegen einander, die dadurch geschieht, daß zunächst alle Schulden und Forderungen eines Hauses, soweit es möglich ist, kompensirt werden, und daß das sich hierbei ergebende Saldo jedes Hauses nicht durch Barzahlung, sondern durch Umschreibung im Girokonto des betreffenden Hauses bei der als Zentralbank thätigen Bank (Bank der Banken, z. B. deutsche Reichsbank; Bank von England) ausgeglichen wird.

**) Der „Giroverkehr" der Reichsbank besteht darin, daß ihre „Girokunden" bare Einzahlungen bei der Reichsbank machen, die die „Guthaben" der Kunden bilden; wenn diese Girokunden nun unter einander Zahlungen zu leisten und zu empfangen haben, so wird die betreffende Summe dem Guthaben des Schuldners bei der Bank ab- und dem des Gläubigers zugeschrieben.

rechnet die Goldproduktion der Welt und zieht von dieser ab: eine kleine Quote für Abnutzung der Münzen und für Verluste, den industriellen Verbrauch nach Abzug des alten Materials, endlich die Ausfuhr nach dem Orient. Den Überschuß der Produktion über diese drei Summen sieht er als „monetaren Goldverbrauch und reservirt" an. Wenn auch diese Zahlen großenteils nur auf Schätzungen beruhen, so sind sie doch durch Soetbeer so gut begründet, daß man sich ihrer wohl ohne Bedenken als Anhalt bedienen kann. Darnach hat betragen

	die Goldgewinnung	der monetare Goldverbrauch	die sonstige Verwendung
		1000 Kilogramm	
1851 bis 1860	2006	1621	385
1861 „ 1870	1900	1023	877
1871 „ 1880	1732	774	958
1881 „ 1889 (9 Jahre)	1426	etwa 360	etwa 1080

Wir sehen also, wie in Wirklichkeit, obgleich Deutschland und andre Staaten zur Goldwährung übergegangen sind, die monetare Verwendung des neu gewonnenen Goldes zurückgegangen ist.

Vielleicht spricht das aber gerade dafür, daß die vermehrte Nachfrage nach Gold für Zahlungszwecke ein ungenügendes Angebot vorfand, daß sie dabei noch mit dem anwachsenden Bedarf nach Gold für industrielle Zwecke zusammenstieß, daß sich diese letztere Nachfrage nach Gold als kaufkräftiger erwies und immer größere Massen Goldes aufnahm, während der Bedarf nach Goldgeld nicht ganz befriedigt werden konnte, daß infolge dieses Drängens um die geringe Goldproduktion der Wert des Goldes in die Höhe getrieben werden mußte.

Ja, ist denn aber von einem solchen Kampfe zwischen dem industriellen Goldbedarf und dem monetaren, der mit einer Verdrängung des letztern geendet hätte, etwas zu merken gewesen? Daß der vorhandne Goldbedarf für Zahlungszwecke nicht hinreichend befriedigt wird, heißt doch nichts andres als: es sind für den heutigen Verkehr nicht genug Zahlungsmittel vorhanden, weil nicht genug Gold vorhanden ist. Als Zahlungsmittel dienen in Goldwährungsländern Gold in Barren und geprägt, Papiergeld, Banknoten, Wechsel und ähnliche Papiere, endlich Giroanweisungen. Ein wie großer Goldstock in einem Lande erforderlich ist, um das Bedürfnis an Zahlungsmitteln mit seinen zeitweiligen Ausdehnungen zu befriedigen, hängt von der gesamten wirtschaftlichen und politischen Lage, sowie von der Ausbildung des Bankwesens ab. Diese Umstände als gegeben vorausgesetzt, werden aber immer die verfügbare Menge von Zahlungsmitteln und der Bestand an monetarem Golde in einem bestimmten Verhältnis zu einander stehen, wenn sich dieses auch mit der Zeit ändern mag. Wenn also nicht genug Gold für monetare Zwecke vorhanden wäre, so würde das darin zum Ausdruck kommen, daß

die Gesamtheit der Zahlungsmittel dem Bedarf nicht entspräche. Solch ein Mangel an Zahlungsmitteln würde aber notwendigerweise hohen Diskont, d. i. hohen Zinssatz für kurze Darlehen zur Folge haben. Werden die Zahlungsmittel in einem Lande zu knapp, so wird es schwer sein, Darlehen für kurze Zeit zu erhalten, deren die Geschäftswelt für ihre Zahlungen heute bedarf (Wechseldiskontiren!); es wird daher die Vergütung für solche Darlehen, der Diskontsatz, in die Höhe gehen müssen. Von einer solchen Erscheinung ist aber nichts zu spüren gewesen; vielmehr ist der Diskontsatz überall sehr niedrig gewesen. Er betrug in

Durchschnitt	London		Berlin	
	Bank Prozent	Markt Prozent	Bank Prozent	Markt Prozent
1841 bis 1850	3,8	3,3	—	—
1851 „ 1860	4,2	3,7	4,5	—
1861 „ 1870	4,3	3,9	4,5	—
1871 „ 1875	3,5	3,5	4,5	3,5
1876 „ 1880	2,9	2,4	4,1	3,1
1881 „ 1885	3,3	2,7	4,2	3,3
1886 „ 1890	3,6	2,8	3,7	2,7
1891	3,3	1,5	3,8	2,8
1892	2,5	1,3	3,3	1,8
1893	3	1,7	4	3,5

Schwankungen im Diskont haben natürlich fortlaufend stattgefunden; sie bilden eine Begleiterscheinung unsers sehr empfindlichen Kreditsystems. Aus ihnen kann man aber nicht auf Knappheit an Zahlungsmitteln schließen, es sei denn, daß die Schwankungen nach oben an Häufigkeit und Heftigkeit zunähmen und den Durchschnittsatz in die Höhe trieben; das ist aber, wie wir gesehen haben, nicht der Fall gewesen. Wir können daher aus der gesunknen monetaren Verwendung des neu produzirten Goldes, verbunden mit dem anhaltend niedrigen Stande des Diskontsatzes, mit großer Wahrscheinlichkeit folgern, daß von einem Mangel an Zahlungsmitteln nicht die Rede sein kann, und daß daher auch unter den heutigen Währungs- und Kreditverhältnissen ein Mangel an Gold für Geldzwecke nicht besteht.

Geht man aber etwas näher auf die Produktions- und Marktverhältnisse der Waren ein, so findet man, daß es zur Erklärung des allgemeinen Preisfalles gar nicht der Annahme bedarf, daß das Gold seinen Wert verändert haben müsse; es lassen sich hinreichende Gründe dafür auf Seiten der Waren finden.

Durch den Bau von Kanälen und Eisenbahnen sind in den letzten Jahrzehnten gewaltige Gebiete der Kultur erschlossen und in den Welthandel gezogen worden: Gebiete, die den alten Produktionsländern in manchen Beziehungen wirtschaftlich überlegen sind und ihre Erzeugnisse zu niedrigern Preisen anzubieten vermögen. Hierbei handelt es sich wesentlich um die Urproduktion,

um Ackerbau- und Bergwerksprodukte. Auf der andern Seite haben die ungeahnten Fortschritte der Technik, verbunden mit einer verbesserten Organisation der Arbeit, auch die Produktionskosten fast aller gewerblichen Erzeugnisse wesentlich verringert. Dazu kommen die Erniedrigung der Transportkosten und die Verkürzung der Transportdauer, endlich die freihändlerische Ära, die ebenfalls auf die Preise einen Druck ausüben mußten.

Welch gewaltige Veränderungen insbesondre der Welthandel mit Getreide erfahren hat, ersehen wir aus Juraschecks Übersichten.*) Er berichtet: „Kein andrer Zweig des Handels hat sich so schnell zu einer imposanten Höhe erhoben, wie der Handel mit Getreide und Mehl. Vor einem Jahrhundert schätzte Turgot den internationalen Kornhandel der Erde auf 6, höchstens 7 Millionen Septiers, d. i. ungefähr 10 bis 11 Millionen Hektoliter Getreide. 1887 aber kamen nachweisbar 174,3 Millionen Meterzentner Getreide und Mehl zur Ausfuhr, darunter 67 Millionen Meterzentner Weizen und 18 Millionen Meterzentner Mehl; dazu kommen noch 182,6 Millionen Meterzentner der Einfuhr, sodaß man daher den internationalen Gesamthandel auf die ungeheure Masse von mindestens 569 Millionen Hektoliter Getreide und Mehl veranschlagen kann. Die Länder, die an diesem Zweige des Welthandels einen hervorragenden Anteil nehmen, sind mit einer Raschheit zu ihrer heutigen Größe herangewachsen, die aller Erfahrung spottet. Rußland verschickte jährlich im Anfange unsers Jahrhunderts (1800 bis 1813) 3,5 Millionen Hektoliter, in der Mitte des Jahrhunderts (1844 bis 1853) 11,5 Millionen, in der letzten Zeit (1881 bis 1889) dagegen 84,7 Millionen Hektoliter Getreide und Mehl in alle Teile Europas. Die Vereinigten Staaten von Amerika waren in den Jahren 1840 bis 1850 für den Getreidehandel noch kaum beachtet, denn ihre gesamte Ausfuhr betrug durchschnittlich nur 5 Millionen Hektoliter im Werte von 20 Millionen Dollars; dagegen führten sie 1879 bis 1881 durchschnittlich 102 Millionen Hektoliter Brotfrüchte und Mehl im Werte von 279 Millionen Dollars aus und behaupten trotz des starken Rückgangs, der seither den internationalen Getreidehandel betroffen hat, im Durchschnitt der Jahre 1880/81 bis 1888/89 noch eine Ausfuhr von 63,1 Millionen Hektoliter im Werte von 157,4 Millionen Dollars. Ebenso hat Britisch-Ostindien seinen Weizenexport von 260000 Hektolitern im Jahre 1872/73 auf 14,8 Millionen Hektoliter im Werte von 86,3 Millionen Rupien im Jahre 1886/87 erhöht."

Dieser Aufschwung des Welthandels mit Getreide und Mehl ist eine Folge der Umwälzungen im Verkehrswesen. Ihm ist es zu danken, daß heute eine Hungersnot infolge von Getreidemangel an keinem Orte der Kulturwelt mehr zu befürchten ist, und daß Teuerungen infolge von Mißernten nie mehr

*) Übersichten der Weltwirtschaft. Lieferungsausgabe. Berlin.

in solcher Schärfe vorkommen können, wie sie uns aus frühern Zeiten bekannt sind. Der internationale Getreidehandel hat ausgleichend auf die Preise in den einzelnen Ländern und Bezirken gewirkt, wenn auch selbstverständlich die Preisunterschiede wegen der geringen Transportfähigkeit zu Lande und wegen der Zollschranken immer noch beträchtlich sind. Diese große Ausgleichung der Getreidepreise über das ganze Gebiet der am Welthandel beteiligten Länder hat aber selbstverständlich in den alten Kulturländern den Preis stark herabdrücken müssen und dadurch die dortigen Grundbesitzer gefährdet.

Der große Preisfall der Ackerbauerzeugnisse hängt also mit der Umwälzung des Verkehrswesens zusammen, wie die niedrigen Preise der Industrieerzeugnisse mit den technischen und den arbeitsorganisatorischen Fortschritten und der Erniedrigung der Transportkosten. Das auffallende Sinken der General-Index-Numbers läßt sich also aus Umständen, die auf Seiten der Warenproduktion liegen, hinlänglich erklären; man braucht dafür das Gold nicht in Anspruch zu nehmen.

Damit soll nun keineswegs gesagt sein, daß die Veränderungen des Goldmarktes den Wert des gelben Metalls gar nicht berührt hätten. Dafür würden sich kaum hinreichende Beweise bringen lassen. Es ist sehr wohl möglich, daß auch das Gold ein wenig teurer geworden ist, und daß das in den Warenpreisen mit zum Ausdruck kommt. Jedenfalls spielt aber diese Veränderung auf Seiten des Goldes, wenn sie wirklich stattgefunden haben sollte, dem großen Preisfall der Waren gegenüber nur eine untergeordnete Rolle.

Aber die Frage, ob und wie weit die Währungsverhältnisse den Preisfall der landwirtschaftlichen Erzeugnisse verschuldet haben, ist mit den bisherigen Ausführungen noch nicht erschöpft. Wir haben nur die Marktverhältnisse des Goldes und der Waren berücksichtigt und uns darüber Klarheit verschafft, ob die Preisveränderung durch eine Wertveränderung auf der einen oder auf der andern Seite zu erklären sei. Noch nicht berücksichtigt ist der Umstand, daß die am Welthandel beteiligten Länder verschiedne Währungen haben. Vielleicht ergiebt sich aus dieser Teilung des Welthandelsgebietes in mehrere Währungsgebiete ein Einfluß auf die Goldpreise der Waren, der nicht einer Veränderung des Goldwertes, sondern einer Wertveränderung der andern Geldsorten zuzuschreiben ist.

Bekanntlich giebt es drei große Währungsgebiete im Bereich des Welthandels: die Gebiete der Goldwährung, der Silberwährung und der Papierwährung. Als Silberwährungsland kommt hauptsächlich Britisch-Ostindien, als Papierwährungsländer kommen Österreich-Ungarn und Rußland in Betracht.

Infolge des Mangels einer einheitlichen Währung muß man dieselbe Summe Rupien oder Rubelnoten oder Guldennoten zu verschiednen Zeiten mit sehr verschiednen Summen Goldes bezahlen. So kosteten durchschnittlich

	in London	in Berlin	
	1 Unze Standard-Silber	100 Papier-Rubel	100 österr. Gulden
	Pence	Mark	Mark
1871 bis 1875	59,02	—	—
1876 „ 1880	52,45	221,22	170,95
1881 „ 1885	50,78	205,41	169,11
1886 „ 1890	44,63	203,92	166,76
1886	45,67	197,35	161,98
1887	44,58	180,57	161,00
1888	42,88	191,16	164,24
1889	42,42	214,76	171,07
1890	47,96	235,76	175,50
1891	44,75	222,77	174,30
1892	39,50	204,68	170,92
1893	35,02	213,21	164,66
höchstens	38,50	214,95	168,80
niedrigstens	31,25	208,70	160,35

Diese Zahlen veranschaulichen den gewaltigen Wertverlust des Silbers und die große Entwertung des Rubels, verbunden mit heftigen Wertschwankungen. Der österreichische Gulden hat weniger gelitten und kann außer Betracht bleiben, zumal da ja die Aufnahme der Barzahlungen in Gold nahe bevorsteht. Welche Wirkung muß die Entwertung einer Valuta auf die Preisgestaltung des Weltmarktes ausüben?

Die Produktionskosten eines Quarters Weizen im nördlichen Indien betragen ungefähr 24 Rupien. Transportkosten und den Zwischenhandel dürfen wir bei unsrer Betrachtung unberücksichtigt lassen. Um die Produktionskosten am Produktionsorte in Indien zu ersetzen, wären 1885 bei einem Kurse der Rupie von 19,3 Pence erforderlich gewesen 24 × 19,3 Pence = 1 Pfund Sterling 18 Shilling 7,2 Pence. Ende März 1893 stand der Rupienkurs nur noch auf 14⅝ Pence; 24 Rupien kosteten damals also nur 1 Pfund Sterling 9 Shilling 3 Pence. Wollte jemand 1885 und 1893 in Indien Weizen kaufen, so hätte 1893 ein Aufwand von 1 Pfund Sterling 9 Shilling 3 Pence genügt, um dem indischen Produzenten seine Produktionskosten zu ersetzen, während acht Jahre früher 9 Shilling 4 Pence mehr hätten aufgewendet werden müssen. Ohne Zweifel muß dieser Unterschied, der lediglich aus der Entwertung der indischen Valuta entsteht, auf den Weltmarktpreis des Weizens drücken.

Es kann nun eingewendet werden: ja, aber die indischen Produktionskosten werden sich ebenfalls infolge der Schwankung der indischen Valuta ändern, sie werden sich erhöhen. Das mag richtig sein, und es scheint nach einigen Berechnungen des Economist aus dem Blaubuch des Indian Government thatsächlich der Fall zu sein. Aber erstens überträgt sich solch eine Bewegung nur sehr langsam und unvollständig auf die einzelnen Bestandteile der Pro-

duktionskosten, im besondern auf die Arbeitslöhne. Sodann bleibt der Preisdruck, den die Entwertung einer Valuta auf dem Weltmarkte herbeiführt, dauernd bestehen, trotz der etwa erfolgenden allmählichen Erhöhung der Produktionskosten in dem Lande mit entwerteter Valuta. Ist heute unter Aufwand gewisser Kosten produzirt und fällt morgen die Valuta, so können dem Produzenten seine Kosten morgen mit Hilfe einer geringern Menge Goldes ersetzt werden; dadurch entsteht ein Druck auf den Markt, mögen sich später die Produktionskosten infolge der Valutaentwertung heben oder nicht.

Was wir an dem Beispiel Indiens erläutert haben, trifft genau ebenso auf die Papierwährungsländer zu, wenn der Kurs des Papiergeldes sinkt. Zu solchen Zeiten wird auch ihre Konkurrenz durch den niedrigen Stand des Papiergeldes gestärkt, und der Weltmarktpreis von Weizen und Roggen wird durch ein Sinken des Rubelkurses gedrückt. Nur ein Unterschied besteht zwischen dem Silber und dem Papiergelde, besonders der Rubelnote. Das Silber sank mit einer kleinen Unterbrechung beständig, und diese Abwärtsbewegung zeigt enur geringe Schwankungen (trotzdem scheinen diese Schwankungen für den indischen Handel schon störend genug gewesen zu sein). Die Kursbewegung des Rubels dagegen geht keineswegs beständig abwärts, sondern sie besteht vielmehr in außerordentlich lebhaften und umfangreichen Auf- und Abschwankungen. Infolgedessen befindet sich der russische Landwirt bald in günstiger Lage, wenn nämlich der Rubel sinkt: dann gewinnt er und kann den Weltmarktpreis empfindlich drücken; bald aber in keineswegs beneidenswerter Lage, wenn nämlich der Rubel steigt; denn dann bekommt er, wenn sich der Weltmarktpreis nicht ändert, weniger Rubel für sein Getreide. Diese Kursschwankungen schädigen also die Interessen hüben wie drüben; bedauerlich ist es nur, daß die Landwirte in Ländern mit guter Währung unter den Wirkungen einer entarteten Papierwährung eines fremden Landes mit leiden müssen.

Aber auch den Einfluß, den die Spaltung des Welthandelsgebiets in drei Währungsgebiete auf die Getreidepreise ausgeübt hat, darf man nicht überschätzen. Die schwankende Valuta Rußlands kann keinen dauernden und anhaltenden Preisfall des Getreides bewirken, sondern höchstens einen periodischen, nämlich allemal dann, wenn der Rubelkurs sinkt. Eher könnte man dem beständigen Preisfall des Silbers und dem Sinken des Rupienkurses eine solche andauernde Wirkung zuschreiben. Aber dafür ist die Konkurrenz Indiens doch nicht bedeutend genug, wenn es auch einen großen Bruchteil des im Welthandel umgesetzten Weizens liefert, wie denn auch die von Indien angebotne Weizenmenge sehr großen Schwankungen unterworfen ist. Schließlich aber hat Indien im vergangnen Sommer seine Münzstätten der freien Silberausprägung geschlossen zu dem ausgesprochnen Zwecke, den Wert der Rupie von dem Werte des Silbers unabhängig zu machen und ihn auf 1 Shilling 4 Pence zu heben und zu erhalten. Gelingt ihm dieser Versuch — gegenwärtig ist ein Urteil darüber noch nicht möglich —, so hört damit die Möglichkeit einer Be-

einflussung des Getreidepreises durch eine weitere Entwertung des Silbers auf, wenigstens soweit es sich um die indische Konkurrenz handelt.

Wir haben das Ergebnis unsrer Untersuchung dahin zusammenzufassen: Der Preisfall des Getreides ist aus den veränderten Verkehrsverhältnissen erklärbar, eine Verteuerung des Goldes braucht man nicht zur Erklärung anzunehmen; sollte sie wirklich stattgefunden haben, so könnte ihr Einfluß nur unbedeutend gewesen sein. Die Scheidung des Welthandelsgebiets in die drei Währungsgebiete kann die Preisbildung des Getreides beeinflußt und zum Sinken der Preise beigetragen haben; doch darf auch dieser Einfluß nicht überschätzt werden, weil der Rubelkurs nicht dauernd, sondern nur zeitweise gesunken ist, und weil Indiens Konkurrenz den Weltmarktpreis nicht ausschlaggebend beeinflußt; endlich hat die Schließung der indischen Münzstätten gegen die freie Silberprägung jeder weitern Gefährdung des Getreidepreises durch die fortschreitende Entwertung des Silbers vorgebeugt.

Wenn man sonach in den Währungsverhältnissen gar keinen Grund für das Sinken der Getreidepreise finden kann, oder wenn man die Einflüsse, die die Währungsverhältnisse auf die Getreidepreise ausgeübt haben können, gegenüber dem großen Preisfall des Getreides für verschwindend klein halten muß, so erscheint es in hohem Maße bedenklich, bei unsern Landwirten die Hoffnung zu erwecken, daß ihrer Not durch Veränderungen im Währungswesen abgeholfen werden könne.

Die Sklaverei bei den antiken Dichtern

2

Spielen die landwirtschaftlichen Sklaven in der Komödie keine Rolle, bewegen sie sich für gewöhnlich im Hintergrunde und treten nur gelegentlich einmal vor, so genießen sie dafür die Ehre, Gegenstand einer besondern Dichtungsart geworden zu sein: die Daphnen und Chloen samt Damon und Tityrus, Korydon und Alexis sind Sklaven. Selbstverständlich haben die Idyllendichter nicht die Absicht gehabt, gerade Sklaven zu besingen; sie feierten das Landleben und insbesondre das Hirtenleben, und auch freie Kolonen werden ihnen als Modelle gedient haben, aber hie und da tritt ein Zug hervor, der die Unfreiheit der handelnden Personen andeutet oder ausdrücklich erwähnt. In Virgils erster Ekloge z. B. erzählt Tityrus dem Meliböus, wie er nun doch endlich auf seine alten Tage ein freier Mann geworden sei:

O Meliböus, ein Gott hat mir die Ruhe bereitet!
Er ists, der mir gewährt, daß frei mir weiden die Kühe,
Und ich selbst kann spielen nach Lust auf der ländlichen Flöte.

Daß dem Dichter die freie und die unfreie ländliche Bevölkerung als ein Ganzes erscheint, daß er die alten wie die jungen Hirten und Hirtinnen als liebenswerte und anmutige Gestalten vorführt, ihr Liebesleben so zart schildert, das ist doch, mit heutigen Zuständen verglichen, etwas großes. Virgil war selbst Grundbesitzer und praktischer Landwirt; freilich nur ein kleiner, dafür aber hoch angesehen am Kaiserhofe. Man denke sich einen schlesischen oder pommerschen Gutsbesitzer hoffähigen Ranges, wie er die Liebesverhältnisse seiner Knechte und Mägde besingt und die alten Knechte mit den jungen Preiswechselgesänge aufführen läßt! Undenkbarer Gedanke! Der Mann hat ja auf seinem Gute nur Rüpel und Lümmel, oder Ochsen, Schweinehunde und Rotzlöffel, wenns hoch kommt Kerls, und daneben Bälger und Menscher, wie könnte so was besungen werden! In der Humoreske allenfalls können sie vorkommen als Tölpel und Trullen, wie denn schon Shakespeare die Leute niedern Standes, namentlich die Bauern, mit der Bezeichnung „Clown" auf die Bühne zu bringen pflegt. Jünglinge und Jungfrauen giebts jetzt zwar auf dem Lande in Norddeutschland wieder, aber nur bei den evangelischen Geistlichen, und zwar erst, seitdem diese Sozialpolitik treiben. In den Alpen hat es immer Buben gegeben, und in den jungen Älpler, gleichviel ob er Knecht oder Freier ist, darf sich auch eine Dame von Stande verlieben, ohne sich lächerlich zu machen. Ein Verbrechen begeht sie ja damit; ihr Papa wird jeden, der ihre Verirrung oder das unbegründete Gerücht von einer solchen Verirrung unter die Leute bringt, mit der Reitpeitsche oder mit dem Revolver züchtigen, und die Gesellschaft einschließlich der Rechtsgelehrten wird diese Wiederherstellung der gekränkten Familienehre gutheißen; das bringt nun einmal unser amtliches Christentum und unsre verfassungsmäßige Gleichheit mit sich. Aber lächerlich macht sie sich nicht. Wie kommt das? Weil das Alpenvolk nicht so geprügelt und mit Füßen getreten worden ist wie die niedere ländliche Bevölkerung des nordöstlichen Deutschlands und sich daher die aufrechte Haltung, den freien Blick und den edeln Gesichtsschnitt der Vorfahren erhalten hat, weil es sich in seinem freien Hirten-, Jäger- und Holzhackerleben die Spannkraft des Geistes und Körpers, die Anmut der Bewegungen, die Unbefangenheit und Sicherheit des Benehmens bewahrt hat, und weil einige neuere Dichter seine Sprache gesellschafts- und bühnenfähig gemacht haben.

Dieses poetische Landleben nun, nach dem sich die edeln Geister der alten Weltstadt zurücksehnten, gerade so wie viele Geister unsrer heutigen immer mehr städtisch werdenden Zeit, war keineswegs so selten, wie man sich heute allgemein vorzustellen scheint. Kleinwirtschaft war in Italien, wie heute so auch damals, die vorherrschende Form der Landwirtschaft; die Großwirtschaft, schreibt Friedländer (1. Bd., S. 368), „bestand regelmäßig aus einem Komplex von Kleinwirtschaften. Für die kleinen Eigentümer aber, wohl auch in einigem Umfange für die Selbstwirtschaft des Gutsherrn, waren im Laufe der Zeit

mehr und mehr Kleinpächter eingetreten; und der ältere Plinius kann bei seinem bekannten Ausspruch, daß der Großgrundbesitz Italien zu Grunde gerichtet habe, und nun auch die Provinzen, wohl nur an die Verdrängung der ansässigen Kleinbauern durch die eigentumslosen Kleinpächter gedacht haben." Das wird dann urkundlich bewiesen.

Die Sklavenwirtschaft haben wir uns nun den Andeutungen der Dichter nach so zu denken, daß es erstens noch kleine Bauern gab, die mit einem oder ein paar zur Familie gehörigen Sklaven wirtschafteten wie vor alters, daß es zweitens größere Gutswirtschaften gab, die plantagenmäßig betrieben wurden und einen Sklavenzwinger (ergastulum) hatten, und daß drittens Sklavenfamilien in eignen Häuschen wohnten, teils als Pächter, teils als angestellte Winzer, Rinder-, Schaf- und Ziegenhirten, ungefähr in der Lage des göttlichen Sauhirten Eumaios und des Ziegenhirten Melantheus. Besondre Schweinehirten scheint es nicht gegeben zu haben, sondern jede unfreie Bauernfamilie mästete für sich einige Schweine, wie das von jeher überall bei Bauern Sitte gewesen ist. Daß die Gutsbesitzer, auch die wohlhabenden, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Christus noch selbst zu arbeiten pflegten, sieht man aus dem Heautontimorumenos (Selbstquäler) des Terenz*); hätte Menedemus die Ackerarbeit nicht von Jugend auf geübt, so hätte er nicht mit sechzig Jahren graben und pflügen können. Aber auch zu Virgils Zeit muß es noch Freie

*) Hätte Terentius so lange nach Christus geschrieben, wie er vor ihm gelebt hat, so würden die Apologeten nicht verfehlen, dieses Lustspiel als einen Beweis dafür anzuführen, wie sehr damals christliche Denkungsart auch schon die Heiden beeinflußt habe. Menedemus bereut es tief, seinen Sohn durch Härte zur Flucht aus dem Vaterhause getrieben zu haben. Wie er, nachdem er die Abreise des Sohnes erfahren hat, betrübt nach Hause kommt und die Sklaven sich um ihn bemühn, ihn zu trösten und zu pflegen, da macht er sich bittere Vorwürfe: soviel Arbeit und Sorge wird auf mich einzelnen Mann verwendet, und mein Sohn schmachtet vielleicht im Elend! Ich bin nicht würdig, zu genießen! Ich will entbehren, für ihn, der doch vielleicht noch einmal zurückkommt, arbeiten und sparen! So verkauft er denn alle nicht unbedingt notwendigen Sklaven und arbeitet täglich von früh bis spät auf einem Acker, den er eigens zu diesem Zwecke gekauft hat, nahe am Grundstück des Chremes. Dieser kann es nicht mit ansehen, wie sich der alte Mann, sein neuer, ihm bis dahin unbekannter Nachbar, plagt, redet ihm ab, bringt in ihn, die Ursache seines Kummers zu offenbaren, läßt sich nicht abweisen; auf des Menedemus Wort: was gehts dich an? erwidert er mit dem berühmten Verse: homo sum, humani nihil a me alienum puto. Ähnlich Philto im „Schatz" zu dem verarmten Lesbonikus: „Ich bin ein Mensch, du bist es auch. Beim höchsten Gott, nicht dein zu spotten kam ich her, das wär nicht recht!" Ist das alles nicht christlich und modern sentimental zugleich? In der Liebe und Ehrfurcht vor den Eltern können die Jünglinge des Plautus und Terenz allen heutigen zum Muster dienen; auch ihre Heimlichkeiten gehen mehr aus der Furcht, den Vater zu betrüben, als aus der Furcht vor Strafe hervor. Luther hat denn auch oft hervorgehoben, daß in Sittengesetz und Leben zwischen Heiden, Juden und Christen kein Unterschied sei; eben deshalb bringt er so darauf, das Gesetz gering zu achten und auf den Glauben allein zu sehen, weil es ja der Glaube allein sei, der uns zu Christen mache, von Juden und Heiden unterscheide.

genug gegeben haben, die es nicht für Schande erachteten, mit Hand anzulegen; er selbst hat ohne Zweifel, wie man aus seinen Georgika schließen muß, wenn auch vielleicht nicht gerade gegraben, gepflügt und Dünger geladen, so doch den Weinstock, die Obstbäume und die Bienen mit eigner Hand besorgt und die übrigen landwirtschaftlichen Arbeiten mit Verständnis und Liebe geleitet. Aber auch die schwerern Arbeiten kann er nicht für des Freien unwürdig gehalten haben. Denn er hat doch wahrlich nicht lauter Sklaven vor Augen, wenn er (Georgika I, 121) lehrt, der ewige Vater habe nicht gewollt, daß die Landwirtschaft etwas leichtes sei, sondern dem Landmann allerlei Schwierigkeiten bereitet, um alle Kräfte der Seele zu wecken, zu üben, die Trägheit auszutreiben, die Künste zu erzeugen: curis acuens mortalia corda, nec torpere gravi passus sua regna veterno. Er schildert dann mancherlei Schwierigkeiten und schließt mit dem herrlichen:

Tum variae venere artes: labor omnia vincit
Improbus et duris urgens in rebus egestas.

Diese Erziehung zu den Künsten und zu der alles überwindenden Arbeit durch Not hat nach des Dichters Meinung der Göttervater doch gewiß nicht einem Volke von Sklaven zugedacht, sondern gerade den edelsten, zur Herrschaft berufnen Stämmen. Und wie preist er (II, 520 ff.) dann das Glück des Landlebens, an dem er selbst mit ganzer Seele hing: den Wechsel der Verrichtungen, deren jede ihr anziehendes hat und mannigfaches Interesse erregt, den schönen Wechsel von Arbeit und Ruhe, die gemütlichen ländlichen Feste, die Umzüge ums Feld, die eigentümlichen Freuden, die jede Jahreszeit bietet, das Glück eines unschuldigen, trauten Familienlebens!

Es schenkt der Herbst vielfarbige Früchte,
Und hoch reift die balsamische Traube an sonniger Felswand.
Schmeichelnd hangen indes am Kusse des Vaters die Kleinen;
Keuschheit herrscht in dem sittsamen Haus, milchschwellende Euter
Senken die Kühe herab, und fett im fröhlichen Grase
Kämpfen die Böcke, mit Hörnern sich stoßend, gegen einander.
Feste ordnet er selbst; dahingestreckt in dem Grase u. s. w.

Wie glücklich, ruft er in demselben Buche (V. 458), wäre der Landmann, wenn er es nur selbst erkennen möchte!

Preist Virgil am Schlusse dieser Schilderungen die alten Sabiner und Latiner, die so gelebt und mit ihrer urwüchsigen Volkskraft Rom groß gemacht hätten, so darf man das doch nicht so verstehen, als ob zu seiner Zeit diese Art Leben ausgestorben gewesen wäre. Tief hat sich z. B. seinem Gedächtnis die Erinnerung an einen armen aus Cilicien stammenden Greis eingeprägt, der bei Tarent ein kleines, zu Getreidebau und Viehzucht ungeeignetes Gütchen besaß, auf dem er Gemüse baute und Blumen und Bienen pflegte, und der sich reich wie ein König dünkte (Georgika IV, 125). Nur Abbilder

dessen, was sie vor Augen sahen, nicht Phantasiegebilde oder historische Gemälde pflegten die alten Dichter zu liefern. So preist zwar auch Juvenal (XIV, 160) das frühere Geschlecht, wo zwei Jugera dem verdienten Veteranen genügten, seinen Topf mit Brei zu füllen, für ihn selbst, die in den Wochen liegende Frau, die vier Kindlein, die um sie herum spielten, drei ihre eignen und eins von der Sklavin, und die ältern Brüder, die vom Pflügen heimkommen. Aber er schildert auch ein einfaches ländliches Mahl, wie er es selbst liebt. Dabei warten nicht geschniegelte ausländische Knaben auf, sondern die derben und züchtigen Söhne des Kuhhirten und des Schäfers, die nur für den heutigen Tag einmal ihr schlicht geschnittenes Haar gekämmt haben (XI, 145). Friedländer führt noch andre Zeugen dafür an, daß auf dem Lande und in der Provinz noch strenge Sitten herrschten; die Einfachheit des Lebens außerhalb Roms lobt Juvenal u. a. auch III, 170 ff. Bei alledem wird zwischen Freien und Sklaven kein Unterschied gemacht. Zu welchen Leistungen die angesiedelten Sklaven verpflichtet waren, ist aus den Dichtern nicht zu ersehen. Nicht selten mag ihr Verhältnis der heutigen Halbwinnerschaft ähnlich gewesen sein, d. h. sie werden einen bestimmten Teil des Ertrags ihrer Wirtschaft dem Herrn in natura abgeliefert und das übrige für sich behalten haben. Man sieht sie über ihr Vieh frei verfügen, z. B. Lämmer und Böcklein als Preise bei Wettgesängen aussetzen. Tityrus erklärt, wie es komme, daß er grau geworden sei, ehe er sich habe frei kaufen können. Daran sei die Galatea, seine frühere Geliebte, schuld. So lange er die gehabt, habe er nicht sparen können.

> Fällte das Beil auch noch so oft aus der Herde ein Schäflein,
> Preßt ich auch noch so fetten Käse undankbaren Städtern,
> Nie ist schwer von Gelde die Hand mir zu Hause gekehret.

Erst, seitdem ers mit der Amaryllis halte, könne er sparen. Übrigens lebten diese unfreien Kolonisten wie auch viele Haussklaven für gewöhnlich in ordentlicher Ehe, wenn auch vor dem Gesetze ihr Verhältnis nicht als connubium, sondern nur als contubernium galt, daher vom Herrn getrennt werden konnte, wenn es ihm einfiel, eins von beiden zu verkaufen. Ein humaner Herr that das allerdings nicht. Wie Micio in den „Brüdern“ dem Syrus die Freiheit schenkt, bittet dieser, auch seine Gattin (uxorem) Phrygia frei zu lassen; die Bitte wird gewährt.

Freilich sah das italienische Landleben nicht überall idyllisch aus: ein Teil der Ackerbausklaven arbeitete gefesselt. Auf einem geschnittenen Steine sieht man den Saturn als Sklaven dargestellt, wie er sich ermüdet und mit traurigem Antlitz auf den Bidens stützt. Die Fußringe sind unter einander durch eine Fessel (compes) und diese durch eine zweite vorn herunterhängende Kette mit dem Eisenringe verbunden, der um den Leib geht. Die Nacktheit

der Figur würde für sich allein den Sklavenstand noch nicht angezeigt haben, denn bei Arbeiten im Freien trug man keine Kleider, wenn es warm war; nudus ara, sere nudus, rät Virgil, und nach Johannes 21, 7 stand Petrus beim Fischen nackt im Kahne. Damit wären wir bei der Schattenseite der Sklaverei, den Sklavengreueln, angelangt.

Für gewöhnlich scheinen nur solche Ackersklaven in Fesseln geschlagen worden zu sein, die zur Strafe für ein Vergehen aus dem Hause aufs Land geschickt worden waren. In der Komödie fürchtet der Sklave und droht ihm der Herr an: einfache Schläge, förmliche Auspeitschung, wobei er an den Füßen aufgehängt wurde, Folterung, die Mühle, den Acker, den Steinbruch, als letztes das Kreuz. Tyndarus in den „Kriegsgefangnen" wird zum Schmiede geschickt, um eingeschmiedet zu werden, und dann in den Steinbruch. Wie es ihm da ergangen sei, erzählt er bei der Rückkehr: „Solche Hölle giebts keine mehr in dieser Welt, als ich sie bestand im Steinbruch! Dort wird die Mattigkeit der Glieder durch Arbeit ausgepeitscht;*) wie man kleinen Kindern Pferdchen giebt, so gab man mir dieses Hämmerchen zum Spielzeug." Tyndarus hatte als Leibpage des Haussohns, ehe ihn das Unglück traf, niemals schwere Arbeit verrichtet. Daß nicht alle auf dem Landgute beschäftigten Sklaven Fesseln trugen, geht schon daraus hervor, daß außer dem ergastulum, worein des Nachts die compediti**) gesperrt wurden, bei Columella und anderwärts die cellae und contubernia der übrigen Sklaven erwähnt werden. Ob nur die Sträflinge gefesselt wurden, weiß ich nicht. Ich vermute, daß man auf größern Gütern auch solche gefesselt hat, die, ohne etwas verbrochen zu haben, zu unangenehmen Verrichtungen verwendet wurden, und denen man zutraute, sie möchten auf freiem Felde die Gelegenheit wahrnehmen, zu entfliehen. Soweit es sich um Bestrafung handelte, hat die Fesselung nichts auffälliges. Der Herr war der Richter seiner Sklaven, und sein Privatgefängnis vertrat in allen Fällen, wo nicht fremde Personen die Verletzten waren, die Stelle unsers heutigen öffentlichen Gefängnisses.***) Bis 1849 arbeiteten in Preußen die Festungssträflinge in Ketten (sie trugen halbirte Kleidung; die rechte Hälfte war gelb, deshalb nannten wir sie Kanarienvögel) und die Galeerensträflinge Italiens, wenn ich nicht irre, heute noch. Bei unsern Militärsträflingen bildet das geladne Gewehr der begleitenden Soldaten den Ersatz für die Kette. Schwere Verbrecher, die nicht im Freien arbeiten, liegen auch bei uns noch in Ketten, und Personen, die eines schweren Verbrechens angeklagt sind, werden so aus

*) In den Marmorbrüchen von Carrara verrichten der Hunger und die Soldatenflinte den Dienst der Peitsche.

**) Genus ferratile, Kettenreiber, wie Donner übersetzt, werden sie in der Komödie spottweise genannt.

***) Diese Seite der römischen Rechtspflege hebt Gibbon (Londoner Ausgabe von 1862) Bd. V S. 318 hervor.

der Untersuchungshaft vor Gericht geführt; ja es ist in neuerer Zeit vorgekommen, daß ein anerkannt ehrenwerter Mann gefesselt über die Straße geführt wurde, dessen Verbrechen darin bestand, daß er in einer öffentlichen Versammlung Ansichten über die Monarchie vorgetragen hatte, die wissenschaftlich durchaus berechtigt und unter den Gelehrten sehr verbreitet sind, wenn sie auch von den in Preußen amtlich geltenden einigermaßen abweichen. Sollten aber bei den Römern überhaupt alle Sklaven gefesselt worden sein, die im Freien schwere und unangenehme Arbeiten zu verrichten hatten, so wäre das gerechtfertigt gewesen und nicht im mindesten zu verwundern. Denn kein Mensch, es müßte denn ein Heiliger sein, der sein Fleisch kreuzigen wollte, unterzieht sich ungezwungen solchen Arbeiten, die leibliche Pein verursachen, ohne innerlich zu befriedigen; wer sie verrichten soll, der muß irgendwie angebunden werden. Der heutige Polizeistaat besorgt das durch ein raffinirt ausgeklügeltes System von Gesellschaftseinrichtungen und Strafen. Dem besitzlosen Menschen, der sich nicht jeder, auch der peinvollsten Arbeit unterzieht, ja der nur einmal dabei verschnaufen will, bereitet er ein Schicksal, dem das antike Ergastulum vorzuziehen wäre. Auf diese Weise bewirkt er, daß sich auch zu den widerwärtigsten, schwersten, gesundheitsschädlichsten und lebensgefährlichsten Arbeiten jederzeit Menschen in Menge drängen, ja daß sie um Aufnahme betteln und es als ein schreckliches Unglück beklagen, wenn sie entlassen werden. Es giebt Gifthütten, in denen der junge Mensch — ältere Personen werden gar nicht zugelassen — binnen zehn Jahren zu einem schwindsüchtigen Krüppel wird, und doch fehlt es dort niemals an Arbeitern. In Wien ist, wie das Sozialpolitische Zentralblatt in Nr. 4 v. J. berichtet, von der Verbandsleitung genossenschaftlicher Krankenkassen ermittelt worden, daß dort 17872 kranke Personen in Arbeit standen, darunter über 500 Bäcker- und Konditorgesellen, die an ekelhaften Hautkrankheiten und Geschwüren und an hochgradiger Tuberkulose leiden; sie wagen nicht, sich ein paar Tage oder Wochen ins Krankenhaus zu legen, weil sie wissen, daß ihre Stellen sofort besetzt werden würden und sie dann auf der Straße umkommen müßten. In Mannheim sind nach dem Vorwärts, Nr. 202 vorigen August, die Arbeiter des Lagerhauses einmal eine Woche hindurch täglich 18½ Stunden beschäftigt worden. Sonnabend nachmittag fühlten sie sich so erschöpft, daß sie um vier Uhr um die Erlaubnis baten, nach Hause zu gehen. Das wurde ihnen rundweg abgeschlagen, auch einem, der noch anführte, daß seine Frau schwer krank im Wochenbette liege. Um acht Uhr konnten sie nicht mehr und gingen ohne Erlaubnis nach Haus; zur Strafe wurden Montag früh acht Mann entlassen. In manchen Geschäften, wo die Arbeit an sich nicht unangenehm ist, wie in Verkaufsläden und Speisewirtschaften, wird das Leben der Angestellten durch eine drakonische Haus- oder Geschäftsordnung zum Sklavenleben gemacht; sogar Kapitalistenblätter vom reinsten Wasser haben sich jüngst veranlaßt gesehen, die „Ge-

schäftsordnung" des „Welthauses" Hugo Simon in Berlin (gegenüber dem Abgeordnetenhause) dem Urteile des Publikums zu überantworten.

Dem antiken Patron stand kein Polizeistaat zur Verfügung, der ihm seine Sklaven im Geschirr erhalten und für Fortgelaufne kostenlosen Ersatz geliefert hätte. Zwar von den Haussklaven, deren Arbeit meistens darin bestand, daß sie, wie die orientalischen Haussklaven und bei uns die Bedienten vornehmer Häuser, einander müßig gehn halfen, von den Meiern, Winzern, Hirten hatte er nicht zu fürchten, daß sie fortliefen, denn sie alle führten ein behagliches Leben ohne Sorgen, und gelegentlich eine Ohrfeige oder eine Tracht Prügel waren für Leute, die den Ehrbegriff unsers überfeinerten Geschlechts nicht kannten, nichts schlimmeres als die Schläge, die sich gesunde Jungen bei Balgereien freiwillig holen. Aber dem Steinbrucharbeiter z. B. lag die Versuchung nahe. Wurde er freilich erwischt, so ward er ans Kreuz genagelt; allein einer Sklaverei, die nicht bloß dem Namen nach Sklaverei ist, zieht ein frischer Mann den Tod, selbst den schmerzhaftesten, bei weitem vor. Und die Todesgefahr konnte um so weniger von dem Wagnis abhalten, als die Aussicht auf glückliches Gelingen nicht gering war. Wir müssen uns nur vergegenwärtigen, daß sich die Bewohner des römischen Reichs der unbeschränktesten Freizügigkeit erfreuten. Von den Säulen des Herakles bis an den Euphrat, von der lybischen Wüste bis zum Piktenwall konnten der Kaufmann, der Vergnügungsreisende, der Abenteurer, der Bettler, der Gaukler, der entlaufne Sklave und der — Apostel einer neuen Lehre umherschweifen und jeder seinem Gewerbe nachgehen, ohne von einem Gendarmen angehalten und um seine Papiere befragt zu werden, ohne von Steuerbeamten, Grenzjägern oder sonstiger Polizei belästigt zu werden. So unähnlich die Apostelgeschichte und der Vagabundenroman des Petronius in allem übrigen sein mögen — sieht doch die Nebeneinanderstellung beinahe wie eine Lästerung aus —, darin kommen sie überein, daß sie beide diese köstliche und unvergleichliche Freiheit bezeugen. Gehört doch ein entlaufner Sklave zu den neutestamentlichen Personen. Dem Philemon, der in Kolossä in Kleinasien gewohnt haben mag (Kolosser 4, 9), war sein Sklave Onesimus entlaufen. Dieser kam nach Rom, wurde mit Paulus bekannt und ließ sich taufen. Paulus schickte ihn seinem Herrn zurück, bat diesen, dem vormals Ungetreuen zu verzeihen und ihn freundlich wieder aufzunehmen, und zwar jetzt als Bruder, und verpflichtete sich, den Schaden, der dem Philemon etwa erwachsen sein möge (vielleicht hatte Onesimus seinem Herrn das Reisegeld gestohlen), aus seiner Tasche zu ersetzen.

Da die Willkür des Herrn in der Behandlung der Sklaven in Rom, wenigstens in der ältern Zeit, durch Gesetze nicht eingeschränkt war, so konnten harte, jähzornige und grausame Herren ihren Leidenschaften den Zügel schießen lassen, d. h. wenn sie reich waren, denn der arme Bauer nimmt sich wohl in acht, seinen Sklaven zum Krüppel zu schlagen; kostet ihm doch der Ersatz bares

Geld. In Griechenland, namentlich in Athen, stand das Leben des Sklaven unter gesetzlichem Schutz, zu Zeiten auch sein Leib. So erfahren wir aus dem „Plutus“ des Aristophanes, daß der Sklave nicht geschlagen werden durfte, wenn er für eine religiöse Feier bekränzt war; ganz allgemein wurde es zu Zeiten verboten, wo der Staat Sklaven im Kriege zu verwenden gedachte. In Rom hing die Behandlung lediglich von den Vermögensverhältnissen und der Gemütsart des Herrn ab. Doch mögen auch hier böse Herren durch die Volkssitte und die Volksstimme einigermaßen gezügelt worden sein. Das Wort, womit der Hirt im „König Ödipus“ dem zum Schlage ausholenden Arm des erzürnten Herrn begegnet: „Schlage nicht mich alten Mann!“, kommt auch in der römischen Komödie vor. Es galt also nicht für geziemend, einen bejahrten Sklaven zu schlagen. Wüteriche, wie sie Juvenal beschreibt, richteten sich Folterkammern ein und hielten sich eigne Foltermeister, aber sie galten eben als Wüteriche, und der Volksmund wird sie so wenig geschont haben wie Juvenal; hatte man doch damals keinen Strafprozeß wegen Beleidigung zu befürchten. Juvenal wird nicht der einzige gewesen sein, der das Mitleid für eine wesentliche Eigenschaft der Menschennatur und die Grausamkeit für eine unnatürliche Verirrung erklärt (XV, 132):

Mollissima corda
Humano generi dare se natura fatetur,
Quae lacrymas dedit.

Sinnlose Grausamkeiten, teils um sich einen bestialischen Genuß zu verschaffen, teils aus zügelloser Laune und Leidenschaftlichkeit verübt, kamen übrigens mehr bei Frauen als bei Männern vor. In der berühmten Stelle von Juvenals 6. Satire (von Vers 219 an) verlangt die Dame vom Gatten, er solle einen Sklaven kreuzigen lassen. Der Mann erwidert: Wodurch hat er denn die Todesstrafe verdient? Wer hat ihn denunzirt? Wo sind die Zeugen? Wenn es sich um ein Menschenleben handelt, kann man doch nicht lange genug zögern. Worauf die liebenswürdige Vertreterin des zarten Geschlechts sagt: Du Dusel-kopp! der Sklave soll ein Mensch sein? Mag er auch nichts verbrochen haben — hoc volo, sic jubeo, sit pro ratione voluntas! Wie manche römische Damen ihre Sklavinnen bei der Toilette quälten, ist oft beschrieben worden. Hadrian verwies eine Dame wegen ihrer Grausamkeit gegen ihre Sklavinnen nach einer Insel und nahm den Herren das Recht, die Sklaven willkürlich zu töten.

Könnte man nun diese Mißhandlungen einerseits und das, was die Abhängigen und Untergebnen in den modernen Kulturstaaten leiblich zu erdulden haben, andrerseits je auf einen Haufen bringen und diese Haufen mit einander vergleichen, wobei die Kopfzahl der beiderseits betroffnen Menschenklasse zu berücksichtigen wäre, so ist es fraglich, ob uns Heutigen nicht der größere Haufe zufiele. Bei uns werden die Mißhandlungen auf zweierlei Weise verübt: die liberale Welt giebt dem mittelbaren, die konservative dem unmittelbaren Ver-

fahren den Vorzug. Der Liberale ist ein zu humaner, zu erleuchteter und zu fortgeschrittener Mann, als daß er gegen einen Untergebnen, selbst wenn dieser ein Missethäter wäre, den Stock erheben sollte. Wie einst die heilige Kirche, quae non sitit sanguinem, die Ketzer dem weltlichen Arm übergab, daß er sie verbrenne, so übergiebt der Liberale den Schuldigen dem Staate, und wenn dieser durch seine Stockmeister prügeln läßt, so — hört das der Liberale nicht. Bei weitem großartiger ist jene Veranstaltung zur Züchtigung von Faulheit, Ungeschicklichkeit und Unbotmäßigkeit, die man freie Konkurrenz nennt. Der Hausindustrielle prügelt seine Kinder und läßt sie Nächte hindurch arbeiten, um dem Fabrikanten billige Ware liefern zu können. Der Fabrikarbeiter geht „ganz freiwillig" in eine Fabrik oder Grube, wo eine kleine Unaufmerksamkeit oder Nachlässigkeit nicht selten mit dem Tode oder Zermalmung oder Ausreißung eines Gliedes gestraft wird. In England (ohne Wales, Schottland und Irland) hat die Zahl der Betriebsunfälle in der Industrie, ohne die Seeunfälle, in den ersten acht Monaten des vorigen Jahres 5400 betragen. Im deutschen Reiche waren 1891 über siebzehn Millionen ländliche und Industriearbeiter gegen Unfälle versichert. Auf je 1000 Versicherte kamen 11,79 (im ganzen also über 200000) Verletzte und 2,74 (im ganzen 47648), denen eine Entschädigung zuerkannt wurde.

Dem konservativen Geiste entspricht mehr die unmittelbare „Züchtigung." Im Londoner Standard, sowie im Evening Standard und in der Christian World hat man längere Zeit hindurch folgende Anzeige gelesen: „Die Tochter eines Geistlichen, die auf strenge Zucht hält, erteilt an unbotmäßige Knaben, Mädchen und Erwachsene Lektionen. Der Brief mit Ratschlägen 5 Shilling, eine Konsultation im Hause 6 Shilling, körperliche Züchtigung von 8 Shilling 6 Pence an. Honorar nach der Entfernung. Ruten u. s. w. 1 Shilling 6 Pence das Stück. Mrs. Peirce, Lime Cottage, Lancers-road, Hounslow." Ein Berichterstatter der Truth hat die Dame — natürlich gegen Entrichtung von 6 Shilling — ausgeforscht, und sie hat ihn überzeugt, daß sie mit ihrer „Methode" — sie ist außerordentlich stark — den stärksten Willen zu brechen vermöge; seitdem ihr einmal ein erwachsenes Mädchen solchen Widerstand geleistet hat, daß sie beim Ringen ein Fußgelenk brach, legt sie den Opfern vor der Auspeitschung Hand- und Beinschellen an; auch wird der Mund verbunden. Die Virtuosin hat es schon bis zur „Züchtigung" von Männern gebracht. Da die zuchtliebende Dame eine Engländerin ist, so braucht kaum bemerkt zu werden, daß sie stets die Bibel bei sich trägt — daraus liest sie den Gezüchtigten vor, während sie gefesselt und am ganzen Leibe zitternd in einer Ecke stehen — und die Whiskeyflasche.*)

*) Wie diese beiden „Kulturgüter" nebst dem dritten, den Mordwerkzeugen, von den Weißen den Farbigen gebracht werden, das bildet einen ständigen Gegenstand der Klage für die Frommen und des Hohnes für die Unfrommen. Auf dem Religionskongreß zu Chicago

In Deutschland haben wir zwar keine gewerbsmäßigen Auspeitscherinnen, aber die sind auch wohl kaum nötig. Wird doch auch so schon genug geprügelt. Geprügelt wird in der Familie, geprügelt wird in der Werkstatt, geprügelt wird in der Schule, geprügelt wird auf dem Gutshofe, geprügelt wird im Gefängnis, geprügelt wird an manchen andern Orten, die wir nicht erst nennen wollen. Im Gefängnis zu Ichtershausen platzt beim ersten Hiebe die Haut; die andern gehn auf das rohe Fleisch, wie Boshart erzählt. Er ist zwar dafür aufs neue eingesperrt, aber nicht zum Widerruf seiner Behauptungen gezwungen worden. Es ist ja auch gar nicht denkbar, daß sich ein Mensch solche Einzelheiten, wie er sie mitteilt, sollte aus den Fingern saugen können. Die „gute" Presse hat seine Mitteilungen um die Wette totgeschwiegen; ich kenne sie nur aus der Berliner Morgenzeitung. Es ist richtig, daß die Gesetze der Prügelfreiheit der Brotherren und Vorgesetzten Schranken ziehen. Eltern werden zuweilen wegen Mißhandlung ihrer Kinder vor Gericht gezogen, allerdings gewöhnlich erst, nachdem der Tod die Opfer erlöst hat, und Lehrer, Meister, Brotherren werden zuweilen von den Gezüchtigten oder deren Angehörigen wegen Überschreitung des Rechtes der väterlichen Züchtigung verklagt. So kommt es denn öfter zu Prozessen. Ein Landrat z. B. hatte ein Dienstmädchen wegen losen Maules der gnädigen Frau gegenüber so mit dem Möbelausklopfer bearbeitet, daß ihr Rücken zehn Schwielen davontrug; das Gericht fand jedoch nicht, daß er sein Züchtigungsrecht überschritten habe, und sprach ihn frei. Auf einem Gute in Sachsen weigerte sich ein alter Arbeiter mit einem lahmen Bein, morgens um vier Uhr Wasser zu pumpen. Der Ökonomieverwalter J., achtundzwanzig Jahre alt, schleppte ihn hin und ließ ihn unterwegs fallen, sodaß der alte Mann ein Bein brach. Die Ferienstrafkammer zu Dresden verurteilte J. zu 15 Mark Geldstrafe. Nach einem Bericht der Vossischen Zeitung vom 12. November aus Löbau stand dort der Rittergutsbesitzer H. auf Z. (die Vossische Zeitung schreibt die Namen aus) vor Gericht, der schon mehrfach wegen Gewaltthätigkeiten bestraft war, unter anderm wegen Aussetzung einer Arbeiterfamilie bei strenger Kälte. Diesmal hatte er eine polnische Magd mit Fußtritten und mit der Reitpeitsche so zugerichtet, daß sie wegen Verletzung eines Auges ärztliche Behandlung brauchte. Die Magd war entlassen worden, aber gegen den Befehl des Herrn noch mehreremal zurückgekehrt (wahrscheinlich um um Wiederaufnahme zu bitten), das hatte seinen Zorn erregt. Herr H. wurde zu 100 Mark Geldstrafe verurteilt, die Magd aber erhielt als Pflaster auf ihr Auge — eine Woche Gefängnis wegen Haus-

rief der Brahmine Narasima Charya im Hinblick auf die Engländer, die „in der einen Hand die Bibel, in der andern die Rumflasche" nach Indien gekommen seien: „O, daß wir nie ein europäisches Gesicht gesehen hätten!" (Christliche Welt Nr. 48.) Die gesamte Presse hat es für gut befunden, den Religionskongreß, diese großartige und beinahe wunderbare Erscheinung, totzuschweigen.

friedensbruchs. Also: Unannehmlichkeiten — von Strafe zu reden, wäre in den meisten Fällen lächerlich — kann sich einer durch Grobheit bei Ausübung seines Züchtigungsrechts allerdings zuziehn, das wird ja aber eben von den Konservativen als ein abnormer Zustand beklagt, und seit der großen Wendung im Jahre 1878, wo man allen liberalen Verirrungen abschwor, hören auch die mittelparteilichen Blätter, obwohl sie bis auf den heutigen Tag noch gar zu gern ein wenig liberal scheinen möchten, nicht auf, über den Verfall der Autorität zu jammern und die Notwendigkeit ihrer Wiederherstellung zu predigen. Untersucht man aber die Autorität auf ihren Kern, so findet man oft keinen, als das unbeschränkte Recht, zu prügeln.

So roh nun auch diese modern konservative Gesinnung sein mag, sie ist mir, weil ehrlicher und mutiger, immer noch lieber als die modern liberale. Im liberalen Lager kassirt man den baren Ertrag der körperlichen Leiden seiner ärmern Mitmenschen schmunzelnd ein — ohne unsägliche Leiden der untern Klassen giebts ja keine „billigen Arbeitskräfte“ — und bewahrt dennoch sein Gewissen und seinen Ruf frei von dem Vorwurf der Härte und Grausamkeit. Der Teufel selbst hätte nichts feineres ersinnen können, als den Ersatz der persönlichen Herrschaft des Brotherrn durch die unpersönliche Herrschaft des Kapitals, und überhaupt dieses ganze moderne System der Abwälzung aller persönlichen Verantwortung auf Kollegien, Staatsgesetze, Naturgesetze und andre unpersönliche Mächte, die der Unterdrückte nicht fassen kann. Der antike Mensch war ehrlich und starkmütig genug, die Verantwortung seiner Handlungen vor aller Welt auf sich zu nehmen. Die Lage eines Sklaven war das Produkt seines eignen Charakters und des Charakters seines Herrn. War der Herr ein guter Mensch, so hatten es die guten unter seinen Sklaven gut, und verarmte er, so hungerte und fror er mit den wenigen, die er etwa behielt. War der Herr ein Wüterich und machte er seinen Sklaven das Leben zur Hölle, so war er sich dessen bewußt, der Urheber der Leiden seiner Sklaven zu sein, und die Welt wußte es und nannte ihn einen Unhold, und er wußte es, daß ihn seine Sklaven und das Volk verabscheuten; er las nicht die Bibel, um mit Hilfe von Bibelstellen sich und der Welt vorzulügen, daß ihn der Eifer für Gottes Ehre und für die Gerechtigkeit verzehre, und daß er seine Sklaven abrackere, nur um sie vor der Sünde zu bewahren. Jeder entfaltete ungehindert seinen Charakter und erschien vor aller Welt als das, was er wirklich war, wie er sich ja auch der leiblichen Nacktheit nicht schämte. In den „Brüdern“ bekehrt sich Demea, der nicht grausam, sondern nur streng und ein wenig geizig war, zur Milde seines Bruders Micio, um auch so von aller Welt geliebt zu werden wie dieser.

Ein Greuel, der nicht gleich den übrigen Sklavengreueln aus dem natürlichen Laufe der Dinge und aus der Unvollkommenheit alles Irdischen entsprang, war die „peinliche Befragung.“ Weiß Gott, welcher verschrobne

Juriſtenkopf die Theorie ausgeheckt haben mag, daß das Zeugnis eines Sklaven vor Gericht nur Geltung habe, wenn es ihm auf der Folter ausgepreßt worden ſei, und wie dieſe Verſchrobenheit in die klaren Köpfe der Athener Eingang finden konnte, deren natürlicher Verſtand und Gerechtigkeitsſinn ſich ſonſt in allem andern ſo kräftig erwieſen haben! Zwar ſcheint die Folterung, nach einem Geſpräch in den „Fröſchen“ des Ariſtophanes zu ſchließen, vorzugsweiſe in einer tüchtigen Geißelung beſtanden zu haben, aber es muß doch manchmal recht grob dabei zugegangen ſein, ſonſt wäre nicht durchs Geſetz beſtimmt worden, daß, wenn der Sklave dadurch arbeitsunfähig werde, dem Herrn der Schaden erſetzt werden ſolle. So weit jedoch wie die Henkerphantaſie der chriſtlichen Völker in der Zeit vom dreizehnten bis zum ſiebzehnten Jahrhundert hat es die alte Welt in der Erfindung von Scheußlichkeiten auf keinen Fall gebracht; abgeſehen vom Stier des Phalaris und von Neros lebenden Fackeln zeigt nur die diokletianiſche Chriſtenverfolgung Züge einer um ihrer ſelbſt willen betriebnen und zur Kunſt ausgebildeten Menſchenquälerei. Dieſe Verfolgung war jedoch ſchon eine Art Religionskrieg; nichts aber macht den Menſchen ſo toll, ſo zur Beſtie, als die Wahnvorſtellung, er ſei berufen, Überzeugungen zu erzwingen oder auszutreiben. Doch auch ohne ſolches Übermaß der Bosheit war jene Verirrung der Rechtspflege ſchon ſchlimm genug. Empörend iſt es zu leſen, wenn in den „Brüdern“ des Terenz Hegio denſelben Geta, den er als den Ernährer ſeiner Schutzbefohlenen lobt, dem Demea als Zeugen gegen deſſen Sohn Äſchinus anbietet: hunc abduce! vinci, quaere rem! Und rührend, zugleich aber auch ein merkwürdiges Zeugnis dafür, wie Gewohnheit den Menſchen dahin bringen kann, empörendes Unrecht als etwas Natürliches hinzunehmen, iſt es, wenn Geta ſpricht: immo hercle extorque, nisi ita factumst, Demea! Ja ja, foltere mich nur, du wirſt ſehen, daß ſich die Sache ſo zugetragen hat! Übrigens, fügt er freilich hinzu, wird Äſchinus es auch gar nicht leugnen, alſo wird, muß man ergänzen, dieſe Folterung gar nicht notwendig ſein.

Sir Joshua Reynolds
und unsre moderne Kunstanschauung

Von Konrad Lange

(Schluß)

Während die Plastik nach Reynolds nur einen Stil, nämlich den der Antike, nachzuahmen hat, giebt es in der Malerei allerdings mehrere Stilarten. Aber diese Stilarten sind in seinen Augen keineswegs gleichberechtigt, sondern an Wert sehr von einander verschieden. Die erste Stelle nimmt der große und erhabne Stil ein, wie ihn Michelangelo und Rafael ausgebildet haben. Charakteristisch für ihn ist, abgesehen von der Idealisirung der Natur, die Betonung des Umrisses, der großen und einfachen Form. An zweiter Stelle steht der „dekorative“ oder „ornamentale“ oder „anmutige“ Stil, dessen Hauptvertreter die Venezianer sind. Reynolds ist zwar nicht so einseitig, ihn für schlechthin unberechtigt zu erklären, im Gegenteil, er giebt zu, daß die thatsächlichen Aufgaben, die der Malerei gestellt werden, seine Anwendung in vielen Fällen fordern, aber er stellt ihn doch eine Stufe tiefer als den Michelangelos. Selbst an Tizian tadelt er, daß er nicht die Fähigkeit besessen habe, „die Gestalt seines Modells durch irgend einen Schönheitsbegriff seines eignen Geistes (by any general idea of beauty in his own mind) zu vervollkommnen. So groß und allgemein er die Farbengebung hielt, so kleinlich und zerstückelt war er in der Zeichnung. In dem einen war er ein Genie, in dem andern nicht viel mehr als ein Kopist.“ Bei Tintoretto und Paolo Veroneſe spricht er gar von den „uninteressanten Gegenständen ihrer Erfindung oder mindestens von der uninteressanten Art, wie sie behandelt sind,“ von dem „Gesuchten ihrer Komposition,“ von den „unnatürlichen und erkünstelten Gegensätzen sowohl der Figuren als in Licht und Schatten,“ der „niedrigen Wirkung, die das Auseinanderhalten der Stoffe ihren Bildern giebt.“ Denn nur der „niedrigere Stil“ drücke die Verschiedenheit des Materials aus. Dem Historienmaler sei die Kleidung weder Wolle noch Leinen noch Seide, Atlas oder Sammt, es sei Draperie, nichts weiter. Also selbst auf diese Dinge wird die Forderung des Gattungstypus ausgedehnt. Nicht der bestimmte Stoff, der dem Künstler zur Nachahmung vorliegt, sondern der Stoff an sich, der all-

gemeine Begriff „Draperie“ soll von der Kunst dargestellt werden. Wohin kämen wir mit den Holländern des siebzehnten Jahrhunderts, wohin mit der modernen französischen Malerei und der deutschen seit Piloty, wenn wir diesen Satz festhalten wollten! Und ist es nicht sonderbar, daß Reynolds, dessen Werke doch entschieden koloristische Bestrebungen zeigen, die Worte ausspricht: „Die Schüler sollten gelehrt werden, statt mit einander zu wetteifern, wer die flinkste Hand hat, sich im reinsten, genauesten Umrisse zu überbieten. Statt darnach zu trachten, wer die leuchtendsten Farben hervorzubringen oder in wunderlicher Tändelei den Glanz der Stoffe wiederzugeben vermag, als ob sie wirklich seien, mögen sie lieber ihren Ehrgeiz darauf richten, wer die Gewänder in die gefälligsten Falten zu legen, der menschlichen Gestalt am meisten Anmut und Würde zu geben imstande ist.“ Er selbst hat ja freilich als Maler auch die Zeichnung nicht vernachlässigt, und er mochte denken, daß die Akademieschüler seiner Zeit, wenn man sie sich selber überließe, allzu sehr geneigt sein würden, die koloristischen Bestrebungen in den Vordergrund zu stellen. Immerhin hätte ihn dieser pädagogische Gesichtspunkt nicht dazu führen dürfen, eine Schule wie die venezianische in dieser, man muß wirklich sagen einseitigen und ungerechten Weise herabzusetzen.

Neben dem hohen und dekorativen Stil unterscheidet Reynolds noch einen dritten, den urwüchsigen (original) oder charakteristischen. Als Beispiel dafür führt er Rubens und Salvator Rosa an, woraus man schließen darf, daß er damit einen eigenartigen persönlich ausgeprägten Realismus meint, so etwa wie ihn, wenn auch nicht in gleichem Grade, die meisten Niederländer haben. Nach dem Gesagten ist es selbstverständlich, daß er auch den Stil der Niederländer nicht sehr hoch stellen kann. Allerdings weiß er sie als Techniker wohl zu schätzen und spricht selbst den Bauernbildern eines Teniers, Brouwer und Ostade ein gewisses Verdienst zu, wenn er auch meint, der Wert ihrer Bilder sei begrenzt durch die niedrige Art der von ihnen dargestellten Gegenstände. Aber er betrachtet es als einen Hauptfehler, daß sie sich so eng an die Natur angeschlossen haben. Da nach seiner Ansicht „die Häßlichkeit nicht in der Natur begründet ist, sondern nur eine zufällige Abweichung von dem Wege darstellt, den sie gewöhnlich(?) einschlägt,“ so kann er es Rembrandt nicht verzeihen, daß er häßliche Modelle benutzt, das Besondre der Natur mit seinen Zufälligkeiten dargestellt habe. Ja er sagt geradezu, daß „ein Werk je nach dem Einfluß, den mehr oder minder allgemeingiltige Begriffe darauf ausgeübt haben, als Leistung eines guten oder eines schlechten Geschmacks zu betrachten sei,“ woraus, da er als Beispiele dafür Rafael und Rembrandt nennt, unmittelbar folgt, daß er Rafael einen guten, Rembrandt einen schlechten Geschmack zuschreibt. Von Jan Steen bedauert er, daß er nicht in Italien statt in Holland geboren, nicht von Michelangelo und Rafael statt von Brouwer und van Goyen unterrichtet worden sei. Denn er würde alsdann „seinen

Scharfblick ohne Zweifel dazu benutzt haben, das, was in der Natur groß und erhaben ist, nachzuahmen." Bei solchen Urteilen kann man sich natürlich nicht wundern, daß auch Dürer nicht nach Gebühr gewürdigt, sondern das kindische Urteil Vasaris nachgesprochen wird, daß der große Deutsche „wahrscheinlich einer der ersten Maler seiner Zeit geworden wäre, wenn er — in jene großen Grundsätze der Kunst wäre eingeweiht worden, die seine Zeitgenossen in Italien so gut verstanden und benutzten. Aber da er unglücklicherweise nichts von einer andern Manier sah und hörte, hielt er seine eigne zweifellos für vollkommen."

Damit hängt nun andrerseits eine Überschätzung der spätern akademischen Malerschulen Italiens zusammen, die uns heutzutage geradezu unverständlich erscheint. Die Bologneser werden in der Rangordnung unmittelbar neben die Meister der römischen und der florentinischen Schule gestellt und als Muster des großen idealen Stils gepriesen. Hie und da scheint es fast, als ob Reynolds Lodovico Carracci wenigstens als Ölmaler höher geschätzt habe als Rafael. Eine Menge Meister der manieristischen und eklektischen Richtung, denen wir heutzutage keinen rechten Geschmack mehr abgewinnen können — ich nenne z. B. Parmegianino —, werden fast als gleichberechtigte Genossen der großen bahnbrechenden Maler hingestellt. Ebenfalls den Venetianern überlegen erscheinen die französischen Klassizisten, Le Sueur, Poussin, Sebastien Bourdon, Claude Lorrain. Dagegen werden die italienischen Maler des fünfzehnten Jahrhunderts als Vertreter einer „nüchternen, altertümlichen, ja man könnte sagen abgeschmackten Manier, wie sie sich an die kleinsten Zufälligkeiten und Unterschiede der einzelnen Dinge hält," nur ganz nebenbei erwähnt.

Man kann nicht leugnen, daß Reynolds Standpunkt durchaus konsequent ist. Da er es für die Aufgabe der Kunst hält, von der Einzelerscheinung zum Allgemeinen, vom Individuum zur Gattung fortzuschreiten, so muß er notwendig die Schulen am höchsten stellen, die „die allgemeinen Urtypen der Natur" am reinsten verkörpert haben, die dagegen am niedrigsten, die am meisten bei der individuellen Erscheinung der Natur stehen geblieben sind. Wir freilich sind der Ansicht, daß jeder Meister als klassisch zu bezeichnen ist, in dessen Schöpfungen die Bestrebungen einer bestimmten Zeit, seien sie nun idealistisch oder realistisch, ihren vollkommensten Ausdruck gefunden haben. Deshalb stehen uns ja Dürer und Holbein, Rubens und Rembrandt, Velazquez und Murillo auf gleicher Stufe mit Michelangelo und Rafael. Deshalb verzichten wir ja darauf, ein bestimmtes Ideal, und wäre es selbst das der Antike, als für alle Zeit giltige aufzustellen.

Wenn man aber von dieser einseitigen idealistischen Kunstauffassung absieht, die Reynolds von den Überzeugungen der Gegenwart trennt, so muß man zugeben, daß seine Reden eine Fülle wertvoller Anregungen enthalten, die auch noch von unsern heutigen Künstlern beherzigt zu werden verdienen. Die wert-

vollsten darunter beziehen sich auf die Fachausbildung der Künstler. Besonders energisch erklärt er sich gegen den Wahn, daß ein junger Künstler aus sich selbst heraus zur Vollkommenheit gelangen könne. „Wer damit anfängt, auf seine eigne Auffassung stolz zu sein, hat seine Studien beendet, ehe sie begonnen sind. Ein Schüler, der mit den kühnen Versuchen seiner Vorläufer unbekannt ist, wird immer geneigt sein, die eigne Fähigkeit zu überschätzen, die kleinlichsten Abschweifungen für bedeutungsvolle Entdeckungen und jede ihm neue Küste für neuentdecktes Land zu halten. . . . Je umfassender daher die Kenntnis hervorragender Werke ist, desto mächtiger wird die Erfindungsgabe, und — so paradox es auch klingt — desto origineller werden die Entwürfe sein." Und nun stellt er Prinzipien für die Nachahmung der alten Meister auf, die wir nur vollständig billigen können.

Er hält es zunächst für sehr gefährlich, die Manier eines bestimmten Meisters nachzuahmen, da Manier selbst bei dem besten Künstler immer etwas fehlerhaftes, weil von der Natur abweichendes sei. Aber er kämpft auch gegen die Grundidee des Eklektizismus, daß man die Vorzüge verschiedner Meister vereinigen und aus dieser Vereinigung einen neuen Stil schaffen könne. Insbesondre sei es unmöglich, die Eigentümlichkeiten des großen und des dekorativen Stils, z. B. Michelangelos und Tizians, mit einander zu verbinden. Aus einer solchen Verbindung würde immer ein unvollkommnerer Stil entstehen, als jeder einzelne von denen, die die Verbindung mit einander eingegangen seien. Trotzdem müsse man die alten Meister studieren, nicht um ihnen allerlei Einzelheiten abzusehen, sondern um in ihren Geist einzudringen und von ihnen zu lernen, wie man die Natur aufzufassen habe. Auch dieses Studium solle aber keineswegs das ganze Leben hindurch dauern, sondern, nachdem die Vollkommenheit erreicht sei, durch eine Periode des selbständigen Schaffens abgelöst werden. Reynolds stellt darnach für den Maler drei Stufen der künstlerischen Entwicklung auf: erstens die, auf der der Schüler die Grammatik der Kunst lernt, sich die Fähigkeit zu zeichnen und die Farben zu behandeln erwirbt, die einfachsten Regeln der Komposition lernt und viel nach der Natur studiert. Zweitens die, in der er lernt und studiert, was vor seiner Zeit geschaffen worden ist, also das Studium der alten Meister. Drittens die der selbständigen Entwicklung, wo sich das Genie von dem Zwang der Regeln frei macht und seine eignen Wege geht.

Man wird gegen diese Reihenfolge wohl kaum etwas einwenden können. Und wir möchten hier besonders betonen, daß auf ihr die Möglichkeit und Berechtigung der Kunstakademien beruht. Man hat ja neuerdings von den verschiedensten Seiten die Akademien angegriffen, Künstler, Kunsthistoriker, Journalisten, Leute der allerverschiedensten Richtungen haben sie in seltner Einstimmigkeit für eine veraltete Einrichtung erklärt, die gewissermaßen durch die internationale Entwicklung unsers künstlerischen Lebens, die großen Ausstellungen u. s. w.

überflüssig geworden sei. Wir würden es sehr bedauern, wenn diese Ansicht Boden gewänne. Es mag ja sein — ich kann das aus eigner Erfahrung nicht bestätigen —, daß auf einigen unsrer Akademien die Reihenfolge der Erziehung anders ist, als sie Reynolds vorschreibt, daß hie und da die Antike und der Gips noch eine größere Rolle spielen als die Natur, daß die erfinderische Geschicklichkeit und die technische Fertigkeit hie und da keine genügende Pflege finden, daß das Studium der alten Meister nicht als die mittlere, sondern als die letzte Stufe der Entwicklung betrachtet, die selbständige Entwicklung des Individuums zu wenig betont wird. Das alles sind aber Mängel, die nicht mit der Einrichtung als solcher zusammenhängen, sondern die Folge persönlicher Verhältnisse sind, die bei gutem Willen sehr wohl geändert werden könnten. Unter unsern heutigen Verhältnissen sind die Akademien einfach nicht zu entbehren. Da es eine ganze Menge Dinge giebt, die ein junger Künstler lernen und zwar schulmäßig lernen muß, z. B. Anatomie, Perspektive, Kunstgeschichte, Kostümkunde, und da es Unsinn wäre, wenn er sie auf eigne Hand oder bei einem einzelnen Künstler, dem vielleicht nicht einmal die nötigen Unterrichtsmittel zur Verfügung stehen, lernen wollte, so sollte man den Gedanken an eine Aufhebung dieser Lehranstalten nicht so leichthin immer wieder aufs Tapet bringen. Statt ihre Lebensfähigkeit einfach zu leugnen, sollte man vielmehr fragen, wie sie zeitgemäß reformirt werden könnten. Und da glaube ich, daß Erschwerung der Aufnahmebedingungen, Ersetzung der lebenslänglich angestellten Inhaber der Meisterateliers durch Künstler, die nur auf fünf oder zehn Jahre anzustellen wären, engere Verbindung mit den Kunstgewerbeschulen vollkommen genügen würden, unsre Akademien für unabsehbare Zeit lebenskräftig zu erhalten. Zu ihren Gunsten möchte ich aber ganz besonders auf Reynolds Worte hinweisen: „Man kann von jeder Lehranstalt sagen, daß sie von einer Atmosphäre schwebenden Wissens umgeben sei, aus der jeder Geist einsaugen kann, was seiner eignen Auffassung einigermaßen verwandt ist. Ein auf solche Art gesammeltes Wissen hat immer etwas nützlicheres und allgemeineres als das, das dem Geist durch Sonderunterricht oder durch einsames Nachdenken aufgezwängt wird."

Ganz ausgezeichnet sind die Bemerkungen über die richtige Art und Weise, die alten Meister zu studiren. Reynolds ist nicht dafür, daß die Schüler ganze Bilder genau kopiren. Das sei immer mehr oder weniger Zeitverschwendung, da jedes Bild gleichgiltige Partien habe, deren Nachahmung unverhältnismäßig mühsam sei und dabei doch wenig nütze. Der eigentliche Vorteil des Kopirens liege nur in dem Erlernen der Farbengebung, aber selbst diese könne nicht durch knechtische Nachahmung des Vorbilds, sondern durch verständnisvolles Sicheinleben in seine eigentlichen Schönheiten erlernt werden. Der Schüler solle deshalb immer nur besonders hervorragende Teile eines Bildes kopiren, die übrigen gleichgiltigen Partien weglassen. Dabei solle er

sich hüten, die durch die Zeit entstandne Patina, den Galerieton, mit nachzuahmen, vielmehr die ursprüngliche Färbung, die das Bild hatte, als es aus der Hand des Künstlers hervorging, durch den Schmutz hindurch zu erkennen suchen. Bestehe der Vorzug eines Bildes mehr in der allgemeinen Anordnung und Farbengebung als in besonders gut ausgeführten Einzelheiten, so solle er sich eine Farbenskizze davon machen. Auf jeden Fall müsse er seinen Blick mehr auf das Allgemeine als auf die Einzelheiten richten. Statt die Pinselstriche der großen Meister zu kopiren, solle er ihre Auffassung nachzunahmen suchen.

Vor allem aber — und das ist für Reynolds realistische Neigungen bezeichnend — betont er neben der Nachahmung der alten Meister das Studium der Natur. Erst dadurch erhält die Nachahmung der alten Meister eine innere Berechtigung, daß sie kontrollirt und ergänzt wird durch das sorgfältige Studium des Modells. Er erklärt es für einen großen Fehler andrer Akademien, besonders der gleichzeitigen italienischen, von denen er überhaupt wenig hält, daß auf ihnen die Schüler nicht angehalten würden, genau nach dem lebenden Modell zu zeichnen, sondern daß ihnen erlaubt würde, die Formen „nach ihren eignen unbestimmten Begriffen von Schönheit zu ändern." Das sei ein Hindernis für die Entwicklung vieler jungen Leute. Auch für die Art der Modellbenutzung giebt er schätzbare Winke. Es sei besser, daß sich das Modell nach eignem Belieben — sobald es die Absicht des Künstlers verstanden habe — stelle, als daß es künstlich gestellt werde, ein Satz, den schon Diderot mit aller Schärfe verfochten hatte. Jedenfalls solle kein Teil des Bildes ohne Modell gemalt werden; Künstler, die sich daran gewöhnt hätten, aus dem Kopfe zu malen, sodaß sie schließlich geradezu durch die Natur aus dem Konzept gebracht würden, wie z. B. Boucher, seien verloren. Man muß also zugeben, daß Reynolds, wenn auch theoretisch ein Idealist, doch wenigstens ein Idealist auf sehr solider realistischer Grundlage ist, wodurch der Widerspruch zwischen seiner praktischen und seiner theoretischen Richtung einigermaßen gemildert wird. Allerdings kann man sich dem Eindruck nicht verschließen, daß der Fehler ungenauen Aktstudiums, den Reynolds den italienischen Akademien vorwirft, im Grunde nur eine Folge der auch von ihm vertretnen idealistischen Ästhetik ist. Giebt man einmal zu, daß es die Aufgabe der Kunst sei, nicht das Besondre, sondern das Allgemeine darzustellen, wie kann man dann die Schüler dazu anhalten, beim Aktzeichnen das Modell genau zu kopiren? Wozu ihnen eine Genauigkeit und einen Realismus aufnötigen, den man doch selbst theoretisch für fehlerhaft erklärt? Und was ist die Folge davon, daß ihnen als höchstes und einziges Vorbild für die Art der Stilisirung immer die Antike und die italienische Hochrenaissance vorgehalten wird? Einfach, daß sie das Formensystem dieser beiden Schulen unwillkürlich in die Betrachtung der Natur hineintragen, die besondern Formen des Modells im Sinne der Antike und Michelangelos abschleifen und verändern.

Was uns bei Reynolds vor allem fesselt, das ist die unerschrockne Art, wie er, bei aller Hochachtung für die alten Meister, selbst die unter ihnen, deren Richtung seinen theoretischen Forderungen am meisten entspricht, unter Umständen tadelt. Mit größter Schärfe und Feinheit prüft er gewisse Gesetze oder Gepflogenheiten der idealistischen Malerschulen und weist sie als unhaltbar zurück. Sehr interessant sind in dieser Beziehung seine Bemerkungen über den Kontrapost, dieses seit Michelangelo und Sansovino in den italienischen Bildhauer- und Malerschulen ganz allgemein angewendete Kompositionsprinzip der neben einander gestellten kontrastirenden Bewegungen. Er hält es zwar für gut, daß die Schüler davon etwas erfahren, aber er betont dabei ausdrücklich, daß „die höchsten Schönheiten des Charakters und Ausdrucks ohne Gegensatz hervorgebracht werden, ja daß dieser Gegensatz jene natürliche Energie zerstören und verderben würde, die dem Menschen eigentümlich ist, wenn er sich ohne Rücksicht auf Anmut in wirklicher Bewegung befindet." Hierher gehören auch die goldnen Worte über die Einfachheit und Natürlichkeit der Porträtauffassung, denen man den Gegensatz zu der posirenden Kunst der gleichzeitigen französischen Porträtmaler deutlich anmerkt. Selbst die Autorität Leonardo da Vincis hindert ihn nicht, die Regel zu bekämpfen, daß bei einem Porträt der an die beleuchtete Seite anstoßende Hintergrund dunkel, der an die beschattete anstoßende hell gehalten werden müsse. Denn er hat in der Praxis die Erfahrung gemacht, daß man durch das genau entgegengesetzte Verfahren eine außerordentliche Leuchtkraft und Wirkung erzielen könne. Den Rubens nimmt er zwar gegen den Vorwurf einer Vermischung des Historischen und des Allegorischen in den Bildern des Palais du Luxembourg in Schutz, tadelt aber, daß seine Farbe roh und nicht harmonisch verschmolzen sei. Rafaels Ruhm beruhe mehr auf seinen Fresken und Teppichkartons als auf seinen Staffeleibildern. In diesen habe er niemals jene Trockenheit, ja man dürfe sagen Kleinlichkeit der Manier überwunden, die er von seinem Lehrer geerbt habe. Er lasse jenen feinen Geschmack in der Wahl der Farben, jene Breite von Licht und Schatten, jene Kunst der Anordnung und Verbindung von Licht zu Licht, von Schatten zu Schatten vermissen, wie sie z. B. Correggio gehabt habe. Ja man vermisse bei ihm zuweilen sogar — infolge einer gewissen Schwerfälligkeit der Hand — die einfache Formenrichtigkeit. An einer Stelle führt er Rafael sogar neben Cornelis Janſen und Adrian van der Werff (!) als Beispiel für eine zu vertriebne und glatte Malweise an.

In dieser nüchternen, hie und da sogar etwas weitgehenden Kritik der größten Künstler spricht sich die selbständige und verstandesmäßige Art des Engländers, sein auf die persönliche Eigenart stolzer Charakter aus. Reynolds ist doch, bei aller Bewundrung der Alten, nichts weniger als ein Romantiker. Er schätzt das Alte durchaus nicht, weil es alt ist, sondern weil und insoweit es künstlerisch vortrefflich ist. Für ihn ist auch die Kunst keine göttliche Offen-

barung, kein Vorrecht außerordentlicher Geister, sondern etwas Lehr- und Lernbares, das, eine gewisse Begabung vorausgesetzt, jedermann erreichbar sei. „Wenn ich, um verstanden zu werden, die Kunst scheinbar dadurch erniedrige, daß ich sie von ihrem geträumten Wolkensitz herabführe, so geschieht es nur, um ihr hier auf Erden eine festere Wohnung anzuweisen.“ Besonders interessant ist seine Definition von Genie. An mehreren Stellen setzt er das Genie und den Geschmack, taste, einander parallel. Genie ist für ihn nicht etwas, was unabhängig vom Publikum, als eine neue und großartige Offenbarung zur Erscheinung kommt, sondern etwas, was durch eine sorgfältige Beobachtung des allen Menschen gemeinsamen künstlerischen Empfindens, d. h. eben des Geschmacks, erworben wird. Diesen Geschmack lernt man vor allem durch Studium und Nachahmung kennen. Denn da die geistige Verfassung der Menschen ebenso wie ihre körperliche Erscheinung im wesentlichen eine gemeinsame sei, so müsse man das, was den meisten Menschen gefalle und auch in frühern Zeiten gefallen habe, als das schlechthin Schöne betrachten und als allgemeines menschliches Gesetz des künstlerischen Schaffens festhalten. Um sich dieses Gesetz zu eigen zu machen, müsse man eben die alten Meister studiren. Und im Anschluß an diesen Gedanken geht er sogar so weit, zu sagen: „Genie, wenigstens das, was im allgemeinen so genannt wird, ist das Kind der Nachahmung.... Die Einbildung ist unfähig, etwas ursprünglich aus sich heraus zu schaffen, und kann nur die Begriffe, die ihr die Sinne liefern, verändern und verbinden. Da die Menschen in ihren Neigungen so sehr mit einander übereinstimmen, so hat jeder Künstler die Pflicht, seine Neigung nach denen der andern zu richten. Denn der wohlgeschulte Geist erkennt diese Autorität an und unterwirft seine eigne Meinung der allgemeinen Stimme. Nun kann ja der allgemeine Geschmack einer Zeit unter Umständen verkehrt sein. Wer ihn aber verbessern will, wird sein Ziel nicht dadurch erreichen, daß er geradeswegs gegen den Strom ihrer Vorurteile schwimmt. Der menschliche Geist muß darauf vorbereitet werden, etwas ihm neues aufzunehmen. Umbildung bedarf der Zeit.“

Ich habe diese Sätze hier angeführt, weil sie in einem gewissen Gegensatz zu unsrer jüngsten deutschen Kunstentwicklung stehen. Wenn man unsern jugendlichen Stürmern und Drängern glauben wollte, so wäre die Kunst eigentlich nur um des Künstlers willen da. Jeder Künstler würde nur für sich, mit der ausgesprochnen Absicht, sein eignes Wesen zur Geltung zu bringen, Kunstwerke schaffen. Das ideale Ziel der Kunstentwicklung wäre das Auseinanderfallen in lauter künstlerische Individualitäten, die weder mit einander noch mit dem Geschmack des Publikums das mindeste zu thun hätten. Dem gegenüber ist es interessant, die Ansichten eines Künstlers kennen zu lernen, der mitten in dem Kunstleben seiner Zeit, mitten in den Kulturbestrebungen eines gebildeten und hochzivilisirten Volks lebte, und dessen Werke einigermaßen mit zu

den klassischen Meisterwerken der Malerei gerechnet zu werden pflegen. In Reynolds Augen hat die Kunst vorwiegend eine soziale Bedeutung. Der Künster schafft seine Werke nicht seinetwegen, sondern mit Rücksicht auf das Publikum. Sobald er in die Öffentlichkeit tritt, steht er unter dem Einfluß einer bestimmten Kulturrichtung, eines bestimmten Geschmacks. Die Kunst ist für ihn nicht eine persönliche Liebhaberei, sondern eine soziale Macht.

Es läßt sich nicht leugnen, daß jeder dieser beiden einander entgegengesetzten Standpunkte manches für sich anführen kann. Einerseits ist die Kunst thatsächlich ein Produkt des sozialen Zusammenlebens. Hätten wir Nachrichten aus jener Urzeit, wo der Mensch einsam, im Kampf mit seinen Mitmenschen dahinlebte, so würden wir erfahren, daß er damals noch keine Kunst hatte. Aber schon in der Eiszeit, wo die Menschen Mitteleuropas durch die von allen Seiten vorgeschobnen Gletschermassen auf kleinere Landstriche zusammengedrängt waren und dadurch zum gesellschaftlichen Zusammenleben veranlaßt wurden, tritt uns eine primitive Kunst, ein Schmuck des menschlichen Körpers, teilweise auch der Waffen und Geräte entgegen. Es läßt sich nachweisen, daß die künstlerische Thätigkeit dieser Stufe wie die der noch jetzt bestehenden primitiven Völker teilweise sozialen Gesichtspunkten, dem Wetteifer um die Gunst des andern Geschlechts, dem Wunsch, dem Feinde Schrecken einzuflößen, dem Streben nach Stammesgruppirung ihre Entstehung verdankt.*) In demselben Maße, wie sich die Kultur hebt, macht sich dieser soziale Charakter der Kunst deutlicher geltend. Bei den Kulturvölkern des Altertums ist er bekanntlich in sehr ausgeprägter Form nachzuweisen.

Andrerseits ist aber auch nicht zu leugnen, daß gerade mit der zunehmenden Entwicklung der Kunst das Persönliche in ihr eine immer schärfere Ausprägung erhält. Immer häufiger werden die Künstler, die sich der Tradition nicht fügen, die dem Strom entgegenschwimmen und durch die Macht ihrer Eigenart den Geschmack des Publikums umzubilden suchen. Am allerstärksten ist dieses Streben natürlich bei uns Deutschen entwickelt, die wir eine besondre Vorliebe für möglichst freie Ausbildung der einzelnen Persönlichkeit haben. Aber diese Vorliebe ist nicht nur bei den Künstlern selber, sondern auch beim Publikum vorhanden. Je stärker sich beim Künstler das Streben nach individuellem Ausdruck äußert, um so heftiger bäumt sich das Publikum dagegen auf. Innerhalb des letztern stehen sich die Ansichten über einzelne Künstler aufs schroffste gegenüber. Künstler wie Uhde und Klinger werden von den einen vergöttert, von den andern in den tiefsten Pfuhl der Hölle gewünscht. Der eine bezeichnet die Mehrzahl des Publikums als verständnislosen „Schaupöbel," der andre schimpft auf jede Kritik, die der neuesten Rich-

*) Vergl. darüber das vortreffliche Buch von Große, Die Anfänge der Kunst, 1893, das die Kunst der primitiven Völker in neuer und sehr interessanter Weise beleuchtet.

tung wohlwollend entgegenkommt. Wir sind gerade heute weiter als je von einer Einheitlichkeit des künstlerischen Geschmacks entfernt.

Daß es auf die Dauer so nicht weiter gehen kann, ist mir seit langer Zeit klar, und ich habe in meiner „künstlerischen Erziehung der deutschen Jugend" wenigstens den einen Weg zur Entwicklung einer nationalen Kunstblüte näher zu bezeichnen gesucht. Ich halte es in der That für eine der wichtigsten Aufgaben der Erziehung, wenigstens unter den Gebildeten jene Einheitlichkeit des Geschmacks einigermaßen herzustellen, die die Bedingung jeder künstlerischen Blüte ist, und die auch in Frankreich und England, im Gegensatz zu Deutschland, thatsächlich besteht. In diesem Sinne sind die Ausführungen von Reynolds über die Entstehung und Berechtigung des Geschmacks im höchsten Grade beachtenswert. Ein zweites Mittel, diese Aufgabe zu erfüllen, wird die Ausbildung einer empirischen Ästhetik sein, die uns ebenfalls noch fehlt, und deren Mangel sich bei unsern Kunsturteilen auf Schritt und Tritt geltend macht. Auch für sie enthalten die Reden des englischen Malers wichtiges Material, aber freilich, wie ich nachgewiesen zu haben glaube, ein Material, das nur mit Vorsicht und unter gewissen Einschränkungen benutzt werden darf.

Für Freunde zeitgenössischer Litteratur

Manchmal ist es gut, eine Rezension auch in der Form als das zu geben, was sie eigentlich immer sein sollte, als Bericht über ein Erlebnis. Wenigstens entkleidet man so sein Urteil von vornherein des olympischen Scheins und bringt vielleicht auch Herren wie die, mit denen ich mich hier beschäftigen will, zu der Überzeugung, daß da nicht gerade einer von der „oberflächlichen, unselbständigen Tageskritik" rede, über die sie sich empören, auch keiner von jenen „Zünftigen," die jeden Dichter fein etikettiren und alles, was sich „mit Idealismus und Klassizität nicht zu vertragen scheint, frischweg in den großen und nur mit heimlichem Schaudern betrachteten Kasten werfen," auf dem das Wort Realismus neben drei Kreuzen prangt; vielleicht bringt man so auch ihnen den Eindruck bei, der verachtete „Durchschnittsmensch" sei eben doch ein Mensch und dürfe sich von Zeit zu Zeit auf diese Thatsache besinnen, dürfe mit seinem Durchschnittsgefühl für ordentlichen Stil und seiner Durchschnittsabneigung gegen hohles und geschmackloses Geschrei in aller Bescheidenheit sagen, wie es ihm manchen litterarischen Erscheinungen gegenüber ums Herz

ist. Also ich erzähle mein Erlebnis und beginne mit der beliebten Formel: Es war.

Es war an einem der letzten Sonntage. Ich hatte die Woche über redlich alle Trivialität und Süßigkeit genossen, die in der Redaktion einer Zeitschrift täglich dem Unglücklichen zufließen, der das Departement des Romans und der Lyrik zu verwalten hat, und setzte mich mit Kaffee und Cigarre in der menschenfreundlichsten Stimmung an den Schreibtisch, um mir das litterarische Leben der Gegenwart auch einmal von andern deuten zu lassen. Vor mir lagen von dem zweiten Jahrgang der Neuen litterarischen Blätter die fünf ersten Hefte, die mir zur Besprechung zugegangen waren. „Zeitschrift für Freunde zeitgenössischer Litteratur" — mir gerade recht, denn zu den Freunden unsrer heutigen Litteratur zähle ich mich noch immer, trotz mehrjährigen amtlichen Erfahrungen, die mir wenigstens über die nie versiegende Sündflut des Ungedruckten nicht gerade die beste Meinung und das herzlichste Gefühl eingeflößt haben. „Auflage 10000" stand in fetter Schrift auf dem Umschlag des ersten Heftes. Das vermehrte mein Interesse. Denn leider hat bei mir der Beruf und die Gesichtspunkte, unter denen ich Tag für Tag arbeiten muß, schon einigermaßen abgefärbt; ich bin, wenn auch kein Anbeter, so doch ein scheuer Bewundrer des Erfolgs, der sich in runden Abonnententausendern eben so kurz wie überzeugend darstellen läßt.

Mit gesteigertem Wohlwollen schlug ich denn die Blätter auf, die ein Herr Franziskus Hähnel im Verlag der Kühtmannschen Buchhandlung in Bremen herausgiebt, und las und las. Gedichte, leidliche und mittelmäßige, das mittelmäßigste von dem Herausgeber selbst, der das neue Jahr begrüßt, wie es zu den wonnigen Gestaden der Schönheit locken möchte.

Und doch — wer folgte deinem trauten Locken? —
Die Menschenherzen starr, der Sehnsucht bar,
Ich sah sie kalt am Unmutsherde hocken,
Auch im vergangnen schönheitsreichen Jahr; —
Das Thor geöffnet .... doch sie starren, stocken —
Das Innre wen'gen nur erschlossen war.
Magst du der Zukunft Morgenrot auch weisen,
Die Menschenherzen wollen fast vereisen.

Auch mir wollte nach dem Lesen dieser Strophe das Herz im Busen „fast vereisen," denn ich wurde schmerzlich erinnert an die lyrischen Freuden der Wochenarbeit, und schon zuckte meine Hand nach der Seite, die dem Papierkorbe gehört. Doch ich faßte mich. Schön, sagte ich mir, der Herausgeber kann nicht dichten, und da ers nicht kann, sollte ers lieber bleiben lassen; wenn er das aber nicht will — er hat als Herausgeber etwas vom absoluten Herrscher, seine Hand gebietet über manches schöne Ries weißen Papiers, warum also nicht? Vielleicht sind die Besprechungen, die er und seine Freunde

der „zeitgenössischen" Litteratur angedeihen lassen, um so besser. Ein Schluck Kaffee, einige Züge aus der Cigarre, und ich fuhr fort.

Ich werde nicht leicht vergessen, welche Stufenfolge von Empfindungen in der nächsten Stunde auf mich einstürmte. Zunächst beschlich mich etwas wie Beschämung. Der Herausgeber sprach bei einer Gedichtsammlung von dem „lieben" Kritiker, der sie demnächst ausführlich würdigen würde, und zwei Spalten nachher wurde er von diesem zum Lohn „unser lieber Redakteur" genannt. Man kann doch immer noch etwas lernen! Welches ideale Verhältnis hier, und welche Kämpfe oft zwischen meinen Mitarbeitern und mir, wenn wir einmal über Geschmack und Stil nicht einer Meinung waren! Sollte ich da nicht eben ein unverträglicher Geselle sein, oder legte am Ende Herr Franziskus Hähnel auf so unwesentliche Dinge wie guten Geschmack und guten Stil weniger Wert als ich? Hinsichtlich des Stils schien er allerdings etwas andre Grundsätze zu befolgen, wenigstens konnte ich einer Reihe von Wendungen, die er gebrauchte und seinen Mitarbeitern durchgehen ließ, nicht ohne weiteres zustimmen. Gleich an der Spitze des ersten Heftes mahnt er, den „lesenden" Worten des Hausvaters zu lauschen; eine kleine Hausbibliothek ist nach ihm ein Schatz, der niemand im Volke fehlen sollte, und der auch „nicht unmöglich zu erwerben ist." Er wagt die in ihrem Widerspruch schöne Wendung: „lederne Dilettantenraserei," er spricht von einem „Segenborn" und einem „Traumesbild" und schreibt: „Über (!) seine politischen Ansichten gewährt sein soeben erschienenes neuestes Werk interessante Einblicke" — „Mögen die geehrten Leser die Dichter mit mir so begrüßen, als ob wir auf unserm Lebensweg bald hier bald da einem lieben Menschen begegnen (nen!)" — „Wer von den Verehrern Hauptmanns hatte (!) wohl nicht den Kopf geschüttelt, als die ersten Nachrichten über seine neue Dichtung durch die Presse verbreitet wurden?" Und Hähnel ist auch gegen seine Mitarbeiter so duldsam, wie ich es leider trotz eifriger Versenkung in Knigges „Umgang mit Menschen" noch nicht fertig gebracht habe. „Lessingsbuch" scheint ihm offenbar eine hübsche Bildung, die man nicht verbessern dürfe, und er ist nicht erstaunt über die Unbefangenheit, mit der sich Herr Heinrich Stümcke aus Berlin als embarras de richesse hinstellt, wenn er den Reichtum eines Buches an guten Gedichten folgendermaßen klarzumachen sucht: „Parkszene, Gestorben, Psyche, Bacchantin, Konfirmandinnen, ich wäre — die (!) reine embarras de richesse — in Verlegenheit, welches (!) ich hier zitiren sollte, selbst wenn unser lieber Redakteur heute noch mehr weißes Papier für mich hätte." Und so weiter ohne Grazie in infinitum!

Was also den Stil anlangt, da macht sich Herr Hähnel den Frieden mit seinen Autoren entschieden leichter als ich. Hoffentlich — dachte ich — verhält es sich nicht ebenso mit dem guten Geschmack! Und doch, nach wenigen Minuten konnte ich mich der Einsicht nicht verschließen, daß er auch hier

Opfer bringe, die eigentlich weder seine Mitarbeiter noch seine Leser von ihm verlangen dürften. Er versteht es, den Genuß, den ihm Hauptmanns „Hannele" bereitet hat, und der nach seinem Geständnis „ein hervorragender" ist, durch folgende Sätze auch andern mitzuteilen: „In das kahle Zimmer des Armenhauses eines Dorfes, in eine Gruppe verkommner Bettler, wie nur Hauptmanns Feder sie entwerfen kann, tritt der Lehrer Gottwald, auf einem Arme (und was auf dem andern? Eine deutsche Grammatik für Herrn Hähnel?) das vierzehnjährige Hannele, das von einem Waldarbeiter aus dem eisigen Wasser des Dorfteichs gezogen ward. Hannele hatte vor wenigen Wochen seine Mutter verloren und ward von dem rohen Stiefvater, dem Maurer Mattern, so mißhandelt und zum Betteln ausgesandt, damit er nur im Wirtshaus sitzen konnte, daß Hannele den Wunsch nicht mehr zu unterdrücken vermochte, auch zur Mutter in den Himmel zu gelangen." Das nennt Herr Hähnel als „von dem höhern Kunstwert der Dichtung ergriffner Kritiker auf die Schönheiten derselben hinweisen"! Kein Wunder, daß, ermutigt durch dieses leuchtende Beispiel, Ottokar Stauf von der March dem Herausgeber mit Kritiken zu Hilfe eilt wie der folgenden: „Lenzgedichte, patriotisches Bumbum-Radau über »deutsche« Liebe, »deutsche« Treue . . ., darauf frisch-fröhliche Holdria — holla — hupp — hupp — hupp's nach berühmten Mustern (der modernen Butzenscheibenlyriker oder besser: Delyriker), ein paar versoffene Balladen, endlich das obligate Fiedel-Liedel keuscher Minne." Wer kann etwas wider die Macht seiner Vorstellungen? Im ersten Augenblick durchzuckte mich die Ahnung, Herr Ottokar Stauf von der March genieße vielleicht Unterricht im Paukenschlagen oder gar auf der Trommel und habe nach einer solchen Lehrstunde die onomatopoetischen Schönheiten dieser Kunst in seine kritische Thätigkeit mit herübergenommen. In der nächsten Sekunde aber überwog doch der Eindruck, das alles quelle unmittelbar aus der Ursprünglichkeit einer Natur, die noch von keiner Bläße des Geschmacks und des Gedankens angekränkelt ist.

Was so eigenartige Geister ihrer Bewunderung wert finden, dem nachzugehen muß sich lohnen vor allem für den Durchschnittsmenschen, der nach Herrn Erich Bardewiek in Bremen aus sich selbst die modernen Dichter in alle Ewigkeit nicht begreift. Denn unter diesen „giebt es bereits viele, die unbekümmert um das Denken der Durchschnittsmenschen sich unverhüllt so zeigen, wie sie sind: alles verneinende Geister, aber Kraftnaturen und Wahrheitsapostel. Daß ihre Lieder in den Herzen der Verfallzeitler auch nur zum kleinsten Teile widervibriren, ist kaum denkbar." Ganz niedergedrückt von dem Bewußtsein, eben auch so ein Unverständiger aus der großen Herde zu sein, und doch zugleich erhoben durch die frohe Zuversicht: in diesen Heften, die hier vor dir liegen, sprechen ja die Sehenden, die dich zum Lichte führen! in solchem Zwiespalt der Gefühle las ich Kritik um Kritik bis zur letzten Seite. Dann setzte

ich mich wissensdurstig hin, um in einem Auszuge die Dichter und ihre Vorzüge festzuhalten, deren Verständnis mir jetzt offenbart war. Da es nun leider der Herdenmenschen so unendlich viele giebt, so ist es vielleicht zu allgemeinem Nutz und Frommen, wenn ich an dieser Stelle mein Exzerpt gleich zugänglich mache, damit die andern der Mühe überhoben sind, sich von den Neuen litterarischen Blättern selbst die zeitgenössische Litteratur erklären zu lassen. Ich beginne also.

Detlev von Liliencron. Nach Herrn Franziskus Hähnel der „prächtige," dessen Bücher auf dem Tisch einer jeden gebildeten Familie zu finden sein müssen. Nach Herrn Heinrich Stümcke ein Meister der modernen Lyrik, dessen Poesien, obgleich er erst Mitte der dreißiger Jahre dichterische Regungen spürte, von Erlebnissen, Thatsachen nur so strotzen. Nach Herrn Felix Zimmermann kurzweg „unser Detl," bei dem sich uns das Herz mit fast beängstigendem Schwunge hebt, wenn wir einer der genialen, überirdisch-seltsamen Phantasien folgen, die alle in ein weihestimmungsvolles Dunkelblau getaucht zu sein scheinen, während uns dort wieder der drastische Humor (Verbindung von Totentanzphantastik mit Kirchhofshumor) zu einem unmöglich zu unterdrückenden, unanständig lauten Lachen zwingt. Die Gedichte zeigen eine souveräne, scheinbare Nichtachtung der Grammatik, gehen von der Zartheit bis zur wilden Sinnlichkeit. Aber „nur Dichter können und dürfen das niederschreiben. Bei andern ist es Blech."

Richard Dehmel. Verfügt unter sämtlichen jüngern Dichtern über die durchgängig gleichmäßigste Individualität, ist Dichter tiefgründiger, glutheißer, wunschbanger Sehnsucht. Er sagt in einem Brief an den Herausgeber über sich selbst: „Ich bin ein Mischling aus germanischem und keltogermanischem Blut. Aus sothanem internationalem Instinkte, hauptsächlich aber wohl aus Liebe, habe ich mich mit einer Jüdin verheiratet und bis jetzt zwei Kinder mit ihr gezeugt. Vorher hatte ich auf Deutschlands hohen Schulen, ziemlich sämtlichen (!), nach faustischem Rezept und mit demselben Erfolge Naturwissenschaften, Nationalökonomie, Philosophie und »leider auch Theologie« studirt.... Im übrigen bin ich konfessionslos, desgleichen meine Frau und Kinder." Muß, da man in Deutschland vom Dichten nicht leben kann, Lohnsklavendienste leisten, die eigentlich „eine Sünde gegen den heiligen Geist der Zukunft" sind.

Willy Pastor. Übertrifft an gesunder Befruchtungsfähigkeit ganze Stöße Unterhaltungsbücher. Vollblutpoet.

Ludwig Scharf. Vollblutnatur.

Graf Emerich von Stadion. Einer unsrer hervorragendsten Lyriker der Gegenwart. Ein echter und in seiner Art einzig dastehender Dichter und Märtyrer.

G. Conrad. Bereitet durch seine dramatische Bearbeitung von Tassos Tod einen hochgeistigen Genuß. Geniales Werk. Vollendet im schönsten Sinne, was Goethes Tasso begann.

M. G. Conrad. Sein Roman „Die Beichte des Narren" ist nach Herrn Heinrich Stümcke ein psychologisch-psychiatrisches Intermezzo. Macht bald nadelscharfe, bald keulenschlagwuchtige Angriffe auf die Schlammbeißermoral, das Protzen- und Philistertum. Ist für Leute, die mit Nietzsche zu reden (!) zu lesen verstehen.

Benno Rüttenauer. Hervorragender Satiriker, Meister echten deutschen Humors. Beim Lesen der Gedichte wurden dem Kritiker, Herrn Georg von Borry in Hamburg, „thatsächlich vom Lachen die Wimpern feucht."

Clara Forstenheim. Ihre Gedichte sind nach Herrn Anton Lindner mehr hysterisch-menschlich, als dichterisch-gefühlt und gesehen.

Wilhelm Walloth. Zwei Novellen mit dem Titel: „Es fiel ein Reif...!" und mit den Untertiteln: Natalie! — Louise! Man beachte die Ausrufezeichen des Verfassers. Sie kennzeichnen nach Herrn Carl Busse die halb visionäre, explosive, hypernervöse und überhitzte Schaffensart des Dichters.

Carl Busse. Hervorragendes Genie. Seine Gedichte sind in blanke Strophen gegossener Sonnenschein. Man darf nicht so grausam sein, eine solche sonnenstaubvergoldete Duftblüte mit der kritischen Forscherpincette zu zerzupfen. Spricht von „silberroten Mondeswellen," was nach Herrn Felix Zimmermann eine besondre Feinheit ist. Denn sich scheinbar ausschließende Farben stoßen auf einander, silberrot, und regen die nervenmolekulare Thätigkeit zur intensivsten Vorstellungskraft an. Kein Quietscher auf der bekannten Decadencenervenguitarre, sondern gesund, warmsinnlich. Seine Sprache gertenbiegsam, seine Schilderung von fast kitzelndem Duft.

Soweit mein Exzerpt, dem ich nur wenig hinzuzufügen habe. Als ich es fertig hatte, da war auch meine Sonntagslaune, meine Cigarre, mein Kaffee, meine Geduld, da war — ich schäme mich nicht, es zu gestehen — mein Durchschnittsverstand zu Ende. Ich hatte nur noch die Kraft, Kürschners neuesten Litteraturkalender vom Bücherbret herunterzuholen und nachzuschlagen. Und dann schämte ich mich. Mein erster Geburtstag liegt schon um so und soviel Jahrzehnte zurück, mein erstes Buch muß ich noch schreiben. Wie anders meine kritischen Führer an diesem schönen Sonntagnachmittag! Heinrich Stümcke, Kandidat der Philosophie, ist nach Kürschner Verfasser von vier Schriften und wird am 7. Juni zweiundzwanzig Jahre alt. Franziskus Hähnel, auffallenderweise fast dreißig Jahre, hat acht Kinder seines Geistes aufzuweisen. Felix Zimmermann und Anton Lindner freuen sich noch auf ihren kommenden zwanzigsten Geburtstag; freilich haben beide vorläufig so wenig wie ich ein Buch geschrieben, aber sie entscheiden schon, wer die besten schreibe, und das habe ich mit neunzehn Jahren doch noch nicht vermocht. Und ach, diese jugendlichen, überaus jugendlichen Geister — wie sicher wissen sie ihre Sache zu sagen, wie frei von jeder ängstlichen Rücksicht auf Geschmack und Stil und ähnliche Kleinigkeiten, mit welcher „souveränen Nichtachtung der Grammatik!"

Wie stand ich dagegen da vor diesen Kindern der Gegenwart! Mir fiel nur ein Trost ein, und mit diesem schloß in echter Herdenphilosophie mein Erlebnis — ich sprach mit den Worten des Herrn Felix Zimmermann: „Nur Vollblutnaturen können und dürfen derartiges niederschreiben. Bei andern ist es Blech und zwingt zu einem unmöglich zu unterdrückenden, unanständig lauten Lachen.“

Bilder aus dem Westen

Von E. Below

9. Beim Verschollnen

(Schluß)

elche Überraschung, in diesem Waldwinkel, in dieser Hütte, in dieser ärmlichen Kleidung einen Mann der Wissenschaft zu finden! Daß ich einen denkenden Mann, einen charaktervollen Menschen vor mir hatte, der sich seines Wertes bewußt war, das war mir schon vorher klar geworden.

Wenn es Ihnen hier in Amerika nicht glückte, weshalb gingen Sie nicht nach Deutschland zurück, wo gewiß vieles anders und besser geworden ist, und wo Sie, dank Ihren wissenschaftlichen Arbeiten, die Ihnen Bekanntschaften und Hilfe sichern, gewiß bald vorwärts kommen würden? fragte ich im Laufe des Gesprächs weiter.

Ich kenne das, antwortete er. Ich war ein Jahr drüben, nachdem ich hier alles verloren hatte. Ich kam begeistert für das alte Vaterland und müde der amerikanischen Dollarhetze wieder in meiner Vaterstadt an. Ich ging nach Berlin und staunte die Polizeiordnung an. Äußerst schneidig und patent alles, was ich sah! Ich wurde aber selbst noch mehr angestaunt, als man sah, daß ich nichts als mein volles Herz und meinen guten Willen zur Arbeit mitgebracht hatte. Die Dollarkisten fehlten. Von da an fehlte auch das Interesse für den aus der neuen Welt in die Heimat zurückgekehrten. Nachdem die erste Empfangsfreundlichkeit vorüber war, hörte ich, was man sich in Deutschland unter Amerika vorstellt: ein Auswandrerasyl, die große Verbrecherkolonie von ganz Europa! Ich hatte den Leuten hier in Amerika Deutschland oft als das Muster der Ordnung hingestellt. Jetzt kam ich von Berlin wieder in meine kleine Heimatstadt und sah, daß, wo die Polizeiordnung der Prunk- und Musterstadt Berlin aufhört, alles noch mehr im Argen liegt als anderswo. Überall Stillstand oder doch nur so langsamer Fortschritt, daß es in meinem Vaterstädtchen alles gerade noch so aussah, wie es vor dreihundert Jahren

ausgesehen hatte, und wie es wahrscheinlich nach dreihundert Jahren auch noch aussehen wird. Als ich aber auch sah, daß im neuen deutschen Reiche immer noch so wie im alten heiligen römischen Reiche das alte römische Recht herrscht, und die Menschen so wenig Ehrgefühl haben, daß sie sich das noch immer gefallen lassen, da ergriff mich wieder mein altes Blockhüttenfieber, meine Lederstrumpfsehnsucht nach der freien Natur auf freiem Boden, und wäre es mit Preisgebung aller Beziehungen zur zivilisirten Welt gewesen. Ich wollte das Joch der Unselbständigkeit abschütteln. Als nun gar auf eine öffentliche Warnung, die ich an meine Mitbürger erlassen hatte, das verpestete Wasser aus einem Brunnen unsers Städtchens zu meiden, ein landrätlicher Wischer kam, ich hätte mich um solche Sachen nicht zu kümmern, und als die geschädigten Brunnenbesitzer mich noch dazu als Sozialdemokraten verdächtigten, da hielt mich nichts mehr. Ich ließ die eben mühsam erworbne ärztliche Praxis im Stich und wanderte zum zweitenmale aus.

Sonderbar berührt reichte ich ihm die Hand. Also sind wir Kollegen? Warum fingen Sie denn aber nicht mit der Praxis in Newyork an, wo doch die kollegialischen Verhältnisse für den deutschen Arzt so anständig sind, wo das Benehmen der deutschen Koryphäen gegen den neu ankommenden Arzt wirklich herzlich und entgegenkommend ist?

Dazu ging ich nicht nach Amerika zurück, antwortete er ruhig und ohne Bitterkeit. Um die Welt mit ihrer ausbeuterischen Gesellschaft hinter mir zu lassen, wandte ich mich dem Hinterwalde zu. Sie müssen mich nicht für einen unruhigen, unzufriednen Phantasten halten, der, verbittert mit der Welt, die Flinte ins Korn wirft und Reißaus nimmt.

Während er so sprach, stopfte er sich ein Thonpfeifchen und setzte sich mit mir vor die Thür. Den einzigen Stuhl hatte er mir herausgebracht, während er selbst sich auf einen Baumstumpf niederließ. Dann fuhr er fort: Ich hing mit ganzer Seele an einem Mädchen aus guter Familie, die ich bei meinem ersten Aufenthalt in Newyork als Backfisch kennen gelernt hatte, und die ich bald liebte, wie sie mich. Wir hatten nicht auf ewig von einander Abschied genommen, als ich ausgeplündert, als Bettler nach Berlin zog. Wir schrieben uns. In dem Jahre meiner Abwesenheit starben plötzlich kurz nach einander ihre beiden Eltern und ließen sie als mittellose Waise zurück. Sie hatte eine gute Schulbildung genossen, und so fand sie bald eine bescheidne, aber auskömmliche Stelle als Lehrerin an einer öffentlichen Volksschule. Sie schrieb mir, sie setze alle Hoffnung für ihre Zukunft auf mich. Ich wollte, mußte deshalb noch einen krampfhaften Versuch machen, es schnell zu etwas zu bringen. Als Trapper, als Wildsteller des Westens konnte ich das, ohne mit der mir verhaßten Dollarhetze der Großstädte in gar zu nahe Berührung zu kommen. Ich schloß mich ein paar alten Schulfreunden an, die ich in Newyork traf, wo sie gerade beutebeladen von ihrem zweiten Jagdzug angelangt

waren, und von wo sie, nachdem ihre Waren in Geld umgesetzt waren und dieses sicher angelegt war, nun ihre dritte und letzte Expedition in die Steppen des Westens und in die Berge der Rocky Mountains antreten wollten. Nichts kam mir gelegner, als dieser Zug in die Wildnis. Um als Arzt in Newyork zu praktiziren und dadurch Geld zu erwerben, um mich standesgemäß mit Pferd und Wagen, mit Instrumenten und Wohnungseinrichtung auszustatten, dazu hätten Jahre der Geduld gehört. Die hätte ich zwar gehabt, aber die Menschen widerten mich an, namentlich die Großstädter mit ihrem ewig verlognen Gebahren vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Betrogne Betrüger, frömmelnde Dollarjäger, bieder thuende Taschendiebe, hinter Gemütlichthuerei sich verbergende, nägelkauende Rechenmeister, Intriganten, Pfiffikusse überall. Großdenkende Menschen so wenig, daß man sie mit der Laterne suchen mußte.

Die Verbitterung hatte sich seiner wieder bemächtigt. Mich faßte die Ungeduld, und ich konnte die Frage nicht unterdrücken: Aber wo in aller Welt finden Sie denn idealere Menschen, idealeres Recht? Dazu müßten Sie sich doch schon einen andern Planeten aussuchen. Nichts auf der Welt ist ideal, und man muß mit dem Gegebnen rechnen. Man kann nicht alles verwerfen, vernichten und an seiner Stelle aus der Luft gegriffnes Neues aufbauen wollen.

Ein wenig Geduld, und Sie werden verstehen, wie ich es meine, antwortete er darauf wieder gelassener. Wer wie alle nicht naturwissenschaftlich denkenden Menschen — und von solchen wird ja sonderbarerweise der Staat heute noch geleitet — von dem Gedanken ausgeht: Alles ist so, wie es ist, richtig und unantastbar, der kommt wie Sie zu dem Schluß, daß daran auch nichts zu ändern sei, daß also die Verhältnisse, wie sie in der alten Welt bestehen, ewig und solange es Menschen giebt, auf der ganzen Welt so fortbestehen müßten. Das nenne ich „europäocentrisch“ gedacht. Wer dagegen naturwissenschaftlich denkt und von der ewigen Weiterentwicklung überzeugt ist, der erkennt die Entwicklung der Menschen vom Kannibalismus zur Sklaverei, von der Sklaverei zur gegenseitigen Übervorteilung und von dieser zur Interessensolidarität, die herrschen wird, sobald nur die Leitung aus den Händen der Papiermänner in die Hände derer übergegangen sein wird, die die weltbeherrschenden Naturgesetze zu Gesetzen in jeder Beziehung zu erheben berufen sind. Das ist menschlich, das ist „anthropocentrisch“ gedacht.

Das Weltgesetz von der allmählichen sittlichen Verbesserung des Menschengeschlechts, unterbrach ich ihn, würde ich schon gelten lassen, wenn der Mensch nicht ein so unverbesserliches Raubtier wäre —

Daß er sogar gegen seine eigne Rasse wütet, fuhr Jansen fort; Sie haben Recht; darin übertrifft er alle Raubtiere; das thut außer ihm keines. Daneben läßt sich aber doch das Aufkeimen edlerer Regungen nicht leugnen. Die Bellamyschen Gedanken, die jetzt die ganze neue Welt erfaßt haben, können

nach den Jahrhunderten gegenseitiger Ausbeutung die Morgendämmerung des Zeitalters der wirtschaftlichen Gerechtigkeit genannt werden. Aber ich könnte Ihnen noch viel sagen über den Mangel an naturwissenschaftlicher Gesetzeskenntnis bei unsern bisherigen Gesetzgebern, bei unsern heutigen Staats- und Schulleitern; was Sie bis jetzt gehört haben, war nur der Anfang.

Und nun ließ er eine Philippika los gegen unsre mißleitete Schulerziehung und gegen unser Büreaukratentum. Er schilderte die Begeisterung, mit der er sich an das Studium eines großartigen Problems für Entwicklung und Zukunft der Menschheit gemacht hatte, und die Enttäuschung, die er gefühlt hatte, als er später von alledem, was er nach seiner idealen Auffassung der Welt logischerweise erwarten mußte, nichts vorfand. Dann kam er darauf, wie die Weltleitung statt in den Händen weitblickender Männer leider in den Händen einseitig gebildeter Fachleute liege, beschränkter Menschen, denen die Naturgesetze so fremd seien, daß sie sie als Hirngespinste verlachten; in den Händen von Leuten, die allen neuen Errungenschaften zum Trotz, auf Metaphysik fußend, die Welt im mittelalterlichen Dualismus erziehen und regieren wollten. Ein sonst ganz gebildeter und belesener Amtsrichter in meinem Heimatsorte, fügte er zur Bekräftigung des Gesagten hinzu, äußerte in der Gesellschaft des Pastors und des Apothekers ganz naiv, daß die Umsetzung von Kraft in Wärme doch wohl nur eine schöne Phrase sei, bekannte auch, an prähistorische Versteinerungen nicht zu glauben und von der Äquivalententheorie nichts zu wissen, sodaß der Apotheker zu unser aller Vergnügen dem großen Kenner und Verehrer des römischen Rechtes die einfachsten Gesetze unsers Daseins an dem arbeitenden Muskel und an dem erwärmten Stück Holz und Eisen klar machen mußte!

Als er das vom Herzen herunter hatte, wurde er endlich wieder ruhiger. Wenn ich Ihnen verbittert erscheine, fuhr er fort, durch geschäftliche Niederlagen bin ich nicht verbittert worden. Daß der eine den andern auszubeuten sucht, ist bei unsrer heutigen Weltordnung ja etwas ganz natürliches. Aber daß man uns nicht wenigstens in der Schule darauf vorbereitet hat, daß man uns von einer Welt vorgepredigt hat, in der das Gute belohnt und das Böse bestraft werde, daß man uns belogen hat, das erzeugt Bitterkeit. Wenn man die betrognen Auswandrermassen ansieht, die Woche für Woche mit ihren Schulideen von der alten Welt in der neuen anlangen, glücklicherweise aber über den Betrug, der von Jugend auf an ihnen verübt worden ist, nicht zum Nachdenken kommen, dann steigt der Groll gegen die heute noch zu Recht bestehende ausbeuterische Weltordnung zu solcher Höhe, daß man nur wünschen kann, zwei Jahrhunderte später geboren zu sein oder doch wenigstens noch den ersten Morgenstrahl der Erlösung zu erblicken, durch die die Naturgesetze zu ihrem Rechte gelangen werden, von der jetzigen Dollarhetze aber, solange man lebt, nichts mehr zu sehen und zu hören.

Erschöpft holte er Atem und blickte durch das Geäst der alten Baumriesen in den Gewitterhimmel, dessen bleigraue Farbe einen furchtbaren Sturm zu verheißen schien.

Der Himmel ist noch nicht grün, es ist noch kein Sturm in Aussicht, sagte Jansen, als er meinen ängstlichen Blick nach dem Wetter und den Wolken bemerkt hatte; aber wenn wir nicht bis morgen ein Gewitter bekommen, dann giebt es einen Cyklon, so einen echten, rechten, wie ich ihn liebe, der ganze Besitzungen in den Missouri fegt, der alles Menschenwerk meilenweit zerschmettert, der ganze Städte dahinrafft, und über den sich nur der Besitzlose freuen kann.

Und fühlen Sie sich hier glücklich? fragte ich.

Hier sitze ich oft und lange und starre in die Baumwipfel und bin am glücklichsten, wenn ich nichts weiter höre, als ihr Rauschen und den Pulsschlag des Erdinnern im Sprudel dieses Feuerquells. Nur eins stört meine Ruhe, der Gedanke, daß es ein Wesen auf der Welt giebt, das sein ganzes Glück mit allen Fasern seiner Seele an mich, den Verschollnen, geknüpft hat. Die Treue und Anhänglichkeit, mit der sie im Geiste alle meine Fahrten durch die Wildnis verfolgte, trieb sie, eine Lehrerinnenstelle hier im Westen anzunehmen, da sie hoffte, mich so früher wiederzusehen. Aber das Wiedersehen war traurig. Eine schwere Wunde, die ich durch einen Fehlschuß auf der Jagd erhalten hatte, wollte nicht heilen; ich wurde in das deutsche Hospital nach Kansas City gebracht. Dort sah ich sie wieder. Ach, und wie schön sie geworden war! Wir planten, meine durch Jagd und Pelzhandel erworbnen Gelder zum Ankauf einer Apotheke zu verwenden — auch diese kurze Freude wurde bald zu nichte. Doch was ich erleben mußte, als ich das Hospital endlich geheilt verließ, wie ein einziger, unseliger Prozeß, der für meine Braut geführt werden mußte, mein mühsam erworbnes Kapital verschlang und mich wieder zum Bettler machte, wie ich von den Reichen und Mächtigen um alles, alles gebracht wurde — das erzähle ich Ihnen ein andermal. Heute habe ich nur noch eine Bitte: ich fühle mich krank und elend. Schon früher habe ich einmal einen Anfall von bösartiger Malaria gehabt. Diesmal, fürchte ich, wird es etwas schlimmeres. Mein Kopf brennt; ich habe Fieber. Wollen Sie mir die Gefälligkeit erweisen, einen Brief mit nach der Stadt zu nehmen? Ich fühle mich so matt, daß ich nicht weiß, ob ich ihn morgen selbst werde besorgen können. Doch ich muß erst schreiben; es dauert nicht lange.

Die Stille vor dem Sturm kam mir nie drückender, nie beängstigender vor als in diesem Augenblick, wo ich draußen, weitab von der brausenden Stadt, allein saß und in die vom Feuerschein durchzuckte Wildnis starrte. Es klang so lebensmüde, was er mir zuletzt gesagt hatte; sein fieberhaftes Wesen, sein trauriger Blick machen mich so besorgt um ihn, daß ich mir vornahm, ihn, wenn er ernstlich erkranken sollte, nicht allein hier draußen liegen zu lassen.

Nach einer Weile kam er mit einem Briefchen in der Hand auf mich zu. Mit einem schwermütigen Blick, den er durch ein flüchtiges Lächeln schnell zu verwischen suchte, sagte er: Vielleicht lassen Sie dies morgen in die Hände der Schwester Magdalena im deutschen Hospital gelangen. Durch die Post wäre es weniger sicher, da der Brief noch etwas enthält, was auffallen könnte.

Während ich den Brief in die Tasche gleiten ließ, fühlte ich durch den Umschlag einen Ring.

Ich will Sie begleiten, wenigstens bis zur Landstraße; ein wenig Bewegung thut mir vielleicht gut, sagte er, nachdem wir noch eine Weile vor der Hütte gesessen und geplaudert hatten, und ich versucht hatte, ihm seine Verbitterung mit Gründen auszureden, die freilich für ihn, den Entsagenden, nicht stichhaltig waren. Sie, der Sie nur die alte Welt mit ihrer fünftausendjährigen Geschichte als Musterbild gelten lassen wollen, fuhr er fort, während wir dem Wiesenrain zuschritten, Sie mögen ja von Ihrem Standpunkte, wo sie immer nur auf Erprobtem, nie auf Neugeschaffnem fußen, ganz Recht haben, obwohl Sie als naturwissenschaftlich gebildeter Mann mehr anthropozentrisch als europäozentrisch denken sollten. Wer aber die neue Welt mit der alten hat vergleichen lernen, wer die drei Entwicklungsstufen der Menschheit in der Geschichte sieht und darin keine bloße Folge von Dynastien erblickt, für den gelten die alten Selbsttäuschungs- und Trostmittel nicht mehr. Unser einer, der nebenher laufen muß und nichts hat, hat kein menschenwürdiges Leben mehr, zumal wenn man so ziemlich gewiß sein kann, das Anbrechen des vierten Zeitalters nicht mehr zu erleben. Wir bringen unser bischen Leben dahin als Kulturdünger. Wir erblicken die Zeit der gegenseitigen Interessensolidarität nicht mehr, vielleicht erleben wir noch ihr Wetterleuchten.

Hätten Sie sich nur herangewagt, sich beharrlich als Arzt eine Stellung zu gründen gesucht, erwiderte ich, so hätten Sie sich mit etwas mehr Geduld und Ausdauer überzeugt, daß gewissenhafte Arbeit selbst in der trübsten Umgebung das Glück gewährt, das dem Menschen allein über alles Elend hinweghilft.

Aber mit Entschiedenheit erwiderte er: Wenn man unter Verhältnissen lebt, wo der ärztliche Stand von den Manchesterleuten zum bloßen Gewerbe herabgewürdigt ist, wie hier in Amerika, so lernt man ihn verachten. Warum ist der Brotneid nirgends größer als unter den Ärzten? Weil hier alle Mittel gelten, auch die niedrigsten Hintertreppenmethoden angewandt werden, um die Kollegen zu verdrängen. Dem gewöhnlichsten Handlungsreisenden stehen nicht die Mittel wie dem Arzt zu gebote, von hinten herum, durch Frauenklatsch und Frauenschmeichelei, durch stummes Achselzucken — ohne daß ein einziges, verfängliches Wort gesprochen wird — den Gegner aus dem Felde zu schlagen.

Und dann, was mich bei aller Bewunderung der operativen und hygienischen Fortschritte hier geradezu anwidert, das ist, sobald es die innere Medizin gilt, die Vielgeschäftigkeit und Gelehrtthuerei um nichts. Auf diesem Gebiete ist man nicht weiter gekommen, deshalb macht man um so mehr Wesens mit leeren Worten, mit Gelehrtenhokuspokus. Zu Hippokrates und Galens Zeiten starben gerade soviel Menschen wie heute, und wenn die modernen Großstädte eine geringere Sterblichkeitsziffer aufweisen, so liegt das mehr an der vorbeugenden Hygiene, als an den Heilverfahren der innern Medizin. Manche Kleinigkeiten werden ja heute gehoben, aber vieles Große, ja das Wichtigste, unser veralteter Kraft- und Stoffstandpunkt, bleibt beim Alten. Trotz der Überfülle an neuen Mittelchen und neuen Kunstausdrücken, an neuen Theorien, neuen Experimenten und neuen Kurmethoden ist es um kein Haar besser geworden. Mit wenigen Ausnahmen wurzelt noch immer alles in der längst überwundnen Uhrmacherphilosophie, die, um des Lebens großes Rätsel zu lösen, zwei Unbekannte, Y und Z, Kraft und Stoff, an die Stelle des frühern einen großen X setzte. An den Ohren der Mehrzahl der Mediziner ist Du Bois-Reymonds erlösendes Ignorabimus vorbeigesprochen. Sie haben kein Verständnis dafür. Wir wissen längst, daß unser Erkennen nur ein relatives, mechanisches, daß es auf die dreidimensionale körperliche Welt berechnet ist, auf die allein unsre fünf Sinne zugeschnitten sind. Der chemische Prozeß, für den wir keine Erklärung haben, der vielleicht nur als flächenhafter Vorgang zwischen den Molekülen flächenhaft, d. h. zweidimensional, erklärt werden kann, der elektrische, der vielleicht ein Vorgang der eindimensionalen Welt, ein nur linienhaft erklärlicher Vorgang ist, bleibt unsern nur auf die dreidimensionale, die körperliche Welt berechneten Sinnen in ewiges Dunkel gehüllt. Erst durch die Erkenntnis der Beschränktheit unsers Begriffsvermögens kommen wir zur richtigen Würdigung der Größe der Natur und des Alls, das wir wohl ahnen können, dem wir uns anheimzugeben haben, das wir aber nie in dem Sinne modeln und verbessern werden, wie es die Uhrmacherphilosophen meinen. Wäre diese Lehre verstanden worden, so hätte sie Vertiefung in den naturwissenschaftlichen Studien bewirken müssen. Aber die Verflachung, die handwerksmäßige, oberflächliche Auffassung hat zugenommen. Statt der Hingebung an das Höchste und Heiligste, das dem Menschen von der Gottheit offenbart worden ist, an die Natur, beharrt man auf dem Wahn, die Natur meistern und verbessern zu können. Statt einer künstlerischen Auffassung des Arztberufs und Vertiefung in die Besonderheit des einzelnen Falles herrscht handwerksmäßiges Herumkünsteln an allem, ohne Eingehen auf die Natur des Einzelnen. Statt des Hausarztes herrscht der Spezialist, statt des Künstlers der Handwerker. Und was ist in den meisten Fällen von innerlichen Krankheiten hierzulande die ärztliche Praxis? Ein Gethue, als ob man etwas thäte, bis Zeit gewonnen ist, und die Natur ihr bestes gethan hat, um hinterdrein wieder so

thun zu können, als hätte man selbst etwas gethan! Goethes Wort ist heute gerade noch so wahr wie vor hundert Jahren:

Ihr durchstudirt die groß und kleine Welt,
Um es am Ende gehn zu lassen,
Wie's Gott gefällt.

Darum habe ich mich nach allem, was ich gesehen und gehört habe, nicht wieder entschließen können, hier zu praktiziren. Ein Pröbchen davon, wie weit unser Stand heruntergekommen ist, werden Sie gleich auf dem Schützenfeste des Kriegervereins sehen.

Wir waren an der Landstraße angekommen. Mit dem Versprechen, seinen Auftrag morgen pünktlich zu besorgen und ihn in den nächsten Tagen wieder zu besuchen, schwang ich mich auf das Trittbret eines in der Richtung nach dem Biergarten vorüberfahrenden Pferdebahnwagens und saß im nächsten Augenblick in einer bunten Gesellschaft, gespannt auf die Dinge, die ich zu sehen bekommen sollte.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vlamen und Reichsdeutsche. In Nr. 2 und 5 der Alldeutschen Blätter ist eine Reihe von Zeugnissen dafür beigebracht worden, daß unter den Vlamen das Bewußtsein der Stammeseinheit mit uns Reichsdeutschen in jüngster Zeit wiederholt lebhaften Ausdruck gefunden hat. Hier ein kleiner Nachtrag dazu. In der Märznummer des „Museum," einer niederländischen philologisch-historischen Monatsschrift, wird berichtet, daß auch an niederländische Historiker die Einladung ergangen sei, sich an der Versammlung deutscher Historiker Ende März in Leipzig zu beteiligen. „Mit Recht, fügt das »Museum« hinzu, denn ein großer Teil der niederländischen Geschichte ist nur eine Unterabteilung der deutschen Reichsgeschichte, was hierzulande im Unterricht lange noch nicht genug betont wird."

Wie wir hören, steht ein vlämischer Massenbesuch in Deutschland in Aussicht. Hoffentlich wird er von großer Bedeutung für das Einheitsbewußtsein zwischen Vlamen und Deutschen werden; wir Reichsdeutschen freuen uns darauf, auch den deutschen Brüdern im Nordwesten einmal die Hand zu drücken!

Zur Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes. Über zwei Beiträge zu dieser wichtigen Frage, die die letzten Wochen gebracht haben, soll hier kurz berichtet werden. Der frühere Reichstagsabgeordnete J. F. Menzer in Neckargemünd hat an die badischen Kammern folgende Eingabe gerichtet, die allerdings auch den städtischen Grundbesitz umfaßt: „Es möge den hohen Kammern gefallen, gesetzgeberische Maßregeln zu schaffen, die geeignet sind, sobald als möglich die Befreiung des kleinern und mittlern Grundbesitzes von der hypothekarischen Verschul-

dung herbeizuführen.“ Die warm geschriebne Begründung enthält auch bestimmte Vorschläge; wir heben daraus folgende Sätze hervor. „Die Verschuldung des unbeweglichen Eigentums [der Bauern, Handwerker und sonstigen kleinen Gewerbetreibenden] hat nachgerade eine Ausdehnung angenommen, die vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus zu den schwersten Besorgnissen Veranlassung giebt. Der größte Teil aller Mühen und Plagen, wie der täglichen Sorgen unsers Volkes faßt sich zusammen in den Anstrengungen um das Aufbringen der Verzinsung der Verschuldungen. Wie kann wahrer Schaffensmut und wahre Lebensfreudigkeit in unserm Volke sich erhalten, wenn das Familienhaupt sich ständig sagen muß: »Du, mit allen deinen Angehörigen, mußt dich im Schweiße deines Angesichts absorgen und abdarben, um die Zinsen einer Schuld aufzubringen, die in vielen Fällen schon der Urgroßvater aufgenommen hat.« Und dabei ist das Kapital in Zinsenform gar häufig schon mehrfach zurückbezahlt, und nur der Umstand, daß der Bauer und der Handwerker nie in der Lage sind, die großen Summen auf einmal aufzubringen, erhält ihn, mit einer künstlichen Grausamkeit, die in der Weltgeschichte ihres gleichen sucht, in Not und in Knechtschaft. Ja diese Knechtschaft, in der unser arbeitendes und erwerbendes Volk schmachtet, ist schlimmer als das Los der Sklaven im alten Rom und in der modernen Türkei.“

Die Befreiung aus dieser Knechtschaft „kann erreicht werden, wenn man für die Vergangenheit fakultativ, für die Zukunft obligatorisch die gesamte Verschuldung des Grundbesitzes, wie sie jetzt mit einem festen Zinsfuße besteht, in eine solche mit lösendem Zinsfuße umwandelt. Bereits im Jahre 1886 habe ich den Versuch gemacht, in einem Beispiel klar darzulegen, daß, durch ein Eintreten der Gemeinde schon, es möglich gemacht werden kann, die Befreiung des Grundbesitzes von der Verschuldung herbeizuführen. Ich habe die Möglichkeit der Durchführung da, wo es mir am nächsten lag, in meiner Vaterstadt Neckargemünd, nachgewiesen. Ich habe ein Geldinstitut, die Frankfurter Hypothekenbank, für meine Pläne dergestalt zu interessiren gewußt, daß sie ihnen die weitgehendste materielle Unterstützung zusagte. Daß das damalige Ministerium Turban-Elstätter der Gemeinde Neckargemünd die Genehmigung ohne Angabe von Gründen versagte, beweist mir nichts gegen die Richtigkeit und Nützlichkeit, auch nichts gegen die Ausführbarkeit des Projekts.“

„Die Gesetzgebung hätte die Aufgaben zu lösen: 1. Die bereits bestehenden Verschuldungen, zunächst die erster hypothekarischer Ordnung — vorläufig in fakultativer Weise — in Annuitätenverschuldungen umzuwandeln. 2. Neue Schuldaufnahmen auf Grundbesitz nur mit zwangsweiser Schuldentilgung (obligatorischer Amortisation) zuzulassen. [Der Staat habe dieses Geschäft durch Hypothekenbanken zu besorgen.] Daß die Rheinische Hypothekenbank seit einem Jahre dem Annuitätenkredit mehr Aufmerksamkeit zuwendet, hat mich gefreut. Einen komischen Beigeschmack hat der Streit, den ein Teil unsrer Sparkassen wegen dieser anzuerkennenden neuen Einrichtung gegen die Rheinische Hypothekenbank entfachte. Sie berufen sich dabei auf ihre segensreiche Wirksamkeit, die sich darin zeige, daß sie ihre Betriebsüberschüsse zu gemeinnützigen Zwecken verwenden. Die Sparkassen haben lediglich die Aufgabe, einen Reservefonds zu bilden, der in kritischen Zeiten ihren Bestand sichert und demgemäß flüssig angelegt sein muß, doch nicht so flüssig wie die eine Viertelmillion der Sparkasse Mannheim bei Salomon Maas. Eigentliche Überschüsse herauszuarbeiten aus dem Schweiße der wirtschaftlich kleinen Existenzen, dazu haben sie kein Recht. Und das um so weniger, als in den meisten Fällen die Verwendung der Überschüsse denen, deren Arbeit sie zu verdanken sind, nicht zu gute kommt, wenn sie beispielsweise zur Unterhaltung von Mittelschulen verwendet

werden. Werden aber solche Überschüsse gar zur Unterstützung von Theatern verwendet, so ist das durchaus zu mißbilligen, so lange wir nicht eigentliche Volkstheater haben." Zum Schluß weist der Verfasser mit Genugthuung daraufhin, daß die preußische Regierung in seinem Sinne vorzugehen gedenke, wie einige amtliche Erläuterungen zu der die Erhaltung eines unabhängigen Grundbesitzerstandes betreffenden Stelle der letzten Thronrede bewiesen.

Ganz anders freilich als in Baden, wo ein kümmerlicher Kleinbesitz vorherrscht, verhält sich die Sache in den östlichen und nördlichen Gegenden der preußischen Monarchie, wo es viele Rittergutsbesitzer und noch mehr reiche Bauern giebt. Hier sind die Hypothekenschulden zu einem großen Teile Scheinschulden, sodaß die Verschuldungsstatistik, die alljährlich veröffentlicht wird, gar keinen Wert hat für die Begründung eines zuverlässigen Urteils über die Lage. Der Gutsbesitzer hat seine guten Gründe, weshalb er gern höher verschuldet scheint, als er wirklich ist, und deshalb unterläßt er es nicht selten, eine zurückgezahlte Hypothek im Grundbuche sofort löschen zu lassen. Außerdem ist es vorteilhafter für ihn, da er sehr billigen Kredit hat, ein Kapital lieber anderweitig anzulegen, als es zur Zurückzahlung einer Hypothekenschuld zu verwenden: der Zinsenüberschuß, den er dadurch herausschlägt, ist reiner Gewinn. Wenigstens war das so bis vor kurzem; heute freilich werfen die meisten sichern Kapitalanlagen einen so niedrigen Ertrag ab, daß es nicht mehr leicht sein dürfte, auf dem angegebnen Wege eine Zinsendifferenz herauszuschlagen. Der preußische Rittergutsbesitzer von vor dreißig Jahren zahlte bei der Landschaft $4\frac{1}{2}$ Prozent für seine Schuld, die in fünfzig Jahren amortisirt war. Der Bauer, dem kein solches Kreditinstitut zur Verfügung stand, zahlte ihm gern 5 Prozent, und ganz sichere Eisenbahnaktien brachten ihm mindestens ebenso viel; er machte also ein gutes Geschäft, wenn er seine Landschaftsschuld nicht nur nicht abzahlte, sondern nach vollzogner Amortisation erneuerte. Rudolph Meyer beschreibt das Verfahren genauer in Nr. 20 der „Neuen Zeit" und führt einen typischen Fall an, dessen Erzählung mit den Worten schließt: „Der Großvater besaß 1855 5000 Morgen und 100000 Thaler Kapital. Hieraus sind in vierzig Jahren 10000 Morgen und 350000 Thaler Kapital geworden — lediglich durch intelligentes Schuldenmachen! Die sämtlichen Hypothekenschulden des Herrn von F. und seiner Nachfolger im Besitz waren und sind — Scheinschulden." Meyer glaubt jedoch, daß die Zeit für solche Operationen vorüber sei, aus der oben angegebnen Ursache und weil die Grundrente sinke, und daß über kurz oder lang zehntausend preußische Junker Bankrott machen werden.

Der Bauernstand wird nun von den Übeln, die viele Rittergutsbesitzer bedrängen, teils gar nicht, teils nicht in demselben Maße betroffen; obwohl daher auch für ihn die Zeit vorüber ist, wo er aus dem Schuldenmachen Gewinn ziehen konnte, bleiben doch nach wie vor seine Schulden zum Teil Scheinschulden, sodaß er der Hilfe nicht so dringend bedarf, als die Schuldenstatistik zu beweisen scheint. Trotzdem wünschen auch wir die Verwandlung aller Grundschulden in amortisirbare Rente. Denn erstens giebt es auch in den Gegenden der Großgrundbesitzer und der reichen Bauernschaften vielgeplagte Kleinbauern, deren Schulden keine Scheinschulden sind und furchtbar drücken. Und zweitens würde diese Umwandlung dem Kapitalismus einen Schlag versetzen. Das Geldkapital ist, wie wir oft erklärt haben, seinem Wesen nach weiter nichts als ein irgendwie entstandnes Anrecht auf den Arbeitsertrag andrer, in diesem Falle der Grundschuldner, durch deren Leistungen jenes Recht verwirklicht wird, und ohne die das Kapital ein reines Nichts sein würde. Der Kapitalismus besteht nun in der maßlosen Ausdehnung jenes Rechts,

das wir, im Unterschiede von den Sozialisten, an sich anerkennen. Wenn nun jener ins Maßlose strebenden Ausdehnung eine Grenze gesetzt, wenn bestimmt wird: der Schuldner hat für empfangne tausend Mark nicht in alle Ewigkeit, sondern nur vierzig oder fünfzig Jahre lang zu arbeiten, worauf er frei ist, weil er in den entrichteten Zinsen zugleich das Kapital zurückgezahlt hat — dann ist der Kapitalismus in diesem einen Punkte vernichtet, ohne Aufhebung des Eigentumsrechts und des Kapitalbesitzes. Zugleich aber würde dadurch die Unhaltbarkeit der heutigen Kapitalwirtschaft noch deutlicher werden, als sie schon ist: die kleinen Rentner würden unter den neugeschaffnen Verhältnissen gar nicht mehr existiren können, und es würde sich zeigen, daß soviel Menschen wie bisher nicht mehr von der Arbeit andrer leben können und namentlich nicht so angenehm wie bisher; es würde also die Notwenigkeit, neue Arbeitsgelegenheit zu schaffen durch Verbreiterung der Naturgrundlage unsers Volkes, noch besser einleuchten als jetzt.

Der Wert gerichtlicher Entscheidungen. Der Grundsatz des Prozeßrechts, daß eine gerichtliche Entscheidung, sobald die zur Einlegung des Rechtsmittels gewährte Frist ungenutzt verstrichen, und in höchster Instanz, sobald die Verkündigung erfolgt ist, für den einzelnen Fall Recht schafft und deshalb sozusagen nicht mehr aus der Welt zu schaffen ist, legt dem erkennenden Richter die schwerste Verantwortung auf, die auf einem Staatsbeamten, der kraft seines Amtes eine Entscheidung zu treffen hat, überhaupt ruhen kann. Jeder andre Beamte hat doch immer die tröstliche Vorstellung, daß, wenn er sich trotz aller Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit der er seine Arbeit thut, dennoch versehen haben sollte, seine Entscheidung jederzeit entweder von der höhern Instanz aufgehoben oder von ihm selbst zurückgenommen werden kann, und diese Vorstellung kann selbst bei dem gewissenhaftesten Beamten die Besorgnis fernhalten. Ganz anders der Richter. Zwar kann auch er sich in der untern Instanz mit dem Gedanken trösten, daß die Parteien das Rechtsmittel einlegen können. Allein abgesehen von den Zufälligkeiten, denen die Einlegung des Rechtsmittels unterworfen ist, verursacht sie doch jedenfalls für den schließlich unterliegenden Teil bedeutende Kosten, die bei einer richtigen Entscheidung vermieden würden.

Es ist nun eine seltsame Erscheinung, daß diese so verschiedne Verantwortung dem eignen Gewissen gegenüber praktische Folgen gerade in umgekehrter Weise hat. Diese Folgen sind für einen nichtrichterlichen Beamten, der sich eine unüberlegte, verkehrte Entscheidung zu schulden kommen läßt, unter Umständen höchst unangenehmer Art. Er wird von den Vorgesetzten in mehr oder weniger gelinder Weise über seinen Fehltritt aufgeklärt, auch wenn er ihn schon selbst erkannt haben sollte, er läuft Gefahr, die günstige Meinung, die jene vielleicht bisher von ihm gehabt haben, zu erschüttern oder sich völlig zu verscherzen und sich dadurch, wie man sagt, die Karriere zu verderben, er schädigt vielleicht auch sein Ansehen dem Publikum gegenüber. Dem Richter dagegen, der ein sinnloses Erkenntnis fällt, bleiben jene Übelstände sämtlich erspart. Er hat unter allen Umständen „das Recht“ erkannt und braucht nicht zu befürchten, wegen der Mängel seiner Erkenntnis, auch wenn er diese durch Trägheit oder Nachlässigkeit selber verschuldet haben, ja selbst wenn er durch fehlerhafte Begründung seiner Entscheidung eine auf Rechtsbeugung gerichtete Absicht verschleiert haben sollte, was ihm immer sehr schwer nachzuweisen sein wird, von der Aufsichtsbehörde zur Verantwortung gezogen zu werden; er ist, außer dem eignen Gewissen, niemandem für seine Entscheidung verantwortlich. Auch Schädigung seines Ansehens im Publikum hat er kaum zu befürchten; denn

dieses ist gewohnt, richterliche Entscheidungen wie eine Naturnotwendigkeit oder ein Spiel des Zufalls hinzunehmen und pflegt sie im allgemeinen nicht auf ihre Eigenschaft als geistige Erzeugnisse des einzelnen Richters anzusehen.

Diese auffällige Erscheinung ist auf denselben Umstand zurückzuführen, der die Rechtsprechung zu einer in der Theorie so überaus verantwortungsvollen Thätigkeit macht, nämlich auf die eigentümliche Natur des Richterspruchs, die darin besteht, daß eine menschliche Erkenntnis, die ihrer wahren Natur nach — da die Annahme des Irrtums dabei niemals ausgeschlossen — stets abänderlich ist, durch eine Fiktion den Charakter der Unumstößlichkeit erhält, sobald bestimmte formale Bedingungen erfüllt sind. Der Richterspruch gewinnt dadurch praktisch die Natur eines Orakels, des Ausdrucks einer unfehlbaren und deshalb übermenschlichen Weisheit. Wie könnte also der Sterbliche, der seine Erkenntnis einmal in diese Form gegossen hat, für die dabei begangnen Versehen zur Rechenschaft gezogen werden! Die Form schützt ihn unter allen Umständen davor. Sie schützt seine Entscheidung auch vor der Kritik des Publikums, das den in jener Fiktion liegenden Widerspruch durch die Vorstellung eines Glücksspiels zu beseitigen sucht.

Diese eigentümlichen Wirkungen würden nun nicht vom Übel sein, wenn die Richter mit einer idealen Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit ihre Entscheidungen träfen; diese würden dann eben nur den Mängeln des menschlichen Erkennens unterworfen sein, gegen die der Theorie nach die Rechtsmittel den nötigen Schutz gewähren sollen, und gegen die sie ihn auch soweit gewähren würden, als es nach der Unvollkommenheit menschlicher Einrichtungen überhaupt möglich ist. Nun wird man aber doch nicht behaupten können, daß dem Richter als solchem eine ideale Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit eigen sei. Man wird ihm nicht zu nahe treten, wenn man annimmt, daß er in Bezug auf ethische Anlage und Schulung andern Sterblichen höchstens gleichstehe. Diese Anlage und Schulung aber läßt, wie jeder einsichtsvolle Kenner der menschlichen Natur weiß, gar viel zu wünschen übrig, so viel, daß es bei dem Durchschnittsmenschen stets gewisser Nebenmotive bedarf, um ihn zu einem pflichttreuen Handeln zu veranlassen. Ein solches, und zwar sehr kräftig wirkendes Motiv liegt für den nichtrichterlichen Beamten in der Furcht, von dem Vorgesetzten zur Verantwortung gezogen zu werden oder sich in der öffentlichen Meinung bloßzustellen. Man wird nicht leugnen können, daß dieses Motiv in der That eine sehr heilsame Wirkung ausübt, sodaß die Entscheidungen unsrer Verwaltungsbehörden nur selten eine sorgfältige und gewissenhafte Erwägung des entschiednen Falles vermissen lassen. Wo dagegen, wie es beim Richter der Fall ist, dieses Nebenmotiv fehlt, da kann man von vornherein annehmen, daß die der menschlichen Natur innewohnende Trägheit und Nachlässigkeit bei dem Zustandekommen einer Entscheidung in einem solchen Maße hervortreten werden, daß der innere Wert der Entscheidung nicht gar zu hoch anzuschlagen sein wird, zumal wenn, wie es oft der Fall ist, infolge zu großer Arbeitslast die zu sorgfältiger Überlegung erforderliche Zeit fehlt. Und in der That, wer öfter Gelegenheit gehabt hat, gerichtliche Entscheidungen kennen zu lernen, der wird auch die Richtigkeit dieser Annahme bestätigt gefunden haben. Sie sind bisweilen so beschaffen, daß man die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen möchte, wie denn auch behauptet worden ist, es gebe keinen Unsinn, der nicht schon ganz ernsthaft in einem gerichtlichen Erkenntnis entwickelt worden sei.

Wer möchte in Abrede stellen, daß hierin ein öffentlicher Übelstand liegt? Wenn das aber zugegeben wird, so muß sich alsbald die Frage erheben, durch welches Mittel diesem Übelstande am wirksamsten begegnet werden könne. Die

Antwort lautet: durch eine unnachsichtige öffentliche Kritik gerichtlicher Entscheidungen. Man wende nicht ein, daß durch eine solche die Autorität des Richteramts geschädigt werde. Der pflichttreue Richter braucht die Kritik seiner Entscheidungen nicht zu fürchten, und wenn es der pflichtvergessene thut, so hat er damit eben ein heilsames Motiv, Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit zu üben, und das kann nur dazu dienen, die Autorität des Richteramts zu stärken, während zu ihrer Schwächung nichts mehr beiträgt als unsinnige Erkenntnisse.

Arbeitsmangel in den höhern Ständen. Wenn die Angehörigen der höhern Stände leugnen, daß es an Arbeitsgelegenheit fehlt, so reden sie wider ihre eigne Überzeugung, denn jeder von ihnen — die Millionäre abgerechnet, die für ihre Kinder keine Arbeit brauchen — sieht diesen Mangel in seiner eignen Familie und spürt ihn in seinem Geldbeutel. In einem Steuerartikel der Grenzboten, Heft 3 S. 119, wurde ein höherer Beamter als Beispiel herangezogen, den seine drei Söhne jährlich fünftausend Mark kosten, wenn — sie solid sind, und in Heft 8 S. 411 wurde vor der Universitätslaufbahn gewarnt mit dem Hinweis auf einen tüchtigen Gelehrten, der es zu keiner sorgenfreien Existenz gebracht hatte, obwohl seine Verdienste durch zwei Berufungen anerkannt worden waren. In Heft 9 endlich wird unter „Assessorismus“ wieder einmal vor der überfüllten Juristenlaufbahn gewarnt, freilich nicht angegeben, wohin sonst sich die jungen Leute wenden sollen. Die Kostspieligkeit der Vorbereitung, das lange Warten auf die Anstellung und die ungenügende Besoldung vieler von denen, die das Ziel erreicht haben, das sind die Formen der Arbeitslosigkeit in den höhern Ständen.

Man bilde sich doch nicht ein, daß das Qualifikationswesen, und was drum und dran hängt, wirklich dazu diene, die Güte der Leistungen zu sichern. Werfen wir zuerst einen Blick auf die bildenden Künste! Auch der fanatischste Verehrer unsrer Modernen wird nicht behaupten wollen, daß deren Leistungen über den Meisterwerken des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts stünden. Nun, wie haben denn die damaligen großen Maler ihre Kunst erlernt? Auf der Akademie nicht, denn es gab keine. Sie sind mit zwölf oder vierzehn Jahren zu einem Malermeister in die Lehre gegangen, wie jeder andre Handwerkslehrling auch. (Zwischen Handwerk und Kunst wurde nicht unterschieden und brauchte nicht unterschieden zu werden, weil jedes Handwerk als Kunst betrieben wurde; τέχνη, ars, hieß das Handwerk bei den Alten, und arti wurden im mittelalterlichen Italien die Zünfte genannt.) Beim Meister mußte der Lehrjunge Farben reiben und andre Handreichungen thun, dann dem Meister bei Ausführung von Gemälden helfen, etwa Wolken malen, vielleicht auch Truhen anstreichen oder Stubendecken färben und durfte sich daneben im Zeichnen üben, bis er unter Leitung des Meisters selbst vollständige Bilder anfertigen konnte. Und seinen Unterhalt bekam er jedenfalls vom Meister; sobald er etwas konnte, außerdem auch Geld. Benvenuto Cellini wollte durchaus Goldschmied werden und setzte es durch, daß er mit zwölf Jahren in die Lehre gethan wurde. Aber sein Vater, der schlechterdings einen Musikus aus ihm machen wollte, nahm ihn bald wieder weg. Mit fünfzehn Jahren trat er wider des Vaters Willen zum zweitenmal in die Lehre, nahm aber kein Geld, sondern der Vater bedang ihm dafür die Freiheit aus, daß er zeichnen durfte, so oft es ihm beliebte. Um der verwünschten Blaserei zu entgehen, mit der ihn der Vater immer noch plagte, brannte er vom sechzehnten Jahre ab mehreremal durch, fand überall Arbeit und lohnenden Verdienst, und war mit neunzehn Jahren in der Lage, seinem Vater eine regelmäßige ansehnliche Unterstützung zu schicken. So

lernten damals die Künstler ihre Kunst. Die Theorie lernten sie teils gelegentlich und gesprächsweise vom Meister, teils machten sie sich selbst eine, und im Notfalle ging es auch ohne Theorie. Nicht anders haben es die großen Baumeister des Altertums und des Mittelalters gehalten, deren Namen vergessen sind, deren Werke aber die der heutigen Architekten überdauern; als Steinmetzlehrlinge haben sie angefangen. Die Neuzeit kennt wenig technische und ästhetische Aufgaben, die nicht schon von jenen Alten — mit unvollkommnern Hilfsmitteln — gelöst worden wäre.*) Freilich — eins verstanden sie nicht: sie konnten nicht mit einer logarithmischen Formel ermitteln, wie dick die Mauer allermindestens sein müsse, wenn sie nicht schon während des Baues einstürzen solle, und wie dünn der sparsame Bauherr die Tragbalken nehmen dürfe. Allein das hatten sie auch gar nicht nötig, weil sie mit ihrem guten Material und ihren dicken Mauern der theoretischen Grenze der Tragfähigkeit und Standfestigkeit gar nicht nahe kamen; und so viel wußten sie ohne das Studium der Mechanik, daß das Dicke und Schwere unten, das Leichte und Dünne oben zu liegen kommen müsse.

Wenden wir uns nun zu den akademischen Fächern, ist es denn da nicht jammerschade z. B. um die enorme Gelehrsamkeit, die sich der Jurist in den langen Jahren zwischen dem Abiturientenexamen und seiner Anstellung erwirbt,**) wenn er dann nichts zu thun findet, als täglich einigen Dutzend Strolchen einige Wochen oder Monate Gefängnis aufzubrummen, wie es manchen großstädtischen Richtern geht? Und was die schwierigen Fälle anlangt — nun, die Weisheit, die sich da manchmal in den Urteilen offenbart, könnte wohl auch mit einem geringern Aufwande von Zeit, Geld und Studium erworben werden. Und wäre es nicht gut für unsre Gymnasiasten, wenn mancher ihrer Herren „Professoren“ über etwas weniger philologische Gelehrsamkeit verfügte? Auf der Eisenbahn ist man nicht schlechter gefahren als heute in ihren Jugendjahren, als noch niemand nach dem Abiturientenexamen fragte bei denen, die sie bauten (Stephenson z. B. hat keins gemacht) und betrieben, und unsern genialen Reichspostmeister hätten wir nicht, Stephan wäre in irgend einer untergeordneten Stellung verkümmert, wenn schon seine Vorgänger bei der Anstellung und Beförderung dieselben Grundsätze befolgt hätten, die er, den veränderten Zeiten Rechnung tragend, befolgt.***)

Dem Staate und der Gesellschaft werden heute weit mehr höhere Dienste angeboten, als beide verwenden können. Weil nun die höhern Stände natürlicherweise die solchem Ansturm der Konkurrenz ausgesetzten höhern Stellen ihrem Nachwuchs sichern wollen, so machen sie den Zugang immer kostspieliger, hauptsächlich

*) Als neue Aufgabe ist z. B. die Überwindung ungeheurer Spannungen beim Brückenbau hinzugetreten, seitdem sie durch die Verwendung des Eisens lösbar geworden ist, und die Eisenkonstruktion erzeugt dann wieder neue ästhetische Aufgaben.

**) Was anders könnten die jungen Juristen thun, als arbeiten, d. i. in diesem Falle studieren, und beten? Sind sie doch der zukünftige Staat, und ist doch der Staat die verkörperte Idee der Sittlichkeit!

***) Mehring schreibt darüber in der Neuen Zeit, Nr. 21, S. 643: „Wenn ihm (Stephan) seine offiziösen Biographen, so in Meyers Konversationslexikon, eine »solide Gymnasialbildung« nachrühmen, so ist das einfach erfunden. Vermutlich zur höhern Ehre der merkwürdigen Thatsache, daß Herr von Stephan die höhere Postlaufbahn vor allen Bewerbern hermetisch verschlossen hat, die nicht die Abgangsprüfung an einem Gymnasium, einem Realgymnasium oder einer Oberrealschule bestanden haben, obendrein noch mit der Note: vorzüglich. Herr von Stephan hat selbst nur die Bürgerschule in Stolp durchgemacht und an Schulunterricht nicht mehr genossen, als was jetzt für die untere Postlaufbahn erfordert wird: »eine gute Elementarbildung mit einiger Kenntnis des Französischen und der Geographie.« Das Stolper Gymnasium ist erst Ende der fünfziger Jahren begründet worden.“

durch Hinaufschraubung der Qualifikation, bei der nicht die Erwerbung von mehr Kenntnissen, sondern die Verlängerung der Vorbereitungszeit die Hauptsache ist, und dann dadurch, daß die Qualifizirten, auch wenn sie gleich verwendet werden können, nicht sofort, sondern erst nach mehrjährigem Warten eine auskömmliche Besoldung erhalten. Ein sehr gutes Mittel zum Zweck sind auch die „standesgemäßen" Lebensgewohnheiten der Korpsstudenten, denn sie schrauben die Ansprüche an die Lebenshaltung der gesamten Studentenschaft in die Höhe und machen ärmern Jünglingen den Aufenthalt an der Universität schwer und peinlich. So gelingt es, die höhern Lebensstellungen allen begabten jungen Leuten aus den mittlern und untern Stellen zu sperren und sie den Söhnen der Wohlhabenden und Reichen zu wahren, und vielleicht kommt es noch so weit, daß nur solche ein höheres Amt bekleiden, die ihren Gehalt gar nicht brauchen und nur als Taschengeld verwenden. Für die höchsten Ämter scheint man diesen Zustand schon jetzt zu erstreben.

Ein Volk kann nur so lange gesund bleiben, seine Kraft und sein Vermögen können nur so lange wachsen, als die Zahl der Dienste, die es fordert, größer ist, als die der Kräfte, die sich dafür anbieten. In einem solchen Volke spannt sich jeder Nerv, regt sich freudig jedes Talent, sprühen die Gedanken, jeder Gedanke verkörpert sich in einem nützlichen Werke, und jeder Dienst findet seinen Lohn; wer nur irgendwo Hand anlegt, der ist willkommen und erhält seinen Lebensunterhalt. Ein Knabe z. B., der zeichnen kann, braucht nicht zehn Jahre lang bloß zur Übung Zeichnungen anzufertigen, für die er nichts kriegt, sondern er kann sich mit Zeichnen sein Brot verdienen. Sobald dagegen die Zahl der dienstwilligen Kräfte größer wird als die der geforderten Dienste, ist es mit der Gesundheit vorbei; das unverwendbare Blut schlägt in Eiter um, die unverwendbare Geisteskraft in Raserei oder Dummheit.

Schwarzes Bret

Das preußische Oberverwaltungsgericht (Urteil vom 25. September 1892, Bd. 23, S. 44 der Entscheidungen) wetteifert an Präzision mit dem Reichsgericht. Der Gedanke: „Die allgemeine Anschauung, wonach ein Arzt kein gewöhnlicher Gewerbtreibender ist," wird dort folgendermaßen umschrieben: „Die in Ermangelung ausdrücklicher Bestimmung wohl Beachtung verdienende allgemeine Anschauung, nach welcher die ars liberalis des Arztes, mit deren Ausübung übrigens keineswegs überall wesentlich gerade Vermögensinteressen verfolgt werden, einen gewöhnlichen Gewerbebetrieb ohne weiteres, d. h. ohne das Vorhandensein besondrer, die konkrete Sachlage in einer andern Richtung beherrschender Verhältnisse, nicht darstellt."

Bekanntlich sind die besondern Verwaltungsgerichte geschaffen, um eine volkstümlichere und zweckmäßigere Rechtsprechung herbeizuführen.

Fräulein Malten fand nicht weniger den Beifall der sich im großen Saal des Konvent-gartens eingefundnen Hörer.

So schließt der Musikschreiber des Hamburger Korrespondenten, Herr Professor Joseph Sittard, seinen Konzertbericht vom 7. März.

Jetzt aber krümmte Thereſe ſich vor Lachen, während ſie wie ein Kreiſel im Zimmer umherfuhr.

Sie riß die Handſchuhe ab und preßte ſich die Fingernägel in die Hände, weil ſie fühlte, wie die Ohnmacht, einer bleiernen Spinne gleich, ihr aus den Eingeweiden zum Hirn hinaufzukriechen begann.

Mit ſtummer Gewalt preßte er ſie an ſich. Ihre Thränen floſſen lautlos in einander.

Dieſe breite wölbende Stirn —

Es läßt ſich noch nichts ſagen — das war der achſelzuckende Beſcheid des Arztes.

Aus dem neueſten Roman von — nun, wer errät es? Vgl. Heft 23 der „Romanwelt“ (Cottaiſche Buchhandlung).

In Schweidnitz hat in dieſen Tagen Herr Oberlehrer Dr. Schiltz zwei Vorträge über den „Weltäther“ gehalten, über die das Schleſiſche Tageblatt vom 13. März wörtlich folgendes berichtet:

Nach der Darwinſchen Evolutionslehre geht der Menſch immer weiterer Entwicklung entgegen, und ſeine fünf äußern Sinne werden durch neue, dem innern Seelenleben angehörende Sinne vermehrt, z. B. der(!) Sinn des Ahnens, des Gedankenleſens, der Sympathie und Antipathie, der Inſpiration, der ſchon in einzelnen feinfühligen Leuten vorhanden iſt und ſich immer mehr unter der Menſchheit ausbreiten wird. Die Verfeinerung der Ohren(!) und des Geſichts, die beide mit Oscillationen zu thun haben, ſchreitet weiter. Der Äther iſt nach den neueſten Entdeckungen des Profeſſors H. Herz in Bonn der gemeinſchaftliche Träger des Lichtes und der Elektrizität, und dieſe Erſcheinungen haben dieſelben Geſetze. Geſtützt auf die bedeutendſten Phyſiologen(!) iſt aber der Äther auch bei den höchſten Erſcheinungen des Seelenlebens thätig, und Dr. Schiltz vindizirt ihm eine Rolle gerade bei den höhern Seelenthätigkeiten, Ahnen, Gedankenleſen, Sympathie, Antipathie, Empfinden, Fühlen, Denken, Wollen u. ſ. w. und giebt Analogien aus der Phyſik dafür. Der Kern der Sache (!) iſt nun, daß der Weltgeiſt und der Äther in ſteter Verbindung arbeiten, daß beide alſo allgegenwärtig ſind, daß ſie die ganze Welt erfüllen und durch Umhüllung aller Körperatome alle Erſcheinungen in der Welt, beſonders dem(!) Menſchen, beeinfluſſen, daß wir mit unſrer Seele in der Hand des Weltgeiſtes ſtehen, daß aber dieſer Einfluß erſt in guterzognen, feingebildeten, feinnervigen Menſchen zur vollen Geltung gelangt und in allen Erſcheinungen des Lebens ſichtbar wird. Beſonders die Propheten, Religionsſtifter, Genies, Dichter, Künſtler, wie alle großen Menſchen ſind beſonders inſpirirt geweſen.

Nun, wenn der Weltäther „auf die bedeutendſten Phyſiologen geſtützt“ iſt, dann kann es ihm nicht fehlen.

Berichtigung. In dem Aufſatze „Die Währungsfrage“ in Nr. 10 muß es in der vorletzten Zeile auf Seite 473 ſelbſtverſtändlich heißen: vierhundert Millionen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Homo animal possidens

Sein ζῶον πολιτικόν nannte Ariſtoteles den Menſchen. Die Definition iſt falſch, weil ſie das Weſen des Menſchen, den vollen Inhalt ſeiner Natur, ſeines Daſeins nicht erfaßt. Nur vom Standpunkte des griechiſchen und römiſchen Staatslebens aus hatte Ariſtoteles völlig Recht, weil im klaſſiſchen Altertum der Menſch im Staatsgedanken aufging. Das war vorher anders und wird vielleicht auch in Zukunft anders ſein. Lange vor dem antiken Staatsgedanken hat es Menſchen, wirkliche Menſchen gegeben, und älter als alle Politik und Staatsverfaſſung iſt die Familie, die Stammesgenoſſenſchaft. Noch heute leben große Völkerſchaften ohne jede ſtaatliche Einrichtung, und niemand kann ſagen, wann der Staat verſchwinden und einem einfachen Geſellſchaftsleben Platz machen wird. Der Staat iſt mithin nur eine beſtimmte Entwicklungsform in der Geſchichte der Menſchheit, deren wirkliches Weſen darin nicht gegeben iſt.*)

Der Engländer Burke hat ſpäter den Menſchen mit mehr Recht als ein religious animal bezeichnet. Das kommt der Natur des Genus homo allerdings näher, weil damit eine ſeiner weſentlichſten und unveräußerlichſten Eigenſchaften — die eines ſittlichen Weſens — bezeichnet wird. Erſchöpfend iſt aber

*) Das widerſpricht dem Satze des Ariſtoteles nicht. Er will nur ſagen, daß der Menſch ſeine Vollendung erſt im Staate finden könne. Staatloſe Völker ſtehen eben auf einer tiefern Entwicklungsſtufe, und ſollte jemals der Staat wieder verſchwinden, ſo würde die Menſchheit unzweifelhaft auf eine ſolche tiefere Stufe zurückſinken. Daß der Staat nicht immer und zu allen Zeiten das ganze Leben des Menſchen in ſich ſchließt, iſt richtig; im Mittelalter war er im Verhältnis zur Kirche eine Einrichtung niedrer Gattung, die nur den Schutz des Lebens und Eigentums nach innen und außen bezweckte, und auch der moderne Menſch geht im Staate nicht ſo vollſtändig auf wie der antike. Die Richtigkeit des Ariſtoteliſchen Satzes wird aber dadurch nicht erſchüttert. A. d. R.

auch diese Definition ebenso wenig wie eine dritte: die als animal sapiens. Nicht im Wissen, nicht in den sittlichen Trieben, nicht in seiner politischen Bethätigung liegt das eigentliche Wesen des Menschen, sondern im Besitz, im Eigentum und in dem damit unzertrennlich verbundnen Streben nach Besitz, nach Erwerb von Eigentum, nach Arbeit um Eigentum. Animal possidens — hierin allein liegt die Definition des Menschen, die ihn auf ewig von allen Mitgeschöpfen unterscheidet, das Alpha und Omega jedes Menschendaseins von dem Tage an, wo der Weltenschöpfer zu dem ersten Menschenpaar sagte: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch untertan — bis zum letzten Menschen, der diesen Planeten bewohnen wird. Der Besitz, das Eigentum enthält das Geheimnis der menschlichen Natur. Mit dem Eigentum beginnt der Mensch — mit dem Eigentum würde er aufhören. Vor dem Eigentum Herdentier — nach dem Eigentum wieder bête humaine, das nur noch von tierischen Instinkten, nach Genießen geleitete animal.

Der Leser wird fragen: Was sollen diese trivialen Wahrheiten?

Darauf antworten wir kurz: Sie sollen ein Protest sein gegen den Ansturm auf alle Grundlagen, auf denen unser Menschentum ruht, ein Aufruf an die heutige Welt des fin de siècle, sich wieder auf sich selbst zu besinnen, wieder der Grundlage jedes menschlichen Daseins zu gedenken, eine Mahnung an unser Volk, an seine Gelehrten, seine Sozialpolitiker, seine Reformer, seine Besitzer und Nichtbesitzer, eine Mahnung, nicht selbst das zu vernichten, woran unsre Existenz als Mensch gebunden ist, nicht selbst in die Luft zu sprengen, was allein die lange Entwicklungsgeschichte des Menschen vom Herdentier bis zur heutigen Nation der Denker hervorgebracht hat: das Eigentum. Denn ohne Eigentum keine Freiheit, kein Recht, keine Sittlichkeit, keine Ehe, keine Familie, kein wahres Menschenglück, kein dauernder Fortschritt, kein wirkliches Menschentum. Wer das nicht begreifen kann, der mag sich durch Bebels Buch über „die Frau in der Sozialdemokratie" belehren lassen. Es ist nicht sozialdemokratische Willkür, sondern logische Folgerichtigkeit, wenn Bebel für den sozialistischen Zukunftsstaat weder Richter und Gesetze, noch Ehe und Familie in Anspruch nimmt und von der Freiheit nichts übrig läßt als die Freiheit, entweder auf Kommando zu arbeiten oder zu hungern. Er hat gar keine andre Wahl, er muß zu diesen Forderungen kommen, weil er richtig erkannt hat, daß sie die unvermeidlichen Folgen der Verstaatlichung des Eigentums sind. In der sozialdemokratischen Tageslitteratur wird dieser Punkt allerdings absichtlich im Dunkeln gelassen; in einer wissenschaftlichen Bearbeitung der sozialdemokratischen Anschauungen aber konnte Bebel selbstverständlich um diese Folgen nicht herum. Wenn sich die sozialdemokratische Presse, um ihren agitatorischen Erfolg nicht zu beeinträchtigen, gezwungen sieht, diese Folgen nicht immer zu ziehen, so liegt darin eine unbewußte Anerkennung des Widerspruchs, in dem diese Folgen mit der Natur des Menschen stehen, selbst der Wagemut der

Sozialdemokratie muß darauf verzichten, sie ihren Jüngern begreiflich zu machen. Und mit Recht. Denn wer jemals den Wert eines eignen Besitzes, einer Familie, einer selbständigen freien Arbeit gekostet hat, wird schwerlich jemals zu überreden sein, diese Güter für eine wenn auch wirklich etwas größere Futterportion zu opfern, die die Sozialdemokratie ihren Anhängern als Gegengabe für die Verstaatlichung des Eigentums verspricht. Nur wer niemals seinen Fuß auf die eigne Scholle gesetzt hat, wer nie ein Familienheim gekannt hat und nie von Mutterarmen ans Herz gedrückt worden ist, wird es für möglich halten, auf diese Güter um des versprochnen gleichen Produktionsanteils willen zu verzichten. Wer möchte den Adler, die Lerche, den Hirsch, die Forelle im Bach, deren wirtschaftliche Lage viel unsichrer ist als die des ärmsten Menschen, überreden wollen, daß sie Freiheit, Nest, Wald und Bach verlassen und sich zu gemeinsamer Produktion und Konsumtion der Nahrungsmittel zusammenthun? Ein Tag der Freiheit würde ihnen kostbarer sein als Jahre des Überflusses an dem sozialen Futtertrog! Und dem Menschen, dem zur Freiheit gebornen Gottestier, wagt man es, den Verlust seines freien Selbst, seines eignen Heims, seines Familienlebens als den höchsten Fortschritt menschlicher Kultur anzupreisen? Das wird nie gelingen. Nur wirtschaftlich kranke, geistig verarmte, sittlich gebrochne Menschen, im besten Falle unklare Schwärmer, die die Folgen dieses Evangeliums nicht zu erkennen vermögen, würden dauernd seine Gläubigen sein. Der gesunde Mensch wird sich stets mit Widerwillen von dieser Lehre abwenden, sobald die ersten Nebel zerstreut sind, die sie heute noch umgeben, denn sie widerspricht nicht nur seiner Vernunft, sondern noch viel mehr seinen Trieben. Das letzte ist entscheidend.

Daß aber Freiheit, Recht, Ehe, Familie und Sittlichkeit mit dem Eigentum stehen und fallen, das bedarf kaum des Bebelschen Beweises, das einfachste Nachdenken kann es jedem lehren. Freiheit! Was bleibt von meiner Freiheit übrig, wenn die Fragen, ob, was, wann, wie und wo ich arbeite, nicht von mir persönlich, sondern durch Entschließung der jeweilig wechselnden Mehrheit entschieden wird? Recht! Wo wäre noch ein Recht möglich, wenn der Mensch lediglich zu einem Maschinenteil einer gewaltigen Produktivgenossenschaft herabsänke? Recht wäre hier nur, was die Mehrheit will. Der Minderheit bliebe nur das Recht, die Mehrheit zu verdrängen. Ehe und Familie! Können sich die Vögel paaren und Junge erziehen ohne Nest? Und der Mensch, der nach Verstaatlichung des Eigentums nicht haben würde, wo er sein Haupt hinlegt, sollte noch eine Ehe, d. h. coniunctio maris et feminae, consortium omnis vitae, divini et humani juris communicatio schließen können? Wenn wenigstens dauernde Miete zulässig wäre! Doch das widerspricht ja der allgemeinen Gleichheit ebenso, wie den wechselnden Anforderungen, die die soziale Gemeinschaft an das Arbeitstier Mensch stellen muß. Was Bebel in seinem sozialistischen Zukunftsstaat Ehe nennt, ist nichts als ein länger oder kürzere Zeit — je nach

der Wollust der beiden Beteiligten — fortgesetztes Konkubinat. Consortium omnis vitae — wie wäre das denkbar, wenn sich Mann und Frau nicht mehr zu einem Lebenszweck vereinigten, sondern jeder Teil seine eigne Stellung und Aufgabe in der großen Produktivgenossenschaft erhielte! Endlich Sittlichkeit! Sittlich ist, was Sitte ist, sagt Bebel. Lüge, Heuchelei, Eitelkeit, Wollust, Trunksucht sind damit geheiligt. Die wahre Sittlichkeit ist ohne Eigentum nicht denkbar, denn ihr Wesen ist Opfer, Selbstentäußerung. Opfer bringen kann nur jemand, der etwas zu opfern hat; wo alle gleich besitzen, wird Opfer und Selbstentäußerung zur Unmöglichkeit. Also nochmals: alle diese Güter verdanken wir dem Eigentum, alle stehen und fallen mit dem Eigentum.

Aber nicht das gemeinsame und gesellschaftliche Eigentum hat dieses Menschenwunder geschaffen, sondern nur das persönliche Eigentum, der Besitz des Eigentums hat den Menschen aus seinem Naturzustand als Herdentier befreit und seine Persönlichkeit zur Entwicklung gebracht. Überall, wo wir in der Geschichte gemeinschaftliches Eigentum finden, stoßen wir auch auf Rückschritt, mangelnde Kultur, endlich Zusammenbruch. Selbst der Kommunismus der ersten christlichen Liebesgemeinde in Jerusalem mußte diesem Gesetze weichen. Und wiederum nur das Grundeigentum, die persönliche Herrschaft über Grund und Boden, hat jene menschenzeugende Kraft. Im Grunde genommen giebt es überhaupt nur ein wirkliches Eigentum: das am Grund und Boden. Wer nicht hat, wo er sein Haupt hinlegt, bleibt ein unfreier Mensch, und wenn er Diamanten als Hosenknöpfe trüge. Alles bewegliche Eigentum findet erst im Grundeigentum seine Gewähr; ohne dies ist es thatsächlich nicht denkbar.

Ist das aber richtig, dann ergiebt sich von selbst, daß der eigentliche Pol, um den sich das Leben der Menschheit dreht und ewig drehen wird, die Eigentumsfrage ist. Alles Völkerringen, von den ersten Raubzügen wilder Stammesfürsten an, alle Staatenbildung, alle innern politischen Kämpfe um Monarchie, Aristokratie, Demokratie, Konstitutionalismus, Sozialdemokratie sind am letzten Ende durch diese Frage bestimmt. Die Geschichte der Menschheit ist die Geschichte des Eigentums. Rein politische Kämpfe giebt es überhaupt nicht, auch in der Politik handelt es sich im letzten Grunde um Eigentum, Besitz, Macht. Um wieviel mehr in dem sozialen Kampfe, der jetzt in der Welt entbrannt ist! Nicht um Kapital, nicht um das Verhältnis zwischen Lohn und Arbeit, nicht um gesellschaftliche Produktion und Einzelproduktion, sondern um Besitz und Nichtbesitz, um Armut und Reichtum, um gänzliche Besitzlosigkeit und riesige Anhäufung von Eigentum ist dieser Kampf entbrannt. Kapital, Lohn, Arbeit sind gar keine absoluten Begriffe, sondern nur Folgeerscheinungen der heutigen Verteilung des Eigentums, sie würden mit ihr von selbst verschwinden. Lange vor Marx, Lassalle und Bebel lesen wir folgende Worte eines geistvollen Deutschen: „Unbemerkt von den Meisten regt sich die soziale Frage,

die Frage, ob die Organisation des Eigentums, wie sie uns die Vergangenheit überliefert hat, ferner fortdauern könne und werde." Wunderbar klare Voraussicht in einer Frage, die heute noch so wenig verstanden wird, am wenigsten von denen, die sie, wie Bebel und Genossen, in Generalpacht genommen zu haben glauben. Wer wie Bebel, George, Flürscheim u. s. w. die soziale Frage durch Aufhebung des Eigentums heben zu können glaubt, ist ebenso ein Charlatan, wie der, der das Köpfen als das beste Mittel gegen Zahnschmerzen empfehlen wollte. Gewiß thun dem Toten die Zähne nicht mehr weh, und auch der des Eigentums beraubte Mensch würde keine sozialen Schmerzen haben, weil er aufhören würde zu sein, weil die Vernichtung des Eigentums zugleich zur Vernichtung des Menschen führen würde, denn im Eigentum leben, weben und sind wir.

Der Kampf gegen das Eigentum ist deshalb gewissermaßen ein Selbstmordversuch der Menschheit. Aber er ist auch vergebliche Mühe. Trotz aller Tapferkeit des Genossen Don Quixote wird sich die menschliche Mühle auch in Zukunft weiter drehen. Wohl kann sozialdemokratischer Fanatismus während des heraufziehenden sozialen Gewitters dekretiren: Das Eigentum ist abgeschafft. Aber bald wird es sich wieder um so mächtiger erheben und wird vernichten, was sich vermessen hat, das animal possidens durch ein neu zu schaffendes besitzloses Menschenwesen zu ersetzen. Der heutige Ansturm gegen das Eigentum ist deshalb in seinen letzten Zielen machtlos wie eine Seifenblase, die von selbst zerplatzt, sobald sie groß genug geworden ist. Naturam expellas furca, tamen usque recurret! Wäre die Bildung selbst der gescheitesten unter unsern sozialistischen Weltverbesserern nicht so oberflächlich, so würden sie den Charlatanismus ihrer Schöpfungsgedanken längst erkannt haben.

Die soziale Frage kann niemals durch Zerstörung, sondern nur durch eine anderweitige Organisation des Eigentums gelöst werden. Erst wenn diese Grundwahrheit aller sozialen Wissenschaft allgemein erkannt ist, ist die Lösung der sozialen Frage, d. h. die Beseitigung aller der Übelstände möglich, die dadurch über die Menschheit gekommen sind, daß ein großer, vielleicht der größte Teil der Menschen des Eigentums und damit der Möglichkeit, ein wirkliches Menschendasein zu führen, beraubt ist.

Damit ist das Ziel für jede soziale Reformbestrebung gegeben: nicht Vernichtung, sondern Wiederherstellung des Eigentums für alle Welt. Beseitigung des besitzlosen Scheinmenschen, eine Organisation des Eigentums, bei der jedem Erdenbürger sein berechtigter Anteil daran gewährt und eine wenn auch noch so beschränkte Heimstätte gesichert wird, auf der er sich als Herr, als Mensch, als Mitbesitzer der Schöpfung fühlen, wo er sich nach seiner besondern, ihm von Gott oder der Natur verliehenen Persönlichkeit ausleben und einst ruhig sterben kann.

Nicht gleichen Anteil an den Gütern dieser Welt, sondern einen berech-

tigten, von niemand angreifbaren Anteil! Was hülfe es der Welt, wenn es gelänge, jeden Menschen mit einem gleichen Besitz oder gar nur mit einer gleichen Futterration, wie Bebel und Genossen wollen, auszustatten? Würde damit Gerechtigkeit, Glück und Zufriedenheit auf Erden mehr als heute aufblühen? Nein, die Ungleichheit von klug und thöricht, von gesund und krank, von stark und schwach, von genußfähig und übersättigt, von jung und alt, von heiter und ernst, von schön und häßlich würde bleiben und der Welt erst recht zum Bewußtsein kommen. Die Menschheit würde schließlich an einem marasmus senilis zu Grunde gehen, der nichts mehr wünscht, hofft, erschafft, sondern mut- und kraftlos unter dem ewigen Einerlei seines Sklavenlebens dahinwelkt.

Das ist das Ziel, dem uns die Sozialdemokraten und ihre zahmern Verwandten durch die Bekämpfung des persönlichen Eigentums zuführen wollen. Fort mit ihnen! Ihr Weg führt zur Vernichtung trotz aller Herrlichkeiten, mit denen sie uns locken. Der wahre Mensch steht und fällt mit dem Eigentum. Hier muß jede Sozialreform einsetzen, wenn sie Erfolg haben soll. Nicht darum handelt es sich, der Arbeitsmaschine Mensch den vollen Ertrag ihrer Arbeit, den denkbar höchsten Lohn zu verschaffen, der ebenso schnell verzehrt, wie er gewonnen, den Menschen niemals zum freien Mann, zum Herrn über die Natur, zu einem gottähnlichen Wesen machen kann, wie es seine göttliche Bestimmung ist. Könnten die Steinträger in Berlin auch heute noch, wie in den Gründerjahren, Kaviar aus Waschbecken verzehren, ihre soziale Verlumpung wäre wahrscheinlich noch größer als heute, wo sie gezwungen sind, auch wieder einmal zu Schwarzbrot zu greifen. Nicht dadurch können wir die sozialen Gegensätze ausgleichen und versöhnen, daß wir den Invaliden eine Rente, den Kranken eine Pension, dem Arbeiter höchsten Lohn gewähren. Das alles wird den Durst der besitzlosen Klassen nach Besitz, nach freiem Eigentum nie stillen, sondern nur ins Unersättliche steigern. Nur das ist die soziale Aufgabe unsrer Zeit, die Besitzlosen wieder in Besitzer, in freie Eigentümer umzuwandeln, jeden Erdenbürger zum animal possidens zu machen, ihn seiner Natur, seiner göttlichen Bestimmung zurückzugeben. Organisation des Eigentums, gerechte Verteilung des Besitzes ist die einzig denkbare Lösung der sozialen Frage.

Erst wer dies erkannt hat, kann mit Erfolg Sozialpolitik treiben — alles andre ist Pfuschwerk, wodurch der soziale Sumpf nicht zugeschüttet, sondern von Tag zu Tag vergrößert wird. Schon vor fünfzig Jahren schrieb ein preußischer General: „Der Staat wird dazu getrieben werden, dieser sozialen Aufgabe zu genügen, oder sie wird ihn über den Haufen werfen. Das unermeßliche Problem wird ebensoviel Systeme wie Parteien hervorrufen. Aber — daß man dem kläglichsten Gezänke über politische Formen den hundertfachen Wert beimißt im Vergleich zu den Riesenfragen über Pauperismus und Proletariat u. s. w., das ist ein bedenkliches Zeichen. Ergreift der Staat nicht

in Zeiten, wo die bestehenden Autoritäten noch im Besitz voller Macht sind, die Lösung der sozialen Aufgabe, so wird sie ihm in Zeiten aufgedrungen werden, wo die Obrigkeit ohnmächtig und hilflos einer Anarchie gegenüberstehen wird, gegen die die politischen Kämpfe nur als mattes Vorspiel erscheinen!"

Warum dies? Weil das Eigentum das einzige stetige Element ist! Ein Staat, eine gesellschaftliche Organisation ohne Privateigentum ist wie ein Schiff ohne Ballast, der leiseste Windstoß bringt es zum Kentern. Es fehlt ihm an jeder Stetigkeit, an jedem Beharren. Niemand hat Interesse an der Erhaltung seines Bestandes. Nur bewegliche, vorwärts treibende Kräfte wirken auf ihn ein. Ein Staat, wo die Mehrzahl der Bürger eigentum- und besitzlos geworden ist, verliert notwendig das Gleichgewicht seiner Kräfte, er verfällt unvermeidlich einem ruhe- und haltlosen Vorwärtsdrängen, einem ununterbrochnen Wechsel seiner Einrichtungen. Das gilt ebenso von dem sozialdemokratischen Zukunftsstaat wie von dem heutigen Staatswesen. Keine staatliche, keine gesellschaftliche Organisation kann des Eigentums entbehren, wenn sie Bestand haben soll.

Was ist aber seit fünfzig Jahren vom Staate zur Lösung geschehen? So gut wie nichts! Die Mehrzahl der erlassenen Gesetze haben wie ein fortschreitendes Verhängnis nur dazu beigetragen, die soziale Spannung zu vermehren, die Gegensätze zu steigern, den Zusammenbruch zu beschleunigen. Die Büreaukratie, die eigentlich regierende Klasse, steht dem ganzen Wirrwar der Meinungen so hilflos, so ratlos gegenüber, daß man wie in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts fast die Stunden zählen kann, bis das Kartenhaus zusammenfallen wird.

Und doch ist die Lösung des sozialen Problems nicht so schwierig, sobald man das einzig mögliche Ziel — neue Organisation der verschobnen Eigentums- und Besitzverhältnisse — erst klar erfaßt hat. Die Mittel und Wege zu einer erfolgreichen Sozialreform ergeben sich dann von selbst. Wir wollen hier nur einige kurz andeuten.

Die Mittel werden zunächst vorbeugender Art sein müssen. Vor allen Dingen Vermeidung und Beseitigung aller staatlichen Einrichtungen, die einer weitern Verschiebung der Besitzverhältnisse zu Gunsten einer Eigentumsanhäufung in den Händen weniger und einer fortgesetzten Aussaugung der großen Masse des Volkes Vorschub leisten. Vor allen Dingen daher fort mit jeder Begünstigung der Börse, des Großhandels, der Exportindustrie, die im letzten Grunde nur dahin führen kann, das deutsche Volk in eine Masse von besitzlosen Lohnarbeitern im Dienste eines auswärtigen Konsumenten zu verwandeln, dessen Launen und Bedürfnisse täglich wechseln, der uns heute mit Nachfrage überschüttet und morgen spurlos verschwindet! Solange noch eine günstige Handelsbilanz als das Ideal unsrer Wirtschaftspolitik vorschwebt, ist eine Heilung unsrer sozialen Schäden eitel Schwärmerei.

Ferner wird es nützlich sein, wenigstens bis zu einem gewissen Grade die Heiratsfähigkeit zu beschränken und damit der Kindererzeugung bei denen vorzubeugen, die nicht imstande sind, Vater- und Mutterpflichten zu übernehmen. Wenn der Gebildete heute erst mit dem dreißigsten Jahre heiratet, warum soll der Fabrikarbeiter, der Handwerkergeselle, der ländliche Dienstknecht das Recht haben, vom achtzehnten Jahre ab die Gesellschaft mit Massen armer, elender Kinder zu überschütten, die kein Staat, keine Gesellschaft, auch der sozialistische Zukunftsstaat nicht, das Mittel hat über Wasser zu halten. Fort mit dem Humanitätsdusel, der diese unglückliche Gesetzgebung erzeugt hat. Die wahre Humanität sollte uns abhalten, alljährlich hunderttausende unglücklicher Menschenwesen in die Welt setzen zu lassen, die nur dazu geboren werden, elend und siech zu verkommen. Fast will es scheinen, als ob die heutige Welt nur noch für die tierischen Triebe des Menschentieres Mitleid fühlte. Geht doch hin in die Arbeitshäuser und seht, was für ein Geschlecht ihr künstlich heranzüchtet! Und dann wundert ihr euch, daß der Racheschrei dieser der rettungslosen Armut verfallnen Menschen die Gesellschaft aus ihren Angeln zu heben droht! Ihr glaubtet der Unsittlichkeit entgegenzuwirken und habt nichts erreicht, als für unsre Arbeiterwelt die Ehe überhaupt zu verderben und zu einem gesetzlichen Konkubinat der rohesten Art herabzuwürdigen!

Ferner Beseitigung unsrer Kredit- und Verschuldungsgesetzgebung, die das Eigentum so weit mobilisirt und verflüchtigt hat, daß im heutigen Wirtschaftsleben eigentlich nur noch Geldeigentum vorkommt, das gestattet, ganze Quadratmeilen in der Westentasche herumzutragen und in einem leichtsinnigen Augenblick zu verjubeln.

Aber nicht allein vorbeugend muß der Staat eingreifen; dazu ist das Übel schon zu weit vorgeschritten. Es bedarf vor allen Dingen positiver Maßregeln, um die bereits enterbten, besitzlosen Massen allmählich wieder in besitzende, freie, zufriedne Glieder unsers Gemeinwesens umzuwandeln.

Deshalb vor allen Dingen Kolonisation. Nicht homöopathisch durch private Fürsorge, sondern Kolonisation durch den Staat im großen Stil, wie sie die brandenburgischen Markgrafen und preußischen Könige verstanden, wie man sie überhaupt im spätern Mittelalter verstand! Nicht büreaukratisch nach kleinen fiskalischen Gesichtspunkten, wie in Posen, sondern mit weitem Blick, mit den größten Mitteln! Deshalb Kolonisation im Innern, wo Hunderttausende von Hektaren früher bewohnter Flächen heute brachliegen und ihrer Bebauer harren. Kolonisation vor allen Dingen auch in den Kolonien. Kolonisation freiwillig und zwangsweise, wenigstens unsrer Verbrecherwelt gegenüber, die heute in Ruheanstalten gefüttert wird, um nach ihrer Entlassung unser Volk wieder mit ihrem Gift zu durchseuchen. Kolonisation nicht allein für den Landarbeiter, sondern vor allen Dingen auch für den Fabrikarbeiter, damit er wieder ein eignes Heim erhalte, worin er Schutz findet in dem schrankenlosen Kampf ums

Dasein. Kolonisationszwang deshalb an erster Stelle auch gegen die Industrie, damit diese endlich davon abstehen muß, Hunderttausende armer Menschenkinder zusammenzutrommeln und etagenweise übereinanderzupferchen. Eine solche Behandlung ist menschenunwürdig, ist eine Versündigung an der Menschheit, die durch keine Blüte der Industrie aufgewogen werden kann.

Kolonisation deshalb — nach allen Richtungen! Keine neuen Millionenstädte mehr, wo Mensch und Natur die letzten Berührungspunkte verlieren, wo die massenhafte Zusammenpferchung notwendig zu einer Preissteigerung von Grund und Boden führt, die allein schon genügt, privates Eigentum daran unmöglich zu machen.

Auch keine neuen Industriezentren mehr! Wo die Dampfschlote wie Grashalme aus der Erde wachsen, ist kein Platz für ein behagliches eignes Heim. Wenn irgend etwas hinaus aufs freie Land gehört, so ist es die industrielle Arbeitsstätte, in der heute unsre gesunde Volkskraft verkommt.

Hier hat der Staat ein unermeßliches Arbeitsfeld. Wenn er seine Aufgabe verkennt und unerfüllt läßt, so wird er in die Rumpelkammer geworfen werden, wie jede menschliche Einrichtung, die sich überlebt hat und ihrer gottgegebnen Aufgabe nicht mehr gerecht wird. Noch ist es Zeit. Noch hat der Staat in Deutschland eine Machtfülle, die selbst dieser Riesenaufgabe gewachsen ist. Aber wie lange noch? Deshalb mögen sich nochmals alle, die es vergessen haben, ins Gedächtnis zurückrufen lassen: Homo animal possidens!

Unser Schiffbau

Von Georg Wislicenus

Der 28. deutsche Handelstag, der im Januar dieses Jahres in Berlin abgehalten wurde, hat sich mit rührender Einstimmigkeit gegen die staatliche Überwachung des Schiffbaus und der deutschen Seeschiffe ausgesprochen. Wie ist es aber möglich, eine Sache zu verurteilen, die dem Seemann Schutz in seinem schweren Berufe bringen soll? Die Sache ist sehr einfach. Geschickte Referenten hatten die Behauptung aufgestellt, die Staatsaufsicht würde „zu einer empfindlichen Schädigung der deutschen Reederei, der deutschen Schiffbauindustrie und rückwirkend auch andrer wichtigen deutschen Industrien führen.“ Da sank den Vertretern des Handelsstandes so schnell das Herz in — den Geldbeutel, daß sie gar nicht erst Beweise verlangten.

Ein Referent hatte gesagt, daß in den letzten zwanzig Jahren 750 Dampfer mit 550000 Registertonnen Nettoraumgehalt gebaut worden seien. Dadurch seien der deutschen Industrie 200 Millionen Mark zugeflossen. Würde die geplante Beaufsichtigung zur Thatsache werden, so läge die Gefahr vor, daß die Einnahme der deutschen Industrie verloren ginge. Wohl um seinen Kollegen vom Handelstage die Stimmung nicht zu verderben, hat dieser Referent die Thatsache verschwiegen, daß in derselben Zeit nach den Berechnungen eines Schiffbaukenners ersten Ranges, des Ingenieurs Haack, die deutschen Reeder etwa 300 Millionen Mark an England gezahlt haben! Um der Wahrheit zu ihrem Rechte zu verhelfen, soll hier untersucht werden, wie weit unser Schiffbau bis jetzt schon — oder, richtiger gesagt, noch immer — von den Reedern geschädigt wird. In den letzten zwanzig Jahren, d. h. von Anfang 1873 bis Ende 1892, wurden nach den Berichten des statistischen Amts

	Segelschiffe		Dampfer	
	Zahl	Nettoraum in Registertonnen	Zahl	Nettoraum in Registertonnen
in deutschen Staaten neugebaut .	1609	427249	745	451173
im Auslande neugebaut . . .	77	93730	264	384213
aus dem Auslande angekauft (schon gebrauchte Schiffe)	934	504119	130	83542

Die größere Hälfte des deutschen Schiffsbedarfs ist also bisher vom Auslande gekauft worden. Da aber auch beim deutschen Schiffbau vielfach noch englischer Stahl und englisches Eisen verwendet werden, so ist die Schädigung der deutschen Industrie noch größer, als es diese Zahlen erkennen lassen. Freilich sind auch eine Reihe deutsche Schiffe ins Ausland verkauft worden; aber das kommt hier nicht in Betracht, weil die Ausländer, die bis jetzt bei uns Schiffe bestellt haben, später es wahrscheinlich auch thun werden.

Der Referent des Handelstags hat den deutschen Dampferbau um 100000 Tonnen zu hoch angegeben. Das kann ein Druckfehler sein. Wenn aber seine Preisberechnung richtig ist, daß diese deutschen Dampfer 200 Millionen Mark gekostet haben, dann ist die Berechnung Haacks noch viel zu niedrig, namentlich wenn man die bei den deutschen Schiffen benutzten fremden Stoffe mitrechnet. Auf ein paar hundert Millionen Mark mehr oder weniger Verdienst für unsre Industrie scheint es dem deutschen Handelstage nicht anzukommen, sonst hätte gewiß ein Teilnehmer die Berechnungen Haacks neben die des Referenten gestellt. Oder ist gar kein Sachverständiger in der Versammlung gewesen?

Am schlimmsten sieht es mit unsrer Dampferflotte aus. Da waren unter 765 Seedampfern 282 in England und 42 anderswo im Auslande gebaute Dampfer. Diese Zahlen sind aus den Schiffslisten des Büreau Veritas berechnet worden; denn leider verrät bis jetzt weder die amtliche Schiffsliste der deutschen Handelsflotte noch das statistische Amt den Geburtsort der Schiffe.

Und doch wäre es sehr wünschenswert, die Herkunft der Schiffe genau bestimmen zu können. Die großen Dampfergesellschaften, also das Großkapital, bevorzugen — Ausnahmen bestätigen die Regel — den fremden Schiffbau am meisten. Unter den 50 Seedampfern des Norddeutschen Lloyd sind 38 Engländer, unter den 56 Seedampfern der Hamburgischen Paketfahrt 35! Und dabei spielt der Zweck und das Ziel der Fahrten keine Rolle. Denn während z. B. Woermanns Reederei nur mit deutschen Schiffen betrieben wird, die bis nach Kapstadt laufen, haben andre Hamburger Dampfschiffsreeder nur englische Schiffe, die sie nach dem Mittelmeer oder nach den Nordseebädern schicken.

Englands Schiffbau und Maschinenbau leistet vorzügliches; kein Wunder, daß von dem Dampferbau aller Seestaaten der Erde im Jahre 1885 in England allein 78,9 Prozent ausgeführt wurden. 1888 stieg dieser Anteil Englands sogar auf 88,7 Prozent, 1891 fiel er wieder auf 85,9 Prozent. Nach den Angaben des Büreau Veritas wurden für deutsche Rechnung im Auslande im Jahre 1890 47,6 Prozent und im Jahre 1891 34,5 Prozent vom deutschen Gesamtbedarf an neuen Dampfern gebaut.

Der Großbetrieb in England erlaubt die Schiffe etwas billiger herzustellen, als es unsre Werften thun können. Aber unsre Leistungen im Schiffbau können in allen Ehren neben den englischen bestehen. Wenn der erste in Deutschland gebaute Schnelldampfer, die Augusta Viktoria, im Mittel 9 Stunden längere Reisedauer hat, als die beiden gleichzeitig in England gebauten Schnelldampfer Columbia und Normannia, so war doch schon der zweite deutsche Schnelldampfer, der Fürst Bismarck, besser als jene beiden. Nach dem trefflichen Buche „Die neuern Schnelldampfer der Kriegs- und Handelsmarinen“ von Professor Busley hat der Fürst Bismarck im Jahre 1891 gegen die Normannia, bei je zehn Reisen beider Schiffe, eine um 3 Stunden 35 Minuten kürzere durchschnittliche Reisedauer gehabt. Das genügt wohl, um die Güte des deutschen Schiffbaus zu beweisen.

Man ist also den Dampfergesellschaften gegenüber, die noch immer ausländische Schiffe kaufen, und dadurch deutsches Geld vergeuden, deutsche Arbeit ruhen lassen, wohl zu Vorwürfen berechtigt. So hat denn auch vor einiger Zeit die Kreuzzeitung einen scharfen Aufsatz gegen die Hamburgische Paketfahrtgesellschaft veröffentlicht, weil diese zwei neu zu bauende Viehdampfer wieder in England bestellt hatte. Bei dieser Bestellung handelt es sich nun freilich nicht bloß um eine Laune, wie die Kreuzzeitung sagte, sondern die Paketfahrt behauptet, daß gerade diese Sorte von Viehdampfern von der Werft von Harland und Wolff in Belfast in besondrer Güte hergestellt werde. Es wäre also möglich, daß der erste Dampfer dieser Art in Deutschland schlechter ausfiele, als die Dampfer jener englischen Werft. Die weitern würden aber, wenn man auf die Erfahrungen beim Schnelldampferbau zurückblickt, wahrscheinlich besser als die englischen ausfallen.

Wie würde ein deutscher Volkstribun wie Herr Richter die Marineverwaltung schmähen, wenn sie im letzten Jahrzehnt auch nur ein einziges Kriegsschiff im Auslande bestellt hätte! Er würde uns ausführlich vortragen, daß der deutsche Schiffbaubetrieb längst imstande sei, die besten Schiffe der Welt zu bauen. Wie weitläufig mußte noch bei den vorletzten Marineberatungen der Staatssekretär den Reichsboten auseinandersetzen, daß er in einem besondern Falle mit Fug und Recht englische Kohlen hatte ankaufen lassen, weil die deutschen Kohlenhändler dem Staate gar zu hohe Preise gemacht hatten. Darüber, daß unsre großen Seedampfergesellschaften noch immer die meisten Schiffe in England bauen lassen, hat noch kein Reichsbote je eine Rüge ausgesprochen. Man muß annehmen, daß die geringe Sachkenntnis daran schuld ist.

Der Hamburgische Korrespondent übernahm die Mohrenwäsche für die Paketfahrtgesellschaft; vielleicht weil seine Leser zu kosmopolitisch empfinden, um darüber noch nachzudenken, ob sie englischen oder deutschen Schiffbauern und Arbeitern Arbeit geben sollen. Das Blatt sagte nämlich: „Das Interesse der Aktionäre und damit der weitesten(?) Kreise des Volks, die ihre Ersparnisse den Gesellschaften anvertrauen, fordert gebieterisch ein vorsichtiges Abwägen, damit nicht aus der Unterstützung der nationalen Arbeit ein dauernder Nachteil für die Besitzer der Gewinnanteilscheine der Reedereien erwachse.“ Als Entschuldigung wird angeführt, daß zum Wettbewerb beim Bau der beiden Schlachtviehdampfer auch deutsche Werften aufgefordert worden seien. Der Vulkan hat dabei zunächst ein höheres Angebot gemacht als die Engländer. Obwohl aber später der Vulkan erklärte, er wolle seine Forderungen noch weiter herunterſetzen, wenn die englischen Angebote günstiger seien als die deutschen, wurde er nicht berücksichtigt. Wenn sich die Paketfahrt mit Rücksicht auf ihre Aktionäre zur Bestellung bei der englischen Werft entschloß, so mag sie vom kosmopolitisch-kaufmännischen Standpunkt betrachtet Recht haben; anders erscheint die Sache vom nationalen Standpunkt aus. Hat Deutschland größeres Interesse daran, ob die Paketfahrt einige Prozent mehr oder weniger Dividende zahlen kann, oder ob das deutsche Geld im Inlande bleibt und dazu verwendet wird, deutschen Arbeitern Brot zu geben? Warum müssen wir andern Sterblichen, wenn z. B. unsre Frauen geschmackvollere und billigere Stoffe aus Paris kaufen wollen, hohen Zoll bezahlen? Damit ein andermal das Geld im Lande bleibe. Warum dürfen nun jene Reedereien alljährlich Millionen an das Ausland vergeuden? Weil uns ein Gesetz fehlt, das den Ankauf von ausländischen Schiffen mit einem hohen Zoll „bestraft“ — so darf man wohl am besten sagen. Die Franzosen zahlen zur Belebung ihres Schiffbaubetriebs, der mit England noch nicht wetteifern kann, Prämien — hohe Prämien — für alle im Inlande gebauten Seedampfer. Dessen bedarf es bei uns nicht, weil unser Schiffbau dem englischen jetzt ebenbürtig ist. Die Amerikaner

müssen für jedes im Auslande gebaute Schiff eine hohe Abgabe zahlen; wenn der Schutzzoll irgendwo bei uns am Platze ist, so ist er es hier.

Daß die Reeder volle Freiheit verlangen, um ihren Geldbeutel so schnell und so bequem wie möglich zu füllen, ist eine menschliche Schwäche, mit der man eben rechnen muß. Aber daß sich Gelehrte finden, die diese Schwäche noch zu entschuldigen suchen, das ist ein betrübendes Zeichen dafür, daß der verhängnisvolle kosmopolitische Charakterzug des Deutschen größer sein kann als sein Vaterlandsgefühl. In den Preußischen Jahrbüchern (1893, Bd. 74, S. 498) sagt Professor O. Krümmel: „Da heutzutage die Schiffahrt rasch aufeinander folgende Perioden des Aufschwungs und Niedergangs zu erfahren pflegt, müssen jedoch(!) die Reeder günstige Aussichten ohne Verzug wahrzunehmen trachten, und wenn sie bei erhöhter Nachfrage nach Schiffsräumen solche in England bauen lassen, wo sie gewiß sind, rascher als daheim und ebenso gut bedient zu werden, so kann ihnen das niemand im Grunde verdenken.“ Gewiß, für die Reeder erhöht diese Ausnutzung der „Konjunktur“ den Gewinn; aber der deutsche Schiffbau und die deutschen Stahl- und Eisenwerke und was alles damit zusammenhängt, sie haben den Schaden davon.

Otto Roquettes Selbstbiographie

Die autobiographische Litteratur, die vor Zeiten als einer der spärlichsten und dürftigsten Teile unsrer sonst überreichen Litteratur galt, ist in den letzten Jahrzehnten gewaltig angeschwollen. Es scheint fast, als ob in dem Maße, wie die Veräußerlichung des Lebens zugenommen hat, auch den Einzelnen die äußere Geschichte ihres Daseins, die äußern Beziehungen zu Welt und Zeit wichtiger geworden wären. Jedenfalls fehlt es namentlich aus dem Kreise der Gelehrten, Schriftsteller und Künstler nicht mehr an autobiographischen Aufzeichnungen, und wenn auch nur wenige dieser, wie die „Jugenderinnerungen eines alten Mannes,“ die Jugenderinnerungen Ernst Rietschels, das Leben Ludwig Richters, einigermaßen volkstümlich geworden sind, so finden doch die meisten einen Leserkreis, was ja auch nur natürlich ist. Denn ein Menschenleben, selbst wenn es nicht gerade wechselreich gewesen, ja sogar wenn es ungeschickt dargestellt sein sollte, ist doch in der Regel inhaltreicher und wirkt lebendiger, als es die Mehrzahl der modernen Romane vermag. So unablässig der „Zeitgeist“ bemüht ist, durch hunderttausend Mittel alle Eigenart des Einzellebens und der persönlichen Entwicklung abzuschleifen und namentlich die „Gebildeten“ unsrer

Tage mit einem ebenso unauslöschlichen wie unerfreulichen Fabrikstempel zu versehen, so zeigt doch jedes halbwegs tüchtige Dasein noch immer eine Fülle von Besonderheiten. Vollends das Leben eines gegenwärtig Siebzigjährigen, dessen Jugendgeschichte in die dreißiger und vierziger Jahre unsers Jahrhunderts zurückreicht, hat ein Stück guter alter Zeit in sich, spiegelt Tage und Zustände, die freilich vergangen sind und bleiben, für die wir aber Ersatz bedürfen, so gut wie man für abgeholzten Wald in Zeiten Ersatz schaffen muß.

Die Selbstbiographie: Siebzig Jahre, Geschichte meines Lebens von Otto Roquette (Darmstadt, Arnold Bergsträßer, 1894) giebt in zwei Bänden Erinnerungen aus einem Dichterleben, das unter dem zweideutigen Gestirn gestanden hat, mit seinen Jugendproduktionen größere Hoffnungen zu erregen, als es erfüllen konnte, und später für die besten reifern Leistungen geringere Teilnahme zu finden, als sie verdienten. Angesichts dieser Thatsache muß vor allem der heitere, unverbitterte, mild resignirte Grundton, mit dem Roquette dieses Hauptschicksal seines Lebens bespricht, und überhaupt die unverkümmerte daseins- und arbeitsfrohe Stimmung gerühmt werden, die aus seiner ganzen Erzählung herausleuchtet. Die stärkste Teilnahme erregt der erste Band des Buches, der die Jugendgeschichte des Verfassers, die Gymnasial- und Studentenzeit in Berlin, Heidelberg und Halle sowie die ersten Jahre nach seinem Eintritt in die Litteratur umfaßt. Hier herrscht nicht nur die frohe, noch völlig ungetrübte Erinnerung vor, hier werden auch Zustände geschildert, die in ihrer Eigentümlichkeit großen Reiz haben. Otto Roquette stammt aus einer der zahlreichen französischen Protestantenfamilien, die zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts von der Unduldsamkeit Ludwigs XIV. vertrieben wurden, seine französischen Vorfahren waren als Winzer in dem Dorfe Sausé bei Montpellier heimisch gewesen, seines Großvaters Urgroßvater, Jacques Roquette, der noch aus dem sonnigen Languedoc gekommen war, hatte sich 1698 der „französischen Kolonie" angeschlossen, die seit 1691 mit einem Privilegium Kurfürst Friedrichs III. von Brandenburg (des nachmaligen ersten Königs von Preußen) zu Strasburg in der Ukermark ansässig war. Schon gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts waren die meisten dieser französischen Reformirten gute Deutsche geworden, wenn auch einzelne Traditionen des Ursprungs und der gelegentliche und leichte Gebrauch der französischen Sprache in den Familien noch erhalten blieben. Roquettes Großvater war reformirter Prediger in Frankfurt a. d. Oder, sein Vater Louis Roquette studierte die Rechte, verheiratete sich mit Antoinette Barraud, einem Mädchen aus der Berliner französischen Kolonie, lebte als Justizbeamter in Krotoschin, als Rechtsanwalt in Gnesen und Bromberg; an dem erstgenannten schlesisch-posenschen Grenzorte ist unser Dichter am 19. April 1824 geboren.

An den Ausspruch anknüpfend, daß preußische Soldaten- und Beamten-

kinder keine Heimat, sondern nur ein Vaterland hätten, sagt Roquette: „Daß wir ein Vaterland hatten, und daß dieses Deutschland und insbesondre Preußen sei, war uns von Kindheit auf gesagt worden. Denn jene französischen Traditionen ließ mein Vater, der unter den Siegern in Paris eingezogen war, auf sich beruhen. Etwas mehr neigte die Mutter zum Kolonieherkommen, doch nur aus Zuneigung zu den Frankfurter Beziehungen. Sie war doch eine gute Preußin und erzählte gern von den großen Eindrücken der Befreiungskriege, soweit sie ihr aus der Kindheit erinnerlich geblieben. Die Kinder aber fühlten sich um so mehr im Gegensatz zum Französischen, als sie jene Vertreibung der Voreltern durch Feuer und Schwert als kürzlich geschehen betrachteten und gleichsam als persönliche Beleidigung empfanden. Und in unserm Deutschtum befestigte uns erst recht der Gegensatz zum polnischen Wesen, dessen Roheit, Schmutz und Widerwärtigkeit oft genug unsern Weg kreuzte.“ Die Verhältnisse des Elternhauses brachten es mit sich, daß Roquette den größern Teil seiner Gymnasiastenzeit unter dem großväterlichen Dache in Frankfurt a. d. Oder verlebte. Seine Schilderungen auch dieser Stadt und der Schuljahre sind lebendig und fesselnd. Die folgenden Studienjahre Roquettes in Berlin, Heidelberg, wiederum Berlin und schließlich in Halle (wo er sich als Schüler von Prutz für die Litteraturgeschichte bestimmte und die Doktorwürde erwarb) gingen teils der achtundvierziger Revolution voraus, teils fielen sie mit ihr zusammen, und so hat der Verfasser eine Reihe hübscher und wechselvoller Erinnerungen zu bieten. Das hübscheste sind übrigens nicht seine Berichte von den Heldenthaten und Fährnissen der Berliner bewaffneten Studentenschaft in dem tollen Sommer von 1848, sondern das spätere Idyll aus der „Mitreuterei,“ der Studentenherberge in Halle, aus der „Waldmeisters Brautfahrt“ und andre Dichtungen Roquettes hervorgingen. Der Kreis, in dem der junge Dichter damals lebte, umfaßte die verschiedensten Gestalten und Schicksale, aus ihm sind auch Alfred Gräfe, der gefeierte Augenarzt, der liebenswürdige und prächtige Shakespearekenner und Musikkundige Julius Thümmel, der Wiener Hofburgschauspieler August Förster, der Theologe Kögel, die Dichterin Luise von François und manche andre hervorgewachsen, die zu Ruf und Bedeutung gelangten. Aber das unbefangne, jugendfrische und einfache Treiben der ersten fünfziger Jahre scheint den Angehörigen jenes Kreises als Glanzzeit ihres Lebens gegolten zu haben, auch Roquette schließt den ersten Band seiner „Siebzig Jahre“ mit den Worten: „Als ich Abschied genommen von allen, sagte ich auch meiner »Laterne« Lebewohl, durch deren Fenster ich die Bäume vier Frühlinge hinter einander hatte grün werden sehen, und in deren Enge mir eine unvergeßliche Zeit meines Lebens vergangen war.“

Die spätern Erinnerungen aus Dresden und Berlin und aus Darmstadt (wo Roquette nach mancherlei Enttäuschungen und Prüfungen schließlich als Professor der Geschichte und Litteratur am Polytechnikum eine seinen innersten

Wünschen entsprechende Thätigkeit und Stellung fand) enthalten natürlich gleichfalls interessante Thatsachen und hübsche Bilder, aber sie können sich mit den Erinnerungen des ersten Teils nicht messen. Wohlthuend berührt die ruhig-bescheidne Art, mit der Roquette seiner litterarischen Weiterentwicklung gedenkt. Ob und wieweit er sich in der Selbstschätzung einer und der andern seiner Dichtungen, namentlich seiner dramatischen Versuche, täuscht, haben wir hier nicht zu erörtern. Gewinnend wirkt auch die schlichte Ruhe, mit der er schlimme Lebenserfahrungen und bittere Kämpfe, die er zu bestehen gehabt hat, mehr andeutet als ausmalt. Zu ernstem Nachdenken über die ungünstige Veränderung gewisser deutscher Zustände regen viele seiner Erzählungen an. Wenn er z. B. von der Teilnahme berichtet, die ihm noch Johannes Schulze, der berühmte „Professorenmacher" des preußischen Unterrichtsministeriums, geschenkt hat, wie der alte Hegelianer ihm erst den Text liest, daß er in seiner „Geschichte der deutschen Dichtung" der Philosophie nicht gerecht geworden sei, wie er, heftig auf das Buch schlagend, ärgerlich auf die neue Zeitrichtung schilt, die von Idealen und der Philosophie nichts mehr wissen will, dem erstaunten Verfasser mit seiner Kritik zeigt, wie genau er das Buch gelesen hat, und endlich einen letzten Schlag auf den Deckel thut und sagt: „Na, trotzdem! Es ist eine hübsche Arbeit. Wollen Sie es mit der Kriegsakademie wagen?" — so empfindet man bitter, daß diese sachliche Objektivität, dieser frische Anteil an dem Anfänger und Aufstrebenden, diese Lust, ein Talent zu fördern, gleichviel, ob das Talent der eignen Schule oder Clique angehört oder nicht, inzwischen gründlich zum Teufel gegangen sind.

Wir dürfen uns nicht in Einzelheiten verlieren. Die Charakteristiken Roquettes verdienen meist mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden. Vergleicht man freilich seine Schilderung von Friedrich Eggers, dem Kunstschriftsteller, mit den Schilderungen, die Anton Springer und Ludwig Pietsch von derselben Persönlichkeit gegeben haben, so spürt man deutlich, daß die Gewöhnung an eine gewisse Weise des äußern Lebens (das vielberühmte und zu Zeiten recht alberne milieu unsrer „Modernen") der richtigen Beurteilung und Wertmessung sehr hinderlich sein kann. Die Gleichgiltigkeit, mit der der Verfasser einer großen und geistesmächtigen Natur wie Otto Ludwig den Rücken kehrt, weil ihm die enge Dürftigkeit der äußern Lebenslage und die Krankheit des großen Dichters auf die Nerven fällt, und mancher verwandte Zug, der dem aufmerksamen Leser im zweiten Teil dieser Erinnerungen auffallen wird, haben Roquette schwerlich zum Vorteil gereicht, ja sie sind vielleicht ein Schlüssel zu gewissen Rätseln in der Entwicklung seines Talents. Aber schließlich sagen wir doch mit dem braven Johannes Schulze: „Na, trotzdem!" Es ist ein erfreulicher Rückblick auf ein Leben, das mit Recht Teilnahme fordern kann und auch finden wird.

Ein Wort für die neue Kunst

Die Grenzboten haben im 9. Heft nach längerer Pause wieder einmal einen Artikel gebracht, der die neue Kunstbewegung als eine Verirrung, ja als die Machenschaft einer Clique darzustellen sucht. Soweit es sich dabei um den Streit innerhalb der Künstlerschaft Deutschlands handelt, fühlt sich der Schreiber dieser Zeilen nicht veranlaßt, das Wort zu ergreifen; die Jungen unter den Künstlern haben sich nachgerade daran gewöhnt, als vogelfrei behandelt zu werden: sie kümmern sich nicht um das Geschreibsel und schaffen — wenn auch nicht immer ruhig — weiter.*) Auf die Verunglimpfung derer aber, die als Nichtkünstler die Sache der neuen Kunst zu der ihrigen machen, näher einzugehen, widersteht ihm. Die Leser mögen sich selbst sagen, welche Bedeutung Ausführungen beizumessen ist, die sichs angelegen sein lassen, allgemein geachtete und anerkannte Männer wie Woermann und Bode — die sind doch in erster Linie unter den Galeriedirektoren gemeint — dadurch in der öffentlichen Meinung herabzusetzen, daß sie samt allen Vertretern der neuen Richtung in Gegensatz gebracht werden zu den „Kreisen des gebildeten Publikums," zu dessen „kunstfreundlicher Mehrheit" (als ob die Minderheit kunstfeindlich wäre) und zu den Kunstkreisen (so steht es da, nicht etwa einzelnen Künstlerkreisen).**)

Hier soll somit nicht das Wort erbeten werden zu einer Entgegnung auf jenen Artikel, soweit er sich als persönlicher Ausfluß der Stimmung und Gesinnung seines Verfassers darstellt. Es ist auch, wie das vorliegende Bei-

*) Wir haben keinen Anstand genommen, den nachstehenden, durch den Aufsatz unsers Freundes Dr. Rosenberg veranlaßten Bemerkungen, deren Verfasser ungenannt zu bleiben wünscht, Raum zu gewähren. Wir selbst stehen, wie unsre Leser wissen, auf dem entgegengesetzten Standpunkt und stimmen durchaus mit den Anschauungen Dr. Rosenbergs überein. Aber wir lassen in diesen Fragen gern auch einmal eine gegnerische Stimme zu Worte kommen, erstens damit uns nicht der Vorwurf gemacht werden könne, wir suchten eine uns unbequeme oder von uns nicht geteilte Kunstanschauung zu „erdrücken," sodann um unsern Lesern Gelegenheit zu geben, die Gründe unsrer Gegner zu hören. D. R.

**) Bei diesen Anführungen aus dem angegriffenen Artikel hat der Verfasser das Wort „Dresdner" weggelassen. Es handelt sich um Vorgänge in Dresden, was aber hat Bode mit den Ankäufen für die Dresdner Galerie zu thun? D. R.

spiel zeigt, die Erregung in dieser Frage viel zu groß, als daß Erörterungen für oder wider die im Kampfe stehenden Künstler oder Richtungen irgend etwas andres als weitere Verbitterung erzeugen könnten. In solchem Sinne wirkt augenblicklich Muthers Geschichte der modernen Malerei; nur eine so gerecht abwägende, auf streng wissenschaftlicher Grundlage ruhende Auseinandersetzung, wie die Woermanns in seiner soeben erschienenen Schrift: „Was uns die Kunstgeschichte lehrt," vermag die Gemüter einigermaßen zu beschwichtigen.

Einigen zu Gunsten der Neuern sprechenden Erwägungen ganz allgemeiner und äußerlicher Natur dürfte dagegen hier leicht Raum gegönnt werden.

Es ist ja eine unleugbare Thatsache, daß das „Publikum," d. h. die Mehrheit, der sogenannten neuen Richtung in der Kunst oder besser gesagt den Künstlern, die nicht in den nachgerade ausgefahrnen Geleisen der „Überlieferung" einhergehen, also einem Böcklin, Uhde, Klinger — um nur die bezeichnendsten zu nennen — teils ratlos, teils ablehnend gegenüberfteht. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich stets allem wahrhaft Neuen gegenüber und dauert so lange an, bis das Neue entweder zu einem Alten geworden ist oder spurlos, ohne sich eingebürgert zu haben, verschwindet. Die Zeit allein schafft Klarheit darüber, ob die Minderheit, die sich ja für jedes Neue findet, Recht hat oder nicht. Eine gewisse Berechtigung wohnt jedem Neuen inne — die bloße Gewinnsucht findet in künstlerischen Dingen ihre Rechnung besser beim Altgewohnten —; ebenso pflegt aber auch dem ursprünglichen Widerstande des Publikums ein innerhalb bestimmter Grenzen richtiges Empfinden zu Grunde zu liegen. Das Ausschlaggebende bleibt die Lebenskraft, die nur dort anzutreffen ist, wo Bedürfnis, Trieb und Neigung zusammengewirkt haben.

Es fragt sich nun, ob äußere Merkmale dafür vorhanden sind, daß dieser neuen Richtung in der Malerei jene Lebenskraft innewohne. Man könnte wohl geneigt sein, zwei Erscheinungen unsrer Zeit zum Vergleich heranzuziehen, die einen ähnlichen Sturm der Entrüstung heraufbeschworen haben, und die denen Recht zu geben scheinen, die ihnen gegenüber eine abwartende oder ablehnende Haltung eingenommen haben: die Wagnersche Musik, die allem Anschein nach an Wirkungskraft allmählich abzunehmen beginnt, und die jüngstdeutsche Litteratur, die bis auf den einen Gerhard Hauptmann[?] — Sudermann rechnen wir überhaupt nicht dazu — keine allgemeinere Anerkennung hat erringen können. Aber darüber vergißt man, welch tiefe Wirkungen Wagner erzeugt hat, und was es andrerseits heißt, wenn durch eine litterarische Bewegung auch nur ein Dichter hervorgebracht wird, auf den sein Land erwartungsvoll blicken kann.

Mit der Malerei dagegen steht es jetzt so, daß die jüngste Bewegung auf einen festen Stamm überzeugter und völlig uninteressirter Anhänger rechnen kann, während ihre Gegner nur an dem mit den Zeiten wechselnden Publikum

einen Rückhalt haben. Der gewichtigste dieser Gegner, Lenbach, kann als Haupt einer Partei, nämlich der alten Münchner Künstlerschaft, nicht einmal als in seinem Urteil unbefangen anerkannt werden. Kurze Zeit nachdem Lenbach auf dem Münchner Kongreß für rationelles Malverfahren seine Pfeile gegen die Jungen geschleudert hatte, scheint sich nach Zeitungsnachrichten auch Geheimrat Jordan in Berlin in ähnlichem Sinne geäußert zu haben. Doch kann seine Rede, deren wirklicher Wortlaut nie mitgeteilt worden ist, nicht richtig wiedergegeben worden sein; denn die Ankäufe von Bildern eines Böcklin, Uhde und Liebermann, die er als Direktor der Nationalgalerie ausgeführt hat, belehren uns durchaus eines andern. Die sonstigen Gegner gehören entweder den der Kunst fern stehenden, jedoch ein lebhaftes Interesse für die Kunst bekundenden Laienkreisen oder den hier nicht in Betracht kommenden Kreisen der Künstler und Zeitungsschreiber an.

Demgegenüber gehören zu den Anhängern der neuen Kunst, außer fast der ganzen jungen Künstlerschaft — was schon an sich nicht wenig sagen will gegenüber all den Verlockungen, die die Kunstakademien, z. B. noch zumeist die Hüterinnen des Alten, bieten — fast ausnahmslos alle die, die sich berufsmäßig mit der Kunst und ihrer Geschichte beschäftigen, also die Beamten aller Museen Deutschlands, die Inhaber der akademischen Lehrstühle für Kunstgeschichte und die Leiter der kunstgeschichtlichen Fachzeitschriften. Da jedes Ding sein Für und Wider hat, haben viele von ihnen noch keine Veranlassung genommen, sich ohne Not entschieden für die eine oder die andre Seite zu erklären. Aber man schüre nur den Kampf in der bisherigen Weise fort und schaffe eine Lage, die zu einer solchen Erklärung drängt, und man wird sehen, wie viele und welche von den Genannten es über sich zu bringen vermögen, bei einer entschiednen Fragstellung zu antworten, daß sie auf die Seite derer treten, die als erste Forderung das Festhalten an den „aus dem Studium der alten Meister überkommnen Überlieferungen“ hinstellen.

Diese Sachlage, die nichts mit dem unter den Künstlern selbst um materielle Interessen bestehenden Streit zu thun hat, sollte doch von denen in Erwägung gezogen werden, die zu der neuen Kunst keine Stellung zu finden vermögen. Gewiß wäre es erfreulicher und für die Künstler auch vorteilhafter, wenn sie schon jetzt eine völlig abgeklärte und technisch vollendete Kunst zu bieten imstande wären. Weil dies aber noch nicht möglich ist, ihr ganzes Streben verdammen und sich mit der Wiederholung des bereits der Geschichte angehörenden Alten begnügen, heißt die Macht der zu einer Zeit herrschenden öffentlichen Meinung überschätzen, wie andrerseits die große Bedeutung verkennen, die einer aufstrebenden künstlerischen Bewegung mit Rücksicht auf das wirtschaftliche Gedeihen eines auf den Weltmarkt angewiesenen Volks innewohnt. Diesen beiden Punkten mögen noch ein paar Worte gewidmet sein.

Das Publikum als Käufer und der Staat als Auftraggeber vermögen

wohl bis zu einem gewissen Grade die Entwicklung der Kunst zu bestimmen, indem sie gewisse Bestrebungen, sei es zurückdämmende, sei es vorwärtsschreitende, fördern und unterstützen; aber der Kunst von sich aus eine Richtung geben können sie nicht. Das geschieht stets durch die Künstler selbst. Diese sind freilich auf den Verkauf ihrer Werke angewiesen, aber doch nicht in der Weise, wie man es sich gewöhnlich vorstellt. Leisten sie nur etwas Rechtes, das Gewähr für eine spätere Anerkennung zu bieten scheint, so finden sich immer Kunsthändler, die ihnen ihre Erzeugnisse, wenn auch zu einem Schandpreise, so doch zu einem solchen, der ihnen die Fristung des Lebens gestattet, abzunehmen bereit sind. So ist es Millet ergangen und vielen andern. Der echte Idealist scheut sich auch nicht, wie Menzel und Schwind es ihrer Zeit gethan haben, die gemeinste Brotarbeit anzunehmen, um dafür in seiner freien Zeit dem innern Drange Genüge thun zu können. Endlich pflegt eine Zeit gesteigerter Kunstbethätigung auch so manche reichen, daher ganz unabhängigen Leute dem Künstlerberuf zuzuführen. Die Künstler einer neuen Richtung sehen sich daher in der Lage, im Vertrauen auf den endlichen Sieg ihrer Sache ungestört weiter zu schaffen, ohne sich an die Anforderungen des Publikums zu kehren. Sie wissen, daß mit ihnen ein neues Geschlecht emporwächst, das ihnen gleich empfindet, und dessen Anschauungen sie Gestalt zu geben suchen. Was nützt da der Widerstand der unzufriednen, wenn auch von echtester Überzeugung erfüllten auf die Dauer? Sie können es verschulden, daß einzelne verheißungsvolle Talente verkrüppeln; ja sie können es zu wege bringen, daß eine ganze künstlerische Bewegung, die eine Fülle der besten Kräfte in ihren Dienst gezogen hat, im Sande verläuft, wie es einst mit Cornelius und den Seinen gegangen ist, nachdem sich Goethe gegen sie erklärt hatte. Den Vorteil haben dann allein die Maler, die in der Kunst lediglich einen Broterwerb suchen. Wer aber möchte die Verantwortung für eine solche Wendung der Dinge mit klarem Bewußtsein übernehmen?

Lernen wir doch endlich aus der Geschichte, die wir so gern im Munde führen, daß hier wie auf jedem Gebiete des freien Schaffens die Bevormundung stets vom Übel gewesen ist. Theorien können nur das Ergebnis der Vergangenheit sein; die Kunst aber, die im Dienste der Zeit steht und sich mit der Zeit wandelt, blickt der Zukunft entgegen. Worauf die Kunst jeweilig lossteuert, das wissen wir nicht; das wissen auch die Künstler, wenn sie ohne Voreingenommenheit dem natürlichen Drange folgen, nicht; aber sie schaffen die Kunst, und wir haben ihrem Wirken zu folgen, es unbefangen in uns aufzunehmen und mit Dank das zu begrüßen, was sich uns als neue Gestaltung eines uns erfüllenden Inhalts, als eine Offenbarung [?] verständlich macht.

Wie viele Auswüchse entstehen nicht erst dadurch, daß den Künstlern die nötige Fühlung mit dem Publikum mangelt; und wie viele Talente kommen nicht zu der rechten Entfaltung, weil es ihnen an Aufmunterung gebricht!

Statt uns dessen zu freuen, daß es eine Fülle von Kräften giebt, die, wenn auch in ihrer Weise, so doch ehrlich und eifrig hochgesteckten Zielen nachstreben, suchen wir sie, weil sie uns unbequem sind und uns nicht das bieten, was wir zu verlangen gelernt haben, mit allen Kräften zu erdrücken. Das ist eine Überhebung, die nur aus Verblendung oder aus einer völligen Verkennung des künstlerischen Berufs herfließt.

Die Kunst dient aber, und das ist der letzte Punkt, den wir hier noch ins Auge fassen möchten, nicht allein dem Vergnügen oder der Erhebung, sondern sie wirkt bestimmend auf die dem täglichen Leben dienenden Gegenstände, die Erzeugnisse des Kunstgewerbes, ein und gewinnt dadurch eine außergewöhnliche Bedeutung für die Industrie und den auswärtigen Handel. Es ist schon von verschiednen Seiten darauf hingewiesen worden, daß Deutschland nur dann dauernd in der Lage sein wird, seine Bilanz dem Auslande gegenüber auszugleichen, wenn es sich in künstlerischer Hinsicht konkurrenzfähig mit den übrigen Staaten erhält. Denn die Menge unsrer Rohprodukte reicht dazu nicht aus, und die Absatzgebiete für billige Webereiartikel schrumpfen mit dem Fortschreiten der Kultur allmählich auch zusammen. Künstlerische Leistungsfähigkeit aber läßt sich, wenn sie einmal erreicht ist, nicht so leicht auf dem Wege der Konkurrenz aus dem Felde schlagen, da sie nur das Ergebnis weit zurückreichender andauernder Bemühungen sein kann.

Zur Zeit liegt dem Deutschen noch jegliches andre Bestreben näher, als das nach künstlerischer Durchbildung, nach Ausbildung des Auges und Verfeinerung des Geschmacks im Hinblick auf Form und Farbe. Er begnügt sich mit Rafael und der Antike und meint, daneben brauche es nichts zu geben. Wenn ihm aber der Ernst der Lage erst aufgegangen sein wird und die bittre Not zur Nachholung des Versäumten — hoffentlich nicht zu spät — drängen wird, dann wird sich auch herausstellen, daß die Nachahmung des Gewesenen zu nichts anderm führt als entweder zu einer Erstarrung, wie in dem auf Winckelmann folgenden Jahrhundert, oder, wie es das Schicksal unsers Kunstgewerbes während der letzten dreißig Jahre zeigt, zu einem Durchjagen durch alle Stile der Vergangenheit. Geschmacksbildung, d. h. Selbständigkeit und nationale Eigenart des Geschmacks und zugleich die Fähigkeit, innerhalb dieses Geschmacks mit der Zeit fortzuschreiten und die stets wechselnden Aufgaben stets wieder in zweckmäßiger, also neuer Weise zu lösen, kann aber nur durch ein Geschlecht von unermüdlich Suchenden und Strebenden hervorgebracht werden. Dann werden die jetzt so schmählich zurückgewiesenen als Förderer des für unsre Zeit bezeichnenden Stils willkommen sein, vorausgesetzt, daß sie den Kampf nicht verzweifelnd aufgegeben haben; aber welch langer Zeit bedarf es selbst dann noch, bis die künstlerische Anschauung den einzelnen Gewerben zugeführt und weiterhin die künstlerische Bildung dem Volke selbst übermittelt sein wird!

Woher sind Frankreich, England und jetzt auch die Vereinigten Staaten in dieser Hinsicht so viel weiter als wir? Meister der Vergangenheit werden dort nicht weniger studirt und kopirt als bei uns, ja noch gründlicher; aber das Streben nach Bethätigung der Eigenart wird dort nicht gewaltsam zurück gedämmt, sondern findet freudigen Anklang und ist des Erfolgs sicher. Nationale und persönliche Eigenart ist stets die Losung für jeden echten künstlerischen Fortschritt gewesen. Möchten wir zu solcher Freudigkeit gegenüber der Kunst gelangen, ehe es zu spät ist!

Entgegnung

Wenn auch nicht besonders gern, komme ich doch dem Wunsche der Redaktion dieser Blätter nach, auf den vorstehenden Aufsatz einige Gegenbemerkungen zu machen, da die Redaktion der Ansicht ist, daß eine Diskussion nicht ersprießlich wirken könne, wenn der Rede nicht sofort die Gegenrede folge. In diesem Falle ist die Gegenrede um so schneller nötig, als mir der Verfasser des vorstehenden Aufsatzes in meine ruhige Darlegung des Thatbestandes gehässige Meinungen hineingedeutet hat, die ich nicht hege. Ich stelle zunächst fest, daß ich Ausdrücke wie „Clique," „Geschreibsel," „Zeitungsschreiber" u. dergl. m. nicht gebraucht, und daß ich es mit Absicht vermieden habe, bei Erwähnung der Galeriedirektoren und der gleichgesinnten Kunstschriftsteller Namen zu nennen, um den Streit nicht persönlich zuzuspitzen. Beides, die Gehässigkeit der Ausdrucksform und die Nennung von Namen, ist erst von meinem Gegner in die Diskussion hineingebracht worden. Es ist auch das Werk seiner Interpretation, wenn er mir vorwirft, ich hätte „allgemein geachtete und anerkannte Männer wie Woermann und Bode in der öffentlichen Meinung" herabgesetzt. Etwa weil ich am Schluß meines Aufsatzes die bei Ankauf von Gemälden neuerer Künstler in Betracht kommenden Galeriedirektoren „treffliche Kunstgelehrte" genannt habe? Mein Gegner muß von einer an Nervosität grenzenden Empfindlichkeit sein, wenn er darin eine „Herabsetzung in der öffentlichen Meinung" sieht. Daß er den Namen Bodes nennt, der doch in seiner Eigenschaft als Direktor der Berliner Gemäldegalerie mit Ankäufen von Bildern moderner Künstler gar nichts zu thun hat, beweist, daß seine Empfindlichkeit stärker ist als seine Besonnenheit.

Da er aber einmal die Unvorsichtigkeit begangen hat, Namen zu nennen, so habe ich das Recht, die Blößen zu benutzen, die er sich damit gegeben hat. Im Märzheft der „Zeitschrift für bildende Kunst" hat W. Bode ein sehr treffendes Urteil über den „Sommer," das für die Dresdner Galerie erworbne Bild des in Paris lebenden Amerikaners Harrison, abgegeben, das zu den viel bestrittenen und viel verteidigten Ankäufen des Jahres 1893 gehört. Nachdem er die bekannte Thatsache in Erinnerung gebracht hat, daß schon die großen

italienischen Maler des fünfzehnten Jahrhunderts die Helllichtmalerei mit Meisterschaft geübt haben, sagt er mit Bezug auf Harrison und die modernen Maler gleicher Richtung: „Was diese alten Meister dabei vor den jungen voraus haben, ist die Naivität der Auffassung, die mit dem Motiv völlig in Einklang steht; ihre nackten Gestalten bewegen sich in der Natur, als wären sie immer nur unbekleidet gewesen, während man den »Badenden,« den »Bacchantinnen« oder ähnlichen Gestalten in den Bildern der modernen Schule nur zu sehr ansieht, daß sie Modelle sind, die sich je eher je lieber wieder bekleiden möchten.“ Hier liegt das Zeugnis eines „allgemein geachteten und anerkannten Mannes“ vor! Es geht aus ihm hervor, daß die Direktion der Dresdner Gemäldegalerie in dem Harrisonschen Bilde Kunst aus zweiter Hand, d. h. eine der Naivität der Auffassung entbehrende Nachahmung der Quattrocentisten angekauft hat, ebenso wie es ihr mit dem Ankaufe der Klingerschen Pietà gegangen ist.

Muthers „Geschichte der modernen Malerei“ scheint mein Gegner, wenn ich ihn richtig verstanden habe, als „weitere Verbitterung erzeugend,“ selbst preiszugeben. Über diese eilig zusammengeschriebne Arbeit, bei der häufig hinten widerrufen und beschönigt wird, was vorn mit Emphase behauptet worden ist, sind in den letzten Wochen so seltsame Enthüllungen gemacht worden, daß es sich nicht der Mühe lohnt, sich noch weiter damit zu beschäftigen. Was es aber mit dem Woermannschen Buche: „Was uns die Kunstgeschichte lehrt“ auf sich hat, werde ich den Lesern der Grenzboten in einem der nächsten Hefte zeigen.

Daß mein Gegner mit der in Frage kommenden Zeitungs- und Zeitschriftenlitteratur nicht sehr vertraut ist, beweisen einige Stellen seines Artikels, die thatsächliche Unrichtigkeiten enthalten. Er behauptet im Eingange, daß „die Jungen unter den Künstlern sich um das Geschreibsel nicht kümmerten.“ Im Gegenteil! Sie sind sehr eifrig dahinterher, und wo es nur möglich ist, schreiben sie dagegen. Ich zitire zum Beweis eine vom 3. März datirte Zuschrift des Vorstandes der Münchner Sezessionisten an den Berliner Börsenkurier. Der Kritiker des Börsenkuriers hatte auf Zwistigkeiten im Schoße der Sezession hingewiesen. In der gegen diesen Hinweis gerichteten Zuschrift wird behauptet, daß „in der Sezession bis zum heutigen Tage (3. März) das kollegialste (sic!) Einvernehmen geherrscht“ habe, „abgesehen von einigen Mitgliedern extremster Richtung, denen die Durchführung ihrer ehrgeizigen und egoistischen Pläne unmöglich gestattet werden konnte.“ Kann ich mir eine bessere Illustration zu meiner Schilderung vom „Hexentanzplatz der neuen deutschen Malerei“ wünschen? Und in dem Augenblick, wo ich diese Zeilen schreibe, liegen Anzeichen vor, daß die persönlichen Zwistigkeiten immer heftiger werden, und daß über der „Kunstpolitik,“ wie die Neue Freie Presse diesen Unfug treffend genannt hat, die Kunst immer mehr zurückkommt.

Das verwegenste Verteidigungsmittel, das mein Gegner für die „neue Kunst“ ins Feld führt, ist die Behauptung, daß „fast ausnahmslos alle die, die sich berufsmäßig mit der Kunst und ihrer Geschichte beschäftigen, also die Beamten aller Museen Deutschlands, die Inhaber der akademischen Lehrstühle für Kunstgeschichte und die Leiter der kunstgeschichtlichen Fachzeitschriften“ Anhänger der neuen Kunst seien. Er ist freilich so vorsichtig, gleich hinzuzufügen, daß viele von ihnen noch „keine Veranlassung genommen“ hätten, sich für die eine oder die andre Seite zu erklären. Er stellt aber in Aussicht, daß eine Art von Plebiscit ein ganz überraschendes Ergebnis haben würde. Nun wenn das keine „Machenschaft“ ist, daß durch eine allgemeine Abstimmung Klarheit darüber geschaffen werden soll, welche Kunst die bessere sei, die alte oder die neue, dann giebt es keine.

Wenn übrigens mein Gegner unter den „kunstgeschichtlichen Fachzeitschriften“ das „Repertorium für Kunstwissenschaft“ oder das „Jahrbuch der königlich preußischen Kunstsammlungen“ versteht, so ist ihm entgegenzuhalten, daß sich beide Zeitschriften mit der „neuen Kunst“ gar nicht beschäftigen und sich auch nicht mit ihr zu beschäftigen haben. Sollte er aber z. B. an die „Zeitschrift für bildende Kunst“ und an „Die Kunst für alle“ denken, die in seinem Sinne gewiß nicht zu verachten sind, da an beiden Herr Woermann mitarbeitet, so ist daran zu erinnern, daß der Herausgeber der erstern, Karl von Lützow, mit nicht hoch genug zu schätzender Unparteilichkeit seines Amtes waltet. Er selbst hat erst jüngst in zwei Artikeln des Oktoberheftes „Neue Bahnen in der Kunst“ und „Franz Simm“ dort die Jungen, hier einen Vertreter der alten Kunst mit gleicher Unbefangenheit sachlich und gerecht behandelt. Und Friedrich Pecht, der Herausgeber der „Kunst für alle,“ darf sogar als ein entschiedner Vertreter der Alten in der Kunst bezeichnet werden. Zum Zeugnis dafür und weil ich auch sonst mit seinen Äußerungen übereinstimme, zitire ich einige Sätze aus dem ersten Februarheft des laufenden Jahrgangs. Dort schreibt er bei Besprechung einer anonymen Schrift „Das Kunstverständnis von heute“: „Der Verfasser stellt sich da auf den bekannten Standpunkt, daß es in der Malerei durchaus nicht auf das Was, sondern nur auf das Wie ankomme, und da die Beurteilung dieses Wie selbstverständlich niemals Sache des großen Publikums, sondern nur sehr weniger Kenner sein könne, auch gar nichts auf das Urteil dieses Publikums oder der Nation zu geben sei. Damit wären wir denn wieder beim bloßen Virtuosentum in der Kunst angelangt, und Rafael wie Michelangelo wären glücklich aus der Kunstgeschichte gestrichen. Merkwürdigerweise aber auch die größten Werke der sogenannten Koloristen, Tizians Zinsgroschen und Himmelfahrt Mariä, wie Correggios Nacht oder Lionardos Abendmahl wären ihrer Bedeutung gleichmäßig entkleidet, und ein persischer Teppich wäre als vollendetste Farbensymphonie eigentlich das Höchste in der Kunst.“

Auf den übrigen Inhalt des obigen Artikels einzugehen, liegt für mich kein Anlaß vor, teils weil er zu wenig Sachliches bringt, teils weil er sich in Mahnungen und Prophezeiungen ergeht, die zu beachten oder nicht zu beachten Sache jedes Lesers ist. Ich überlasse es ihm und seinen Gesinnungsgenossen gern, ihren Gläubigen zu der Überzeugung zu verhelfen, daß die Kartoffelfelderlyrik, die Gemüseweibertragik und die Elegien der Netzeflickereien von Liebermann und Konsorten das höchste Ziel moderner Kunstbethätigung seien, und da er mit Wünschen und Hoffnungen nicht zurückhält, so wünsche und hoffe auch ich, daß sich das deutsche Volk ebenso wenig, wie es auf die Dauer einen „Rembrandt als Erzieher" ertragen hat, einen Liebermann oder Klinger als Erzieher aufhängen lassen werde. Besonders zuversichtlich hoffe ich das von den Lesern der Grenzboten, über deren „Stimmung und Gesinnung" mich ein Zeitraum von sechzehn Jahren, während dessen ich mich der Ehre der Mitarbeiterschaft an dieser Stelle zu erfreuen gehabt habe, hinlänglich unterrichtet hat.

Berlin Adolf Rosenberg

Gigerl

Daß für unsre Verwaltung die Umkehr zur Volkstümlichkeit, wenn auch unter Preisgebung von etwas Vornehmheit, dringend geboten erscheine, wie es vor einiger Zeit in einem Aufsatz der grünen Blätter hieß, das wird jeder unterschreiben, der mit nicht gar zu blöden Augen in die ihn umgebende Welt hineinsieht. Aber warum denn nur für die Verwaltung, und warum bloß mit „etwas" Vornehmheit? Vernünftigerweise sollte man meinen, daß die Tonangeber in der sogenannten guten Gesellschaft mit ihrem ganzen Gefolge aus allen Zweigen der Beamtenwelt dreist den ganzen Plunder von Vornehmthuerei von der Kravatte um ihren Hals bis zur Sohle unter ihren Füßen auf die Gasse werfen könnten, ohne nur im mindesten fürchten zu müssen, es möchte damit etwas von den Eigenschaften verloren gehen, die allein für ihre Brauchbarkeit im Dienste der Menschheit maßgebend sind. Vielleicht könnten sie ausdrücklich auch ein gutes Teil von dem, was sie auf Schulen und Universitäten gelernt haben, mit in den Kauf geben. Denn sie haben es doch nur in sich aufgenommen, ohne auch den Geist mit zu bekommen, aus dem es einst geboren wurde. Auf diesen allein kommt es aber an, denn nur er stellt Verbindung und Leben zwischen den Menschen her, während der bloße Buchstabe in den modernen Instruktionen und Verordnungen, gesetzlichen

Bestimmungen und Erlassen nicht minder den Tod herbeiführt, als im alttestamentlichen Gesetze. Wollten oder könnten doch die Menschen einmal so recht ernstlich eine Unmasse von dem anempfundnen Zeug und mühsam eingelernten Krimskrams über Bord werfen, mit dem sie auf dem Markte des Lebens trödeln gehen, um dafür nur ein ganz klein wenig von der wahren Menschlichkeit einzuhandeln, die allein aushält, wenn die Not da ist! Aber man kann viel wünschen, nur muß man nicht auch glauben, daß es in Erfüllung gehen werde. Die Menschen können gar nicht anders, als den Strick weiter ziehen, an den sie einmal die Hand gelegt haben. Die Vorstellung der Vornehmheit hat für jeden etwas berückendes, aber es ist von der großen Masse nicht zu verlangen, daß sie dieser Vorstellung nach innen hin Raum zu schaffen bemüht sei. Das ist nur wenigen gegeben. Was sich die ausschlaggebende Mehrheit nennt, die muß damit nach außen hin, woher es denn auch kommt, daß man so vielen begegnet, die unter der Last ihrer äußerlich aufgepackten Vornehmheit stöhnen, wie der Esel unter dem schweren Mehlsack. Bloß mit dem Unterschied, daß dieser seinen Packen nur mit Widerwillen auf den Markt schleppt, während jene — ach, wie gerne! — sichs ihren Schweiß, ja ihr Blut kosten lassen.

Wie die Menschen nun einmal sind, teilen sie, um alles gleich hübsch bei einander zu haben, die Dinge gern in Fächer und Rubriken ab, und die Zeit zerlegen sie in Perioden, die sie dann nach irgend etwas hervorstechendem benennen. So haben wir eine Zeit der Renaissance und des Barockstils, des Rokoko und sogar der Biedermeierei. Um nun nicht hinter der Vergangenheit zurückzubleiben und zugleich den Leuten der Zukunft ihre Arbeit zu erleichtern, hat Professor Gurlitt in Dresden vorgeschlagen, die Gegenwart mit dem Namen der „Vatermörderzeit“ zu bezeichnen. Ohne seinem Urteile vorgreifen zu wollen, können wir uns doch nicht enthalten, mit dem Gegenvorschlage zu kommen, ob nicht die Bezeichnung unsrer Zeit besser vom Gigerl herzunehmen wäre. Gründe könnten dafür genug beigebracht werden, aber es kann bei folgenden sein Bewenden haben. Niemand wird leugnen, daß das Gigerl von dem lebhaften Streben, oder sagen wir lieber von dem dunkeln Drange erfüllt ist, volkstümlich zu sein. Jedes einzelne Stück seiner verworren ihn umschlotternden Kleidung ist dafür ein sprechender Beweis. Aber wie grauenhaft unbeholfen auch sein Kragen in die Höhe starrt, wie formlos und sackmäßig auch Rock und Hosen seine Glieder umhüllen, so will es ihm doch nicht gelingen, zu jener unverfälschten Menschlichkeit zu gelangen, die allerdings häufig in einem zu kurzen Beinkleid und einem unzulänglichen Hemdenkragen gefunden wird. Selbst seine bäurische Haltung, sein dicker Knüppel, sein elbkahnmäßiger Schuh können das nicht zuwege bringen. Woran das liegt? Von allen Naturforschern, die sich natürlich sofort beim ersten Erscheinen mit dieser Spezies Mensch aufs eingehendste beschäftigt haben, hat bis

jetzt keiner ein Herz unter den Rippen des Gigerls entdecken können. Auch wird das in der Zukunft niemals gelingen. In der That, das Gigerl ist ohne Seele, und wo andre Wesen ein Herz haben, da klafft bei ihm eine leere Stelle. Und so klein sie auch ist, sie gähnt uns doch mit der Öde der Wüste an. Das ist das wesentlichste an ihm, und darin ist es das Prototyp unsrer Zeit: nichts kann ihm den Anspruch darauf streitig machen.

Schon Immermann hat in seinem „Münchhausen“ über die Gemütsleere in den Menschen seiner Zeit geklagt, aber es ist seit jenen Tagen damit nicht besser geworden. Der Materialismus Karl Buttervogels schaut nur noch gieriger aus den Augen, die Projektenmacherei Münchhausens selbst tobt in allen Ecken des Lebens, und Emerentia wirft sich jedem an den Hals, der wie ein Mann aussieht. Wenn er nur das Aussehen hat, ob er es auch ist, das ist eine Frage, die zuletzt kommt. Mag er so wenig auf seine menschliche Rechnung kommen, wie ich, zunächst hat man doch einmal gehabt, worüber die andern sich auch freuen. Auf die Form und nicht auf das Wesen kommt es an. Dreihundert Jahre und darüber hat unsre höhere Bildung ihre Nahrung aus dem Altertum entnommen. Mit gutem Recht, wenn sie darauf aus war, den in ihr lebendigen menschlichen Inhalt kräftig pulsirend auch in unser Leben überströmen zu lassen. Aber das ist nicht geschehen: sie ist im Spiel mit der Form stecken geblieben, und so sind auch die Ergebnisse nicht anders. Alle „zeitgemäßen“ Änderungen, die sich die Schule hat gefallen lassen, alle gewaltsamen Verrenkungen, die sie in den letzten Jahrzehnten an ihrem Leibe hat vornehmen müssen, haben nicht die Wirkung gehabt, sie populärer zu machen und ihr die Massen in die Arme zu führen. Das Volk glaubt an ihre seligmachende Kraft eben so wenig, wie der Bauer daran, daß der Modenarr, den er an sich vorbeistreichen sieht, trotz seines ungefügen Halstuches und seines plumpen Überziehers ein richtiger Mensch sei. Auch die Kunst hat trotz aller Anstrengungen keine bessern Ergebnisse zu verzeichnen, und wenn gar die Naturalisten in der Malerei mit plein air und Verachtung der bisher geltenden Technik geglaubt haben, zum Herzen des Volkes zu dringen, so ist ihre Täuschung nicht minder vollständig. Die Schlammpeitscher des Impressionismus stehen in ihrer Nichtachtung des Kunstgesetzes und ihrem grob zufahrenden Pinsel genau so ohne Fühlung mit dem Volke, wie der moderne Zierbengel, dem auch der in seinen Kleidern fehlende Schnitt und der grotesk geschwungne Knüttel keinen Glauben an seine Natürlichkeit erwecken können.

Unnatur unter dem gewaltsam herbeigezerrten Schein des Natürlichen, das ist das Bild des Gigerls! Soll ich noch mehr Beweise bringen? Pandekten und Institutionen sind gewiß äußerst scharfe Abstraktionen von sehr natürlichen Vorgängen aus dem römischen Leben, aber mit dem Absterben dieses Lebens ist auch der Funke erloschen, der einst dem Gesetze die Form gab.

Daß das Feuer auch auf anderm nationalen Boden wiederangeblasen werden könne, wer wollte es leugnen? Es gehört nur der warme, menschliche Odem dazu, der aber nicht bloß aus dem Kopfe, sondern vor allem aus dem Herzen kommen muß. Doch wie sieht es hiermit aus? Die Klagen im Volke sind so alt, wie es die Einführung des Corpus juris ist. Es ist so leicht mit dem Buchstaben zu klappern, und wenn er gar lateinisch ist, so erhöht er den Nimbus. Freilich muß auch der Jurist von heute populär erscheinen, marschirt er doch in gewissem Sinne an der Spitze der Nation. Nun es ist auch darnach. Wie er jetzt sein Gesetzbuch heranschleppt mit einem Ausdruck im Gesichte, als ob er ganz im Dienste des Volkes aufginge, sieht es auch nicht anders aus, als wie das Gigerl seinen Hut hinten auf den Kopf gestülpt hat. Es ahmt ein Gebahren in gewissen Volkskreisen nach, ist aber eben so wenig natürlich, wie das Corpus juris deutsch ist.

Es giebt der Stände viele im Volke. Der, der in erster Linie die Verpflichtung hat, innerlich vornehm zu sein, hat auch, man mag sagen was man will, noch immer die engste Fühlung mit dem Volke. Das kommt daher, daß der evangelische Geistliche wie vor Jahrhunderten seine Hand noch auf der lutherischen Bibelübersetzung liegen hat, denn diese machtvolle Sprache läßt niemand so leicht aus dem Zusammenhang mit dem nationalen Leben geraten. Möge deshalb die lange aus den „hervorragendsten Gelehrtenkreisen" angedrohte neue Übersetzung des alten Testamentes nur auch noch fürder ungedruckt bleiben: zum Zweck von Belehrung und Erbauung des Volkes kann sie nur von Schaden sein. Denn das Schriftgelehrtentum, das „Elephanten verschluckt und Mücken seigt," hat schon Verwüstung genug unter der Geistlichkeit angerichtet, und nun gar erst der Mehlthau, der von der „guten Gesellschaft" ausgeht! Allen Respekt vor dem Pfarrherrn, der in veränderter Zeit mit dem alten heiligen Eifer in die Kanzel hineinhaut und in die Seelen seiner Zuhörer hineindonnert: er kann und wird auch sonst um die Wohlfahrt der Seinigen bemüht sein. Denn wenn es auch gerade auf seinem Gebiete die größten ungelösten Rätsel giebt, so wird er sich noch nicht für einen Heuchler zu halten brauchen, wenn er sie unentwirrt liegen läßt, und nicht gleich wie der Herr von Wächter davon laufen, wenn er im stillen für sich eine Frage anders beantworten muß, als die augenblickliche Fassung in Worten ihm vorschreibt. „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen." Ein Heuchler soll er sein, weil er sich nach bestem Wissen und Gewissen in einer dieser Wohnungen einrichtet, um Gott, wie er ihn versteht, predigen zu können? Mögen ihn die, die sich vom Buchstaben nicht frei machen können, so nennen, aber welcher Klasse von Leuten sollen denn die zugewiesen werden, die den Schwerpunkt in die äußere Korrektheit des Bekenntnisses legen und, indem sie sich um die Not der Zeit herumdrücken, dem irdischen Elend ihrer Mitmenschen damit zu begegnen suchen, daß sie dem Sport der vornehmen Welt

Nahrung verschaffen? Es ist leicht, zu einem Heiligenschein zu kommen, wenn man für die Armen singen und tanzen läßt, an wohlbesetzten Tafeln unter salbungsvollen Worten den Klingelbeutel für sie herumschickt und alle Winter einen Wohlthätigkeitsbazar abhält. Träume ich es, daß sie ein norwegischer Dichter „Stützen der Gesellschaft" nennt, oder hat er etwa Gigerln gesagt?

Mit dem Arzt für die Seele tritt auch ungerufen der des Leibes vor unser geistiges Auge. Notwendigerweise, denn beide ergänzen einander. Ein Geistlicher wäre ein schlechter Hirt seiner Herde, wenn er nicht auch ihren leiblichen Bedürfnissen Rechnung tragen wollte, und traurig der Arzt, dem es einfallen könnte, nur von der körperlichen Seite her Heilung zu suchen. Wie häufig muß gerade in den seelischen Kräften der erste Widerstand gegen die fortschreitende Krankheit gesucht werden! Trotzdem ist die Wahrheit, daß das Menschenleben nicht bloß von leiblicher Nahrung erhalten wird, den meisten Ärzten kaum den Worten nach bekannt. Das erste, was die Studenten der Medizin auf der Universität lernen, ist das, den Vorrat an Glauben, den sie vom Gymnasium etwa noch mitgebracht haben, sobald als möglich über Bord zu werfen. In höchst geeigneter Weise sind ihnen dabei ihre Lehrer, die Professoren, behilflich, die ihren Vorträgen gar zu gern mit Witzen und Ausfällen gegen ihre Kollegen von der Theologie Relief geben. Nur wenige Semester, und der richtige Mediziner ist mit einer unglaublichen Masse von Wissen vollgepfropft, aber im Verhältnis dazu steht auch seine Verachtung aller der Lebenswerte, die dazu in irgend welchem Gegensatz stehen. Wenn er nach dem Examen ins Leben eintritt, so ist er in der Regel nur gewohnt, es unter dem spitzen Winkel zu betrachten, den uns ausschließliches Geltenlassen des Wissens aufzwingt. Aber wenn nun auf dem Jahrmarkt des Lebens auch andre Münzen im Umlauf sind, was dann? Wenn Glaube, Liebe, Hoffnung nicht im Herzen lebendig sind, so können sie am Lager des Kranken auch nicht aus den Augen des Arztes hervorleuchten. Also ein Surrogat! Daß es unter unsern Medizinmännern noch Charlatane geben könne, wer wollte das behaupten? Im Gegenteil; unsre Wissenschaft ist eine offne, wenn man will für alle zugänglich, unsre Rezepte sind für keinen im Volke mehr eine Dunkelschrift. Den Schleier des Geheimnisvollen will die Welt nicht mehr, nehmen wir also den der biedermännischen Unverhohlenheit, wenn es sein muß, den der Grobheit. Das Gigerl denkt, daß alle Menschen auf Volkstümlichkeit aus seien. Kann aber irgend etwas bäurischer sein, als wie sich mein Schnauzbart sträubt und meine Hand die des Freundes schüttelt, als wie ich meine Cigarre zwischen den Zähnen quetsche und den Regenschirm unter den Arm klemme?

In dem zu Anfang berührten Aufsatz ist auf die Ähnlichkeit hingewiesen worden, die zwischen den sozialen Zuständen der Zeit vor der großen französischen Revolution und denen unsrer Gegenwart bestehen soll. Wie weit

das im einzelnen stimmt, darüber kann nur der ein sicheres Urteil haben, der über die Verhältnisse der französischen Gesellschaft vor 1789 eingehende Studien gemacht hat. Ich muß gestehen, daß mir das abgeht und daß ich mich an das halten muß, was die allgemeine Geschichte und einige hervorragende Spezialhistoriker darüber berichten. Doch das darf jeder, der den Gang der Weltgeschichte mit einigem Urteil verfolgt, behaupten, daß die Zeichen, unter denen unsre Tage dahinfahren, in beunruhigender Weise denen gleichen, mit denen die unheilschwangern Perioden vor großen Umwälzungen behaftet waren. Die Welt steckt einmal wieder bis über die Ohren in Schematismus und Formelkram und kann keine Luft kriegen. Es ist eine Zeit wie die, die einen Herkules und einen Theseus nötig hatte. Unter dem Stalle des Augias versteht man gewöhnlich eine ungeheure Ansammlung von Schmutz, verursacht durch die Rinder des Königs. Von jeher ist es die Art der Menschen, die Schuld, die sie selber haben, auf den Rücken andrer abzuladen, hier muß es das Rindvieh leiden. Daß Kühe und Esel Schmutz machen, ist eine natürliche Sache, auf die Menschen kommt es an, daß er ihnen nicht über den Kopf wächst. Aber nicht das allein muß den Ministern des Augias zur Last gelegt werden, sondern es ist auch zweifellos, daß sie selber durch ihre eigne Thätigkeit die Sache zu einem Übel gemacht haben. Welche Unmasse von Vorschlägen und Gegenvorschlägen zur Bekämpfung des Mistes, von Gesetzen und Verordnungen, von Gutachten und statistischen Erhebungen mag sich da angesammelt haben! Schließlich reichten die Schlösser des Königs nicht mehr aus, um alles zur Sache geschriebne und gedruckte zu bergen, es mußten große neue Häuser gebaut werden, denn schon überragten die Aktenberge der Menschen die Düngerhaufen der Ochsen und Kälber beträchtlich. Jedem, der denken wollte, war es klar, daß hierin ein größerer Mißstand lag, als in allen Auslassungen des Groß- und Kleinviehs, und der König selber kam auf den ganz vernünftigen Gedanken, daß seine Beamten den großen Stall mit allem, was drin und dran war, nur als ein Ding benutzten, um an ihm eine Thätigkeit zu üben, die eigentlich keine war, sondern nur darnach aussah. Da war es denn ein Glück, daß gerade der starke Göttersohn vorbeikam und wie in einer Sündflut ebenso die Akten der Menschen wie die der Tiere hinwegschwemmte.

Er wanderte eben aus Arkadien daher von einer ähnlichen Arbeit, da er den stymphalischen Vögeln den Garaus gemacht hatte. Diese waren im Altertum nichts andres, als was die Gigerln in der Gegenwart sind. Mit ehernen Schnäbeln und Klauen versehen — in der Neuzeit kommen ihre Abbilder mit ehernen Stirnen eben so weit — saßen sie in Arkadien, ehe in diesem Lande das Schäferleben begann, an den Sümpfen des Lebens und nahmen, ohne selbst ein Glied zur Arbeit zu rühren, mit schamloser Frechheit den Menschen die Früchte ihrer Mühen und Sorgen vorweg, sodaß ein großes

Stöhnen und Lamentiren durchs Land ging. Aber wie beweglich das Klagen der Menschen auch war, und wie sehr auch die Regierungsbehörden bestrebt waren, dem Übel zu steuern, so wollte doch alles nichts fruchten. Im Gegenteil, alles Geräusch, das von der Seite ausging, trug nur dazu bei, das Behagen dieser Vögel zu steigern. Wenn hier Klappern etwas helfen sollte, so mußte es ein Instrument von hartem Metalle sein, das zugleich mit dem Ton ihnen einen Schrecken wie von Blut und Eisen durch die Glieder jagte. Der junge Herkules hatte ein solches Werkzeug verfertigt und mit ihm jagte er das Geschmeiß so jählings aus seiner Selbstsucht empor, daß sie mit Ausnahme weniger, denen es zu entfliehen gelang, leicht die Beute seines nie fehlenden Bogens wurden.

Seit jenen Tagen ist, wenn man den Nachrichten der Geschichtenschreiber trauen darf, Arkadien von dieser Plage frei geblieben, weshalb auch Schiller in der ganzen Selbstlosigkeit seines Wesens ruhig der Stunde seiner Geburt hier habe entgegensehen können. Aber die übrige Welt hatte es nicht so gut. In allen ihren Teilen tauchte bald das Raubzeug, wenn auch in andrer Form, wieder auf. Als in späterer Zeit ein andrer größerer Herkules über die Erde dahinschritt und mit dem Lichte ewiger Wahrheit einer verstockten Menschheit bis in die innersten Falten ihrer verdüsterten Herzen hineinleuchtete, da sprach er in seinem heiligen Zorn auch wohl von Otterngezücht und Wölfen in Schafskleidern. Es ist nicht zu verkennen, daß er mit dem letzten Ausdruck dasselbe hat bezeichnen wollen, was die Fabulisten des griechischen Altertums unter dem Namen der „stymphalischen Vögel" zusammenfaßten, und was wir modernen Realisten unter „Gigerl" verstehen. Der Wolf ist das selbstsüchtigste, weil hungrigste, gierigste, gefräßigste von allen Tieren, und weil er als solches allgemein bekannt ist, hüllt er sich, der Täuschung wegen und um seine Gier zu befriedigen, in das Gewand des unschuldigsten und sanftesten aller Vierfüßler, des Schafes. Nicht anders treibt es das Gigerl. Von allen Seiten schleppt es die Kleidungsstücke herbei, mit denen es sein wahres Wesen verdeckt. Vom ungehobelten und ungeleckten Landmanne nimmt es den Mangel im Schnitt, vom sorgsamen Biedermann die umgekrempelten Hosen, vom sparsamen Haushalter den unzureichenden Überzieher, vom Sonntagsstaat der fleißigen Viehmagd die bunten Farben und den Regenschirm, vom rüstigen Fußwanderer den Knotenstock. Aber wie sehr es auch bestrebt sein mag, den Glauben in uns zu erwecken, daß die Tugenden aller dieser und noch andrer Personen in seiner flachen Brust vereinigt seien, so weiß doch jedermann, daß nur eitle Eigenliebe und harte, grausame Selbstsucht Platz in ihr haben. Wollte man ihm zumuten, nur auf einen seiner gierigen Wünsche zum Vorteile andrer zu verzichten, so würde es, wie der Wolf, lieber das unschuldige Rotkäppchen mit Haut und Haaren auffressen.

In der That, insofern die Liebloſigkeit in ihm auf die Spitze getrieben, Äußerlichkeit und Formelkram ſchon als in ihr Gegenteil verkehrt erſcheinen, ſteht unſre Zeit unter dem Zeichen des Gigerls. Man mag ſehen, wohin man will. Von einer Seite her, wo vorzugsweiſe die Quellen des Lebens ſprudeln ſollten, hört man den Schlachtruf: „Hebung des Standes!“ Als er zuerſt in die Ohren der vielbeſchäftigten Menſchheit drang, da mochte mancher denken, daß es ſich außer der materiellen Aufbeſſerung auch um eine Erfriſchung und Stärkung der menſchlichen Eigenſchaften im höhern Lehrer von innen heraus handle. Aber das war eine ſchlimme Täuſchung. Unzweifelhaft hatte man in den Kreiſen der Schule die Überzeugung, daß in der Richtung nichts mehr zu vervollkommnen ſei, und daß es höchſtens einer äußerlichen Nachhilfe bedürfe, um allen Anforderungen eines drangvollen, mit Pflichten angefüllten Lebens zu begegnen. Bindet uns nur den Zopf ein wenig auf, und vergeßt vor allem nicht, ihn ebenſo lang zu machen wie den der Richter. Der Kern der Dinge liegt in der Titel- und Rangfrage! Iſt dieſe gelöſt, ſo ſind wir gehoben genug. Alle andern Hebungsverſuche müſſen wir uns entſchieden verbitten, ſie ſind nur ein Zweifel an unſrer Kraft, die wir längſt erwieſen haben. Der preußiſchen Lehrerſchaft iſt ihr Wille gethan, der Hebebaum dort angeſetzt worden, wohin ſie mit dem Finger zeigte, und die Annalen des Zopftums ſind um eine Haupt- und Staatsaktion reicher.

Wenns aber nur damit abgethan wäre! Wenn nur mit der Förderung der äußern Vornehmheit auch eine Steigerung der innern Kraft hätte verbunden ſein können. Aber iſt nicht Gefahr, daß gerade das Gegenteil eintreten kann? Es gab einen Rieſen Antäus, der, ſo lange er die Füße auf die Erde, die ihn geboren hatte, geſtemmt hielt, nicht beſiegt werden konnte. Die Gymnaſialbildung, wie ſie von der Schule an die Jugend verzapft wurde, hat ſo ſchon eine von Tag zu Tag ſteigende Trennung zwiſchen das Volk und ihre Jünger gebracht. Daß dieſe Abſonderung mit der offiziellen Einrangirung in die bis dahin bevorzugten Klaſſen eine wünſchenswerte Milderung finden könnte, wäre eine eitle Hoffnung.

Es geht im Augenblick durch die Menſchen der ſogenannten höhern Bildung eine wahre Wut, ſich gegen einander abzuſperren, die in dem Gebahren des Gigerls den oberſten Gipfel erreicht. Wenn es nicht ſo verteufelt lächerlich, einer Affenkomödie ähnlicher wäre als ſonſt etwas, ſo möchte man ſich in unſäglichem Weh über die Thorheiten der Menſchen in einer Thränenflut baden. Nicht mehr ein ſtiller Wunſch, auch vornehm zu erſcheinen, zieht leiſe durch die Gemüter der Menſchen, ſondern eine Raſerei hat ſich wie ein Wirbelſturm ihrer Sinne bemächtigt. Auf der Univerſität fängt es an. Der Korpsſtudent gigerlt allen voran, und ſcharenweiſe machen es ihm die andern nach. Freilich haſſen ſie ihn, ſo gut ſie nur können, aber alle dieſe Abneigung verhindert nicht, daß ſie ſeine Vorſchriften darüber, wie man räuſpern und ſpucken ſoll,

aufs peinlichste beobachten. Genau ebenso geht es nachher im wirklichen Leben. Wenn die Herren von der Regierung durch die vorgeschriebnen Examina in die ihnen vorbehaltnen Stellungen eingerückt sind, so haben sie schließlich keine Erinnerung mehr daran, daß sie an demselben Troge groß gefüttert sind wie die Juristen. Wie sollte es wohl möglich sein, daß sie auch auf der grünen Weide des Lebens noch zusammengehen könnten? Unübersteiglich ist die Schranke, die der Regierungsassessor gegen die Anwandlungen seiner Kollegen vom Gesetz aufbaut. Wehmütig mag der Amtsrichter über den Zaun hinüberschauen, der seine eigne Amtsstube von der des frühern Genossen trennt, nur soll er nicht glauben, daß sie jemals darüber hinweg an ihre Seite gelegt werden könnte. Holde Träume einer seligen Burschenzeit, war es das, was ihr uns einst im Glauben an die Zukunft habt schauen lassen? Wenn Sie „gestatten," meine hochverehrten Herren, nichts andres als dieses. Wollen Sie klaren Auges durch die Ströme getrunknen Bieres hindurch blicken und hellen Ohres durch den „brausenden" Freiheitsgesang Ihrer Universitätslieder hindurch horchen, so werden Sie finden, daß mit überraschender Präzision hier von Ihnen die Spur der Wege vorgezeichnet ist, die Sie jetzt wandern. Nur keine übelangebrachte Sentimentalität, es hat alles so kommen müssen.

Tu la's voulu, George Dandin, du und kein andrer, auch treibst du es immer noch so. Wenn der Landrat den Amtsrichter in respektvoller Entfernung hält, so streckt er selber jedem, der ihm zu nahe an die Hacken kommt, das Medusenhaupt des römischen Rechts entgegen, das noch eben so viel starre Vornehmheit gegen andre ausstrahlt, wie zu Zeiten der römischen Prätoren, die im Range gleich nach dem Konsul kamen. O seligmachende Kraft des Papinian und Justinian, wer, der nicht von euch den Heiligenschein erhalten hat, kann sich mit uns messen? Niemals ist irgend woher eine tiefere Sittlichkeit ausgestrahlt worden, als aus euern Sätzen. Deshalb sitzen auch eure Jünger mit solcher Andacht zu den Füßen ihrer Lehrer. Von dem ersten Augenblick an, wo sie die Universität beziehen, bis zu der Stunde, wo sie wieder fortgehen, ist kein Nachlassen, sodaß eitel Entzücken unter den Professoren ist und aller Mund voll Lobes, und sie ausrufen: Siehe, das kommt von der Nahrung, die wir den Jünglingen vorsetzen.

In dem Recht der lateinischen Erzväter liegt eine außerordentliche, formal bildende Kraft, die mit Recht dem leider so verschwommnen und träumerischen Geiste der Germanen aufgepfropft worden ist. Daher denn auch jener herzerquickende Schematismus im Handeln und Leben, der sich allmählich mit dem Mandarinentum der Chinesen dreist wird messen dürfen. Lange hat sich die Schule aus ureigenstem Geiste gewehrt, in dieses System einzutreten, aber seit sie selber begonnen hat, in der Verarbeitung ihres Inhalts sich immer mehr an die Form zu verlieren, ist auch ihre Kraft vermindert, und — sie ist offiziell gesellschaftsfähig geworden. Zwar wird der Parvenü noch immer über die

Achsel angesehen, und es wird noch lange dauern, bis sich der Fuß des Herrn Oberlehrers an den Parkettboden und den feierlichen Schritt der Menuett gewöhnt hat, aber mit der Zeit pflückt man Rosen, und auch Professoren werden noch einmal in den Vorstand von Frauenvereinen zur Hebung der Sittlichkeit unter den Suahelis gewählt werden.

Der Stand der Gymnasiallehrer hat an äußerer Respektabilität außerordentlich gewonnen. Aber was hilft es, so gehoben zu sein, daß seine Spitze schier in den Wolken verschwindet, wenn damit die Verbindung mit dem Volksganzen immer weiter gelockert wird? Bis in die Gegenwart ist es eigentlich schon seit langer Zeit so gewesen, daß der Regierungsbeamte bloß durch das Reskript vom grünen Tische, der Amtsrichter nur durch das Corpus juris Berührung mit dem Volke hat. Der Arzt findet die Vermittlung im Rezept und in der Medizinflasche, der Geistliche sucht meist nur mit dem Dogma zu wirken, und der Gymnasiallehrer schwingt seine Grammatik und das Hilfsbuch. Wem das übertrieben erscheint, der sehe doch einmal zu, wie es hergeht, wo es sich um öffentliche Angelegenheiten, z. B. um die Wahlen handelt. Erst wenns auf die Nägel brennt, ist der eine oder der andre zu haben, und dann auch nur unter möglichster Sicherung seiner zarten Haut durch den Glaceehandschuh. Es hat wirklich den Anschein, als ob die höhern Klassen, die die Führung der Nation beanspruchen, nur die Verpflichtung zu haben glaubten, ihre Pfade in möglichster Entfernung von jener und in straffster Absperrung gegen einander zu wandern. Daß das große soziale Problem, das gegenwärtig in der Welt umgeht, nicht bloß eine Magen-, sondern in hohem Maße und vorzugsweise eine sittliche Frage ist, das mag von manchem theoretisch zugegeben werden, aber praktisch auch Hand anzulegen — ja „das ist eine andre Sache.“ Wenn es so weiter geht, kommen wir immer tiefer in die Götterdämmerung hinein. Schon sind wir beim Gigerl angelangt, darnach kommt die völlige Erstarrung. Von wem wird dann der Stoß ausgehen, der in „wabernder Lohe“ den Schlaf von unsern Augen und den Krampf von unsern Gliedern nimmt?

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ersatz-Leipzig vor dem Reichstage. Vor einiger Zeit stand in den Grenzboten ein Aufsatz des Kapitänleutnants Wislicenus: „Mehr Kreuzer!“ der in überzeugender und unwiderleglicher Weise nachwies, daß für unsre Marine eine größere Anzahl moderner Kreuzer angeschafft werden müßten, wenn wir nicht bei der Entwicklung unsers überseeischen Handels im Kriege in die allergrößte Be-

drängnis geraten wollten. Wahrscheinlich beabsichtigte der Verfasser mit seiner sachverständigen Darlegung unsrer Marineverwaltung bei der bevorstehenden Etatberatung zu Hilfe zu kommen und die Volksvertreter von der Notwendigkeit, Kreuzer zu bauen, zu überzeugen. Verlorne Mühe! Von den drei Schiffen, deren Bewilligung Admiral Hollmann unsrer Volksvertretung glaubte zumuten zu dürfen, ist nur eines, Ersatz-Preußen, genehmigt worden, die beiden andern, darunter das wichtigste von allen dreien, Ersatz-Leipzig, wurden abgelehnt. Die Hoffnung, daß der Fehler bei der dritten Lesung des Etats wieder gut gemacht werden würde, hat sich nicht erfüllt, der Bau eines notwendigen Kreuzers ist abermals um ein Jahr aufgeschoben.

Wir halten diesen Beschluß nicht nur für eine schwere Schädigung unsrer Wehrkraft zur See, sondern vor allem auch für eine Blamage des Reichstags, denn seine Unfähigkeit, die Erfordernisse einer modernen Kriegsflotte zu verstehen, ist dadurch vor aller Welt bloßgelegt worden. Mit welcher Schadenfreude, mit welchem höhnischen Mitleid werden gebildete Franzosen und Engländer die Verhandlungen über unsern Marineetat lesen, besonders die Ausführungen des Abgeordneten Richter, der doch sicher im Auslande, der Anzahl und Länge seiner Reden nach, für einen bedeutenden Parlamentarier gehalten wird! Dem Auftreten dieses Herrn ist nämlich vor allem die Ablehnung der beiden Positionen zu danken. Die Budgetkommission hatte den Bau aller drei Schiffe genehmigt — da unternahm Herr Richter bei der zweiten Lesung einen wütenden Sturmlauf gegen ihre Beschlüsse. Der Angriff auf Ersatz-Preußen wurde glücklich abgeschlagen, aber gegen Ersatz-Leipzig und Ersatz-Falke hatte der Angreifer bessern Erfolg. Zwar verteidigte der Staatssekretär Hollmann seine Schiffe mit all der Wärme, die Einsicht und Sachkenntnis nur verleihen können; aber auf der andern Seite warf Herr Richter sein marinetechnisches Verständnis in die Wagschale, und der Reichstag entschied sich für seine Gründe! Die Mehrheit, die Ersatz-Preußen bewilligt hatte, wurde bei Ersatz-Leipzig dadurch zur Minderheit, daß ein Teil der Nationalliberalen, offenbar durch Richters Rede beeinflußt, „umfiel.“ Welche Vorstellungen über maritime Dinge mögen in den Köpfen dieser Herren spuken!

Hier hat unsre Presse, besonders die Presse des Binnenlandes, ein Feld, wo sie durch Aufklärung sehr viel Gutes stiften könnte, denn die Unwissenheit des deutschen Publikums auf dem Gebiete des Seewesens, namentlich des Kriegsschiffwesens, ist grenzenlos. Der gebildete Engländer und Amerikaner kennt die hervorragendsten Schiffe der Handels- und Kriegsmarine seines Landes, er kennt ihre Namen, ihre Größe und ihr Aussehen, er weiß etwas von ihrem Bau, ihrer Geschwindigkeit. Der Tag, an dem der neue Kreuzer „Columbia“ fast dreiundzwanzig Knoten bei der Probefahrt lief, wurde für ganz Amerika ein Freudentag. Wie anders bei uns! Viele Leute haben zwar eine theoretische Schwärmerei für die Marine, auch lesen sie mit Behagen in ihrer Zeitung, mit welcher „Schneide“ deutsche Geschwaderführer bei den chilenischen und brasilianischen Wirren aufgetreten sind, aber weiter reicht Interesse und Verständnis nicht. Es wäre sonst gar nicht möglich gewesen, daß der Reichstag die Reden Richters, in denen sich die krasseste Unkenntnis breit machte, so ruhig hätte anhören können, ja daß er sich sogar von ihnen hätte beeinflussen lassen. Zu bedauern ist der arme Admiral Hollmann; jedes Jahr muß er, „unter Larven die einzige fühlende Brust,“ den blühenden Unsinn anhören und mit Engelsgeduld sich immer wieder an die Sisyphusarbeit machen, ihn zu widerlegen!

Und wie dringend bedarf unsre Flotte einer ausreichenden Anzahl tüchtiger

Kreuzer! Ihr liegt die schwierige Aufgabe ob, im Kriege unsern ausgedehnten Handel möglichst wirksam zu schützen. Die deutsche Kauffahrteiflotte übertrifft an Größe die aller andern europäischen Staaten, England allein ausgenommen, und dabei ist Tonnengehalt und Wert ihrer Fahrzeuge von Jahr zu Jahr im Steigen begriffen. Es handelt sich aber noch um mehr, als um den Schutz kostbaren nationalen Eigentums. In dem nächsten Kriege wird uns die Kornzufuhr aus Rußland abgeschnitten sein. In welche Lage werden wir dann kommen, wenn uns auch die See durch feindliche Kreuzer gesperrt ist? Bei der zunehmenden Volksmenge ist ja Deutschland immer mehr auf überseeische Einfuhr angewiesen. Sie muß im Kriege durch die Flotte sicher gestellt werden, wenn wir nicht in schlimme Not geraten sollen. Über welche Kräfte hat aber unsre Marine zu verfügen, wenn diese schwere Aufgabe an sie herantritt?

Unsre Flottenliste weist gegenwärtig 17 Kreuzer auf; von diesen sind aber nur 4 für den Kreuzerkrieg, wie er sich im Zukunftskriege gestalten wird, geeignet. Die 7 neuen Kreuzer der Schwalben- und Bussardklasse sind dafür zu klein, zu schwach und zu wenig schnell. Es sind in ihrer Art ganz vortreffliche Schiffe, aber sie sind mehr dazu bestimmt, sich in Friedenszeiten nützlich zu machen; sie finden im Kolonialdienst Verwendung und sollen den wilden und halbwilden Völkerschaften der Südsee und Ostasiens gegenüber die deutschen Handelsinteressen schützen. Die 6 ältern Korvetten, die in Ermanglung besserer Schiffe als Kreuzer gebraucht werden müssen — darunter noch eine hölzerne! —, sind wegen ihres veralteten Baues für Kriegszwecke völlig unbrauchbar. Ein paar Angaben werden das auch dem Laien sofort verständlich machen. Von einem modernen Kreuzer verlangt man vor allem dreierlei: daß er große Maschinenstärke hat, daß seine vitalen Teile und die Bemannung möglichst gegen Granatfeuer geschützt sind, und daß er mit Schnellladekanonen ausgerüstet ist. Die beiden neuesten und vollkommensten unsrer Kreuzerkorvetten des ältern Typus, Alexandrine und Arkona, haben weder irgendwelche Schutzvorkehrungen, noch schnellfeuernde Artillerie, noch starke Maschinen. Bei 2370 Tonnen Wasserverdrängung haben sie Maschinen von 2400 Pferdekräften, d. h. die Zahl der Pferdekräfte entspricht etwa der Zahl der Tonnen ihres Raumgehalts. Die Gefion dagegen, auch ein Kreuzer dritter Klasse, aber einer von den vier modernen Schnellkreuzern unsrer Flotte, hat bei einer Größe von 3800 Tonnen Maschinen, die 9800 Pferdekräften entsprechen, d. h. die Maschinenkraft beträgt mehr als das $2\frac{1}{2}$fache der Tonnenzahl. Jeder sieht, wie gewaltig der Unterschied in der Geschwindigkeit zwischen der Gefion und jenen Schiffen des Arkonatypus sein muß. Selbstverständlich ist die Gefion außerdem durch Panzerdeck, Schutzschilde, geeignete Anordnung der Kohlenbunker und ein ausgedehntes Zellensystem möglichst gegen die Wirkung der Brisanzgeschosse geschützt und durchweg mit Schnellladegeschützen neuester Art bewaffnet. Alles das fehlt bei jenen sechs ältern Korvetten; Arkona und Alexandrine, die erst 1885 vom Stapel gelassen worden sind, sind noch die besten. Daß diese sechs Schiffe für den Kreuzer-

*) Gestützt auf diese beiden Schiffe hat jüngst Kapitän Hofmeier in Rio de Janeiro die deutschen Interessen mit großer Energie und gutem Erfolg geschützt. Zum Glück ist es nicht zu einem Kampfe mit dem aufständischen Geschwader gekommen, der Ausgang wäre nicht zweifelhaft gewesen. Trotz der unvergleichlich bessern Führung unsrer Schiffe und ihrer weit tüchtigern Bemannung wären sie unterlegen, ein Zufallstreffer des Aquidaban oder Tamandare hätte die völlig ungeschützten Fahrzeuge in den Grund gebohrt, während die revolutionären Schiffe durch ihren Panzerschutz für unsre Korvetten unverwundbar waren. Und solchen Schiffen vertraut man unsre brave Mannschaft an!

krieg unbrauchbar sind, leuchtet ein; sie taugen höchstens dazu, einen altersschwachen Kauffahrer einzuholen, sind aber feindlichen Kreuzern gegenüber, denen sie sich nicht einmal durch die Flucht entziehen können, fast wehrlos. Ziehen wir jene 7 kleinen und diese 6 veralteten Schiffe von der Zahl unsrer Kreuzer (17) ab, so bleiben 4 brauchbare übrig! Es sind das Kaiserin Augusta, Irene, Prinzeß Wilhelm und die eben beschriebne Gefion. Mit diesen 4 Fahrzeugen sollen wir unsre Kauffahrer gegen die Angriffe feindlicher Kreuzer schützen!

Sehen wir uns nun einmal die Kreuzerflotte andrer Staaten an. England lasse ich beiseite, denn man würde doch einwenden, daß ein Krieg mit dem befreundeten Lande unwahrscheinlich sei. Ich will nur erwähnen, daß England, als es kürzlich auf Grund des sogenannten Hamiltonprogramms seine Flotte mit einem Schlage um 70 Schiffe vermehrte, 29 Kreuzer zweiter Klasse (3400 bis 4360 Tonnen und 9000 Pferdekräfte) und 9 Kreuzer erster Klasse (7350 bis 7700 Tonnen und 12000 Pferdekräfte) auf einmal auf Stapel setzte. Dabei hatte es schon eine stattliche Flotte moderner Kreuzer; und jetzt ist es im Begriff, seine Kreuzerflotte abermals zu vermehren! Viel näher liegt uns ja die Rücksicht auf Frankreich. Nach dem vorjährigen Almanach für die österreichische Kriegsmarine zählte die französische Flotte 33 Kreuzer neuester Konstruktion, die teils fertig, teils im Bau begriffen waren. Unter diesen Schiffen sind 6 sogenannte Panzerkreuzer (die ganze Wasserlinie hat einen Seitenpanzer), 16 entsprechen an Größe und Stärke ungefähr unsern 4 Schnellkreuzern oder sie übertreffen sie bedeutend, 9 sind kleinere Kreuzer, aber unsern Kreuzern der Bussardklasse an Größe, Stärke und Schnelligkeit weit überlegen. Dazu hat Frankreich viele ältere Schiffe, die sich zum Kreuzerkrieg noch viel besser eignen, als unsre sechs veralteten Korvetten. Trotzdem ruht auf den französischen Werften die Bauthätigkeit nicht, rastlos wird die Flotte vermehrt, jedes Jahr werden neue Kreuzer aufgelegt. Was sollen nun in einem Kriege unsre vier Schiffe gegen solche erdrückende Übermacht ausrichten!

Herr Richter verteidigt sich gegen den Vorwurf, vertraulich gemachte Mitteilungen ausgeplaudert zu haben, damit, daß er sagt, solche Angaben über Einzelheiten heimischer und fremder Kriegsschiffe fänden sich in jedem statistischen Kalender. Nun, wenn Herr Richter, wie man aus diesen Worten schließen muß, einen Blick in einen solchen Kalender geworfen hat, so erscheint es geradezu unbegreiflich, daß ihm die Unzulänglichkeit unsers Flottenmaterials gegenüber dem der Marinen andrer Staaten entgangen ist. Da wir nicht glauben, daß er mala fide gegen den Bau der Kriegsschiffe gesprochen hat, so bleibt nur die Annahme übrig, daß ihn eine merkwürdige Verbohrtheit verhindert hat, in diesem Falle klar zu sehen. Bezeichnend für seine Hilflosigkeit in dieser Frage sind auch die Worte: „Wir erkennen hier wieder die Spur subjektiver Vorliebe für die Marine, der überall entgegenzutreten wir uns für verpflichtet halten.“ Bei dem Mangel an Urteilsfähigkeit, der ihn in den Dingen, die die Marine angehen, auszeichnet, sieht er in den Forderungen der Marineverwaltung lediglich den Ausfluß einer persönlichen Liebhaberei des Kaisers! Natürlich Grund genug für ihn, die Forderungen aufs äußerste zu bekämpfen.

Wir wollen uns nicht der mühsamen und langwierigen Aufgabe unterziehen, Richters Reden hier im einzelnen durchzunehmen, denn soviel Sätze, soviel Verkehrtheiten. Nur einen Punkt greifen wir noch heraus, um zu zeigen, wie Richter als Marineautorität nicht bloß auf den Fachmann, sondern auf jeden mit gesundem Menschenverstand begabten Laien erheiternd wirken kann. Der Volkstribun kann es nicht begreifen, daß ein Ersatzbau größer und teurer sein soll als das zu ersetzende

Schiff. Das alte Panzerschiff Preußen war 6700 Tonnen groß und hatte über 5000 Pferdekräfte, jetzt soll es durch ein Panzerschiff von 10000 Tonnen und 8000 Pferdekräften ersetzt werden, das natürlich kostspieliger ist als das alte Schiff. Daß aber ein modernes Schlachtschiff wesentlich von einem ältern verschieden ist, das ist doch selbstverständlich. Infolge der viel schwerern und leistungsfähigern Geschütze, die man jetzt anfertigt, hat die Dicke und die Güte des Materials bei den Schiffspanzern erhöht werden müssen, die vermehrten Ansprüche an die Geschwindigkeit verlangen stärkere Maschinen. Um das beträchtlich gesteigerte Gewicht der Ausrüstung, des Panzers und der Maschinen tragen zu können, muß das Deplacement der Schiffe natürlich beträchtlich vermehrt werden. Auch aus andern Gründen sind die Schiffe jetzt teurer. Früher baute man aus Eisen, jetzt aus Stahl; namentlich die neuen Nickelstahlpanzer sind viel teurer als die früher angewendeten Platten aus Walzeisen. Auch die Ausrüstung und andre Einrichtungen kosten jetzt verhältnismäßig viel mehr als früher. Vor zwanzig Jahren war die Preußen ein Schlachtschiff, das den feindlichen Panzern, denen es gleichwertig war, entgegengeführt werden konnte; heute brauchen wir Schiffe, die den modernen feindlichen Panzern gewachsen sind. Wollten wir in dem Ersatzbau einfach den Bau des veralteten Schiffes erneuern, so würden wir das Geld völlig nutzlos weggeworfen haben. Nun aber die Ersatz-Leipzig! „Weniger als je kann man hier von einem Ersatz eines alten Schiffes sprechen!“ ruft Herr Richter pathetisch aus. Dabei gilt von Ersatz-Leipzig dasselbe wie von Ersatz-Preußen, nur in verstärktem Maße. Sonst baute man aus Eisen, jetzt aus Stahl; früher waren die Kreuzer ungeschützt, jetzt werden sie mit einem Panzerdeck, womöglich auch mit Seitenpanzern versehen; früher baute man sie zu 14 Knoten Geschwindigkeit, jetzt verlangt man 20 Knoten. Früher bewegten sie sich beim Kreuzen hauptsächlich mit den Segeln fort, jetzt sind sie lediglich auf die Dampfkraft angewiesen; infolgedessen müssen die Kohlenbunker gewaltig vergrößert werden, damit das Schiff nicht gezwungen ist, aller paar Tage frisch aufzufüllen. Auch die Munitionskammern müssen bedeutend vergrößert werden, da die neuen Schnellladegeschütze kolossale Mengen von Munition verfeuern. Ist es ein Wunder, daß ein solches Schiff bedeutend größer ist, als ein großer Kreuzer der frühern Zeit? Ein Kreuzer erster Klasse von heute ist von einem Kreuzer erster Klasse aus der Zeit, in die der Bau der Leipzig fällt, in noch höherm Grade verschieden, als die Ersatz-Preußen von der Preußen. Daß er das zwei- bis dreifache des zu ersetzenden Schiffes kostet, das ist durchaus verständlich. Auch haben alle andern Staaten solche große Kreuzer. Die englische Flotte zählt ihrer 20, außerdem sind 2 riesige Kreuzer von je 14000 Tonnen im Bau. Frankreich, Rußland, die junge nordamerikanische Flotte haben solche Schiffe, sogar die spanische Marineverwaltung baut deren 8 von 7000 bis 9000 Tonnen Gehalt und 13000 bis 15000 Pferdekräften! Man sollte meinen, die Notwendigkeit, solche Kreuzer für unsre Flotte zu schaffen, läge so klar vor Augen daß sich ihr das Verständnis eines Karlchen Mießnick nicht verschließen könnte. Aber Eugen Richter begreift es nicht.

Auch der Gedanke, daß man einmal mit einem stattlichen Schiffe dem Auslande imponiren müsse, ist durchaus nicht zu verwerfen, namentlich aus praktischen Gründen. Die ostasiatischen und südamerikanischen Regierungen würden gewiß nicht ihre Schiffbauten in neuerer Zeit lediglich englischen und französischen Werften übertragen, wenn sie nicht der Anblick so ehrwürdiger, altmodischer Gefäße, wie die Leipzig eins ist, zu dem Glauben verleitet hätte, daß in Deutschland die Entwicklung des Schiffbaus seit zwanzig Jahren still stehe.

Den Einwand, daß wir für eine stattliche Flotte nicht Geld genug besäßen, lassen wir natürlich nicht gelten. Ist Deutschland wirklich nicht imstande, die Kosten für seine Landesverteidigung — und dazu gehört auch der Schutz unsers schwimmenden Eigentums — aufzubringen, dann kann es als Großmacht einpacken. Auch der Streit, ob wir eine Offensiv- oder Defensivflotte brauchen, ob wir eine Seemacht ersten, zweiten oder dritten Ranges sein müssen, ist ein albernes Spiel mit Worten, denn kein Mensch kann diesen Begriff definiren. Unsre Marine soll imstande sein, die Küsten unter allen Umständen und den Handel möglichst wirksam zu schützen; in welcher Weise sie dann von gewissenhaften Distlern klassifizirt wird, kann ihr wohl gleichgiltig sein.

Möge uns ein gütiges Geschick bald Männer in den Reichstag senden, die etwas von seemännischen Dingen wissen und auch darüber zu reden verstehen, damit unsre Volksvertreter nicht mehr Gefahr laufen, von dreisten Schwätzern beeinflußt zu werden, die von dem Bau eines modernen Kriegsschiffs ungefähr soviel wissen wie eine Kuh von der Doppelwährung.

Litteratur

König Friedrich der Große. Von R. Koser. 1. Band. Stuttgart, Cotta, 1893

Die rege Thätigkeit, die seit Jahren in der Benutzung des preußischen Staatsarchivs in Berlin herrscht, findet in diesem Werke durch einen der hervorragendsten Mitarbeiter einen ersten bedeutenden Abschluß, und zwar einen solchen, der in erfreulichster Weise das Streben erkennen läßt, die Ergebnisse mühsamer Einzelforschung in einer für weitere Leserkreise berechneten, abgerundeten und lebensvollen Darstellung zusammenzufassen. So tief sie wissenschaftlich begründet ist, so tritt doch der wissenschaftliche Apparat nur in kurzen Quellen- und Litteraturnachweisen am Schluß des Bandes hervor. In diesem ersten Bande führt der Verfasser die Darstellung vom Regierungsantritt des Königs, 1740, bis zum Ausbruch des siebenjährigen Krieges, 1756, indem er die Jugendzeit Friedrichs ausschließt, da er diese schon in seinem trefflichen Buche „Friedrich der Große als Kronprinz" behandelt hat, und teilt diesen reichen Stoff in fünf Bücher (1. Vor dem Kampfe. 2. Der erste schlesische Krieg. 3. Ursprung und Verlauf des zweiten schlesischen Krieges. 4. Friedenswerke. 5. Ausgang der Friedenszeit). Es wechseln also beständig diplomatische Verhandlungen, kriegerische Ereignisse und friedliche Verwaltungsarbeit mit einander ab, wie es eben der natürliche Zusammenhang fordert. Überall steht die mächtige Persönlichkeit des Königs im Vordergrunde, ohne daß doch die Darstellung jemals zu einer bloßen Biographie würde: wir sehen ihn an der Arbeit im Kabinet und auf dem Schlachtfelde, als Staatsmann und Volkswirt, als Organisator und als Feldherrn, als Philosophen, Dichter und Journalisten, im Kreise seiner Offiziere und in Gesellschaft seiner französischen Schöngeister, und wir sehen ihm zuweilen auch ins Herz; kurz er tritt uns in all der unendlichen Vielseitigkeit seines Wesens und seiner Thätigkeit entgegen und zugleich menschlich nahe. Wir begreifen ihn daher auch da, wo wir nicht mit ihm sym-

pathisiren. Auch sonst betont der Verfasser überall das Persönliche; lebendig erscheinen die Menschen, mit denen Friedrich zu thun hatte, vor unsern Augen; nicht unpersönliche Kräfte und Ideen machen die Geschichte, sondern Menschen von Fleisch und Blut. Wir sehen darin einen der Hauptvorzüge des Werkes. Die diplomatischen Verhandlungen und die kriegerischen Ereignisse sind nicht nur eingehend dargestellt, ohne doch mit unwichtigen Einzelheiten überladen zu sein, wie häufig bei Droysen, sondern auch oft mit jener dramatischen Lebendigkeit und malerischen Anschaulichkeit geschildert, die dergleichen Dinge für den Laien erst genießbar machen. Die Friedensthätigkeit wird nicht minder eingehend gewürdigt, und zwar so, daß immer zunächst das Vorhandne, woran Friedrich anknüpfen mußte, zum Ausgangspunkte genommen wird. Das Urteil ist, bei aller Sympathie, die der Verfasser natürlich für seinen Helden hegt, so leidenschaftslos und abgeklärt, wie es heute möglich ist, die Darstellung selbst hält sich völlig frei von jeder deklamatorischen Rhetorik, sie wird zwar oft einmal warm, aber sehr selten pathetisch, die Sprache gleitet in ruhigem Fluß und wohlgebauten, übersichtlichen Sätzen dahin und vermeidet jeden geschraubten Ausdruck. Alles das sind Vorzüge, die das Buch als eine hochwillkomme Bereicherung unsrer historischen Litteratur erscheinen lassen, denn sie hat an Werken, die gründliche wissenschaftliche Forschung mit lebendiger und übersichtlicher Darstellung verbinden, keinen Überfluß. Wir wollen nur wünschen, daß der Verfasser imstande sei, den mäßigen Umfang von zwei Bänden einzuhalten, nachdem er für das reichliche Drittel der Regierungszeit Friedrichs die Hälfte dieses Raumes gebraucht hat, damit seine Darstellung nicht schließlich, wie es so häufig vorkommt, die Grenzen überschreite, die ein auf nicht gelehrte Leserkreise berechnetes Werk derart einhalten muß.

Philologie und Schulreform. Festrede im Namen der Georg-Augusts-Universität in Göttingen gehalten am 1. Juni 1892 von U. von Wilamowitz-Möllendorf

Ein stolzes Bekenntnis eines von seiner Wissenschaft begeisterten Mannes! Was gehen Philologie (d. h. klassische Philologie) und Schulreform einander an? Antwort: nichts; denn die Philologie ist etwas zu Erhabnes und Umfassendes, als daß sie von Verwaltungsmaßregeln und den Bestimmungen staatlicher Behörden abhängen könnte. Wer an eine solche Abhängigkeit glaubt, der verwechselt wissenschaftlichen Unterricht mit der Abrichtung auf irgend einen Beruf, verwechselt allgemeine Bildung und Brotstudium. Was gehen die Philologen die Philologie an? Antwort: nichts; denn mag das von den Gymnasien gelieferte Studentenmaterial sein, wie es will, das Ziel der Philologie bleibt immer dasselbe. Zwar ist es wohl möglich, daß, wenn sich die Sprachkenntnisse der Abiturienten vermindern, auch der Universitätsunterricht von seiner bisherigen Höhe zunächst herabsteigen und einen mehr elementaren Charakter annehmen muß; ja es ist das schon jetzt notwendig, denn wenn wir ehrlich sein wollen, so muß aufgeräumt werden mit der Einbildung, als ob die Studenten noch die für die Universitätsreife erforderlichen Sprachkenntnisse besäßen. Aber schon das äußerliche Fachstudium in gewissen Berufsarten, z. B. das der Juristen oder das der Theologen, setzt ein bestimmtes Maß griechischer und lateinischer Kenntnisse voraus. Das Wesen der Philologie aber ist unabhängig von allen Zufälligkeiten. Was ist überhaupt Philologie? Die Frage nach dem Wesen der Philologie wird nicht durch eine logische, aprioristische Definition, sondern durch Darlegung ihres Inhalts beantwortet, und als solcher ergiebt sich: das lebendige Erfassen der hellenischen Kultur, wie sie, bei Homer beginnend und unter Alexander nach Osten sich aus-

breitend, später alle Völker des Mittelmeerbeckens umfaßt und durchdrungen hat und dann durch die Völkerwanderung zertrümmert worden ist. In diese Welt einzuführen, sodaß sich der junge Philolog am Schluß seiner Studienzeit auf diesem großen Gebiet selbständig zurecht finden kann, das geschichtliche Verständnis für alle einzelnen Erscheinungen dieser Kultur zu wecken, aber zugleich einen Überblick über ihre Gesamtentwicklung zu geben und das Bewußtsein der Einheit, Ganzheit und Unteilbarkeit dieser geistigen Bewegung lebendig zu erhalten, das ist die Aufgabe des philologischen Unterrichts an den Universitäten. Die volle Versenkung in dieses im höchsten Sinn wissenschaftliche Streben ist zugleich eine sittliche That. Also nicht von einer Summe von Einzelkenntnissen oder von den Zeugnissen einer Behörde ist die Entscheidung der Frage abhängig, ob jemand ein Philologe sei, sondern davon, ob er sich in seinem Innern das Zeugnis geben kann, seine Wissenschaft in solch hohem Sinn aufgefaßt zu haben.

Es wird dann noch im besondern nachgewiesen, daß die antike Kultur, auch auf dem Gebiete der Mathematik und der Naturwissenschaften, vieles geboten hat, was uns als Leistung modernster Entwicklung erscheint, und daß sie in ihrem Wesen und in ihren Lebensäußerungen auch heute noch fortwirkt (bei aller Anerkennung der Kraft und Vielgestaltigkeit der modernen Kulturformen). Das Altertum ist überhaupt nicht tot; wenn es einmal tot war oder dereinst wieder versinken sollte in Nichts, so ist die Philologie selbst schuld daran. Wenn es dieser wirklich nicht gelingt, in ihren Jüngern und in den Schülern andrer Berufsarten ein lebendiges Bewußtsein der Kraft und sieghaften Schönheit des Altertums zu erwecken, dann hat sie keine Daseinsberechtigung mehr, dann mögen die Toten ihre Toten begraben. Zum Glück ist dem nicht so. Zu derselben Zeit, wo in Deutschland unter dem Druck der sogenannten öffentlichen Meinung das Lateinische aus seiner beherrschenden Stellung verdrängt und das Griechische immer mehr beschränkt wird, mehren sich die Anzeichen, daß in unsern Nachbarländern, in England und Frankreich, in den Ostseeländern und Dänemark, ja im fernen Westen der Stern der klassischen Studien aufs neue emporsteigt.

Wir können uns mit diesen Ausführungen nur einverstanden erklären. Die Rede ist ein Beweis, daß auch in Deutschland die Philologie auf richtigem Wege ist, daß sie nicht mehr die alten Scheuklappen einseitiger Fachbildung aufhat, die die Form höher stellte als den Inhalt, die vor grammatischen und stilistischen Quisquilien den lebensvollen Geist vergaß, und die das Verständnis des Tacitus dem Schüler absprach, der nicht den Unterschied zwischen einem miles gregarius, legionarius und stipendiarius an der Schnur hersagen konnte. Freilich, wie weit zu jenem lebendigen Erfassen der Antike das formelle Sprachstudium notwendig sei, welche grammatischen und stilistischen Übungen unentbehrlich seien, und welche ausgeschieden werden können, bis zu welchem Grad der Vollkommenheit lateinische und griechische Kompositionsübungen getrieben werden müssen, um die Fähigkeit für die Exposition zu begründen und zu erhalten, über diese und ähnliche technische Einzelheiten giebt die Rede keine Auskunft, und sie will auch keine geben; über diese Fragen werden auch die Ansichten stets auseinandergehen.

Novalis. Eine biographische Charakteristik von Just Bing. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1893

Novalis oder Friedrich von Hardenberg, wie er eigentlich heißt, der tiefsinnigste Romantiker, liegt ganz und gar abseits von dem Wege, den die allgemeine geistige Bildung unsrer Tage zu nehmen pflegt. Seine Zeit wird aber noch kommen,

so sicher wie die Zeit kommen wird, wo die Lebensweisheit des alten Goethe die Grundlage deutscher Geistesbildung werden wird.

Die vorliegende Biographie und die sich anschließende Charakteristik sind flott und lebendig geschrieben, aber das fortwährende Präsens auch in der Erzählung bringt den Leser fast außer Atem, und die leichte Grazie, die der Verfasser offenbar erstrebt hat, stellt sich mehr als ein flüchtiger Naturburschenstil dar.*) Der Hauptwert in der Charakteristik liegt in der sachlich geordneten Zusammenstellung Hardenbergischer Gedanken, und das Buch soll willkommen sein, wenn es eine lebhaftere Beschäftigung mit diesen wach zu rufen vermag. Ersetzen kann sie sie nicht: ihre tiefern Wahrheiten hat der Verfasser gar nicht verstanden. So sagt er einmal kurz aburteilend von Hardenberg: „Die einzelnen Seelenvermögen, namentlich Verstand und Phantasie, weiß er nicht zu trennen.“ Umgekehrt: Just Bing weiß noch nicht, daß Phantasie und Verstand nur zwei Äußerungen des einen metaphorischen menschlichen Denkvermögens sind, die je nach dem Objekt abwechseln; mit der Phantasie bezwingt der Mensch geistige Rätsel, mit dem Verstand körperliche. Ein andermal wundert sich der Verfasser über Hardenbergs „Persönlichkeitsbewußtsein, das aus sich die Natur schaffen will, und die Natur zum Ausdruck des Geistes macht“; er ahnt nicht, daß das allerdings die letzte Aufgabe oder höchste Thätigkeit des Menschen ist, er weiß auch nichts davon, daß es schon Goethe als solche bezeichnet hat. Er findet Hardenbergs „Idee, daß es im Tode ein höheres Leben giebt,“ bei Zacharias Werner in krankhafter Gestalt wieder; er ahnt wiederum nicht, daß sie, aus einer Grundanschauung heraus, die der Novalisschen viel näher steht als der fatalistische Werner, eben wieder schon von Goethe ausgesprochen worden ist, er scheint auch selber von dieser Idee wenig zu halten. Er rümpft seine philiströse Nase über kühne Bilder, über tiefe poetische Vorstellungen und meint, ein „ästhetisch gebildeter Mensch“ (wie er?) könne „derartige mystische Mittel nur als billig — und — schlecht (so!) bezeichnen.“ Daß gelehrte Männer, besonders Naturforscher, völlig von Novalis beherrscht worden sind und in seinen Äußerungen eine Stärkung gefunden haben, wie der fromme Christ in der Bibel, erklärt er sich als „die Wirkung seiner tiefsinnig und durch und durch dichterisch angelegten Persönlichkeit“; in der That beruht es darauf, daß Novalis wie kein andrer nach dem leuchtenden Zentrum vorgedrungen ist, aus dem Poesie, Philosophie und Religion als eine und dieselbe Urthätigkeit des Menschengeistes ausstrahlen.

Nach alledem kann es nicht Wunder nehmen, wenn der Verfasser am Schluß das große Wort gelassen ausspricht, es „würde dem deutschen Geistesleben damit schlecht gedient [gewesen!] sein, wenn Novalis sein Führer geworden wäre.“ Die Geistesgeschichte unsers Jahrhunderts scheint das zwar zu bestätigen — insofern die Geschichte an sich Recht giebt —, denn von einer Befruchtung durch Hardenbergische Gedanken ist so gut wie nichts zu spüren; diese Befruchtung muß und wird aber kommen. Wann wollen wir es endlich anerkennen: die aufsteigende Linie, die wir nach langem geistigen Sinken beginnen, wird am geradesten über Goethe und die edelsten Geister der Romantiker, über Schleiermacher und Novalis führen.

---

*) Der Verfasser erniedrigt sich oder vielmehr steht tief genug, zu Wendungen zu greifen wie „Seit mehr als einem Jahr auf der absoluten Einheit der Philosophie ins Jenseitige hinüberreitend“ (S. 36) und von dem „mystischen haut-goût“ der Hardenbergischen Fragmente zu reden (S. 165).

Deutsch Seegras. Ein Stück Reichsgeschichte. Von Batsch, Vizeadmiral. Berlin, Gebr. Paetel

Unter diesem wunderlichen Titel, der wohl die praktische Wertlosigkeit der hier geschilderten Dinge andeuten soll, verbirgt sich ein tüchtiges und interessantes Buch. Der Verfasser, besonders in Marinekreisen litterarisch längst als Vertreter einer energischen Kriegführung zur See bekannt, giebt hier, nach einigen einleitenden Kapiteln allgemeinern Inhalts, die die Bedeutung einer deutschen Kriegsflotte und die bescheidnen Anfänge der preußischen Marine vor 1848 beleuchten, zum erstenmale eine zusammenhängende, aktenmäßige Geschichte der „deutschen Flotte" von 1848 von ihren Anfängen bis zu ihrer traurigen Auflösung durch die schimpfliche Versteigerung am 1. Dezember 1852. Nirgends klarer als in dieser Leidensgeschichte spiegelt sich die ganze Verworrenheit und Unfertigkeit der deutschen Zustände in den Bewegungsjahren wieder, aber es wird ebenso deutlich, daß die wackern Männer, die damals die schwarzrotgoldne Flagge auf deutschen Kriegsschiffen hißten, vor allem Brommy und Duckwitz, unter den ungünstigsten Umständen ganz Bedeutendes geleistet haben, und Deutschland einen durchaus brauchbaren Kern an diesem Geschwader gehabt hätte, wenn nicht die geradezu schmachvolle Uneinigkeit und Selbstsucht deutscher Regierungen (namentlich Hannovers) die Weiterbildung verhindert hätte. Mit der eindringenden technischen Kenntnis des Seeoffiziers und dem nüchternen Urteil des Praktikers führt der Verfasser ein treues Bild dieser Dinge vor. Vom Gesichtspunkte der Marine aus sind von besonderm Interesse die Kapitel über die Schiffe der deutschen Flotte S. 158 ff. und über das einzige Seegefecht dieses Geschwaders (mit der dänischen Korvette „Valkyren") bei Helgoland am 4. Juni 1849, für den Politiker besonders lehrreich die Geschichte der Auflösung. Den einzigen Lichtpunkt dabei bildet die Erwerbung der beiden besten Schiffe, der schönen dänischen „Gefion" und des „Barbarossa" durch Preußen im April 1852, das durch sie die Grundlage zu einer Kriegsflotte gewann. Der Verfasser schreibt ein eckiges und unbeholfnes, aber doch eigentümliches und kräftiges Deutsch und hält mit seiner persönlichen Empfindung nicht zurück.

Quer durch die Geographie. Erlebnisse eines Radfahrers von C. Siegfried. Leipzig, A. G. Liebeskind, 1894

Die gesunde Romantik Eichendorffischer Wanderburschen mit ihrer Freude an der Freiheit und Schönheit der Natur und ihrer Liebe zu den kleinen, vollkommen ungeschichtlichen Gestalten und Szenen des alltäglichen Dorf- und Kleinstadtlebens durchduftet dieses Büchlein wie Wald- und Erdgeruch. Es führt uns in Lande, die die wenigsten durchwandert haben, durch Mecklenburg, Hannover, Hessen, und weckt doch Heimatsgefühle, denn wir haben das alles, von den Lerchen in der Luft bis zu den Misthaufen zu beiden Seiten der Dorfstraße, schon gesehen und empfunden. Das „Rad" macht keinen Unterschied. Das Büchlein ist uns so erfreulich, weil es uns in die glücklichsten Wanderstimmungen zurückversetzt. Vorzüglich ist das Zufällige, Spielende, Willkürliche des Erlebens und der Beobachtung, in dem ein so großer Reiz beim Wandern liegt, im Fluge wiedergegeben. Wir haben in der Katerstimmung über unser Großstadtleben und unser fortgeschrittnes Großthun und Großsprechen manchmal mit stiller Sehnsucht einen Band von Jean Paul zur Hand genommen, um uns an der glücklichen Armut der oberfränkischen Kleinstädter von vor hundert Jahren zu erholen. In diesem Büchlein tröpfelt eine Quelle, die mit

den tiefen Wassern Jean Paulschen Humors irgendwo unterirdisch zusammenhängt und daher auch etwas von deren Heilkräften hat.

Schwarzes Bret

Durch einen Erlaß vom 14. Februar dieses Jahres ist den Vorstehern der preußischen Universitätsbibliotheken der Titel „Direktor," den bisherigen Kustoden der Titel „Bibliothekar" verliehen worden, wobei aber die ältern dieser Bibliothekare — bis zu zwei Dritteln der Gesamtzahl — den Titel „Oberbibliothekar" erhalten haben. Wir kondoliren den Vorstehern der Bibliotheken von Herzen zu dieser Verbesserung! Denn wenn sie dadurch auch endlich zu dem lange ersehnten „Hochwohlgeboren" gelangt und somit in ihrer sozialen Stellung wenigstens den Sekondeleutnants gleichgestellt sind, so ist es doch für viele von ihnen ein wirkliches Danaergeschenk, daß sie nun den Titel „Oberbibliothekar" an einen ältern Unterbeamten abgeben müssen. Man hat bei dieser Veränderung wohl die Rangordnung des Gymnasiums vor Augen gehabt, indem man dabei an die Direktoren, Oberlehrer und Lehrer dachte. Aber der Titel „Oberbibliothekar" scheint sich doch mit dem Titel „Oberlehrer" nicht ganz zu decken, denn der Oberbibliothekar dürfte wohl zur Bibliothek in einem andern Verhältnis stehen, als der Oberlehrer zur Schule. In richtiger Erkenntnis dieser Sachlage denkt man auch in Baiern, wo dieselben Titulaturen schon länger bestehen, daran, sie aufzuheben. Vielleicht wird man das auch in Preußen wieder thun, wenn neben dem Bedürfnis bürcaukratischer Uniformirung auch etwas Sprachgefühl wieder seinen Einzug in den preußischen Ministerien gehalten haben wird.

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 2. Vierteljahr ihres 53. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern.

Leipzig, im März 1894

Die Verlagshandlung

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

JAN 24 1894
LIBRARY

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang

Nr. 1

Ausgegeben am 4. Januar 1894

Inhalt:

	Seite
Neue Ziele, neue Wege. I. Die Grundlagen unsers Staates	1
Gedanken eines Grundbesitzers von 35 Ar und 49 Quadratmetern	15
Die bevorstehende Organisation des Handwerks	22
Goethes Lilienmärchen	31
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Die böhmische Frage — Französische Ansichten — Vom Reichstage — Die Spione — Bildungsschwindel — Meisenbach	41
Litteratur	49
Schwarzes Bret	55

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

An die Leser!

Mit diesem Hefte treten die Grenzboten in ihren 53. Jahrgang. Unsern langjährigen Freunden gegenüber bedarf es bei dieser Gelegenheit keiner neuen Darlegung unsers Standpunktes und unsrer Ziele; sie bleiben uns treu, denn sie kennen uns. Wem aber diese grünen Hefte heute zum erstenmale unter die Augen kommen sollten, den bitten wir um ruhige und ernste Prüfung, und wenn ihm dabei dies und jenes zusagt, um Aufnahme der Grenzboten in den Kreis seiner regelmäßigen Lektüre; wir sind sicher, daß er sie bald liebgewinnen und nicht wieder fallen lassen wird.

Die Grenzboten sind kein Parteiblatt. Wer sie nur aus den Aufsätzen der Tagespresse kennt, muß sie bald für konservativ, bald für liberal, bald für regierungsfreundlich, bald für oppositionell, bald für sozialistisch, bald für antisemitisch halten. Wer sie regelmäßig liest, wird bald sehen, das sie nichts von alledem oder alles zugleich sind, weil es ihnen immer und überall nur um die Sache und um die Wahrheit zu thun ist. Im Vordergrunde ihres Interesses stehen die größten und schwierigsten Aufgaben unsers Volkes und unsrer Zeit: die sozialen und die wirtschaftlichen Aufgaben; über sie Aufklärung zu verbreiten und damit zu ihrer Lösung beizutragen, sind die Grenzboten seit Jahren bemüht gewesen und werden sie auch in Zukunft für eine ihrer Hauptaufgaben betrachten. Aber auch auf allen andern Gebieten, die sie in den Kreis ihrer Betrachtung ziehen, stehen sie allem Parteitreiben, allem Cliquenwesen, allen Schulmeinungen fern; sie haben auf niemand Rücksicht zu nehmen, sie haben nach allen Seiten hin freie Hand, und so ist es ihnen unverwehrt, auch hier die Sache jederzeit über alles andre zu stellen. Auch hier ist ihr einziges Ziel, der Wahrheit gegen den Schein, der Vernunft gegen die Unvernunft, der echten Größe gegen die aufdringlichen Tagesgötzen, dem guten Geschmack gegen die Narrheiten der Mode zum Siege zu verhelfen. Dies Ziel zu verfolgen, dazu brauchen sie keine „klangvollen“ Namen — die meisten Grenzbotenaufsätze erscheinen ohne Namen —, willkommen ist ihnen jeder, der etwas Rechtes, Tüchtiges und Ersprießliches zu sagen hat. Daß es für jedermann auch klar und verständlich gesagt werde und in einer Form, die auch als Form erfreut, dafür bürgt die Gewissenhaftigkeit der Redaktion.

Die Verlagshandlung ist gern bereit, das vorliegende erste Heft an Adressen, die ihr aufgegeben werden, als Probeheft zu versenden.

Leipzig, Neujahr 1894

Die Verlagshandlung und die Redaktion der Grenzboten

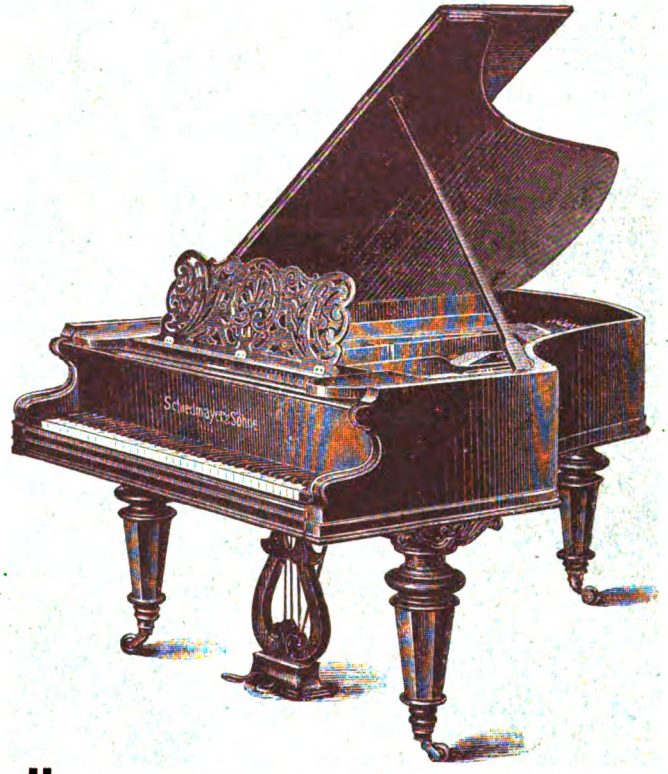
SCHIEDMAYER & SOEHNE

Hof-Pianoforte-Fabrik

Älteste und Stamm-Firma.
Gegründet 1781.

STUTTGART
Kontor und Magazin:
Neckarstrasse 14 u. 16.

BERLIN SW. 48
Kontor und Magazin:
Friedrichstrasse 235, I.
(Chamisso-Haus.)



FLÜGEL · PIANINOS

Sechs Ehrendiplome
Neunzehn höchste Preismedaillen a. d. ersten intern. Ausstellungen.

Neueste Konstruktion. — Künstlerische Ausführung. — Grösste Dauerhaftigkeit.

Firma bitten genau zu beachten!

Griechische Weine Marke „Menzer"

hervorragend beliebt wegen ihrer anerkannt vorzügl. Güte u. Preiswürdigkeit

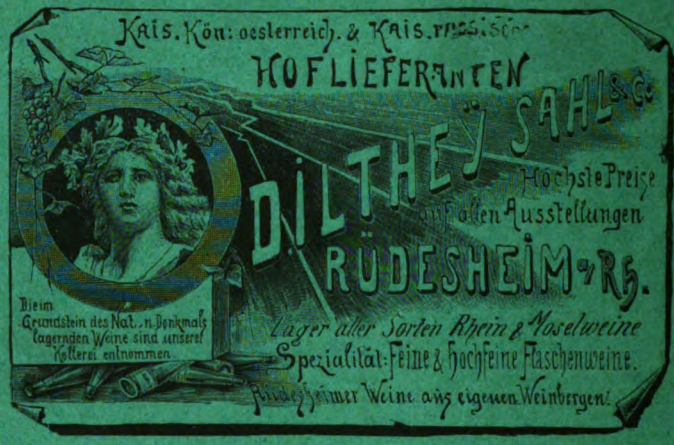
Probekisten von **je 12 grossen Flaschen**, herb, süss oder claret:

Marke	A	B	C	D	F	G
	18 M.	18 M. 60 Pf.	20 M. 40 Pf.	19 M.	12 M.	12 M.

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pf. das Liter an. Rote deutsche Tischweine von 100 Pf. das Liter an

Bitte verlangen Sie die ausführliche **Preisliste** von ***J. F. Menzer, Neckargemünd***

Ritter des Königl. Griechischen Erlöser-Ordens



J. A. Krass,

Hotel- und Weingutsbesitzer in **Rüdesheim a/Rh.**

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine;

prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Grösstes und ältestes Conserven-Versand-Geschäft!

Gustav Markendorf, Leipzig

versendet **an Private** nach allen Gegenden: **In- und ausländische Conserven**

sowie alle Specialitäten für Tafel und feine Küche in den bekannten nur besten Qualitäten zu billigsten Preisen und zwar

Für den Frühstücks- und Mittagstisch. — Für den Theetisch. — Für Bowlen. — Für Jagd und Manöver. — Für Reise- und Landaufenthalt.

Preiscourant gratis und franco!

Zu Festgeschenken

empfehle die so sehr beliebten, höchst eleg. ausgestatteten: **„Frühstückskörbchen"** Dieselben haben sich schon längst allgemeine Beliebtheit bei einem grossen Publikum erworben und eignen sich, wie selten Etwas, als praktisches und gern gesehenes **Gelegenheits-Geschenk!**

Die Zusammenstellung des Inhalts geschieht unter Zugrundelegung meines Preiscourantes, nach den speciellen Wünschen meiner geehrten Auftraggeber, oder auch bei Angabe des Preises nach mir gütigst zu überlassender Wahl.

Preise für einfache und feinste Arrangements: von 6—30 M und darüber.

Sorgfältigste Verpackung garantirt. Briefe und Telegramme

Gustav Markendorf, Leipzig.

Geschäftsprinzip der Firma Gustav Markendorf: **„Streng reellste Bedienung bei soliden Preisen."**

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark.

Die Grenzboten

CORNELL UNIVERSITY
JAN 31 18
LIBRARY.

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang

Nr. 2

Ausgegeben am 11. Januar 1894

Inhalt:

	Seite
Schäffle über die orientalische Frage	57
Die ethische Bewegung	61
Der Tierschutz. I. Einleitung und Geschichte	69
Ein deutscher Dichter der Reformationszeit. Von Adolf Stern	82
Die Büreaukratie in Preußen	91
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Fürst Bismarck und Graf Arnim-Schlagenthin — Handwerk und Ackerbürgertum — Familie und Gesellschaft in der materialistischen Wissenschaft — Zum philologischen Studium — Gewerbegerichte — Der Schillerpreis — Meisenbach überall	97
Litteratur	106

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Geschichtsphilosophische Gedanken

Ein Leitfaden durch die Widersprüche des Lebens

von

Carl Jentsch

Preis in Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfennig
in Halbfranzband 6 Mark

Weder Kommunismus noch Kapitalismus

Ein Vorschlag zur Lösung der europäischen Frage

von

Carl Jentsch

In Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfg.

Schlaraffia politica

Geschichte der Dichtungen vom besten Staate

Preis broschirt 2 Mark, gebunden 3 Mark

Der Himmel auf Erden

in den Jahren

1902 bis 1912

Eine sozialpolitische Novelle von **Emil Gregorovius**

Preis broschirt 1 Mark, gebunden 1,50 Mark

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

gezeichnet von

Fritz Anders

Preis gebunden 3 Mark 60 Pfennig

Aus dänischer Zeit

Bilder und Skizzen

von

Charlotte Niese

Preis zierlich gebunden 3 Mark

Bilder aus dem Universitätsleben

von

einem Grenzboten

Preis broschirt 2 Mk., gebunden 3 Mk.

Zierliche Ausstattung

Feldpostbriefe

eines vermißten ehemaligen Afraners

aus dem Kriege 1870

Herausgegeben von seinem Bruder

Lic. theol. G. Türk

Professor an der Fürsten- und Landesschule St. Afra in Meißen

Preis broschirt 1 Mark 50 Pfennig

Griechische Weine.

Gegründet 1. Mai 1840.

Probekisten griechischer Weine

von 12 grossen Flaschen:

Marke **A.** in 2 Sorten, Claret und süss . . **M. 18.—**
Marke **B.** in 2 Sorten, Claret und süss . . „ **18.60**
Marke **C.** in 4 Sorten, Claret und süss . . „ **20.40**
Marke **D.** in 12 Sorten, herb, Claret u. süss „ **19.—**
Marke **F.** in 2 Sorten, herb und süss . . . „ **12.—**
Marke **G.** in 3 Sorten, herb und süss . . . „ **12.—**

Deutsche u. französische Weine in reicher Auswahl.

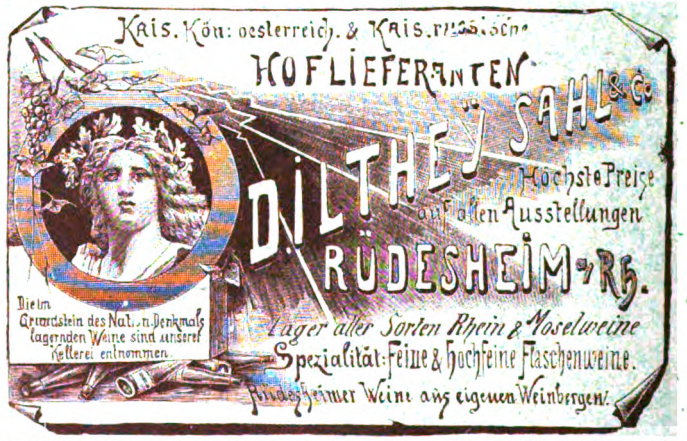
Probekiste deutscher Weine von 20 grossen Flaschen:

Marke **E.** in 4 Sorten, weiss und rot . . . . . M. **20.—**

Im Fass (nicht unter 20 Liter):

Weisse deutsche Tischweine von **50** Pf. das Liter an.
Rote deutsche Tischweine von **100** Pf. das Liter an.

Ich bitte meine ausführliche Preisliste zu verlangen!



Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Drei Monate Fabrikarbeiter
und Handwerksbursche

Eine praktische Studie
von
Paul Göhre
Kandidaten der Theologie, Generalsekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses in Berlin

Preis broschirt 2 Mark, in Leinwand gebunden 3 Mark

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer
in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eigenen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang

Nr. 3

Ausgegeben am 18. Januar 1894

CORNELL UNIVERSITY FEB 7 189 LIBRARY

Inhalt:

	Seite
Die Maßregeln gegen die Anarchisten	113
Die Leistungsfähigkeit bei der Einkommensteuer. Von Heinrich Freiherrn von Zedlitz	115
Der Tierschutz. (Schluß)	125
Die Weltanschauung der Romantik und Friedrich Hebbel. Von J. Collin	141
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Zur Landwirtschaftslehre — Juristendeutsch — Herr Carl Bleibtreu als Abschreiber — Mißstände an der Breslauer Universität	152
Litteratur	156
Schwarzes Bret	158

Hierzu eine litterarische Beilage von C. L. Hirschfeld in Leipzig

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters

Von **Johannes Janssen**

Siebenter Band: Schulen und Universitäten. Wissenschaft und Bildung bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges. Ergänzt und herausgegeben von L. Pastor. Erste bis zwölfte Auflage. Gr. 8°. (XLVIII u. 660 S.) Mk. 6; geb. in Leinwand mit Deckenpressung Mk. 7.20; in feinem Halbfranzband Mk. 8.

Der ebenfalls von Johannes Janssen hinterlassene **achte Band,** ergänzt und herausgegeben von Professor L. Pastor, wird die Darstellung der „Kulturzustände des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges" zum Abschluß bringen; derselbe behandelt die volkswirtschaftlichen, gesellschaftlichen und religiös-sittlichen Zustände, sowie das Hexenwesen und die Hexenprozesse und **wird zu Ostern 1894 erscheinen.**

Leopold von Rankes

Leben und Werke

von

Eugen Guglia

Preis broschirt 4 Mark 50 Pfennig

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Briefe

von

Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking

Herausgegeben von

Theo Schücking

Preis broschirt 4 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Atlantis

und das Volk der Atlanten

Ein Beitrag zur 400jährigen Festfeier der Entdeckung Amerikas

von

A. F. R. Knötel

Preis 4,50 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Griechische Weine Marke **„Menzer“**

hervorragend beliebt wegen ihrer anerkannt vorzügl. Güte u. Preiswürdigkeit

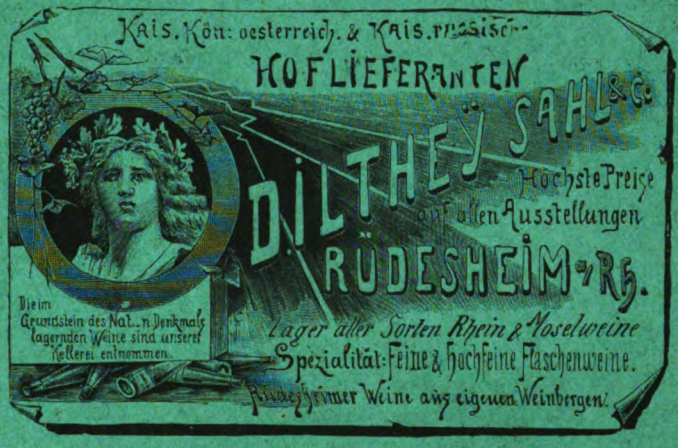
Probekisten von **je 12 grossen Flaschen**, herb, süss oder claret:

Marke	A	B	C	D	F	G
	18 M.	18 M. 60 Pf.	20 M. 40 Pf.	19 M.	12 M.	12 M.

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pf. das Liter an. Rote deutsche Tischweine von 100 Pf. das Liter an

Bitte verlangen Sie die ausführliche **Preisliste** von ***J. F. Menzer, Neckargemünd***

Ritter des Königl. Griechischen Erlöser-Ordens



Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Drei Monate Fabrikarbeiter

und Handwerksbursche

Eine praktische Studie

von

Paul Göhre

Kandidaten der Theologie, Generalsekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses in Berlin

Preis broschirt 2 Mark, in Leinwand gebunden 3 Mark.

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer

in **Rüdesheim a/Rh.**

empfiehlt seine aus eigenen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Grösstes und ältestes Conserven-Versand-Geschäft

Gegründet 1870 von *Gegründet 1870*

Gustav Markendorf, Leipzig

versendet direkt an **Private** nach allen Gegenden:

In- und ausländische Conserven

aller Art, sowie viele

Specialitäten für Tafel und feine Küche,

als auch

diätetische Nahrungsmittel für Reconvalescenten

in anerkannt **nur besten Qualitäten**

— Ausführliche Preisliste gratis und franko! —

Briefe und Telegramme: Gustav Markendorf, Leipzig

Alle Sendungen werden promptest effektuirt und zwar in Höhe von **20 Mark** an innerhalb Deutschlands emballage- und portofrei

SCHIEDMAYER & SOEHNE

Hof-Pianoforte-Fabrik

Älteste und Stamm-Firma.
Gegründet 1781.

STUTTGART
Kontor und Magazin:
Neckarstrasse 14 u. 16.

BERLIN SW. 48
Kontor und Magazin:
Friedrichstrasse 235, I.
(Chamisso-Haus.)

FLÜGEL · PIANINOS

Sechs Ehrendiplome
Neunzehn höchste Preismedaillen a. d. ersten intern. Ausstellungen.

Neueste Konstruktion. — Künstlerische Ausführung. — Grösste Dauerhaftigkeit.

Firma bitten genau zu beachten!

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark.

Die Grenzboten

COLUMBIA UNIVERSITY
FEB 14 1894

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang

Nr. 4

Ausgegeben am 25. Januar 1894

Inhalt: Seite

Das Ministerium Windischgrätz und die Parteien in Österreich 161
Neue Ziele, neue Wege. 2. Die Selbsttäuschung der Herrschenden 168
Das evangelische Deutschtum in Palästina . . . 181
Ein deutscher Dichter der Reformationszeit. Von Adolf Stern. (Schluß) 187
Schwarmgeister im Buchhandel 198
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Vom Weltkern — Die Touristenvereine — Die Skandalpresse 205
Litteratur 211

Fr. Vilh. Grunow
Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

gezeichnet von

Fritz Anders

Preis gebunden 3 Mark 60 Pfennig

Aus dänischer Zeit

Bilder und Skizzen

von

Charlotte Niese

Preis zierlich gebunden 3 Mark

Bilder aus dem Universitätsleben

von

einem Grenzboten

Preis broschirt 2 Mark, gebunden 3 Mark

Zierliche Ausstattung

Allerhand Sprachdummheiten

Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen

Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen

von

Dr. Gustav Wustmann

Stadtbibliothekar und Direktor des Ratsarchivs in Leipzig

Preis gebunden 2 Mark

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Geschichtsphilosophische Gedanken

Ein Leitfaden durch die Widersprüche des Lebens

von

Carl Jentsch

Preis in Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfennig
in Halbfranzband 6 Mark

Weder Kommunismus noch Kapitalismus

Ein Vorschlag zur Lösung der europäischen Frage

von

Carl Jentsch

In Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfg.

Schlaraffia politica

Geschichte der Dichtungen vom besten Staate

Preis broschirt 2 Mark, gebunden 3 Mark

Der Himmel auf Erden

in den Jahren

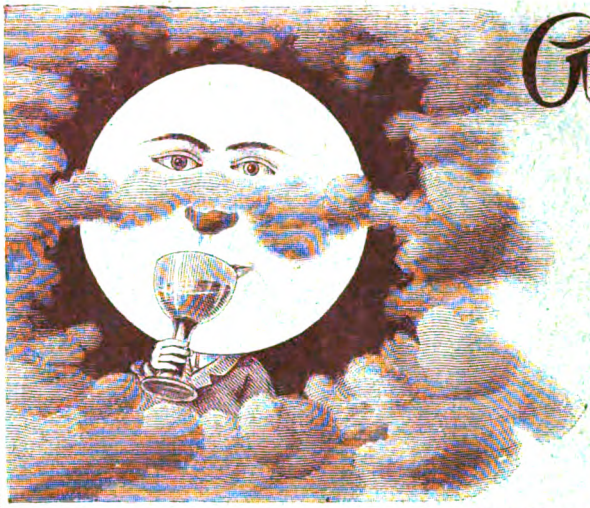
1902 bis 1912

Eine sozialpolitische Novelle von **Emil Gregorovius**

Preis broschirt 1 Mark, gebunden 1,50 Mark

J. F. MENZER, Neckargemünd

Ritter des Königl. Griechischen Erlöserordens.



Griechische Weine

Gegründet 1. Mai 1840.

Probe-Kisten griechischer Weine
von 12 grossen Flaschen:

Marke **A.** in 2 Sorten,
Claret und süss . . . . . M. **18.—**
Marke **B.** in 2 Sorten,
Claret und süss . . . . . M. **18.60**
Marke **C.** in 4 Sorten,
Claret und süss . . . . . M. **20.40**
Marke **D.** in 12 Sorten,
herb, Claret und süss . . M. **19.—**
Marke **F.** in 2 Sorten,
herb und süss . . . . . M. **12.—**
Marke **G.** in 3 Sorten,
herb und süss . . . . . M. **12.—**

Deutsche und französische WEINE in reicher Auswahl.

Probe-Kiste deutscher Weine von 20 grossen Flaschen:

Marke **E.** in 4 Sorten, weiss und rot . . . . M. **20.—**

Im Fass (nicht unter 20 Liter):

Weisse deutsche Tischweine von **50** Pf. das Liter an.
Rote deutsche Tischweine von **100** Pf. das Liter an.

Ich bitte meine ausführliche Preisliste zu verlangen!

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Drei Monate Fabrikarbeiter
und Handwerksbursche

Eine praktische Studie
von
Paul Göhre
Kandidaten der Theologie, Generalsekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses in Berlin

Preis broschirt 2 Mark, in Leinwand gebunden 3 Mark

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer
in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark.

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang

Nr. 5

Ausgegeben am 1. Februar 1894

CORNELL UNIV
FEB 19 18
LIBRARY

Inhalt:

	Seite
Die Gerichte und die Justizverwaltungen	217
Neue Ziele, neue Wege. 3. Die Parteien	220
Das preußische Landrecht. Zu seinem hundertjährigen Bestehen. Von Ernst Kayser	232
Die Weltanschauung der Romantik und Friedrich Hebbel. Von J. Collin. (Schluß)	244
Die Versöhnung	258
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Regungen des Partikularismus — Zukunftsbilder — Zur Charakteristik Goethes als Politiker — Mittelschulen — Jüdische Moral und christlicher Staat	260
Litteratur	270
Schwarzes Bret	271

Fr. Vilh. Grunow
Leipzig

Bei einer Anzahl von Exemplaren unſers vierten Heftes ſind falſche Bogen eingeheftet worden. Der Verleger bittet die Empfänger ſolcher Hefte um möglichſt raſche Benachrichtigung, ſodaß er für Erſatz der Bogen ſorgen kann. Später könnte er nicht mehr dazu imſtande ſein.

Griechische Weine Marke „Menzer“

hervorragend beliebt wegen ihrer anerkannt vorzügl. Güte u. Preiswürdigkeit

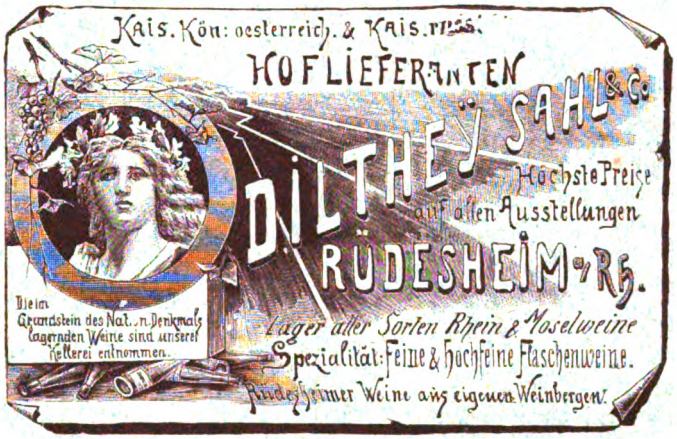
Probekisten von **je 12 grossen Flaschen,** herb, süss oder claret:

Marke	A	B	C	D	F	G
	18 M.	18 M. 60 Pf.	20 M. 40 Pf.	19 M.	12 M.	12 M.

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pf. das Liter an. Rote deutsche Tischweine von 100 Pf. das Liter an

Bitte verlangen Sie die ausführliche **Preisliste** von ***J. F. Menzer, Neckargemünd***

Ritter des Königl. Griechischen Erlöser-Ordens



Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Drei Monate Fabrikarbeiter

und Handwerksbursche

Eine praktische Studie

von

Paul Göhre

Kandidaten der Theologie, Generalsekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses in Berlin

Preis broschirt 2 Mark, in Leinwand gebunden 3 Mark

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Grösstes und ältestes Conserven-Versand-Geschäft!

Gustav Markendorf, Leipzig

versendet **an Private** nach allen Gegenden: **In- und ausländische Conserven**

sowie alle Specialitäten für Tafel und feine Küche in den **bekannten nur besten** Qualitäten zu billigsten Preisen und zwar

Für den Frühstücks- und Mittagstisch. — Für den Theetisch. — Für Bowlen. — Für Jagd und Manöver. — Für Reise- und Landaufenthalt.

Preiscourant gratis und franco!

Zu Festgeschenken

empfehle die so sehr beliebten, höchst eleg. ausgestatteten: **„Frühstückskörbchen“** Dieselben haben sich schon längst allgemeine Beliebtheit bei einem grossen Publikum erworben und eignen sich, wie selten Etwas, als praktisches und gern gesehenes **Gelegenheits-Geschenk!**

Die Zusammenstellung des Inhalts geschieht unter Zugrundelegung meines Preiscourantes, nach den speciellen Wünschen meiner geehrten Auftraggeber, oder auch bei Angabe des Preises nach mir gütigst zu überlassender Wahl.

Preise für einfache und feinste Arrangements: von 6—30 M und darüber.

Sorgfältigste Verpackung garantirt. Briefe und Telegramme

Gustav Markendorf, Leipzig.

Geschäftsprinzip der Firma Gustav Markendorf: „Streng reellste Bedienung bei soliden Preisen.“

SCHIEDMAYER & SOEHNE

Hof-Pianoforte-Fabrik

Alteste und Stamm-Firma.
Gegründet 1781.

STUTTGART
Kontor und Magazin:
Neckarstrasse 14 u. 16.

BERLIN SW. 48
Kontor und Magazin:
Friedrichstrasse 235, I.
(Chamisso-Haus.)

FLÜGEL * PIANINOS

Sechs Ehrendiplome
Neunzehn höchste Preismedaillen a. d. ersten intern. Ausstellungen.

Neueste Konstruktion. — Künstlerische Ausführung. — Grösste Dauerhaftigkeit.

Es wird gebeten die Firma genau zu beachten!

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark.

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang

Nr. 6

Ausgegeben am 8. Februar 1894

CORNELL UNIVERSITY
MAR 1 1894

Inhalt:

	Seite
Neue Ziele, neue Wege. 4. Die Wege zum großen Ziel	273
Das preußische Landrecht. Zu seinem hundertjährigen Bestehen. Von Ernst Kayser (Schluß)	284
Unser Apothekerwesen	296
Kotzebue	304
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Konservativ und liberal — Ein hervorragender Publizist — Polnischer Adel — Archemoros — Ein lustiges Buch	312
Litteratur	318
Schwarzes Bret	320

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Soeben ist erschienen:

Die Flüchtlinge

Eine Geschichte von der Landstraße

von

Wilh. Speck

Preis broschirt: 2 Mark

Leipzig — **Fr. Wilh. Grunow**

Soeben ist erschienen:

Schutz für unsre Seeleute!

Ein Aufruf an deutsche Menschenfreunde

von

Georg Wislicenus

Preis broschirt: 1 Mark

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Griechische Weine Marke „Menzer“

hervorragend beliebt wegen ihrer anerkannt vorzügl. Güte u. Preiswürdigkeit

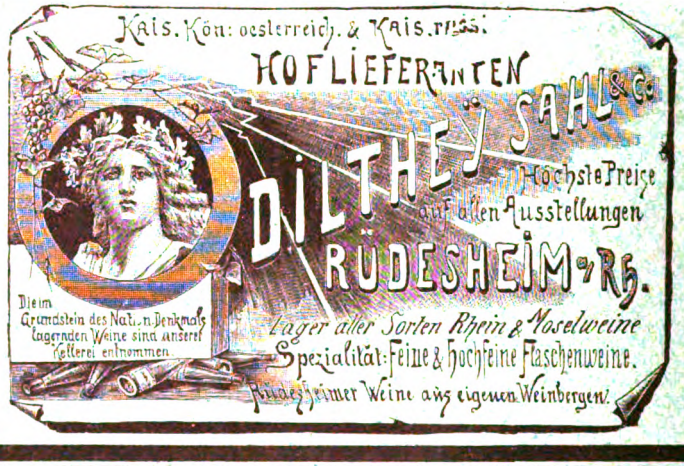
Probekisten von **je 12 grossen Flaschen**, herb, süss oder claret:

Marke	A	B	C	D	F	G
	18 M.	18 M. 60 Pf.	20 M. 40 Pf.	19 M.	12 M.	12 M.

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pf. das Liter an. Rote deutsche Tischweine von 100 Pf. das Liter an

Bitte verlangen Sie die ausführliche **Preisliste** von ***J. F. Menzer, Neckargemünd***

Ritter des Königl. Griechischen Erlöser-Ordens



J. A. Krass,

Hotel- und Weingutsbesitzer in **Rüdesheim a/Rh.**

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine;

prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Verlag von FERDINAND ENKE in Stuttgart

Ziegler, Prof. Dr. H. E., Die Naturwissenschaft

und die sozialdemokratische Theorie, ihr Verhältnis, dargelegt auf Grund der Werke von Darwin und Bebel. 8. 1894. geh. Preis 4 Mark.

Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche

Eine praktische Studie

von

Paul Göhre

Kandidaten der Theologie, Generalsekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses zu Berlin

Preis broschirt 2 Mark, in Leinwand gebunden 3 Mark

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark.

Die Grenzboten

CORNELL UNIVERSITY
MAR 7 1894
LIBRARY

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang

Nr. 7

Ausgegeben am 15. Februar 1894

Inhalt:

	Seite
Das Ergebnis der Börsenenquete. Von O. Bähr	321
Rußland in Persien	337
Verlorne Kräfte. Von Charles Fink	343
Georg Forster	354
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Mehr Schutz für unsre Seelenteil — Zur Irrengesetzgebung	363
Litteratur	367
Schwarzes Bret	368

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Geschichtsphilosophische Gedanken

Ein Leitfaden durch die Widersprüche des Lebens

von

Carl Jentsch

Preis in Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfennig
in Halbfranzband 6 Mark

Weder Kommunismus noch Kapitalismus

Ein Vorschlag zur Lösung der europäischen Frage

von

Carl Jentsch

In Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfg.

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

gezeichnet von

Fritz Anders

Preis gebunden 3 Mark 60 Pfennig

Aus dänischer Zeit

Bilder und Skizzen

von

Charlotte Niese

Preis zierlich gebunden 3 Mark

Feldpostbriefe

eines vermißten ehemaligen Afraners

aus dem Kriege 1870

Herausgegeben von seinem Bruder

Lic. theol. G. Türk

Professor an der Fürsten- und Landesschule St. Afra in Meißen

Preis broschirt 1 Mark 50 Pfennig

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Briefe

von

Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking

Herausgegeben von

Theo Schücking

Preis broschirt 4 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Aus unsern vier Wänden

von

Rudolf Reichenau

Zweite Auflage der Gesamtausgabe

Zierliche Ausgabe. 44 Bogen brosch. 4 Mk. 50 Pfg., schön in Leinwand geb. 5 Mk. 50 Pfg., in Atlas gebunden 11 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Griechische Weine Marke **„Menzer“**

hervorragend beliebt wegen ihrer anerkannt vorzügl. Güte u. Preiswürdigkeit

Probekisten von **je 12 grossen Flaschen**, herb, süss oder claret:

Marke	A	B	C	D	F	G
	18 M.	18 M. 60 Pf.	20 M. 40 Pf.	19 M.	12 M.	12 M.

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pf. das Liter an. Rote deutsche Tischweine von 100 Pf. das Liter an

Bitte verlangen Sie die ausführliche **Preisliste** von **J. F. Menzer, Neckargemünd**

Ritter des Königl. Griechischen Erlöser-Ordens

Grösstes und ältestes **Conserven**-Versand-Geschäft

Gegründet 1870 von *Gegründet 1870*

Gustav Markendorf, Leipzig

versendet direkt an **Private** nach allen Gegenden:

In- und ausländische Conserven

aller Art, sowie viele

Specialitäten für Tafel und feine Küche,

als auch

diätetische Nahrungsmittel für Reconvalescenten

in anerkannt **nur besten Qualitäten**

— Ausführliche Preisliste gratis und franko! —

Briefe und Telegramme: **Gustav Markendorf, Leipzig**

Alle Sendungen werden promptest effektuirt und zwar in Höhe von **20 Mark** an innerhalb Deutschlands emballage- und portofrei

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Drei Monate Fabrikarbeiter

und Handwerksbursche

Eine praktische Studie

von

Paul Göhre

Kandidaten der Theologie, Generalsekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses in Berlin

Preis broschirt 2 Mark, in Leinwand gebunden 3 Mark

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer

in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eigenen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt Wien und Philadelphia.

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark.

Die Grenzboten

CORNELL UNIVERSITY
MAR 13 18
LIBRARY.

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang

Nr. 8

Ausgegeben am 22. Februar 1894

Inhalt:

	Seite
Die Landarbeiterfrage in Mecklenburg	369
Die Medizinalverfassung in Preußen	375
Die Sklaverei bei den antiken Dichtern. I	384
Herr von Müller und ein Hohenzollerndrama	396
Die deutsche Rechtspartei	404
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Das neue Erbrecht — Zur Universitätslaufbahn — Reklame oder mehr? — Englische Verschämtheit — Berichtigung	410
Litteratur	413

Hierzu je 1 litterarische Beilage von Reuther & Reichard in Berlin und Otto Wigand in Leipzig

Fr. Vilh. Grunow
Leipzig

Hervorragende Neuigkeiten

C. G. Büttner, Lieder und Geschichten der Suaheli. 4 M.

„Die Lieder und Geschichten der Suaheli gehören zu jenen seltenen Büchern, die man nicht eher wieder aus der Hand legen möchte, als bis man sie völlig in sich aufgenommen hat.“ (Kreuz-Zeitung.) — „Mit diesem Buche tritt die Afrikalitteratur in eine neue Epoche.“ (Globus.)

Wilhelm Jensen, Holzwegtraum. Ein Sommernachtsgedicht. Zweite, durchgesehene Auflage. 2 M. Gebunden mit Goldschnitt 3 M.

„Diese reizende Dichtung vollendeter Romantik empfehlen wir aufs wärmste.“ (Litterarischer Jahresbericht.) — „Es ist wunderbar, dass diese entzückende Dichtung erst in zweiter Auflage vorliegt.“ (Didaskalia.)

Rudolf Steiner, Die Philosophie der Freiheit. Grundzüge einer modernen Weltanschauung. 4 M.

„Klar und wahr! möchte ich dem Buche aufs Titelblatt schreiben, klar, bündig und frei von aller Tüftelei ist die Darstellung, wahr und gesund der Standpunkt des Verfassers. . . . Nur auf solcher Weltanschauung kann die arg bedrohte persönliche und menschliche Freiheit naturgemässe Anerkennung finden, das echte Recht des Individuums einen gesunden Kollektivismus schaffen. Der Verfasser hat sein Werk gerade zur rechten Zeit geschrieben, möge es die weiteste Verbreitung finden.“ (Deutsche Worte.) — Das Buch ist von den hervorragendsten Zeitschriften in spaltenlangen Artikeln gewürdigt und als eine der allerbedeutendsten Erscheinungen der Gegenwart empfohlen worden.

Veit Valentin, Goethes Faustdichtung in ihrer künstlerischen Einheit dargestellt. 5.40 M. Gebunden 6.50 M.

In allen bis jetzt vorliegenden Kritiken als die beste Einführung in das Verständnis der Dichtung und als eine wahrhafte Bereicherung der Goethe-Litteratur bezeichnet.

Verlag von Emil Felber in Berlin SW. 46.

Geschichtsphilosophische Gedanken

Ein Leitfaden durch die Widersprüche des Lebens

von

Carl Jentsch

Preis in Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfennig
in Halbfranzband 6 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Weder Kommunismus noch Kapitalismus

Ein Vorschlag zur Lösung der europäischen Frage

von

Carl Jentsch

In Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfg.

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Allerhand Sprachdummheiten

Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen

Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen

von

Dr. Gustav Wustmann

Stadtbibliothekar und Direktor des Ratsarchivs in Leipzig

Preis gebunden 2 Mark

Graf Bismarck und seine Leute

während des Krieges mit Frankreich

Nach Tagebuchblättern

von

Moritz Busch

Siebente vermehrte und verbesserte Auflage

Erste Volksausgabe

Preis broschiert 6 Mark, in Halbfranzband 8 Mark 50 Pfg.

Aus unsern vier Wänden

von

Rudolf Reichenau

Zweite Auflage der Gesamtausgabe

Zierliche Ausgabe. 44 Bogen brosch. 4 Mk. 50 Pfg., schön in Leinwand geb. 5 Mk. 50 Pfg., in Atlas gebunden 11 Mark

---

Alumneumserinnerungen

von einem alten Kreuzschüler (Gustav Wustmann)

Ein Band klein 8°. Preis 1 Mk. 50 Pfg., in elegantem Halbfranzband 3 Mk.

Gegründet 1. Mai 1840 — Probekisten griechischer Weine von 12 grossen Flaschen: — Gegründet 1. Mai 1840

Marke **A.** in 2 Sorten, Claret und süss M. **18.**—
Marke **B.** in 2 Sorten, Claret und süss „ **18.60**
Marke **C.** in 4 Sorten, Claret und süss „ **20.40**
Marke **D.** in 12 Sort. herb, Claret u. süss M. **19.**—
Marke **F.** in 2 Sorten, herb und süss „ **12.**—
Marke **G.** in 3 Sorten, herb und süss „ **12.**—

Deutsche und französische **Weine** in reicher Auswahl

Probekiste deutscher Weine von 20 grossen Flaschen:

Marke **E.** in 4 Sorten, weiss und rot M. **20.**—

Im Fass (nicht unter 20 Liter):
Weisse deutsche Tischweine von **50** Pf. das Liter an
Rote deutsche Tischweine von **100** Pf. das Liter an

Ich bitte meine ausführliche Preisliste zu verlangen

Katalog 63:

Werke aller Wissenschaften

(schöne Litteratur, Geschichte, Kunst, Sprachen etc.) erschien soeben. Ich versende denselben **gratis** und **franko**.

Rich. Sattlers Antiquariat, Braunschweig

Bücher-Ankauf

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer
in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eigenen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt Wien und Philadelphia.

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark.

Die Grenzboten

MAR 19 18
LIBRAR

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang

Nr. 9

Ausgegeben am 1. März 1894

Inhalt:

	Seite
Der russische Handelsvertrag eine nationale Gefahr	417
Einiges Christentum	424
Vom Hexentanzplatz der neuen deutschen Malerei. Von Adolf Rosenberg	435
Am Leuchtfeuer. Von Charlotte Niese	443
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Die Kapitulation des Liberalismus — Die brasilianische Revolution — Der Assessorismus in Preußen — Preußisches Ministerialdeutsch	455
Schwarzes Brett	464

Hierzu eine litterarische Beilage von Abel & Müller in Leipzig

Fr. Vilh. Grunow
Leipzig

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

gezeichnet von

Fritz Anders

Preis gebunden 3 Mark 60 Pfennig

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Bilder aus dem Universitätsleben

von

einem Grenzboten

Preis broschirt 2 Mark, gebunden 3 Mark

Zierliche Ausstattung

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Aus dänischer Zeit

Bilder und Skizzen

von

Charlotte Niese

Preis zierlich gebunden 3 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Die Flüchtlinge

Eine Geschichte von der Landstraße

von

Wilh. Speck

Preis broschirt 2 Mark

Schlaraffia politica

Geschichte der Dichtungen vom besten Staate

Preis broschirt 2 Mark, gebunden 3 Mark

Der Himmel auf Erden

in den Jahren

1902 bis 1912

Eine sozialpolitische Novelle von **Emil Gregorovius**

Preis broschirt 1 Mark, gebunden 1,50 Mark

Wie kam es doch?

Ein von Eugen Richter vergessenes Kapitel

Aus glücklich bewahrten Briefen

Preis 1 Mark

Griechische Weine Marke „Menzer“

hervorragend beliebt wegen ihrer anerkannt vorzügl. Güte u. Preiswürdigkeit

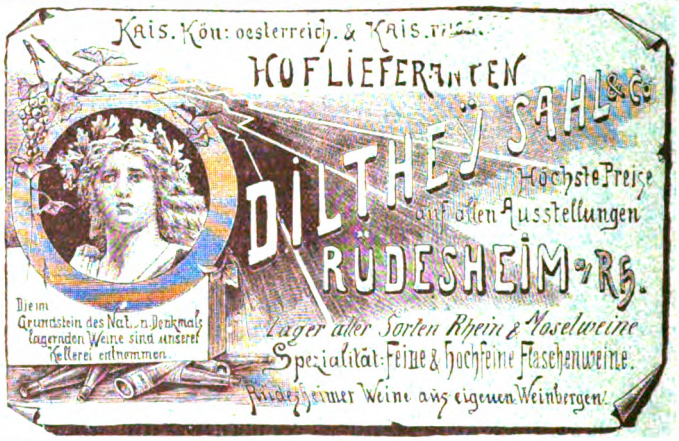
Probekisten von **je 12 grossen Flaschen,** herb, süss oder claret:

Marke	A	B	C	D	F	G
	18 M.	18 M. 60 Pf.	20 M. 40 Pf.	19 M.	12 M.	12 M.

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pf. das Liter an. Rote deutsche Tischweine von 100 Pf. das Liter an

Bitte verlangen Sie die ausführliche **Preisliste** von **J. F. Menzer, Neckargemünd**

Ritter des Königl. Griechischen Erlöser-Ordens



Grösstes und ältestes Conserven-Versand-Geschäft!

Gustav Markendorf, Leipzig

versendet **an Private** nach allen Gegenden: **In- und ausländische Conserven**

sowie alle Specialitäten für Tafel und feine Küche in den **bekannten nur besten** Qualitäten zu billigsten Preisen und zwar **Für den Frühstücks- und Mittagstisch. — Für den Theetisch. — Für Bowlen. — Für Jagd und Manöver. — Für Reise- und Landaufenthalt.**

Preiscourant gratis und franco!

Zu Festgeschenken

empfehle die so sehr beliebten, höchst eleg. ausgestatteten: **„Frühstückskörbchen“** Dieselben haben sich schon längst allgemeine Beliebtheit bei einem grossen Publikum erworben und eignen sich, wie selten Etwas, als praktisches und gern gesehenes **Gelegenheits-Geschenk!**

Die Zusammenstellung des Inhalts geschieht unter Zugrundelegung meines Preiscourantes, nach den speciellen Wünschen meiner geehrten Auftraggeber, oder auch bei Angabe des Preises nach mir gütigst zu überlassender Wahl.

Preise für einfache und feinste Arrangements: von 6—30 M und darüber.

Sorgfältigste Verpackung garantirt. Briefe und Telegramme

Gustav Markendorf, Leipzig.

Geschäftsprinzip der Firma Gustav Markendorf: **„Streng reellste Bedienung bei soliden Preisen.“**

Wahrer Adel

Ein Zeitbild

von

J. Scheibert,

Major z. D.

Preis 1 Mark

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eigenen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark.

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang

Nr. 10

Ausgegeben am 8. März 1894

MAR 24 1894

Inhalt:

	Seite
Der Identitätsnachweis und die Staffeltarife	465
Die Währungsfrage. Von O. Bähr	471
Die Grundlagen des deutschen Reichs. Von einem sächsischen Historiker	482
Julian der Abtrünnige. Ein Klagelied Jeremiä vom historischen Roman	495
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Unsre Kolonien — Die Archivlaufbahn — Zum Wagnerkultus — Gummiräder	504
Litteratur	511
Schwarzes Bret	512

Hierzu eine Beilage von Julius Schmidt in Florenz

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Verlag von L. Ehlermann, Dresden

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Was uns die Kunstgeschichte lehrt

Einige Bemerkungen
über alte, neue und neueste Malerei
von
Karl Woermann

IV u. 202 S. 8°. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—

Der Verfasser macht in diesem Buche den Versuch, in der Entwicklungsgeschichte der Künste ein Maß zu finden, an dem die Kunstströmungen der Gegenwart sich messen lassen. Er sucht auf Grund kunstgeschichtlicher Lehren feste Gesichtspunkte zu gewinnen in dem gerade jetzt so heftig entbrannten Widerstreite der auf dem Gebiete der Kunst herrschenden Richtungen. Die gründliche Gelehrsamkeit des Verfassers, seine freie, unvoreingenommene Beurteilung auch der extremsten Kunstrichtungen, endlich die künstlerisch vollendete Form seines Vortrages werden das Buch den weitesten Kreisen der Künstler und Kunstfreunde äußerst wertvoll machen.

Dresden, am 1. März 1894 **L. Ehlermann**

Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche

Eine praktische Studie
von
Paul Göhre
Kandidaten der Theologie, Generalsekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses zu Berlin

Preis broschirt 2 Mark, in Leinwand gebunden 3 Mark

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Schutz für unsre Seeleute!

Ein Aufruf an deutsche Menschenfreunde
von
Georg Wislicenus

Preis broschirt: 1 Mark

Leipzig Fr. Wilh. Grunow.

Wahrer Adel

Ein Zeitbild von
J. Scheibert,
Major z. D.

Preis 1 Mark

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Geschichtsphilosophische Gedanken

Ein Leitfaden durch die Widersprüche des Lebens

von

Carl Jentsch

Preis in Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfennig
in Halbfranzband 6 Mark

Weder Kommunismus noch Kapitalismus

Ein Vorschlag zur Lösung der europäischen Frage

von

Carl Jentsch

In Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfg.

Leopold von Rankes

Leben und Werke

von

Eugen Guglia

Preis broschirt 4 Mark 50 Pfennig

Briefe

von

Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking

Herausgegeben von

Theo Schücking

Preis broschirt 4 Mark

Griechische Weine Marke **„Menzer“**

hervorragend beliebt wegen ihrer anerkannt vorzügl. Güte u. Preiswürdigkeit

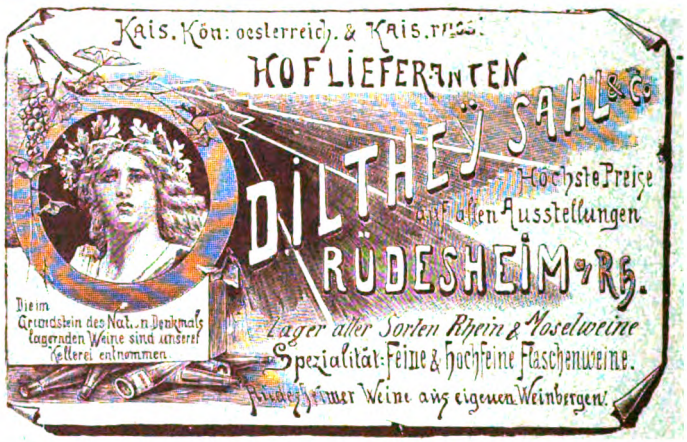
Probekisten von **je 12 grossen Flaschen**, herb, süss oder claret:

Marke	A	B	C	D	F	G
	18 M.	18 M. 60 Pf.	20 M. 40 Pf.	19 M.	12 M.	12 M.

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pf. das Liter an. Rote deutsche Tischweine von 100 Pf. das Liter an

Bitte verlangen Sie die ausführliche **Preisliste** von **J. F. Menzer, Neckargemünd**

Ritter des Königl. Griechischen Erlöser-Ordens



J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eigenen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena**

Soeben erschien:

Dr. Emil Kraepelin,

Professor der Psychiatrie in Heidelberg

Ueber geistige Arbeit

Preis 60 Pfennige

Die Christliche Welt

Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1394

Vierteljährlich 2 Mark

Nr. 10: Vorbild oder Erlöser? — Der Heilsglaube an Christus und die Thatsachen des Lebens Jesu — Der Kirchenkongreß von Birmingham: 1. Allgemeines — Zur Judenfrage: 1. Antisemitisches und Philosemitisches; 2. Die Ursache des Schadens — Hannele. Erste Hälfte — Wider den modernen Artikel „Moderne Jesuserzählungen.“ Nebst Antwort und Schlußwort — Antwort auf den Artikel „Weiteres über die Lutherkirche in Rom“ — Verschiedenes: Ueber das italienische Volksschulwesen; Der Trierer Streit; Der Konservatismus als Weltanschauung; Politik und Christentum; Die Brüdergemeinde; Matthias Claudius; Gütersloher Jahrbuch 1893|94.

Chronik der Christlichen Welt

Vierter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1403

Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 10: Deutsch-Evangelische Landeskirchen: Gegen die Hannoversche Agendenreform — Zu der Vorstellung gegen den neuen preußischen Agendenentwurf — Ueber die „gesetzliche Einführung der preußischen Agende“ — Der Reichsbote und die neue Agende — Zur Konstituirung einer Rheinisch-westfälischen Vereinigung der Freunde des kirchlichen Bekenntnisses — Versammlungen — Soziales. Heidenmission: Die evangelischen Arbeitervereine Württembergs — Der badische Verband evangelischer Arbeitervereine — Die erste freie evangelisch-soziale Konferenz für den Bezirk Wiesbaden — Die Basler Mission in Kamerun — Personalien.

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark.

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang

Nr. 11

Ausgegeben am 15. März 1894

APR 25 18

Inhalt:

	Seite
Unsre deutschen Brüder in Österreich	513
Die Frauenfrage	517
Sir Joshua Reynolds und unsre moderne Kunstanschauung. Von Konrad Lange	531
Bilder aus dem Westen. Von E. Below. 9. Beim Verschollnen	542
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Das rote Gespenst — Schulchan Aruch — Geistige Arbeit — Das Volkslied auf dem Gymnasium — Eine national deutsche Oper	550
Schwarzes Bret	558

Hierzu 1 litterarische Beilage von Leopold Voß in Hamburg

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

gezeichnet von

Fritz Anders

Preis gebunden 3 Mark 60 Pfennig

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Bilder aus dem Universitätsleben

von

einem Grenzboten

Preis broschirt 2 Mark, gebunden 3 Mark

Zierliche Ausstattung

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Aus dänischer Zeit

Bilder und Skizzen

von

Charlotte Niese

Preis zierlich gebunden 3 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Die Flüchtlinge

Eine Geschichte von der Landstraße

von

Wilh. Speck

Preis broschirt 2 Mark

Schlaraffia politica

Geschichte der Dichtungen vom besten Staate

Preis broschirt 2 Mark, gebunden 3 Mark

Der Himmel auf Erden

in den Jahren

1902 bis 1912

Eine sozialpolitische Novelle von **Emil Gregorovius**

Preis broschirt 1 Mark, gebunden 1,50 Mark

Wie kam es doch?

Ein von Eugen Richter vergessenes Kapitel

Aus glücklich bewahrten Briefen

Preis 1 Mark

Griechische Weine Marke **„Menzer“**

hervorragend beliebt wegen ihrer anerkannt vorzügl. Güte u. Preiswürdigkeit

Probekisten von **je 12 grossen Flaschen,** herb, süss oder claret:

Marke	A	B	C	D	F	G
	18 M.	18 M. 60 Pf.	20 M. 40 Pf.	19 M.	12 M.	12 M.

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pf. das Liter an. Rote deutsche Tischweine von 100 Pf. das Liter an

Bitte verlangen Sie die ausführliche **Preisliste** von **J. F. Menzer, Neckargemünd**

Ritter des Königl. Griechischen Erlöser-Ordens

Grösstes und ältestes **Conserven-Versand-Geschäft**

von

Gegründet 1870 **Gustav Markendorf, Leipzig** *Gegründet 1870*

versendet direkt an **Private** nach allen Gegenden:

In- und ausländische Conserven

aller Art, sowie viele

Specialitäten für Tafel und feine Küche,

als auch

diätetische Nahrungsmittel für Reconvalescenten

in anerkannt **nur besten Qualitäten**

— Ausführliche Preisliste gratis und franko! —

Briefe und Telegramme: **Gustav Markendorf, Leipzig**

Alle Sendungen werden promptest effektuirt und zwar in Höhe von **20 Mark** an innerhalb Deutschlands emballage- und portofrei

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer
in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Die Christliche Welt

Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt
für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1394

Vierteljährlich 2 Mark

Nr. 11: Gründonnerstags-Mysterium — Stellvertretendes Leiden — Aus dem Leben der ältesten christlichen Gemeinden: 1. Von Karfreitag bis Ostern — Der Kirchenkongreß zu Birmingham: 2. High-Church und Low-Church — Madagaskar. Wider das Deutsche Wochenblatt — Zur Judenfrage: 3. Wirkung des Talmuds; 4. Die Heilung — Hannele. Zweite Hälfte — Verschiedenes: Ueber den Notstand in der Berliner Kinderwelt; Der Trierer Streit; Zu dem ersten Artikel zur Judenfrage

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang

Nr. 12

Ausgegeben am 22. März 1894

APR 5 1894

Inhalt:

	Seite
Die Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse und die Edelmetallwährungen. Von Otto Gerlach	561
Die Sklaverei bei den antiken Dichtern. 2 . .	573
Sir Joshua Reynolds und unsre moderne Kunstanschauung. Von Konrad Lange (Schluß) .	586
Für Freunde zeitgenössischer Litteratur	595
Bilder aus dem Westen. Von E. Below. 9. Beim Verschollnen (Schluß)	601
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Vlamen und Reichsdeutsche — Zur Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes — Der Wert gerichtlicher Entscheidungen — Arbeitsmangel in den höhern Ständen	608
Schwarzes Bret	615

Hierzu eine Beilage von Julius Schmidt, Florenz.

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Soeben ist erschienen:

Erinnerungen aus meiner Dienstzeit

Von

Richard Berendt

Generalmajor z. D.

Preis broschirt: 1.60 Mark

Fünfzig Jahre aus meinem Leben

Von

Richard Freiherrn von Strombeck

Generalmajor z. D.

Preis broschirt: 1.60 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Der Himmel auf Erden

in den Jahren

1902 bis 1912

Eine sozialpolitische Novelle von **Emil Gregorovius**

Preis broschirt 1 Mark, gebunden 1,50 Mark

Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche

Eine praktische Studie

von

Paul Göhre

Kandidaten der Theologie, Generalsekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses zu Berlin

Preis broschirt 2 Mark, in Leinwand gebunden 3 Mark

Schutz für unsre Seeleute!

Ein Aufruf an deutsche Menschenfreunde

von

Georg Wislicenus

Preis broschirt: 1 Mark

Wahrer Adel

Ein Zeitbild von

J. Scheibert,

Major z. D.

Preis 1 Mark

Probekisten
griechischer Weine
von 12 grossen Flaschen:

Marke **A.** in 2 Sorten, Claret und süss . . Mk. **18.—**
Marke **B.** in 2 Sorten, Claret und süss . . Mk. **18.60**
Marke **C.** in 4 Sorten, Claret und süss . . Mk. **20.40**
Marke **D.** in 12 Sorten, herb, Claret und süss Mk. **19.—**
Marke **F.** in 2 Sorten, herb und süss . . Mk. **12.—**
Marke **G.** in 3 Sorten, herb und süss . . Mk. **12.—**

Deutsche und französische WEINE in reicher Auswahl.

Probekiste deutscher Weine von 20 grossen Flaschen:
Marke **E.** in 4 Sorten, weiss und rot . . . . . Mk. **20.—**

Im Fass (nicht unter 20 Liter):
Weisse deutsche Tischweine von **50** Pf. das Liter an.
Rote deutsche Tischweine von **100** Pf. das Liter an.

Ich bitte meine ausführliche Preisliste zu verlangen!

Die Christliche Welt

Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt
für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1394
Vierteljährlich 2 Mark

Nr. 12: Ostern — Des sind wir Zeugen — Aus dem Leben der ältesten christlichen Gemeinden: 2. Ostern; 3. Die Bedeutung des Osterglaubens — Glaubensgewißheit — Gottesglaube und moderne Weltanschauung — Otto Funcke: 1. Der Schriftsteller — Etwas über die Zuge — Der Kirchenkongreß zu Birmingham: 3. Die Staatskirche und der Dissent — Bücher und Schriften: Der Heimat zu! — Dieffenbach, Das Evangelium St. Lucä — Stille Stunden an der See — Schutz für unsre Seeleute! — Philipp Spitta. Ein Lebensbild — Bücher — Meisterwerke der Christlichen Kunst — Campana Paschalis

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer
in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Bad Reinerz

in Preussisch-Schlesien, klimatischer, waldreicher Höhen Kurort — Seehöhe 568 Meter — besitzt drei kohlensäurereiche, alkalisch-erdige Eisentrinkquellen, Mineral-, Moor-Douche-Bäder und eine vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. Namentlich angezeigt bei Krankheiten der Respiration, der Ernährung und Konstitution. Frequenz 7000 Personen. 8 Bade-Ärzte. Saison-Eröffnung Anfang Mai. Eisenbahn-Endstation Rückers-Reinerz 4 km. Prospekte gratis u. franko.

Die Grenzboten

CORNELL UNIVERSITY
APR 14 189
LIBRARY.

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang

Nr. 13

Ausgegeben am 29. März 1894

Inhalt:

	Seite
Homo animal possidens	617
Unser Schiffbau. Von Georg Wislicenus	625
Otto Roquettes Selbstbiographie	629
Ein Wort für die neue Kunst. Nebst Entgegnung	633
Gigerl	641
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Ersatz-Leipzig vor dem Reichstage	650
Litteratur	655
Schwarzes Bret	660

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Verlag von **Georg Reimer** in **Berlin**

Soeben erschienen:

König Karls XII. eigenhändige Briefe. Gesammelt und herausgegeben von Prof. Dr. **Ernst Carlson**. Autoris. deutsche Übers. von F. Mewius. 8°. Preis M. 9.—.

Vierzig Millionen ersparte Steuern oder die Reform der Organisation der preussischen Staatseisenbahnverwaltung. Kritik und Vorschläge eines Praktikers von **Reinh. Menz**. Preis M. —.90.

Aus unsern vier Wänden

von

Rudolf Reichenau

Zweite Auflage der Gesamtausgabe

Zierliche Ausgabe. 44 Bogen brosch. 4 Mk. 50 Pfg., schön in Leinwand geb. 5 Mk. 50 Pfg., in Atlas gebunden 11 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Kleine Frauen

von

Louisa M. Alcott

Deutsch von Pauline Schanz

Zweite Auflage

Ein starker Band, in Leinen gebunden 6 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Graf Bismarck und seine Leute

während des Krieges mit Frankreich

Nach Tagebuchblättern

von

Moritz Busch

Siebente vermehrte und verbesserte Auflage

Erste Volksausgabe

Preis broschiert 6 Mark, in Halbfranzband 8 Mark 50 Pfg.

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Skizzen aus unſerm heutigen Volksleben

gezeichnet von

Fritz Anders

Preis gebunden 3 Mark 60 Pfennig

Aus däniſcher Zeit

Bilder und Skizzen

von

Charlotte Nieſe

Preis zierlich gebunden 3 Mark

Bilder aus dem Univerſitätsleben

von

einem Grenzboten

Preis broſchirt 2 Mark, gebunden 3 Mark

Zierliche Ausſtattung

Feldpoſtbriefe

eines vermißten ehemaligen Afraners

aus dem Kriege 1870

Herausgegeben von ſeinem Bruder

Lic. theol. G. Türk

Profeſſor an der Fürſten- und Landesſchule St. Afra in Meißen

Preis broſchirt 1 Mark 50 Pfennig

Griechische Weine Marke „Menzer"

hervorragend beliebt wegen ihrer anerkannt vorzügl. Güte u. Preiswürdigkeit

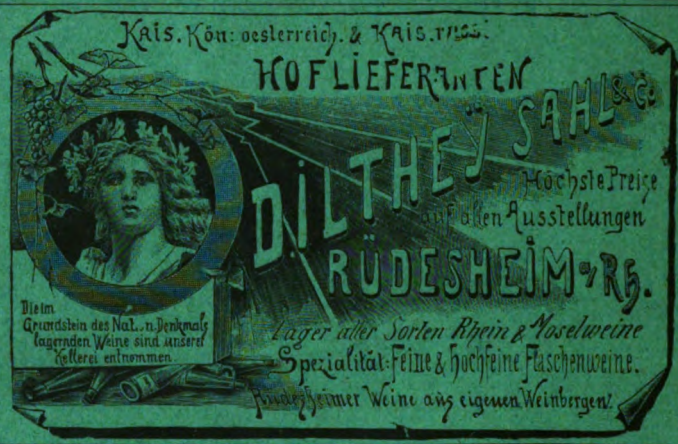
Probekisten von **je 12 grossen Flaschen**, herb, süss oder claret:

Marke	A	B	C	D	F	G
	18 M.	18 M. 60 Pf.	20 M. 40 Pf.	19 M.	12 M.	12 M.

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pf. das Liter an. Rote deutsche Tischweine von 100 Pf. das Liter an

Bitte verlangen Sie die ausführliche **Preisliste** von **J. F. Menzer, Neckargemünd**

Ritter des Königl. Griechischen Erlöser-Ordens



Grösstes und ältestes Conserven-Versand-Geschäft!

Gustav Markendorf, Leipzig

versendet **an Private** nach allen Gegenden: **In- und ausländische Conserven**

sowie alle Specialitäten für Tafel und feine Küche in den bekannten nur besten Qualitäten zu billigsten Preisen und zwar

Für den Frühstücks- und Mittagstisch. — Für den Theetisch. — Für Bowlen. — Für Jagd und Manöver. — Für Reise- und Landaufenthalt.

Preiscourant gratis und franco!

Zu Festgeschenken

empfehle die so sehr beliebten, höchst eleg. ausgestatteten: **„Frühstückskörbchen"** Dieselben haben sich schon länget allgemeine Beliebtheit bei einem grossen Publikum erworben und eignen sich, wie selten Etwas, als praktisches und gern gesehenes **Gelegenheits-Geschenk!**

Die Zusammenstellung des Inhalts geschieht unter Zugrundelegung meines Preiscourantes, nach den speciellen Wünschen meiner geehrten Auftraggeber oder auch bei Angabe des Preises nach mir gütigst zu überlassender Wahl.

Preise für einfache und feinste Arrangements: von 6—30 M und darüber.

Sorgfältigste Verpackung garantirt. Briefe und Telegramme.

Gustav Markendorf, Leipzig.

Geschäftsprinzip der Firma Gustav Markendorf: „Streng reellste Bedienung bei soliden Preisen."

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer

in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Die Christliche Welt

Achter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1394

Vierteljährlich 2 Mark

Nr. 13: Von der Gottheit Christi — Giebt es religionslose Sittlichkeit? 1. Sittlichkeit die Frucht wahrer Religion — Aus dem Leben der ältesten christlichen Gemeinden; 4. Pfingsten; 5. Die Gnadengaben — Der Kirchenkongreß zu Bi...ngham; 4. Die Kirche und die sozialen Probleme (Schluß) — Otto Funcke: 2. Der Theologe (Schluß) — Die Botschaft Tolstois; 6. Aufzeichnungen eines Markörs. Die beiden Husaren. Der Schneesturm. Albert — Kurze Anrede bei der Weihe der Lourdes-Statue und Einsegnung der Kapelle des Herrn v. N. in der Pfarrkirche zu L. — Verschiedenes: Unsre persönliche Stellung zum geistlichen Beruf; Zehn Jahre Gefängnisprediger; Sammlung theologischer und sozialer Reden und Abhandlungen; Beiträge zur Ästhetik der deutschen Klassiker; Ein evangelischer Pfarrer im Reichstage über das Duell.

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark.